Bildungsschule für's Leben.

Ein Buch für Haus und Welt.

Redigirt

von

Anton Reichensperger,

Domkaplan in Augsburg.

(Auszug aus der „Fortbildungsschule für deutsches Volk und deutsche Jugend.“ Redigirt von A. Büschl und A. Reichensperger, herausgegeben und verlegt von G. Wolf.)

Augsburg.
Druck und Verlag von Georg Wolf.
1866.

A.

Biographieen.

---

1. Die heiligen Apostel.

(Von K. Raffler.)

Wenn wir in diesen Blättern die Leser bekannt machen wollen mit Persönlichkeiten, die in der Kirche, im Staat, im Gebiete der Wissenschaft, der Kunst und des industriellen Lebens in ausgezeichneter Weise thätig waren und in ihrem Berufe sich unsterbliche Verdienste um das sittliche und materielle Wohl der Menschheit erworben haben, so können wir füglich die Reihenfolge dieser hervorragenden Persönlichkeiten mit jenen Männern beginnen, deren Wirkungskreis wohl der größte und erhabenste war, welcher je der menschlichen Thätigkeit angewiesen werden kann. Wir meinen die hl. Apostel.

Das erste christliche Pfingstfest, zehn Tage nach der Himmelfahrt Jesu, war die Geburtsstunde der christlichen Kirche. Kaum waren die Jünger des Herrn ausgerüstet mit dem Geiste von Oben, hielt auch schon Petrus seine erste Predigt. Seinen Worten hörte eine zahlreiche Menge von Menschen aus den verschiedensten Nationen der Welt zu. Diese erste Predigt hatte einen wunderbaren Erfolg. Bei 3000 Seelen bekehrten sich, glaubten an Jesus und waren zu der bisher so kleinen Gemeinde hinzugethan. Von nun an begann ein anderes Leben der Anhänger Jesu. Obwohl sie noch immer im Verbande mit dem Judenthume verblieben und genau seine Gebräuche beobachteten, so kamen sie doch täglich in ihren Häusern zusammen, brachen das Brod d. h. sie feierten das unblutige Opfer, lobten und priesen Gott. Die Apostel verkündigten fortan die Lehre Christi und bestätigten ihre Wahrheit durch auffallende Wunder. Dadurch wurden immer Mehrere bewogen, sich der jungen Gemeinde anzuschließen, die von Tag zu Tag an Größe zunahm. Auch hatten die Bekenner Jesu eine Art Gütergemeinschaft unter sich eingeführt, der beizutreten, wenn es auch fast allgemeine Regel bildete, doch nicht Pflicht war.

Die Anhänger der neuen Religion nannten sich untereinander **Brüder** oder **Gläubige**. Die Juden hießen sie **Galiläer** oder **Nazaräer**, von den Heiden wurden sie später **Christianer** oder **Christen** genannt.

Nach kurzer Zeit schon entstand bei der Menge der Gläubigen das Bedürfniß, eigene Männer aufzustellen, welche die Verpflichtung hatten, die Sorge für die Armen zu übernehmen. Die Apostel riefen die Gemeinde zusammen, stellten ihr die Nothwendigkeit einer solchen Einrichtung vor, und ermahnten sie, nun Männer aus ihrer Mitte zu wählen, die ein gutes Zeugniß hätten und voll des heiligen Geistes wären. Auf dieses hin erkor die Gemeinde sieben Männer und stellte sie zur Bestätigung den Aposteln vor, von denen sie unter Gebet und Handauflegung für ihr Amt eingeweiht wurden.

Diese Männer führten fortan den Namen „**Diakonen**" d. h. Diener, und der Vornehmste unter ihnen war **Stephanus**. Wenn auch diese Diakonen anfänglich nur für die Besorgung der zeitlichen Angelegenheiten bestimmt waren, so gewannen sie doch bald einen bedeutenden Antheil an der Opferfeier, so wie ihnen auch die Verwaltung des Predigtamtes und die Spendung der Taufe übertragen wurde.

Im Anfange schien die Synagoge auf das Wirken der Apostel und auf die erste Bildung der Kirche wenig zu halten. Vermuthlich glaubte man mit dem Morde Jesu als des Hauptes genug gethan zu haben; und täuschte sich in dem fernern Verhalten der Apostel, die man als unstudirte und muthlose Leute verachtete. Als aber Petrus und Johannes den Lahmen an der Tempelpforte heilten und im Tempel predigten, begann die Verfolgung der jungen Gemeinde von Seiten des Judenthumes. Zwar wagte es der hohe Rath nicht, Petrus und Johannes zu strafen. Nur verbot man ihnen ferner die Lehre Jesu zu verkünden und Wunder zu thun. Als aber die Apostel dieses Verbots nicht achteten, sondern fortfuhren, Jesum als den Messias zu predigen, wurden sie gefänglich eingezogen. Aber auf den Rath des weisen Pharisäers Gamaliel wurden sie wieder entlassen, nachdem sie die Strafe der Geißelung erduldet hatten. Unterdessen wurde in Jerusalem das Christenthum immer fester begründet und täglich traten neue Mitglieder in die Kirche.

Das erbitterte die Juden mehr und mehr, und so entstand die erste blutige Verfolgung, als deren **erstes Opfer** der Diakon **Stephanus** fiel. In der Synagoge der Libertiner hatte er frei und offen es bekannt, der alte Bund habe aufgehört, sei in Christus erfüllt worden, und die jüdische Priesterschaft mit dem Volke habe sich an Christus des Messiasmordes schuldig gemacht. Das konnten die Feinde nicht ertragen, sie schleppten ihn vor das Thor und steinigten den muthigen Zeugen, der nach dem Beispiele seines Meisters noch sterbend für seine Mörder betete. Bei dieser ersten Verfolgung war besonders der junge Pharisäer **Saulus** thätig, der ein Schüler des Gamaliel ge-

wesen. Er stürmte in die Häuser, schleppte Männer und Weiber vor die Gerichte und hatte seine Freude daran, wenn sie in den Synagogen gegeißelt und dann hingerichtet wurden. Auf Grund dieser ersten Verfolgung der Christen in Jerusalem flohen die meisten Christen aus der Stadt und zerstreuten sich auf dem Lande. Nur die Apostel blieben in Jerusalem, ohne daß sie besonders belästigt worden wären. Uebrigens hatte die Zerstreuung ihre guten Folgen. Denn dadurch wurde die Lehre Jesu in immer weitern Kreisen bekannt und gewann viele Anhänger. So kam unter Anderm der Diakon Philippus auch nach Samaria, und predigte hier mit dem segensreichsten Erfolge. Die Gläubigen taufte er, und von den Aposteln zu Jerusalem wurden Petrus und Johannes abgesandt, um diesen Getauften zur Mittheilung des heiligen Geistes die Hände aufzulegen. Von der größten Bedeutung für die Verbreitung des Christenthumes war aber die wunderbare Bekehrung eben desselben Saulus, der sich zuerst als den heftigsten Gegner gezeigt hatte. Als er nämlich in Jerusalem die Gemeinde Jesu zersprengt hatte, ließ er sich von dem hohen Rathe Vollmachtsbriefe geben, daß er auch in andern Städten die Christen verfolgen dürfe. So zog er hin gen Damaskus. Auf dem Wege hatte er, wie bekannt, eine Erscheinung Jesu, in Folge deren er nicht nur Christ, sondern der thätigste Apostel wurde. Dieses Ereigniß fällt höchst wahrscheinlich in das Jahr 35 n. Chr. Nach seiner Bekehrung begab sich Paulus von Damaskus hinweg in seine Vaterstadt Tarsus.

Unerwartet schnell endete diese erste Verfolgung, und den Frieden, der nun eintrat, konnte Petrus benutzen, um einige Gemeinden, die in Palästina entstanden waren, zu besuchen, und die noch jungen Gläubigen im Christenthume zu bestärken.

In diese Zeit fällt auch die Aufnahme des ersten Heiden in die Kirche Jesu, ohne daß von demselben zuvor die Beschneidung gefordert worden wäre.

Es war dieses der Hauptmann Cornelius, den der Apostelfürst Petrus in Folge einer belehrenden Vision ohne Weiteres in die Kirche einführte. Dadurch war ein großer Fortschritt in der Entwickelung des Reiches Jesu auf Erden gemacht, und bald trat die Bestimmung desselben, ein universales zu werden, mehr und mehr hervor. Ungefähr im Jahre 44 n. Chr. entstand die zweite blutige Verfolgung der Christen in Jerusalem. Herodes Agrippa, dem vom Kaiser die Herrschaft über ganz Palästina gegeben worden war, ließ den Apostel Jakobus, den Bruder des Evangelisten Johannes, hinrichten; und da er sah, daß er dadurch die Gunst der Juden gewinnen könne, ließ er auch den Petrus gefangen setzen. Dieser aber wurde wunderbarer Weise befreit, und begab sich aus Palästina hinweg, wahrscheinlich nach Antiochia, wo er die Leitung der zahlreichen Christengemeinde übernahm, ohne aber deßwegen ununterbrochen an diesem Orte zu bleiben.

Wahrscheinlich bald nach dieser Verfolgung, oder vielleicht noch während derselben, trennten sich die Apostel und zogen von Jerusalem fort, um in verschiedenen Ländern den Glauben zu predigen. Nur einer aus ihrer Mitte verblieb in Jerusalem, Jakobus der Sohn des Alphäus. Er war der erste Bischof der christlichen Gemeinde in Jerusalem, und wurde wegen seiner Frömmigkeit und seiner strengen Lebensweise allgemein verehrt.

Erst um das Jahr 60 gelang es seinen Feinden, ihn dem Tod zu überliefern, indem ihn einige Juden bei einem entstandenen Aufruhre von der Tempelzinne herabstürzten, und dann mit Walkerstangen zu Tode schlugen.

Von Petrus erzählt uns die Geschichte, daß er sieben Jahre lang der Kirche von Antiochia vorgestanden habe und ebenfalls 25 Jahre lang Bischof von Rom gewesen sei. Daß diesen uralten Ueberlieferungen geschichtliche Thatsachen zu Grunde liegen, ist über allen Zweifel erhaben, wenn es uns auch schwer wird, genau die Zeiten zu bestimmen, in welchen Petrus in Antiochia und in Rom gewirkt hat. Wenn aber neuere Schriftsteller jede Anwesenheit des Petrus in Rom leugneten, so war dieses nicht etwa eine Forderung wahrer Wissenschaft, sondern, wie ein Gegner der kathol. Religion bezeugt, „partheiische Polemik.“ Alte Schriftsteller wissen uns auch davon zu erzählen, daß er den Juden in Pontus, Galatien, Kappadocien und Bithynien gepredigt und viele derselben zum Christenthume bekehrt habe. Seinen Tod fand Petrus wahrscheinlich im letzten Jahre der Neronischen Verfolgung in Rom am Kreuze.

Von den Schicksalen und dem Ende der übrigen Apostel mit Ausnahme des Johannes und Paulus haben wir nur dunkle und darum unsichere Nachrichten. Ihnen zufolge verkündete Andreas der Bruder des Petrus, in Scythien den Glauben und starb zu Patras den Kreuzestod.

Während Judas Thaddäus in Arabien, Mesopotamien und Idumäa die christliche Religion verbreitet haben soll, wirkte Simon in Mauritanien und Lybien und Matthäus, der Verfasser des ersten kanonischen Evangeliums, predigte in Aethiopien. Den Apostel Philippus treffen wir in Groß- und Klein-Phrygien, den Bartholomäus im glücklichen Arabien, den Thomas aber im fernsten Oriente.

Der Apostel Johannes, der Lieblingsjünger des Herrn, soll zuerst längere Zeit in Jerusalem geblieben sein. Bei ihm verweilte den ältesten Nachrichten zufolge Maria, die heilige Jungfrau, bis zu ihrem Tode, der erst im Jahre 44 erfolgt sein soll; ob dann Johannes bei den Parthern das Evangelium verkündet habe, das lassen wir dahingestellt. Aber das ist gewiß, daß er in seinem Alter in Kleinasien wirkte und in Ephesus seinen Sitz aufschlug. Von hier aus, scheint es, führte er eine Art Oberaufsicht über die Kirchen von Kleinasien. Gegen das Ende seines Lebens wurde er auf die Insel Patmos ver-

bannt, wo er die Offenbarung des Herrn empfing. Doch konnte er nach einiger Zeit wieder nach Ephesus zurückkehren, wo er im hohen Greisenalter sanft entschlief, ungefähr um das Jahr 100. Er ist der Verfasser des vierten Evangeliums, ein getreuer Zeuge für die Thaten und Reden des Herrn, gegen den sich vergebens alle Angriffe des modernen Unglaubens gerichtet haben und richten werden. Neben dem Evangelium schrieb er auch die Offenbarung und drei Briefe, die sämmtlich ihre Stelle im neutestamentlichen Kanon gefunden haben.

Am meisten für die Verbreitung des Christenthumes wirkte der zuletzt berufene Apostel Paulus, der Lehrer der Völker. Auf mehreren großen Missionsreisen predigte er in allen angesehenen Orten von Kleinasien, in Cypern, Pamphilien, Pisidien, Lycaonien, in Phrygien, Galatien und Mazedonien und gründete die angesehenen Kirchen zu Thessalonich, Beröa, Athen und Korinth. Bei seiner letzten Anwesenheit in Jerusalem wurde er bei einem von den Juden erregten Aufstande gefangen genommen, in welcher Gefangenschaft er sich bei 2 Jahre befand. Als er Appellation an den Kaiser eingelegt hatte, wurde er nach Rom geschickt, wo seine übrigens leichte Haft noch 2 Jahre dauerte. Es gelang ihm nochmals die Freiheit zu erlangen, wohin er sich aber begeben, ist unbekannt. Unter Nero war er wieder nach Rom gekommen und wurde hier als römischer Bürger enthauptet. Das Jahr seines Todes ist ebenso unbestimmt als das Todesjahr des Petrus. Er ist Verfasser von vielen Briefen, unter denen der an die Christen in Rom der bedeutendste ist. Mit den Aposteln wirkten noch unermüdet für die Verbreitung der Lehre Jesu besonders Markus, der nach der Predigt des Petrus ein Evangelium abfaßte; wie dasselbe Lukas nach den Vorträgen des Paulus that. Derselbe lieferte auch die Geschichte der Apostel. Ferner waren für dieselben Zwecke noch thätig Timotheus, Titus, Appollo, Aquilas, Sosthenes, Silas, Philemon, Archippus und Andere.

Zwei Ereignisse wurden während der Apostolischen Zeit noch besonders bedeutsam für die weitere Ausbreitung und Befestigung der neuen Religion. Das Erste davon war das sogenannte Apostel-Concilium, welches zu Jerusalem wahrscheinlich um das Jahr 50 zusammengekommen war. Von Antiochia waren Paulus und Barnabas eingetroffen, und auf Antrag des Petrus und Bevorwortung des Jakobus entschied die Versammlung die Streitfrage ob auch die Heidenchristen zur Beobachtung des Mosaischen Gesetzes verpflichtet seien, dahin, daß den Heidenchristen nichts weiter auferlegt werden sollte, als wozu auch die sogenannten Proselyten des Thores verpflichtet waren: Enthaltung von Opferspeisen, vom Erstickten, vom Blute und von der Unzucht.

Das zweite Ereigniß war die Zerstörung Jerusalems mit dem alttestamentlichen Tempel. Dieses geschah im Jahre 70, und zwar unter solchen Umständen, wie sie Jesus wenige Tage vor seinem Tode

genau vorhergesagt hatte. Mit dieser Zerstörung war die vollständige Trennung des Christenthumes von der Synagoge vollendet. Der neue Guß war gelungen; die Form mußte in Stücke gehen. Schon vor der Belagerung hatte sich die Christengemeinde aus der Stadt nach dem stillen Pella auf dem Gebirge geflüchtet.

Ueberblicken wir die Ausdehnung des Christenthumes am Ende der apostolischen Zeit, so finden wir, daß es zunächst in Vorderasien und den Ländern, die um das mittelländische Meer umher lagen, seine Wurzeln geschlagen hatte. Bereits standen wie vier unerschütterliche Säulen die vier Haupt- und Stammkirchen da. Zuerst Jerusalem, die Muttergemeinde, dann Antiochia und Alexandria im Oriente und Rom, die damalige Welthauptstadt, im Occidente. Letzteres, ausgezeichnet durch den Bischofsstuhl des Petrus, der unleugbar unter allen Aposteln den Vorrang behauptete, wurde bald als die erste Kirche der Welt anerkannt, mit der alle übrigen im Verbande stehen mußten.

Die Verfassung der Kirche war eine sehr einfache und natürliche und bietet alle wesentlichen Elemente der späteren Hierarchie. An der Spitze der Gesammtkirche stand Petrus, und unter und in Gemeinschaft mit ihm führten über die von ihnen gegründeten Kirchen die Apostel die Aufsicht. Diese ernannten an allen Kirchen Stellvertreter, Bischöfe, denen sie unter Gebet und Handauflegung die heiligen Weihen ertheilten und die Vollmacht gaben, alle Sakramente zu spenden, Andern die Weihe zu geben und die Gläubigen zu leiten. Neben und in Unterordnung unter diese Bischöfe waren auch die Presbyter, d. i. Priester aufgestellt, welche die Sakramente mit Ausnahme der Firmung und Priesterweihe spendeten und predigten. Ihren Rath zu hören war der Bischof angewiesen. Noch finden wir in dieser Zeit schon die Diakone sowie die Diakonissen. Das Volk bildete die hörende Kirche.

Die Feier des Gottesdienstes in der apostolischen Zeit trug das Gepräge der Einfachheit an sich. Sie bestand in Predigt, Gebet und Gesang, und vor Allem in der Feier der Eucharistie. Das älteste Fest in der Kirche ist ohne Zweifel das Osterfest, sowie auch bereits in dieser Periode der Sonntag, als Auferstehungstag des Herrn, der Tag war, an welchem der Gottesdienst gehalten wurde. Die Versammlungsorte der Christen waren die Häuser der Gläubigen. Vielfach wurden bei den Zusammenkünften Almosen gesammelt, um die armen Gläubigen zu unterstützen. Auch die Agapen, die Liebesmahle, wurden schon gehalten. Die Armen hatten dabei Theil an den Gaben der Reichen. Sie scheinen an die Stelle der Gütergemeinschaft gekommen zu sein, die wir nur in der Gemeinde zu Jerusalem eingeführt finden.

So beschaffen waren die Schicksale und Einrichtungen der Kirche in der apostolischen Zeit. Was hier grundgelegt wurde, fand seinen Ausbau erst in den folgenden Zeiten, nachdem die Kämpfe siegreich durchgestritten waren und der Friede die christliche Welt beglückte.

2. Die Zeit der Martyrer.

(Von K. Raffler.)

Unter der Zeit der Martyrer verstehen wir jene Epoche, in welcher das Christenthum von dem römischen Staate, der hier gleichsam als Repräsentant des Heidenthumes handelte, blutig verfolgt wurde. Diese Zeit erstreckt sich mithin von der Regierung des Kaisers Nero (64 nach Christus) bis auf den Augenblick, in welchem Constantin der Große der Kirche den Frieden gab (312 n. Chr.).

Anfangs wurde das Christenthum, da es von Judäa ausging, wenig unter den Heiden beachtet. Hielt man es ja nur für eine Sekte des ohnehin schon verachteten Judenthumes. Zu dem kam noch der Umstand, daß die Bekenner der neuen Religion Anfangs in ihrer großen Mehrzahl den niedern und armen Ständen angehörten. Bald aber änderte sich die Sachlage, da die Juden selbst sich Mühe gaben, wo sie konnten, die Heiden gegen die Christen aufzuhetzen, wovon uns in der Apostelgeschichte mehrere Beispiele berichtet werden. Ja Justin, der Martyrer, machte den Juden sogar den Vorwurf, daß sie in alle Welt Männer gesandt hätten, um die Christen als eine gottlose Sekte zu verschreien.

Wenn aber auch das Alles nicht gewesen wäre, so hätte doch eine Verfolgung der jungen Religion nicht ausbleiben können, da zu viele Umstände derselben sich feindlich in verschiedenen Formen entgegenstellten. Spottete man auch vielfach der alten Götter, so war doch bei der großen Mehrzahl des Volkes die Anhänglichkeit an die alte Religion sehr groß. Wie alles Neue, so wurde auch die neue Lehre angefeindet, und fast allgemein galten die Christen als Gotteslästerer. Durch die Lehren des Christenthumes wurde ein Gegensatz zu allen bisherigen Verhältnissen des öffentlichen wie Privatlebens hervorgerufen, der auffallend genug war; und wir dürfen uns nicht wundern, wenn man damals die Christen für ein lichtscheues und dem menschlichen Geschlechte feindliches Volk ansah, wie der römische Geschichtschreiber Tacitus sie nennt. Zu dem kam aber auch noch der Umstand, daß durch die Zunahme des Christenthumes die zeitlichen Interessen der heidnischen Priester, der Handwerker für Götzendienst oder für öffentliche Lustbarkeiten bedeutend gefährdet und beeinträchtiget wurden. Alles dieses bewirkte eine allgemeine Aufregung unter dem Volke, die nicht selten sich bis zur Wuth steigerte. Durch sie wurden die ersten Verfolgungen hervorgerufen, und die Staatsobrigkeit ließ sich fortreißen, ebenfalls die Christen zu verfolgen, weil sie darin ein bequemes Mittel sah, dem Volke etwas zu Gefallen zu thun, und zugleich den Unwillen bei öffentlichem Mißgeschicke auf irgend einen wehrlosen Gegenstand lenken zu können. Um gesetzliche Vorwände war man nicht verlegen. Man hatte das Christenthum

als verbotene Religion erklärt, und gegen ihre Anhänger bestanden scharfe Gesetze. Ueberdieß erließen aber auch noch einige Kaiser besondere Verfolgungsedikte, da sie in dem Schutze der Götter und ihres Dienstes ein Mittel gefunden zu haben glaubten, um den Staat zu schützen und vor Unglück zu bewahren.

Die Verfolgungen nahmen fast immer ihren Ausgang von der Hauptstadt Rom, und breiteten sich dann aber auch über alle römischen Provinzen aus. Waren sie einmal begonnen, so hörten sie nicht so bald wieder auf, da die Gesetze gegen die Christen nicht förmlich widerrufen wurden. Es stand also den Obrigkeiten frei, immer wieder von den alten Gesetzen Gebrauch zu machen, wenn sie entweder aus Fanatismus oder aus anderen Gründen die Verfolgung aufs Neue beginnen wollten. Darum finden wir auch, daß oft zu einer und derselben Zeit in einem Theile des römischen Reiches die Christen blutig verfolgt wurden, während sie in andern Theilen vollkommener Ruhe sich erfreuten. Oft hatte die Verfolgung in Rom schon aufgehört, während sie in Folge desselben Rescriptes in den fernsten Provinzen erst begann.

Ohne Zweifel war diese Zeit für die Christen eine traurige und leidensvolle Epoche, da sie keinen Augenblick ihres Lebens und ihres Besitzstandes sicher waren. Aber dennoch zählt sie zu den herrlichsten Zeiten der christlichen Geschichte. Fielen auch im Angesichte der drohenden Qualen und des Todes Viele vom Christenthume ab, was besonders in den letztern Verfolgungen geschah, weil damals eine große Zahl sich nur äußerlich der Kirche angeschlossen hatte, so zeigte doch die große Mehrzahl der Christen einen solchen Muth, daß die heidnische Welt nur staunen konnte, und daß die Besseren aus ihr sich am Ende auch einer Religion zuwandten, die solche Bekenner bildete. Je mehr Christen als Martyrer sterben mußten, desto mehr Anhänger gewann die verfolgte Kirche. Darum sagte Tertullian sanguis martyrum semen Christianorum — das Blut der Martyrer war der Same der Christen. Den Reigen der kaiserlichen Verfolger eröffnet Nero, einer der abscheulichsten Menschen, die je gelebt haben. In Rom war ein furchtbarer Brand ausgebrochen, der einen bedeutenden Theil der Stadt zerstörte. Die Stimme des ganzen Volkes beschuldigte den Kaiser, daß er der Anstifter dieser fürchterlichen Scene gewesen. Um nun diesen wohlbegründeten Verdacht von sich abzuwälzen, schob er die Schuld davon auf die Christen und begann eine der schrecklichsten Verfolgungen.

Damals wurden die Christen mit Fellen wilder Thiere bedeckt, und zum Ergötzen des Kaisers mit Hunden zu Tode gehetzt. Andere ließ er mit Pech und andern leicht entzündlichen Stoffen überstreichen und in seinen Gärten als nächtliche Leuchten anzünden und verbrennen. Andere wieder wurden ans Kreuz geschlagen, und diejenigen, denen es noch am Besten ging, wurden enthauptet. So roh und verwildert damals schon der Pöbel der Weltstadt auch war, und so sehr man auch von der

Schuld und den Verbrechen der Christen sich überzeugt hielt, so regte sich doch das öffentliche Mitleiden mit den armen Verurtheilten. In dieser Verfolgung verloren die beiden großen Apostel Petrus und Paulus das Leben. Letzterer wurde, weil er römischer Bürger gewesen, am Wege nach Ostia, ziemlich ferne von der Stadt, enthauptet, während der Erstere auf dem Janikulus den leidensvolleren Kreuzestod sterben mußte. Die Leichname der Apostel wurden von den Christen begraben, und ihre Gebeine, die theils in der Peterskirche, theils in der Basilika von St. Paul bewahrt werden, bilden noch heutzutage den größten Schatz der päpstlichen Stadt.

Mit dem Selbstmorde des Nero endete diese Verfolgung. Unter den Christen aber verbreitete sich die Sage, der Tyrann sei nicht gestorben, sondern habe sich nur über den Euphrat zurückgezogen, von wo er als Antichrist wieder kommen werde.

Auf diese erste große Verfolgung, die aber hauptsächlich nur die in Rom lebenden Christen betroffen zu haben scheint, folgten einige ruhige Jahre, bis Kaiser Domitian (v. J. 81—96) dieselbe wahrscheinlich erst gegen das Ende seiner Regierung erneuerte. Diesem argwöhnischen und grausamen Fürsten gab, wie es scheint, die entstellte Erwartung der Christen von dem kommenden Messiasreiche Anlaß zu dieser Verfolgung. Die Sache schien ihm um so bedenklicher und gefährlicher zu sein, als selbst Einige aus seiner eigenen Familie sich zum Christenthume bekannten. Nach einer Erzählung des Hegesippus soll Domitian zwei Enkel des Apostels Judas nach Rom haben kommen lassen, um sie in Betreff des messianischen Reiches zu befragen. Als der Kaiser aber von ihnen belehrt worden sei, daß dieses Reich als ein geistiges aufgefaßt werden müsse, und er auch ihre Armuth erkannt hatte, entließ er sie wieder mit Verachtung. Als Opfer dieser Verfolgung fiel der Bischof von Rom, Cletus, der zweite Nachfolger des Apostels Petrus auf dem päpstlichen Stuhle. Der Apostel Johannes war noch am Leben, und wurde auf die Insel Patmos in die Verbannung geschickt. Der Consular Flavius Clemens, des Kaisers Schwestersohn, wurde um des Glaubens willen enthauptet, und seine Gattin Flavia Domitilla nach der Insel Pontia verwiesen. Diese Verfolgung dauerte bis zum Lebensende des Domitian und dehnte sich auf die meisten Provinzen des Reiches aus. Es versteht sich daher von selbst, daß sie sehr viele Opfer forderte. Die Güter der Angeklagten wurden confiscirt. Ein Theil derselben scheint damals schon den Angebern zugekommen zu sein.

Domitians unmittelbarer Nachfolger, Nerva, hob zwar die Anklagen gegen die Christen auf, aber schon Trajan (98—117), ein sonst vortrefflicher Fürst, gestattete dieselben wieder. In einem Briefe an den Statthalter von Bithynien, den jüngern Plinius, schreibt der Kaiser, es lasse sich in Verfolgung der Christen nichts im Allgemeinen nach Einer Richtschnur festsetzen. Man solle ihnen nicht nachspüren, wenn sie aber

angegeben und überwiesen seien, so soll man sie bestrafen; doch so, daß Jeder, der ein Christ zu sein läugnet oder durch Darbringung von Opfern auf dem Altare der Götter es beweist, der Reue wegen Verzeihung erhalte, wenn er auch vorher verdächtig gewesen. Auf Angaben aber ohne eine Namensunterschrift dürfe man in keinem Falle eine Rücksicht nehmen. Dieß würde das schlimmste Beispiel geben und sei dem Zeitgeiste nicht angemessen. Wohl mag durch dieses kaiserliche Rescript die Verfolgung gemildert worden sein, ganz hörte sie aber nicht auf. In ihr verlor Papst Clemens, der Römer, das Leben, der nach alter Sage mit einem Anker um den Hals in die Tiefe des Meeres versenkt worden sein soll. In Palästina erlitt der ehrwürdige Bischof Simeon von Jerusalem in einem Alter von 120 Jahren den Kreuzestod. Auch der Apostelschüler Ignatius, Bischof von Antiochia, wurde vom Kaiser selbst verurtheilt, nach Rom gebracht, um dort im Amphitheater zur Belustigung des Volkes den wilden Thieren vorgeworfen zu werden.

Unter der Regierung des Kaisers Hadrian (117—138) steigerte sich die Wuth des Volkes gegen die Christen immer mehr. Man verlangte bei öffentlichen Festen und Spielen den Tod der Christen ohne weitere Untersuchung. Die schwache Obrigkeit gab in den meisten Fällen diesem ungerechten Verlangen nach. Davon in Kenntniß gesetzt, erließ Hadrian ein Verbot gegen solches ungesetzliches Verfahren. Es scheint, daß er die Eigenschaft eines Christen nicht als Verbrechen gegen die Staatsgesetze wollte gelten lassen. Am meisten bedrückt waren zu dieser Zeit die Christen in Palästina, wo der falsche Messias, Barchochba, einen Aufruhr gegen die Römer angestiftet hatte und alle Christen, deren er habhaft werden konnte, auf grausame Weise martern ließ. Ueberhaupt darf man nicht vergessen, daß die Juden bei Volksaufständen gegen die Christen überall eine Hauptrolle spielten.

Auf Hadrian folgte als Kaiser Antoninus Pius (138—161), Er war zwar kein Christenverfolger, sondern erließ sogar einige Rescripte zu ihren Gunsten, aber dennoch finden wir unter seiner Regierung nicht seltene blutige Ausbrüche der Volkswuth gegen die Christen. Viele Unglücksfälle, die einzelne Städte betrafen, deutete man als Strafe für die Untreue oder Verbrechen der Christen. Zudem sagte man den Christen nach, daß sie in ihren geheimen Versammlungen Kinder tödten, ihr Fleisch verzehren und Blutschande treiben. Aber trotz dieser vielen Ausbrüche des Volkshasses genossen doch die Gläubigen einen bessern Frieden als in vielen Jahren vorher; so daß dasselbe in mehreren Provinzen bekannt und verbreitet werden konnte.

Eine viel trübere und härtere Zeit trat für die Christen mit der Regierung des Kaisers Markus Aurelius (161—180) ein. Ein strenger stoischer Philosoph, voll Aberglauben und von den heidnischen Philosophen aufgestachelt, ließ er nicht nur den Feinden des Christenthumes in ihren Verfolgungen freie Hand, sondern trieb sie noch dazu

an. Dieses geschah durch die Edikte, welche im Wesentlichen besagten: die Christen sollen als Verletzer der römischen Staatsgesetze ergriffen und, wenn sie den Göttern nicht opferten, gefoltert und hingerichtet werden. Dadurch waren die Christen einer fortwährenden Plünderung und drohender Todesgefahr Preis gegeben. Diese Verfolgung dehnte sich weit aus. In Smyrna wurden sehr viele Christen gegeißelt, auf Seemuscheln gewälzt und den wilden Thieren vorgeworfen. Der Bischof dieser Stadt, der fast hundertjährige letzte Apostelschüler Polycarp, mußte den Scheiterhaufen besteigen, nachdem er die schönen Worte zu dem Procunsul gesprochen: „Sechsundachtzig Jahre diene ich Christo und nie hat er mir ein Leid gethan, wie kann ich meinen Herrn lästern, der mich erlöst hat.“ Gegen die erst vor kurzer Zeit in Gallien gegründete Kirche wurde namentlich in den beiden Städten Lyon und Vienne in unmenschlicher Weise verfahren. Mit Feuer, Eisen, wilden Thieren wurde gegen die treu gebliebenen Gläubigen gewüthet und bei den Verhören schon jeder Schein der Gerechtigkeit vermieden. Unter den Blutzeugen war der Bischof Pothinus, der im Kerker starb, und die berühmte christliche Jungfrau Blandina. Die Christen, welche römische Bürger waren, wurden nach dem Befehle des Kaisers sämmtlich mit dem Tode bestraft. In Rom wüthete die Verfolgung besonders in den Jahren 167 und 168 am heftigsten. Mit vielen Bekennern erlitt hier auch der Philosoph Justinus den Martertod. Gegen das Ende seines Lebens soll Mark Aurel etwas milder gegen die Christen geworden sein, aber die Edikte gegen dieselben wurden deßwegen doch nicht aufgehoben, sondern bestanden auch unter dessen Nachfolgern fort, obwohl dieselben gerade nichts Feindliches gegen die Gläubigen unternahmen. Einzelne Hinrichtungen kamen daher immer noch vor. Eine neue Verfolgung erhob sich unter der Herrschaft des Alexander Severus (197—211), als Volk und Obrigkeit von Rom die Christen anklagten, daß sie an dem Triumphzuge des Kaisers nicht genugsamen Antheil genommen haben. Von Rom aus verbreitete sich die Verfolgung in die Provinzen, besonders nach Afrika, wo sie furchtbar wüthete. Im Jahre 202 verbot der Kaiser den Uebertritt zum Christenthume. Obwohl dieses Edikt gegen Jene, welche schon Christen waren, keine Geltung haben konnte, so war es doch bei dem herrschenden bösen Willen etwas Leichtes, die Verfolgung heftiger zu betreiben. In Lyon wurde fast die ganze Christengemeinde mit ihrem Bischofe Irenäus getödtet. In Alexandria wurde Leonidas, des berühmten Origenes Vater, enthauptet. Merkwürdig ist auch das Geschick der Potamiana, einer schönen christlichen Jungfrau, welche zur unmenschlichen Strafe verurtheilt wurde, von den Gladiatoren geschändet zu werden. Basilides, ein Soldat von der prätorianischen Legion, vertheidigte die Jungfrau und die Schändung unterblieb. Potamiana sammt ihrer Mutter wurde verbrannt. Basilides bekehrte sich nach ihrem Martertode zum Christenthume.

Unter den folgenden Kaisern wurden die Zustände etwas milder; und Septimius Severus war den Christen hold gesinnt. Sein Nachfolger der Thracier Maximin (235—238) begann zwar wiederum eine Verfolgung, doch war dieselbe nicht von langer Dauer noch von großer Ausdehnung. In Decius (249—251) entstand dem Christenthume der heftigste Feind, der es sich vorgenommen hatte, nach wohlüberlegtem Plane die Religion Christi auszurotten. Die Befehle hiezu ergingen alsbald nach seiner Thronbesteigung an alle Präfekten der römischen Provinzen. Gegen die Bischöfe war gleich im Anfange die Todesstrafe bestimmt, die übrigen Christen aber sollten durch Martern jeder Art zum Abfalle gebracht werden. Die Zahl der Christen war damals schon eine sehr bedeutende und in allen Ständen fanden sie sich vor. Sehr viele waren verweichlicht und gehörten mehr äußerlich als innerlich dem Christenthume an. Als daher die Aufforderung zum Abfalle an sie erging, waren die Einen sogleich bereit diesem Befehl zu entsprechen, Andere erkauften sich von der Obrigkeit Scheine, als hätten sie den Vorschriften des Staates Genüge geleistet, wieder Andere widerstanden zwar den ersten Versuchungen, unterlagen aber den folgenden. Viele Bischöfe, darunter auch der Papst Fabian, erlitten den Tod; andere verließen ihre Gemeinden nicht sowohl aus Furcht vor dem Tode, als vielmehr um die Bedrängnisse ihrer Gemeinden zu mildern. Mit dem Tode des Decius ließ die Verfolgung zwar nach, hörte aber doch nicht ganz auf. Valerianus (253—260) zeigte sich Anfangs nichts weniger als feindselig gegn die Christen, ließ sich aber dann von seinem Günstlinge Makrian gegeen sie einnehmen, und verbot in seinem ersten Edikte die gottesdienstlichen Versammlungen und befahl die Entfernung der Bischöfe von ihren Kirchen. Da aber solches nichts nützte, erging im Jahre 258 ein weit strengeres Edikt: „Alle Bischöfe, Priester, Diakonen sollten sogleich hingerichtet, die Senatoren und Ritter ihrer Würde und ihres Vermögens beraubt, und blieben sie dennoch Christen, enthauptet werden. Gleichfalls sollten die vornehmen Frauen, wenn sie bei der christlichen Religion verharreten, ihr Vermögen verlieren und in die Verbannung geschickt werden. Die Hofbeamten sollten mit Verlust ihres Amtes und Vermögens bestraft und in Fesseln auf die kaiserlichen Domainen vertheilt werden." Die berühmtesten Opfer dieser Verfolgung waren in Karthago der Bischof Cyprian, in Rom der Papst Sixtus und sein Archidiakon Laurentius, zu Tarracona in Spanien der Bischof Fruktuosus. Mit dem Tode Valerians endete die Verfolgung, die eine der blutigsten war. Sein Nachfolger Gallienus gab den Christen eine staatsrechtliche Existenz, erlaubte ihnen die Plätze für ihre kirchlichen Gebäude und die Kirchhöfe wieder in Besitz zu nehmen und verbot, sie fernerhin zu belästigen.

Von nun an genossen die Christen eine beinahe vierzigjährige Ruhe. Zwar erließ der Kaiser Aurelian, den man in Rom „unsern Herrn

und unsern Gott" nennen mußte, im Jahre 274 scharfe Edikte gegen die Gläubigen. Aber da er schon im Jahre darauf das Leben verlor, so kamen diese Edikte nicht zur Ausführung. Der Friede blieb den Christen erhalten.

In dieser Zeit der Ruhe vergrößerte sich die Kirche bedeutend. Der Kirchenschriftsteller Eusebius berichtet uns, daß damals in allen Städten Kirchengebäude und so zahlreiche Christenversammlungen waren, daß man die alten Kirchen niederreißen und größere bauen mußte. Die Bischöfe standen bereits in großem Ansehen, waren von den Obrigkeiten geliebt und geehrt, und selbst einige Kaiser bewiesen Achtung gegen die christliche Lehre. Bei Hofe und in den bedeutendsten Aemtern und Würden befanden sich Christen, und ein großer Theil des Reiches hatte dem Dienste der Götzen entsagt. Wenn nun auch diese Schilderung etwas zu freundlich gehalten sein sollte, so ist doch so viel gewiß, daß unmittelbar vor der diokletianischen Verfolgung die Kirche im blühenden Zustande im Morgen- wie im Abendlande sich befand. Daß in dieser Zeit der Ruhe mancherlei Dinge in der Kirche vorkamen, die den ersten Christen unbekannt waren, und insbesondere es an Streitigkeiten um kirchliche Aemter und Rechte nicht fehlte, ist gewiß. Aber dieses Alles konnte die Verfolgung nicht herbeiführen und es ist thöricht, mit diesen Dingen die Grausamkeit des Diokletian zu beschönigen.

Die große letzte Verfolgung der Christen, gewöhnlich die diokletianische genannt, begann am 24. Febr. 303, in Nikomedia, welches damals als Hauptstadt des Morgenlandes von Diokletian bewohnt wurde, während sein Mitkaiser Maximian in Mailand residirte. Beide Kaiser hatten Gehilfen in der Regentschaft, die den Titel Cäsaren führten. Der Gehilfe des Diokletian war Galerius, der hartnäckigste und grausamste Hasser der Christen; der des Maximian hieß Constantius Chlorus, ein milder und gütig gesinnter Mann, ein Freund der Christen. Galerius hatte dem Diokletian keine Ruhe gelassen, bis er die Verfolgung genehmigte. Das erste Dekret wurde am obengenannten Tage erlassen, und war gegen die kirchlichen Gebäude und die heiligen Bücher der Christen gerichtet. Jene sollten niedergerissen, diese aber den heidnischen Obrigkeiten ausgeliefert und verbrannt werden. Die prächtige Kirche in Nikomedia wurde zuerst zerstört und dann das Dekret angeschlagen. Ein Christ, der es abriß, wurde sogleich gefoltert und langsam gebraten. Im kaiserlichen Palaste brach Feuer aus, die Schuld schob Galerius auf die Christen. Nun mußten die sämmtlichen Hofbediensteten den Götzen opfern. Die es nicht thaten, wurden grausam gefoltert und getödtet. Der Bischof Anthimus von Nikomedien wurde enthauptet. Ganze Schaaren von Christen wurden verbrannt oder ins Meer versenkt. Nun dehnte sich die Verfolgung auf alle Theile des Reiches aus. Bald erfolgte ein zweites Dekret, alle Kirchenvorsteher sollten in Bande gelegt und auf jede Art zum Opfern gezwungen wer-

den. Ein drittes verordnete, daß man die Gefangenen, die geopfert hätten, frei lassen, die sich aber weigern würden, mit den härtesten Strafen peinigen soll. Endlich ein viertes Dekret befahl, alle Christen ohne Ausnahme sollten zum Opfern gezwungen werden. Nun verfuhr man im ganzen römischen Reiche, mit Ausnahme von Britannien, Gallien und Hispanien, wo Constantius Chlorus gebot, aufs grausamste gegen alle Christen und es wütheten damals nach dem Ausdrucke des Laktantius auf der Erde die drei wildesten Thiere. Obwohl im Jahre 305 Diokletian und Maximian sich ins Privatleben zurückzogen, so hörte die Verfolgung doch nicht auf, da Galerius und der zum Cäsar angenommene Maximin Daja besonders im Morgenlande gegen alle Christen fortwütheten. Nach dem Tode des Constantius Chlorus wurde sein Sohn Constantin, der später den Namen „der Große" erhielt, Cäsar im Abendlande. Von seinem Vater hatte er die milde Gesinnung gegen die Christen geerbt. In seinen Provinzen wurden daher die Christen wenig mehr beunruhiget. Auch in Italien und Afrika, wo Severus herrschte, ließ die Verfolgung etwas nach. Endlich im Jahre 311 nahm Galerius seine blutigen Edikte gegen die Christen zurück. Er war von einer ebenso schmerzlichen als abscheulichen Krankheit befallen worden und glaubte in ihr die schreckliche Rache des Christengottes zu erkennen. Bald nach Erlaß seines Ediktes starb er, und unmittelbar nach seinem Tode erneuerte Maximin Daja noch einmal die Verfolgung. Unterdessen aber hatte Constantin in einer Schlacht, die nur wenige Stunden vor Roms Thoren geschlagen wurde, den Maxentius, der sich ebenfalls zum Kaiser des Abendlandes hatte aufwerfen wollen, besiegt, welchem Siege die wunderbare Erscheinung des Kreuzes in den Wolken vorhergegangen war. Mit diesem Siege Constantins war auch der Sieg des Christenthums entschieden. Nach seinem Einzuge in Rom ließ er dort sein Standbild aufrichten mit dem Kreuze in der Hand und einer Unterschrift, welche die Befreiung der Stadt und Wiederherstellung des Senates dem Kreuze als Wahrzeichen der ächten Tapferkeit zuschrieb. Bald darauf im Jahre 312 hatte Constantin mit dem Beherrscher des Morgenlandes Licinius eine Zusammenkunft in Mailand. Hier erließen sie das erste Edikt zu Gunsten der Christen, das im folgenden Jahre zur vollständigen Gewissensfreiheit erweitert wurde.

Damit schloß die schwere und trübe Periode der blutigen Verfolgungen von Seite des Heidenthumes, und die Weissagung Christi war in Erfüllung gegangen, daß auch die Pforten der Hölle die Kirche nicht überwältigen werden.

3. Das Leben und Wirken des heil. Bonifazius, des Apostels der Deutschen.

(Von K. Raffler.)

Kein denkender Mensch, dessen inneres, geistiges Auge nicht von Vorurtheilen der schlimmsten Art geblendet ist, kann den gewaltigen, alles überwältigenden Einfluß verkennen, welchen das Christenthum wie auf den Einzelnen, so auf ganze Völker übt. Unter der Herrschaft desselben, als der Religion der Wahrheit und der Liebe, kann nur Glück und Segen blühen. Ein vergleichender Blick, den wir auf die Geschichte der christlichen, wie nicht christlichen Völker werfen, lehrt dieses zur Genüge. Darum gilt immer die Annahme des Christenthumes von Seite irgend eines Volkes als eine welthistorische Thatsache; und darum weiset die Geschichte stets jenen Männern einen Ehrenplatz in ihren Hallen an, die mit den größten Opfern sich der Verkündigung des Evangeliums bei noch heidnischen Völkern unterzogen haben, und deren Bemühungen die weitere Verbreitung des Christenthumes zu danken ist.

Die einzelnen deutschen Stämme kennen viele Männer, die ihnen den Samen der heiligen Christusreligion gebracht haben. Wir nennen hier nur die Namen eines Severin, Columban, Gallus, Emmeran, Ruppert, Korbinian und Kilian. Das Andenken all' dieser Männer, die vor mehr als zwölfhundert Jahren in unserm Vaterlande wirkten, steht jetzt noch überall im Segen. Waren sie doch wie die Apostel des Christenthums, so auch die Begründer einer wahren Civilisation. Aber im Ganzen und Großen genommen, erkennt das deutsche Volk in Winfried, oder wie man ihn später nannte, in Bonifazius, seinen Hauptapostel. Dem unablässigen, mühevollen und besonnenen Wirken dieses Mannes ist die vollständige und bleibende Christianisirung des großen deutschen Vaterlandes zu danken. Eine Kenntniß von seinem Leben und Schaffen, eine Bekanntschaft mit seinen weittragenden Einrichtungen ist gewiß für jeden deutschen christlichen Mann nothwendig und von großer Wichtigkeit für das Verständniß der spätern Geschichte des Mittelalters. Eine solche durch nachfolgende Zeilen zu ermöglichen, ist unsere Absicht. Wir können dabei aber nicht verhehlen, daß seit 300 Jahren Bonifazius von vielen Seiten ebenso sehr verkannt und nicht selten geschmäht wurde, wie er anderseits seit mehr als eilfhundert Jahren als ein Mann werth der Bewunderung und Verehrung gilt, dem Millionen ihres Herzens unbegrenzten Dank zollen.

I.

Bonifazius ist seiner Abstammung nach ein Engländer. Wie eine allgemein angenommene Ueberlieferung bezeugt, wurde er in dem

alten Erediodum oder Erediadunum, dem jetzigen Kirton in Devonshire, etwa sechs Meilen von Exeter entfernt, geboren. Die Annahme, daß er ein Schotte oder Ire gewesen sei, ist entschieden falsch. In der Bestimmung seines Geburtsjahres sind die Geschichtsschreiber sehr verschiedener Meinung. Es dürfte aber die Annahme, daß seine Geburt in das Jahr 680 falle, die sicherste sein. Die Namen seiner Eltern sind uns, wie so Vieles aus seiner Jugendgeschichte, unbekannt geblieben. Aber zwei Umstände, die sein väterliches Haus betreffen, können mit Gewißheit behauptet werden, nämlich einmal, daß seine Eltern selbst schon Christen und nicht mehr Heiden gewesen, und dann, daß dieselben sich im Besitze eines großen Vermögens befanden.

Bonifazius hatte mehrere Geschwisterte. Nur den Namen einer Schwester, Wunna, nennt uns die Sage. Sie soll an einen angelsächsischen König, den heil. Richard, vermählt und die Mutter der hh. Willibald und Wunibald und deren Schwester, der heil. Walpurga, gewesen sein. Wenn nun aber auch diese Nachricht nur als eine Volkssage erscheint, so ist doch so viel gewiß, daß die drei genannten Geschwisterte mit noch andern bekannten Männern zu den Verwandten des heiligen Bonifazius gezählt haben.

Daß der Knabe in dem reichen und angesehenen Hause seines Vaters eine sorgfältige Erziehung genossen habe, leidet keinen Zweifel. Bald aber nahm der fromme Sinn des jungen Winfried eine Richtung, die den Beifall seines Vaters nicht erhielt. Er trug sich nämlich schon in einem Alter von vier bis fünf Jahren mit dem Gedanken, sich in ein Kloster zu begeben, um dort abgeschieden von der Welt nur einem höheren Berufe zu leben. Der Vater willigte lange nicht in das Vorhaben seines kleinen Sohnes ein, das erst nach einer schweren Krankheit des Vaters, in welcher ihm die Welt so recht in ihrer Nichtigkeit erschienen war, seine Billigung fand. Nach seinem Wunsche wurde also Bonifazius etwa 6 oder 7 Jahre alt in das Kloster Adescancastre — das heutige Exeter — gebracht, und erhielt von dem Abte Wolfhard mit Zustimmung der übrigen Klostergeistlichkeit die Aufnahme. Hier legte er den Grund zu seiner folgenden hohen Bildung. Von Tag zu Tag machte der Knabe größere Fortschritte, wie in den ersten Anfängen des Wissens, so auch in der Frömmigkeit. Die in dem Kloster herrschende strenge Zucht bewahrte ihn am sichersten vor den Verirrungen jugendlicher Unbedachtsamkeit.

In der Folge der Zeit wählte Bonifazius mit Erlaubniß des Abtes das Kloster Nhutscelle in Southamptonshire als Ort seiner weitern Ausbildung. Hier eignete er sich alle jene Kenntnisse an, die man zur damaligen Zeit in den Schulen bot. Mit dem größten Fleiße verlegte er sich auf die Erlernung des Verständnisses der heiligen Schrift. Auch trieb er beständig Grammatik und Metrik. Seine Fortschritte entsprachen seinem Fleiße und machten ihn bald unter seinen Genossen mehr

bekannt. In kurzer Zeit konnten seine Vorgesetzten ihm eine eigene Schule anvertrauen, die sehr zahlreich besucht wurde. Seinen Schülern war er nicht nur Lehrer der Wissenschaften, sondern auch ein Beispiel der Tugend. Er verstand es, sich die Liebe Aller zu erwerben und in den Herzen seiner Schüler ein nie erlöschendes Feuer der Begeisterung für Gott und Tugend anzufachen. Gewiß schon damals hatte sich sein Charakter so ausgeprägt, wie ihn nachmals sein Biograph, der heilige Willibald, schildert. „Er vereinigte," sagt er, „Ernst und Milde so schön, daß sein ernstes Wort nie ohne Milde war, und daß es seiner Milde nie an Ernst und Nachdruck des Wortes gebrach. Wenn er von Eifer und Strenge entbrannte, dann milderte doch immer Liebe und Freundlichkeit die heilige Gluth. Gegen Reiche und Mächtige, gegen Freie und Sklaven war er gleich strenge und sanft, so daß er weder Reiche durch Schmeichelworte gewann, noch die Sklaven und Freie durch Strenge abschreckte, sondern wie der Apostel lehrt, Allen Alles wurde und Alle gewann."

Als Bonifazius das dreißigste Lebensjahr erreicht hatte, empfing er die Priesterweihe. Dieses Jahr war in dem angelsächsischen Rechte zum Empfange der priesterlichen Würde bestimmt im Hinblicke auf Christus, der ungefähr in diesem Lebensjahre seine öffentliche Wirksamkeit begonnen hatte. Zwar wurde nicht selten eine Ausnahme hievon gemacht, wenn Wissenschaft und Frömmigkeit den Kandidaten besonders empfahlen. Aber Bonifazius wollte von einer Begünstigung keinen Gebrauch machen, was uns einen Begriff von seiner hohen Demuth gibt. Von der Zeit an, da er als Priester am Altare stand, erglühte sein Herz von einer noch mächtigern Liebe zu Gott, die in der täglichen Darbringung des heil. Opfers, im Gebete und in der beständigen Ausübung guter Werke reichliche Nahrung fand. Mit größter Gewissenhaftigkeit arbeitete er Tag für Tag an seiner eigenen Vollkommenheit, und so wurde er allmälig zu jenem großen Werkzeuge hergerichtet, dessen der Herr zur Mission bei den germanischen Stämmen bedurfte.

Bald nach seiner Priesterweihe kam für Bonifazius eine Gelegenheit, wo er seine errungenen Kenntnisse zeigen konnte. Unter dem berühmten Könige Ina wurde, vermuthlich im Jahre 710, zur Beilegung plötzlich entstandener Wirren eine Synode berufen. Bonifazius war mit seinem Abte Winbercht auf derselben erschienen. Als es sich nun darum handelte, Gesandte an den Erzbischof Berktwald von Canterbury abzuordnen, um ihm die gefaßten Beschlüsse mitzutheilen und um ihre Bestätigung zu bitten, wurde auf Empfehlung seines Klostervorstandes, sowie vieler anderer Geistlichen Bonifazius hiezu erwählt. Er ging also mit einigen Begleitern zu dem benannten Zwecke nach Canterbury. Diese übertragene Sendung richtete er zu großer Zufriedenheit des Königs aus, und zeigte bei dieser Gelegenheit eine solche Klugheit und Gewandtheit in Behandlung solcher Geschäfte, daß er großen Ruhm ärndtete und fortan fast bei allen Synoden zugezogen wurde.

Um diese Zeit scheint in seinem Innern allmälig der Gedanke aufgedämmert zu sein, zu den deutschen Völkern auf Mission zu gehen. Ihn lockte der hohe geistige Gewinn, der dem Reiche Gottes auf Erden aus der Bekehrung so großer und edler Volksstämme erwachsen mußte. Nicht minder fühlte er in sich die Kraft und den Muth, allen Hindernissen Widerstand zu bieten und sie zu bewältigen. Besonders aber begeisterte ihn das Beispiel all jener Männer, die schon vor ihm über das Meer gezogen und an der Bekehrung der Germanen gearbeitet hatten, wenn auch der Erfolg nicht immer der Größe ihrer Bemühungen entsprach.

Lange trug Bonifazius seinen Plan verborgen in seiner Brust mit sich umher. In der Gluth heftiger Seelenkämpfe reifte er aber nach und nach zum festen Entschlusse. Sein Abt staunte über seine Wünsche und Plane, als sie ihm Bonifazius eröffnete. Um ihn zu prüfen, ertheilte er ihm nicht so schnell die Erlaubniß, die stillen Klostermauern zu verlassen, als es die feurige Seele eines Bonifazius wünschte. Auch ließ er gewiß nichts unversucht, ihn von seinem Vorhaben abzubringen, um diese geistige Kraft seinem Kloster zu erhalten. Als er sich aber von der Festigkeit und Beharrlichkeit Winfried's genugsam überzeugt hatte, ertheilte er ihm endlich die langersehnte Erlaubniß, seine Mission zu beginnen. Und so verließ Bonifazius, begleitet von dem Segen seines Abtes und von den Gebeten seiner Mitbrüder, die unter vielen Thränen von ihm Abschied genommen hatten, die geweihten Räume seines Klosters, um als ein gottbegeisterter Arbeiter den Samen des göttlichen Wortes in fremdes Ackerland zu tragen. Als erstes Ziel seiner Reise hatte er Friesland erwählt.

Von seinem Kloster hinweg begab sich Bonifazius zuerst mit einigen wenigen Begleitern in die zur selben Zeit schon berühmte Handelsstadt Lundenwik oder London. Hier bestieg er ein Schiff und landete bald nach glücklicher Ueberfahrt in Dorstadt. Mit Gebet begrüßte er den Boden, auf dem er fortan zu arbeiten willens war; und wenn es nur von seinem Muthe und seiner Thatkraft abgehangen wäre, so hätte er gewiß sogleich begonnen, eine schöpferische Thätigkeit zu entfalten. Allein es gibt Umstände, die man oft mit dem besten Willen nicht beseitigen kann und deren hindernden Widerstand man nicht zu bewältigen vermag. So war auch hier in diesem Augenblicke die Lage der Dinge gestaltet.

Zwar waren schon vor mehr als fünfzig Jahren eifrige Glaubensboten zu dem Volke der Friesen gekommen, das die heutigen Niederlande bewohnte. Wir nennen hier nur die Namen Amandus, Bischof von Maastricht; Eligius, Bischof von Noyon, ferner Wilfried, Bischof von York, Egbert, Wigbert, Suidbert, Adalbert, Werenfried und besonders Wilibrord, der zum Erzbischof von Utrecht erhoben wurde. Durch die unsäglichen Mühen all dieser glaubenseifrigen Männer hatte das Christenthum allerdings viele Anhänger gefunden, aber doch war

die große Mehrzahl des Volkes noch Heiden geblieben. Der König Ratbod ließ sich nicht bewegen, die heilige Taufe zu empfangen; vielmehr suchte er mit allen Kräften die Ueberhandnahme der christlichen Religion zu wehren. Unglücklicherweise waren die Friesen gerade damals in einem heftigen Kampfe gegen das Volk der Franken begriffen. Es handelte sich um ihre Freiheit und Unabhängigkeit. Schon aus diesem Grunde, weil das Christenthum die Religion der Franken geworden, war man in Friesland ihm abgeneigt und in der Hoffnung durch die Zerstörung der christlichen Kirchen auch die Macht der Franken in seinem Lande brechen zu können, vertilgte der König, so viel an ihm lag, alle Spuren der christlichen Religion.

In dieser wildbewegten Zeit war Bonifacius nach Friesland gekommen. Anfänglich verweilte er einige Zeit in Dorstat und begab sich sodann nach Utrecht, wo er Gelegenheit hatte, mit dem Könige Radbot zusammenzutreffen. Er hatte den Muth, ihn zu bitten, von der Verfolgung der christlichen Kirche abzulassen und ihm zu verstatten, daß er an irgend einem Orte sich niederlasse und das Evangelium verkünde.

Von welcher Art die Antwort des Königs gewesen, wissen wir nicht. Doch verblieb Bonifazius den ganzen Sommer über in Friesland. Seinen Aufenthalt hier benützte er dazu, um die Sitten und Gebräuche des Volkes kennen zu lernen, und mit aller Sorgfalt nach Umständen zu forschen, die ihm als Anknüpfungspunkte für eine weitere Thätigkeit dienen könnten. Zugleich hatte er auch Gelegenheit, sich über die Verhältnisse genau zu unterrichten, die damals im fränkischen Reiche vorhanden waren. Ob Bonifazius in dieser Zeit mit Willibrord zusammengetroffen, wissen wir nicht, nur das Eine ist gewiß, daß es ihm nicht gelang, irgend einen glücklichen Erfolg zu erzielen, und daß er zu der Ueberzeugung kam, wie in dem jetzigen Augenblicke und unter den obwaltenden Umständen jede Thätigkeit vergebens sei. Darum kehrte er, so ungerne er es auch thun mochte, im Herbste desselben Jahres (716) mit seinen wenigen Genossen wieder in sein Kloster zurück.

Diese schnelle Rückkehr bot in neuerer Zeit den Feinden des Heiligen eine höchst willkommene Gelegenheit dar, ihn, in gemeinem Ausdrucke, der Furcht für sein eigenes Leben zu beschuldigen. Allein der einfache Hinweis auf die fernere gefahr- und mühevolle apostolische Wirksamkeit des Bonifazius genügt, das Ungerechte dieses Angriffes darzuthun. Statt ihn zu tadeln, muß man vielmehr seine Umsicht loben, da er sich überwand und seine Kraft für eine spätere günstigere Wirksamkeit zu bewahren wußte. Hatte er ja seinen hohen Plan nicht aufgegeben, sondern er wollte nur auf eine passende Gelegenheit warten, um die Missionsarbeiten in Deutschland auf's Neue und mit Erfolg zu beginnen. Während er in seinen Gedanken stets mit diesem Vorhaben sich beschäftigte, starb im Herbste des Jahres 717 der Abt seines Klosters und die Brüder wählten nun Bonifazius einstimmig zu ihrem Vorsteher.

Er übernahm diese Würde, aber dennoch ließ es ihm keine Ruhe. Fortwährend drängte es ihn, auf's Neue auf Mission zu gehen; und bald erkannte er mit vollster Sicherheit, daß das sein Beruf sei, sein Leben der Bekehrung der Heiden zu weihen.

In Folge dieser Erkenntniß begab er sich zu dem Bischofe Daniel von Winton (Winchester), in dessen Diözese das Kloster Nhutscelle lag, und bat ihn, er möge einen Andern anstatt seiner zum Abte ernennen, ihm selbst aber die Erlaubniß ertheilen, nach Rom zu pilgern, um von St. Peters Stellvertreter die Mission zur Bekehrung der Heiden zu erholen und dann seinem innern Drange zu folgen. Der Bischof gewährte seine beiden Bitten. Er ernannte einen frommen Mann, mit Namen Stephanus, zum Abte. Dem Bonifazius aber gab er Briefe mit, um ihn sowohl auf der Reise den Bischöfen und Gläubigen, als auch in Rom dem Wohlwollen des Papstes zu empfehlen.

Die Abreise nach Rom erfolgte im Herbste des Jahres 718. Nach langer, aber durchaus glücklicher Wanderung erreichte endlich Bonifazius mit den übrigen Reisegefährten, an welche er sich angeschlossen hatte, die ewige Stadt. Die ersten Tage nach seiner Ankunft benützte er dazu, die Kirchen zu besuchen und seiner Andacht zu pflegen. Dann aber begab er sich zu dem Papste Gregor II. und legte ihm seine Bitte vor, von ihm als Glaubensprediger für die germanischen Volksstämme ausgesandt und bevollmächtigt zu werden. Aus dem mitgebrachten Schreiben ersah der Papst, welchen Mann er vor sich habe und nahm freudig das Anerbieten des Bonifazius an. Während des Winters verweilte er noch in Rom und der Papst ließ es in seinen Unterredungen an guten Ermahnungen und weisen Rathschlägen nicht fehlen, um ihn mehr und mehr in seinem heiligen Vorhaben zu befestigen. In Mitte des Frühlings verließ Bonifazius Rom. Der Papst hatte ihm seinen väterlichen Segen ertheilt und ein Schreiben mitgegeben, in welchem er als Missionär für Deutschland aufgestellt wurde. In dieser höchst wichtigen Urkunde, welche am 15. Mai 719 ausgestellt wurde, heißt es unter anderm also: „Wir verordnen und gebieten dir im Namen der einigen Dreifaltigkeit und durch die unerschütterliche Macht des Apostelfürsten Petrus, dessen Lehramt wir verwalten und dessen heiligen Stuhl wir bekleiden, daß du mit dem Worte Gottes, von dessen heiligem Feuer, welches zu entzünden der Herr auf diese Erde gekommen ist, du erglühst, bei allen denjenigen von heidnischem Unglauben gefesselten Völkern, zu welchen zu gelangen dir Gott verleihen mag, das Geheimniß des göttlichen Reiches im Namen unsers Herrn Jesu Christi verkündigst, und mit dem Geiste der Frömmigkeit, der Liebe und Nüchternheit die Lehren des alten wie des neuen Testamentes in die unkundigen Seelen senkest. Was die Verwaltung der Sakramente betrifft, mit welchen du die gläubig Gewordenen Gott heiligen wirst, so wollen wir, daß du solches nach der Vorschrift und Form unseres apostolischen

Stuhles, welche wir dir zur Nachachtung mittheilen, spenden mögest. Was du sonst zur Ausführung deines Unternehmens für nöthig erachten wirst, mögest du uns, wie du immer können wirst, anzeigen."

Von Süden her betrat Bonifazius die deutschen Lande. Zuerst kam er nach Bayern. Hier hatte bereits seit einer Reihe von Jahren das Christenthum tiefere Wurzeln geschlagen. Es fehlte nicht an Bischöfen und Priestern, Kirchen und Klöstern. Neben einem großen Theile des Volkes bekannte sich auch das Regentenhaus zur christlichen Religion. Allerdings war aber auch hier noch der andere Theil des Volkes dem Heidenthume ergeben, und es mangelte an einer fest gegründeten Ordnung der kirchlichen Verhältnisse. Aber trotz der vorhandenen Mißstände, die das spähende Auge des Heiligen ohne Zweifel schnell endeckte, war doch bereits eine breite Grundlage für den weitern Ausbau der katholischen Kirche auf diesem Boden gewonnen. Wahrscheinlich suchte Bonifazius, soviel es die Eile der Reise zuließ, Verbindungen mit hervorragenden Personen in Bayern anzuknüpfen, die im Verlaufe der Zeit für seine weitere Wirksamkeit von nicht geringer Bedeutung sein mußten. Innerhalb der Grenzen dieses Landes hielt sich Bonifazius auf dieser Reise nicht auf. Sein Eifer trieb ihn unaufhaltsam nach Norden, und bald erreichte er Thüringen.

Ueber die früheren Schicksale dieses Landes bemerken wir nur kurz Folgendes: Mit dem Anfange des fünften Jahrhunderts tritt der Name der Thüringer zuerst in die Geschichte. Nach ungefähr fünfzig Jahren bilden sie in der Mitte von Deutschland ein mächtiges Reich. Von den Regenten desselben ist uns nur Basio bekannt, dessen Sohn Hermanfried sich mit Amalberge vermählte, welche eine Schwestertocher des ostgothischen Königs Theodorich war. Durch diese kam das Christenthum in der Gestalt des Arianismus zu den Thüringern. Um das Jahr 530 aber wurde Hermanfried von den Franken im Bunde mit den Sachsen besiegt und das Land getheilt. Der nördliche Theil fiel den Sachsen zu, der südliche aber kam unter die Herrschaft der Franken. Dort fand das Christenthum keinen Zugang, während selbst die schwachen Spuren des Arianismus erstarben; hier aber bildete sich ein wunderliches Gemisch der alten Landesreligion, des Arianismus und der wahren christlichen Lehre. Unter fränkischer Oberhoheit wurde das Land von Grafen regiert, und erst um 630 erhielt es wieder in dem tapfern Radulph, Chamars Sohne, einen eigenen Herzog. Auf ihn folgte sein Sohn Hothan, der Aeltere, und diesem sein Sohn Gotzbert, unter dem der heilige Kilian im Lande zu wirken begann. Von Irland aus war dieser apostolische Mann mit drei Priestern, einem Diakon und sieben andern Männern um das Jahr 686 nach Deutschland herübergekommen, um hier der Mission unter den heidnischen Völkern sich zu weihen. Sie kamen nach dem südlichen Thüringen, zu welchem damals Würzburg, der Sitz des Herzogs Gotzbert, und das ganze Ostfrankenland gehörte.

Als Kilian dieses schöne Land, die Menge wohlhabender und angesehener Leute und den herrlichen Volksschlag sah, der noch immer in dem alten finstern heidnischen Wahne dahin lebte, so fühlte er sein Herz von unnennbarem Schmerze ergriffen, und er sprach zu seinen Genossen: „Ihr seht, meine Brüder, diese treffliche Gegend und die Menschen voll Anmuth, wiewohl noch im Unglauben befangen. Steht bei euch der Entschluß fest, wie wir ihn in unserm Vaterlande gefaßt haben, wohlan, so laßt uns hingehen gen Rom, laßt uns die Schwelle des Fürsten der heiligen Apostel besuchen, und uns dem Papste vorstellen, damit wir, wenn es Gottes Wille ist, von dem apostolischen Stuhle Erlaubniß und Vollmacht empfangen und nach dessen Weisung wieder hieher zurückkehren, um auf Gott vertrauend diesem Volke den Namen unsers Herrn Jesu Christi zu verkünden."

Dieser Vorschlag erhielt die Billigung Aller. Bei ihrer Ankunft in Rom war Papst Johann bereits gestorben. Sein Nachfolger Conon nahm sie aber freundlich auf, und ertheilte ihnen nach vorhergeganger Prüfung die apostolische Mission. Nur von Kilian, dem Priester Coloman und dem Diakon Totnan wissen wir, daß sie nach Thüringen zurückkehrten; die Schicksale der übrigen Begleiter Kilians sind uns unbekannt geblieben. Nach ihrer Ankunft in der Gegend von Würzburg begannen sie mit allem Eifer dem Predigtamte obzuliegen, und bald hatten sie die Freude, viele Heiden bekehrt zu sehen. Der Ruf von dem, was in dem Lande vorging, kam auch zu Gozbert, dem Herzoge, der die Diener Gottes zu sich einladen ließ. Nach langer Unterredung mit Kilian erklärte sich Gozbert bereit, das Christenthum anzunehmen und ließ sich taufen, bei welcher Gelegenheit er den Namen Theobald empfing, unter welchem er fortan in der Geschichte genannt wird. Daß die Bekehrung des Herzogs viele andere nach sich zog, läßt sich denken. Theobald hatte die Gattin seines Bruders, Geilana, zur Ehe, und lebte mit ihr glücklich und zufrieden. Dieses Ehebündniß konnte aber Kilian nicht dulden. Er verlangte also von dem Neubekehrten, sobald er in den Lehren des Christenthumes mehr befestigt war, daß er seine Gattin entlasse. So schwer es auch dem Herzoge werden mochte, so brachte er doch, wie er sagte, aus Liebe zu Gott dieses Opfer. Aber von dem Augenblicke, da er sich von Geilana geschieden hatte, faßte diese einen unaustilgbaren Groll gegen den heiligen Mann; und fortwährend sann sie darauf, wie sie Rache nehmen könne. Die Gelegenheit ließ nicht lange auf sich warten. Theobald mußte die übliche Heerfolge leisten und daher aus dem Lande ziehen. In seiner Abwesenheit führte Geilana ihren Racheplan aus. Gedungene Mörder tödteten heimlich den heil. Kilian mit seinen beiden Genossen. Die Leichname dieser Männer wurden mit den heiligen Gefäßen, dem Kreuze, Evangelienbuche und dem priesterlichen Ornate, in einem Pferdestall in die Erde verscharrt. Erst unter Bonifazius wurden diese theuren Reliquien aufgefunden und in der Marienkirche beigesetzt.

Nach seiner Rückkehr aus dem Kriege forschte der Herzog nach den Glaubensboten, deren Mord ihm Geilana zu verheimlichen suchte. Aber einer der Mörder, von Reue getrieben, bekannte dem Herzoge die schändliche That. Wie Theobald die Schuldigen bestraft habe, wird uns nicht gemeldet; aber es scheint, daß er als eifriger Christ jetzt auch den Versuch machte, das Christenthum mit Gewalt bei seinen Unterthanen zu verbreiten, was eine gewaltige Gährung hervorrief. Theobald soll von seinen eigenen Dienern ermordet, sein Sohn Hothan, der den Tod des Vaters nicht ungestraft lassen wollte, und sich der heidnischen Reaktion gegenüber eine Zeit lang im Besitze des Herzogthums behauptete, aus dem Lande vertrieben und sein ganzes Geschlecht verfolgt worden sein. Von diesem Hothan, dem Jüngern, sind zwei Schenkungen an Willibrord beurkundet, eine im Jahre 704, die andere im Jahre 716. In diesen innern Kämpfen wurden die benachbarten Sachsen ins Land gerufen, unter deren eisernem Fußtritte alles Das zerfiel, was bisher von der herzoglichen Familie für die Christianisirung der Gegend geschehen war.

In solch' traurigem Zustande fand Bonifazius Thüringen, als er im Jahre 719 das Land betrat. Wie uns sein ältester Biograph erzählt, wandte sich der Heilige in Folge des ihm von Rom gewordenen Auftrages hier zuerst an die Stammältesten und Vornehmsten der Nation, und suchte sie durch geistliche Ansprache auf den rechten Weg der Wahrheit und des Lichtes zu bringen, und sie wieder für das Christenthum zu gewinnen, dem sie früher angehört und das sie wahrscheinlich in Folge der oben erwähnten Vorgänge verlassen hatten. Auch Priester fanden sie noch unter dem Volke, an welche sich Bonifazius ebenfalls mit seinem begeisternden Worte wandte, um sie theils im Guten zu ermuntern, theils aber auf die rechten Pfade wieder zurückzuführen und zu bessern. Wie es scheint, blieben diese Bemühungen des eifrigen Mannes ohne Erfolg. Die augenblicklichen Verhältnisse waren von der Art, daß er leicht erkennen konnte, wie vergebens alle seine Arbeit sein müsse, und darum verweilte er nur kurze Zeit hier und begab sich von da nach Franken, unter welchem unzweifelhaft das rheinische Frankenland gemeint ist.

II.

Die Wirksamkeit des heiligen Bonifazius in den Jahren 719 bis 727.

Im rheinischen Frankenlande angekommen, erhielt Bonifazius die Nachricht vom Tode des Königs Ratbod von Friesland. Schnell faßte er nun den Entschluß, einen zweiten Versuch seiner Mission bei den Friesen zu machen. Als er in diesem Lande angelangt war, fand er die Verhältnisse fast gänzlich geändert. Mit dem Tode Ratbod's waren die meisten Hindernisse geschwunden, welche der Verbreitung des Christen-

thumes dort noch vor Kurzem so gewaltig entgegengestanden waren. Im südlichen Theile von Friesland war die Herrschaft Karl Martell's gesichert, und durch die Bemühungen Willibrord's waren die Gemüther doch längst für die Annahme der christlichen Heilslehre vorbereitet. In geistiger Gemeinschaft mit Diesem wirkte Bonifazius 3 Jahre unermüdet und mit dem größten Erfolge in Friesland. Eine Folge dieser ausgezeichneten Thätigkeit war es, daß auf ihn Willibrord seine Blicke richtete, als er, von der Last der Jahre gebeugt, sich einen Coadjutor und Nachfolger wählen wollte. Allein alle Versuche, den eifrigen Missionär zur Annahme dieser Würde zu bereden, schlugen fehl. Zuerst schützte Bonifazius seine Jugend vor; dann aber berief er sich auf den ihm von Rom gewordenen Auftrag, bei den germanischen Völkern das Christenthum zu pflanzen. Ohne Vorwissen und Genehmigung des Papstes könne er diese Würde nicht übernehmen, vielmehr wolle er jetzt wieder zu jenen Völkern ziehen, zu denen er schon Anfangs seine Sendung empfangen habe. So mußte Willibrord von seinem Vorhaben abstehen, und Bonifazius, von dem Segen des ehrwürdigen Bischofs begleitet, trat im Jahre 722 die Rückkehr nach Thüringen an.

Auf dieser kam er in das Kloster Pfalzel, etwa 3 Meilen nördlich von Trier, welchem damals Adela, aus königlichem Stamme entsprossen, als Abtissin vorstand. Ihr Enkel Gregor, damals noch ein Knabe, wurde von den Worten, die Bonifazius zu ihm redete, so ergriffen, daß er sich entschloß, dem fremden Manne zu folgen, und mit seinen Bitten seine Großmutter so lange bestürmte, bis sie ihm endlich die Erlaubniß dazu ertheilte. Von nun an war dieser Gregor ein treuer Begleiter des heiligen Mannes und später glänzte er als Abt von Utrecht.

Thüringen fand Bonifazius bei seiner Ankunft daselbst in der unglücklichsten Lage. Es war unter die Herrschaft der Sachsen gerathen, die es bei dessen Eroberung mit Feuer und Schwert verheert hatten. Eine Folge davon war die bitterste Armuth aller Bewohner. Nur mit der Arbeit seiner Hände konnte Bonifazius sich die tägliche Nahrung verdienen, und nicht selten mußte er mit seinem jugendlichen Begleiter Hunger leiden. Zudem waren sie niemals ihres Lebens sicher, da bei den häufigen Streifzügen der Sachsen gerade die Christen am meisten bedroht waren. Allein trotz aller dieser Gefahren und Entbehrungen harrte Bonifazius mitten unter dem unglücklichen Volke aus und predigte mit allem Eifer das göttliche Wort. So traurig diese Lage des Landes war, so schnell änderte sich auch dieselbe. Es gelang dem tapfern Arme Karl Martell's, Thüringen von der Gewalt der Sachsen zu befreien, die widerstrebenden Parteien zu unterdrücken und das Land, so weit es ehedem der fränkischen Oberhoheit unterworfen gewesen war, wiederum unter seine Herrschaft zu bringen. Diesem Heereszuge der Franken folgte Bonifazius. Mit wunderbarem Erfolge konnte er jetzt in Thüringen predigen. Die Abneigung gegen das Christenthum, welche vor 3 Jahren noch so

mächtig und fast allgemein gewesen, war jetzt geschwunden. In kurzer Zeit zählte man, wenn auch noch vereinzelt, viele Bekenner der christlichen Lehre, und schon erhoben sich da und dort christliche Kirchlein. Das erste Kloster, das Bonifazius in dieser Gegend gründete, war Amöneburg, wahrscheinlich das jetzige Hammelburg an der fränkischen Saale.

Von hier aus wandte sich Bonifazius mehr nach Norden und kam zu dem Volke der Hessen, oder wie es mit dem alten Namen genannt wurde, der Chatten. Wie Thüringen, so war auch Hessen so eben durch die Heere Karl Martell's von den Sachsen gesäubert worden. Auch hier predigte der eifrige Missionär und zwar mit dem glücklichsten Erfolge. Schnell ließen sich viele Tausende taufen. Voll Freude hierüber sandte Bonifazius einen treuen Boten, mit Namen Binnan, nach Rom, um dem heiligen Vater Kunde von diesen glücklichen Erfolgen zu bringen und in vielfachen Angelegenheiten sich seinen Rath und neue Anweisungen zu erbitten. Auf dieses Schreiben erfolgte die Einladung, so bald als möglich selbst nach Rom zu kommen. Und so trat denn Bonifazius im Jahre 723 seine zweite Reise dahin an, nachdem sein Aufenthalt im Lande der Hessen nur kurze Zeit gedauert hatte. In der Basilika des heiligen Peters wurde Bonifazius vom Papste empfangen, der den Wunsch aussprach, er solle sich über sein bisher beachtetes und gepredigtes Glaubensbekenntniß näher und weitläufiger erklären. Diesem Wunsche kam der Missionär freudig nach, indem er kurze Zeit darauf dem heil. Vater sein in zierlicher Sprache abgefaßtes Symbolum überreichte. Dasselbe wurde auf's strengste geprüft; aber auch bald erkannte man, daß es die volle christliche Wahrheit in unversehrter Weise enthalte. Nach mehreren Unterredungen eröffnete der Papst dem Bonifazius, daß er beschlossen habe, ihm die bischöfliche Weihe zu ertheilen. Die Consecration erfolgte am 30. November 723 auf die feierlichste Weise im Vatican. Bei dieser Gelegenheit nun, und nicht schon früher, wie dieß einige Kirchenschriftsteller wähnten, erhielt er statt seines früheren Namens Winfried den Namen Bonifazius. Nach Empfang der bischöflichen Weihe verpflichtete sich Bonifazius auf Verlangen des Papstes durch einen feierlichen Eid über dem Grabe des heiligen Apostelfürsten Petrus zum Gehorsame gegen ihn und seine Nachfolger, sowie zur Erhaltung der Einigkeit der katholischen Kirche.

Beide, der Papst wie Bonifazius, sind wegen dieses Eides von den Feinden des römischen Stuhles hart und vielfach getadelt worden. Jedoch mit Unrecht. Wer mit den Katholiken den Primat als eine göttliche Institution in der Kirche Jesu anerkennt, der wird begreifen, wie mit vollem Rechte der Papst diesen Eid fordern konnte, und wie Bonifazius, wenn er Bischof und Missionär der katholischen Kirche sein wollte, ihn leisten konnte und mußte. Von einer listig erschlichenen Erweiterung der Rechte des apostolischen Stuhles über die Kirche in germanischen Ländern zu reden, ist geradezu lächerlich.

Nach beendigten Geschäften begab sich Bonifazius wieder zurück nach Deutschland. Der Papst hatte auf sein Ansuchen ihm mehrere Empfehlungsschreiben an den Hausmeier Karl Martell, an die Bischöfe und Großen des fränkischen Reiches, dann aber auch an einige angesehene Thüringer, an das Volk von Thüringen und endlich an die Sachsen mitgegeben. Am Hofe Karl Martell's fand der junge Bischof eine ehrenvolle und gütige Aufnahme. Auf seine Bitten erlangte er auch einen Schutzbrief dieses mächtigen Fürsten, der ihm von größtem Nutzen war. Noch später erklärte Bonifazius dankbar, daß es ihm ohne den Schutz der Franken nicht möglich gewesen wäre, weder das Volk, noch seine Priester, Diakonen, Mönche und Nonnen gegen Gewaltthätigkeit zu schirmen, und die heidnischen Gebräuche abzuschaffen.

Von dem Hofe Karl Martells kehrte Bonifazius' jetzt als Bischof in das Land der Hessen zurück. Viele von denen, die sich früher dem Christenthum zugewandt hatten, kamen nun und empfingen das Sakrament der Firmung. Viele aber hatten nur äußerlich das Christenthum angenommen, und diese hielten immer noch an heidnischem Aberglauben fest, und entzogen sich der Firmung. Diese, wie die noch ganz Unbekehrten, opferten den Bäumen und Quellen, hingen noch an der Wahrsagerei aus dem Fluge und Gesange der Vögel und gaben sich mit Blendwerken und Beschwörungen mancherlei Art ab. Auch waren damals bei ihnen die Menschenopfer noch nicht ganz selten. Die Zahl der vollständig bekehrten und erleuchteten Christen war daher trotz der vielen Bemühungen des Bischofs immer noch klein im Vergleich zu den im Lande lebenden Heiden und denjenigen, welche das Christenthum mit heidnischem Wesen vermengten.

Um nun all diesen einen Beweis von der Nichtigkeit ihrer Götzen zu geben, beschloß Bonifazius auf Anrathen seiner Freunde, ein hervorragendes Heiligthum des Volkes zu zerstören. Er wählte hiezu die dem Gotte Thor geheiligte Eiche, welche auf der Spitze eines Berges in der Nähe des Dorfes Geismar im Amte Gudensberg stand. Bonifazius hatte sein Vorhaben nicht geheim gehalten, sondern so viel als möglich die Kunde davon unter die Leute gebracht. Eine große Anzahl von Ungläubigen hatte sich auf die Nachricht hievon um ihr Heiligthum versammelt. Manche schienen entschlossen, Hand an den Frevler zu legen, wenn er es wagen sollte, die heilige Eiche zerstören zu wollen. Manche aber waren gekommen in der festen Meinung, die Gottheit selbst werde den Angreifer vernichten, und sie wollten Zeugen dieser göttlichen Rache sein. Muthig und mit Ernst trat Bonifazius mit seinen Genossen in ihre Mitte. Ohne Zweifel belehrte er die staunende Menge über das, was er thun wolle, und begann dann die ersten tödtlichen Streiche der Eiche zu versetzen. Mit rüstiger Kraft folgten seine Schüler und Anhänger. Und siehe! — noch war der mächtige Stamm kaum zur Hälfte durchgehauen, da erhob sich plötzlich ein mächtiger Sturmwind, der den

Wipfel des Baumes erfaßte und ihn krachend zur Erde niederriß. Da lag nun das hochverehrte Heiligthum des hessischen Volkes in 4 Theile zerspalten. Bonifazius aber stand mit dankerfüllten Blicken in der Mitte der Menge, die den siegreichen Mann bewundernd anstaunte. Mehr als die trefflichsten Unterweisungen hatte diese eine That genützt. In der Brust der Meisten war der heidnische Aberglaube erschüttert, und sie zögerten nicht länger, den Glauben an den Einen wahren Gott zu bekennen und Viele ließen sich taufen. Aus dem Holze der gefällten Eiche erbaute Bonifazius an der Stelle des zerstörten Heiligthums ein Bethaus, welches er zur Ehre des heiligen Apostels Petrus einweihte. Ueber die nächste Wirksamkeit des großen Missionärs fehlt es uns an sicher begündeten Nachrichten. Wenn wir aber die Sage zu unserer Führerin wählen wollten, so würde sie mit uns manchen Berg in Hessen und Thüringen besteigen und uns auch an viele stille Plätzchen hingeleiten und sagen: Hier hat der christliche Bischof segensreich gewirkt; hier ein Bethaus errichtet, dort hat er den horchenden Bewohnern gepredigt, an jenem Bache, an dieser Quelle die Bekehrten getauft. So natürlich es aber auch ist, daß auf seinen vielfältigen Wanderungen Bonifazius bald hier bald dort sein segenbringendes Werk übte, und so gewiß es auch ist, daß er sehr viele Bethäuser errichtete, von denen uns seine Biographen keine Meldung thun, so können wir denn doch nicht diesen Sagen vollkommenen Glauben zuwenden, so wenig als wir sie alle ohne Unterschied für bloße Erdichtungen einer spätern Zeit ansehen möchten. Mehr als eine bloße Sage scheint aber die uralte Nachricht zu sein, daß Bonifazius auf dem alten Berge, in der Nähe von Ohrdruf, eine Kirche und eine Wohnung für sich erbaut habe. Die Kirche soll zu Ehren des hl. Johannes des Täufers eingeweiht worden sein, weil hieher stets eine große Menge gekommen sei, um die Taufe zu empfangen. Gewiß ist, daß die Kirche auf dem alten Berge viele Jahrhunderte hindurch die Pfarrkirche für die umliegenden Ortschaften bildete. Erst zu Anfang dieses Jahrhunderts war sie ganz zerfallen, und im Jahre 1805 wurde der wüste Platz, wo sie ehedem gestanden, nebst dem Kirchhofe an die Gemeinde Altenberga verkauft. Ein armer Taglöhner dieses Ortes mit Namen Nikolaus Brükner setzte in seinem Testamente 20 fl. aus, damit an die Stelle, wo diese erste Kirche gestanden habe, ein Stein als Denkmal gesetzt werden könne. Dieß war die erste Veranlassung zu dem Denkmale, welches auf diesem Platze errichtet wurde, und aus einem gewölbten Candelaber besteht, welcher auf 7 Stufen und 8 Kugeln ruhend, eine von 3 geflügelten Engelsköpfen gehaltene Feuerpfanne trägt, aus welcher 3 Flammen aufsteigen.

Am 1. September 1811 wurde dieses Denkmal feierlich eingeweiht.

Das Leben eines Missionärs ist eine ununterbrochene Kette von Entbehrungen, Mühen, Sorgen und Kämpfen aller Art. Diese Erfahrung zu machen hatte Bonifazius Gelegenheit genug. Als er glaubte

in Hessen einen guten Grund für die Christianisirung dieses Landes gelegt zu haben, kehrte er, wahrscheinlich noch in demselben Jahre, in welchem er die Donnereiche gestürzt hatte, nach Thüringen zurück. Hier mußte er nun nicht mehr bloß gegen das Heidenthum auf's Neue den Kampf unternehmen, sondern als frische und gefährliche Gegnerin trat ihm bereits auch die Irrlehre entgegen und zwar in der Person einiger Priester, die früher schon im Lande gewesen und durch Unwissenheit und falsche Nachgiebigkeit die christliche Wahrheit vielfach durch Vermischung mit dem Heidenthume und abergläubischen Gebräuchen verunstaltet hatten. In Vereinigung mit ihren zahlreichen Anhängern erregten sie einen gewaltigen Sturm gegen Bonifazius, den dieser aber durch die Kraft seiner Beredsamkeit, und noch viel mehr durch die Macht seines herrlichen Tugendwandels bewältigte. In allen Briefen, die er um diese Zeit schrieb, finden wir die dringende Bitte um das Gebet seiner Freunde ausgesprochen, damit er in seinen vielen und harten Kämpfen Sieger bleibe.

Sollte die Christianisirung Thüringens ihrer Vollendung entgegen gehen und zugleich aber auch Bestand für die Zukunft mit allen ihren Stürmen und Veränderungen gewinnen, so war neben Erbauung von mehreren Kirchen besonders die Gründung einer Bildungsschule für die Eingebornen nothwendig. Eine solche schuf er mit Hilfe mehrerer vornehmen Thüringer in dem Kloster Ohrdruf, dessen Stiftung wahrscheinlich in die Jahre 724—727 fällt.

Um diese Zeit war es auch, wo auf die dringenden Bitten des eifrigen Missionärs seine ersten Gehilfen aus England kamen. Es war ihre Ankunft um so nothwendiger, als theils bereits eine sehr große Anzahl von den Bewohnern Thüringens und Hessens das Evangelium angenommen hatte, theils die bisherigen Genossen wahrscheinlich zu wenig geistige Bildung besaßen, um als Bischöfe und Aebte der neuzuerrichtenden Stifter und Klöster eine bedeutend größere Wirksamkeit entfalten zu können. Sehr zu statten kam dem Bonifazius der Umstand, daß er dem in voller Blüthe stehenden Orden des heiligen Benedikt angehörte und die Liebe, die er bei seinen Brüdern sich erworben hatte, Viele bewog, ihm auf seine Bitten in seinem begonnenen Werke zu Hilfe zu eilen. Unter die bedeutendsten Männer, welche wahrscheinlich um diese Zeit zu Bonifazius kamen, gehörte Burchard, der in der Folge der Zeit den bischöflichen Stuhl an der Kirche von Würzburg bestieg. Ebenso auch Lullus, der erste Nachfolger des Bonifazius in dem Erzbisthume Mainz. Ferner werden uns noch Denval, Witta und Megingoz genannt. Vermuthlich mit diesen Männern kam auch ein früherer Schüler von Bonifazius mit Namen Sola oder Solanus, wie er auch genannt wird, aus England nach Deutschland herüber. Dieser Mann, den Bonifazius als Bischof zum Priester weihte und Anfangs als Mitarbeiter in der Mission gebrauchte, hatte eine besondere Liebe zur Einsamkeit, und ging deßhalb an der Grenze zwischen Bayern und Thüringen in

eine Einöde, um dort als Eremit sich ganz dem beschaulichen Leben weihen zu können. An der Altmühl in dem Gau Sualafeld baute er sich eine Zelle, welche nach ihm den Namen Solenhus erhielt, aus welcher Ansiedelung das heutzutage nicht unberühmte Solenhofen entstand. Er starb erst um das Jahr 790 und wird in Eichstädt als Einer von den Schutzheiligen des Bisthums hochverehrt.

Wir wollen hier auch noch jener Männer Erwähnung thun, die wir später als treffliche Mitarbeiter des großen Missionärs kennen lernen werden, wenn es auch weniger gewiß ist, ob sie schon um diese Zeit nach Deutschland kamen. Es sind die Priester Eoban, Forthat und Geppan. Ebenso treffen wir später in dem Kloster Fritzlar neben dem Abte Tatuin und dem Priester Wigbert die Brüder Bernhard und Hiedde, Hunfrith und Stirme. Das Kloster Glastonbury hatte besonders viele Missionäre gesandt, unter denen uns aber nur Wiethbert bekannt geworden ist. Das waren die Männer, die sich mit Bonifazius in die schwere Arbeit der Christianisirung des mittlern und nördlichen Deutschlands theilten und treu ausharrten in dem schönen Berufe, neben dem Christenthume auch bessere Gesittung und höhere Bildung unter dem Volke anzupflanzen.

Eine neue Erscheinung auf deutschem Boden bildeten die Klosterfrauen, die auf den Wunsch des rastlos thätigen und alle Verhältnisse mit richtigem Blick würdigenden Missionärs aus den Klöstern Englands gekommen waren. Durch ihr Erscheinen war einem wirklichen Bedürfniß der Zeit abgeholfen. Wie hätte auch der Unterricht und die Bildung der weiblichen Jugend und des weiblichen Geschlechtes überhaupt mehr gefördert werden können, als durch die Bemühungen dieser frommen Frauen, die selbst in ihren Klöstern eine vollendete christliche Bildung genossen hatten, und in Folge ihrer Liebe zu Jesus fähig genug waren, auch die größten Opfer für eine hohe und heilige Sache zu bringen? Wir begnügen uns, hier nur die Namen derselben zu nennen. Es waren Chunihilt und ihre Tochter Berathgit, Chunidrut und Thekla, Lioba und Waltpurgis. Die Chunihilt und ihre Tochter, welche in den schönen Wissenschaften sehr unterrichtet waren, wurden als Lehrerinnen im Thüringerlande bestellt, Chunidrut aber nach Bayern gesandt, um den Samen des göttlichen Wortes auch dort zu verbreiten. Die Thekla aber stellte Bonifazius in den Orten Kitzingen und Ochsenfurt am Main und die Lioba in Bischofsheim an, damit sie dem daselbst vereinten Convente der Jungfrauen vorständen. Weitaus die berühmteste unter diesen Nonnen wurde Lioba, eine Frau von seltenen Tugenden und eben so seltener Bildung. Unter ihrer Leitung wurde Bischofsheim das angesehenste Kloster, der Sammelplatz der edelsten Jungfrauen und die Pflanzstätte der meisten Klöster in jener Gegend. Bonifazius schätzte die fromme Jungfrau so hoch, daß er ihr, und nur ihr allein gestattete, die innern Klosterräume von Fulda zu betreten, sowie er auch die Anord-

nung traf, daß ihr Leichnam dereinst neben dem seinen ruhen sollte. Bei Pipin und seinen Söhnen Karl dem Großen und Karlmann stand Lioba in hohem Ansehen; das größte Vertrauen aber und die innigste Liebe schenkte ihr die Königin Hildegard, Karl's des Großen Gemahlin.

Welch' reicher Segen durch die Bemühungen Lioba's und all' ihrer Mitschwestern und Schülerinnen über Deutschlands Gauen kam, das kann man eher ahnen als schildern.

III.

Stiftung von Amöneburg und Fritzlar. Dritte Romreise.

Wie es für Bonifazius eine besondere Sorge war, Männer und Frauen zu gewinnen, die mit ihm gemeinsam an der Verbreitung und Begründung des Christenthumes im deutschen Lande arbeiteten, ebenso war es ihm eine theure Herzensangelegenheit, daß Alle in vollkommenster Einigkeit der Lehre und des Glaubens verharrten, daß der Eine wahre katholische und apostolische Geist in Allen wirkte, und daß alle Gemeinden nach denselben kirchlichen Gesetzen, wie sie in der katholischen Kirche bestanden, geleitet und regiert würden. Selbst in Kleinigkeiten wollte er nicht von der katholischen Kirche abweichen. Darum wandte er sich an den apostolischen Stuhl und erbat sich über mehrere Punkte, über welche er sich im Zweifel befand, Aufklärung. Papst Gregor II. antwortete darauf in einem ausführlichen Schreiben am 22. Nov. 726, welches der letzte Brief von ihm gewesen, indem er nicht lange nachher starb.

Wenige Tage nach seinem Tode bestieg Gregor III. den Stuhl von Rom, und Bonifazius beeilte sich, durch eine Gesandtschaft dem Neuerwählten seine Huldigung darzubringen. Bald darauf, nämlich 732, ordnete er eine neue Gesandtschaft nach Rom ab, welche die früher geleistete Huldigung erneuern und den Papst um fernere Gnade und Wohlwollen bitten sollte. Zugleich hatte sie die Aufgabe, über die bisherigen Erfolge des Missionswesens Bericht zu erstatten, und um Rath und Weisungen über mehrere Punkte zu bitten. Diese Gesandtschaft wurde sehr ehrenvoll aufgenommen und brachte von Rom dem eifrigen Missionär nicht nur die erbetenen Aufschlüsse und Privilegien mit, sondern auch, was Bonifazius am wenigsten verlangt hatte, das erzbischöfliche Pallium. Wie bisher Bonifazius Bischof, aber ohne bestimmten bischöflichen Sitz gewesen, so wurde er jetzt Erzbischof von Deutschland, eben falls ohne einen festen Stuhl zu haben. Zugleich mit der erzbischöflichen Würde ertheilte ihm auch der Papst die Vollmacht, wenn es ihm gut dünke, Bischöfe zu ordiniren und denselben mit weiser Berücksichtigung aller Umstände an volkreichen Orten einen bleibenden Sitz zu errichten.

Die erste und hauptsächlichste Thätigkeit des Bonifazius nach dem Empfange des Palliums war dem Lande der Hessen zugewandt. Noch

in diesem Jahre legte Bonifazius den Grund zu zwei neuen Stiftungen, welche Jahrhunderte hindurch eine Quelle des reichsten Segens für Land und Leute wurden. Die erste Stiftung war die Gründung eines Klosters in Amöneburg, welches in Oberhessen liegt und von der vorbeifließenden Ohm oder Amena seinen Namen erhielt. Die Kirche dieses Klosters wurde zu Ehren des hl. Erzengels Michael eingeweiht. Diese bedeutende Stiftung des heiligen Mannes hatte verhältnißmäßig keinen langen Bestand. Schon im Anfange des zwölften Jahrhunderts ging das Kloster ein und die Güter desselben wurden nach Mainz gezogen. Die Kirche bestand indessen fort und wurde im 14. Jahrhundert in ein Collegiat-Stift verwandelt und mit neuen Einkünften versehen.

Die zweite Stiftung war die Gründung des Klosters Fritzlar, nicht weit von jener Gegend, wo Bonifazius die Donnereiche gefällt hatte. Hier, wo ehedem das Haupt-Heiligthum des Volkes gestanden war, wollte er das Seminar und die Missionsschule für das ganze Land gründen. Wahrscheinlich im Jahre 734 wurde der Bau des Klosters vollendet, und die Kirche konnte zu Ehren des hl. Apostelfürsten Petrus eingeweiht werden. In diesen seinen neuen Stiftungen weilte Bonifazius sehr oft und gerne, und im Anfang führte er selbst die Aufsicht und leitete den Unterricht im Kloster. Allein sein Beruf erforderte zu oft seine Entfernung, welcher Umstand der Ordnung und Disciplin nicht sehr zu Statten kam. Daher mußte Bonifazius darauf Bedacht nehmen einen Mann zu finden, der tauglich wäre, eine so bedeutende Anstalt zu leiten und den Absichten ihres Stifters entsprechend zu machen. Diesen fand er denn auch in Wigbert, der wahrscheinlich um diese Zeit zwischen den Jahren 734—736 nach Deutschland gekommen war.

In Fritzlar weilten damals auch die in der Folge der Zeit so berühmt gewordenen Männer Sturm, Megingoz und Lullus. Unter Wigberts Leitung stand dieses Kloster in voller Blüthe und auch nach seinem im Jahre 747 erfolgten Tode erhielt sich sein Geist noch viele Jahre unter seinen Schülern und Genossen. Sein Nachfolger wurde Tatuin.

Durch die Gründung von Amöneburg und Fritzlar war für die Bedürfnisse des Hessenlandes Sorge getragen; und auch für Thüringen war Alles gethan, was zu einer frohen Hoffnung für die Zukunft berechtigen konnte. Darum konnte Bonifazius nur daran denken, seinen Wirkungskreis zu erweitern, und er richtete sein Augenmerk zuerst auf die Sachsen, deren Bekehrung schon lange seines Herzens sehnlichster Wunsch war. Allein die Versuche, die er jetzt machte, diese seine Stammesgenossen für's Christenthum zu gewinnen, scheiterten vollständig. Die Hindernisse, welche sich ihm und den folgenden Missionären entgegenstellten, waren zu groß, und erst nach mehr als einem halben Jahrhundert konnten sie durch die Energie eines Karl des Großen überwunden werden. Bonifazius mußte sich damit begnügen, sie dem Gebete aller seiner Freunde anzuempfehlen und der Barmherzigkeit Gottes zu über-

lassen. — Dagegen wandte er sich nun nach Süden und begann seine Wirksamkeit in Bayern. Wir müssen die Schilderung der frühern kirchlichen Verhältnisse dieses Landes Andern überlassen und begnügen uns nur mit der Andeutung, daß, obwohl schon seit vielen Jahren auf diesem Boden das Christenthum angepflanzt war, doch dasselbe kein recht frisches und freudiges Gedeihen gefunden hatte. In die Lehre war durch den Einfluß des Arianismus und des Manichäismus Verwirrung gekommen, der kirchlichen Anstalten waren zu wenige, und die oberhirtliche Aufsicht genügte nicht. Als nun Bonifazius nach Bayern kam, verkündete er auch hier mit dem glühendsten Eifer das Evangelium, besuchte viele Kirchen, prüfte den Zustand der Gemeinden, sowie die Lehre und den Wandel der Hirten und forschte nach den Gebrechen und wie denselben gesteuert werden könnte. Vor allem waren es die ehr- und geldsüchtigen Priester, gegen die Bonifazius eiferte und die er entweder zu bessern oder zu entfernen suchte. Unter diesen war besonders ein gewisser Priester Eremwulf, der das Volk durch Ketzerei verführt und sich einen großen Anhang verschafft hatte. Bonifazius verdammte seine Lehre und brachte nicht ohne große Mühe das Volk von dieser Irrlehre wieder zurück.

Bald erkannte aber der eifrige Missionär, daß die Uebel des kirchlichen Lebens hier tiefer liegen und ohne eine fortwährende bischöfliche Aufsicht, sowie ohne feste hierarchische Einrichtung nicht gehoben werden können. Dieses aber zu bewerkstelligen, dazu war ihm jetzt die Zeit nicht gegönnt; auch war er in Bayern noch zu wenig gekannt, als daß er hätte so durchgreifende neue Einrichtungen treffen können. Er blieb daher nicht sehr lange in diesem Lande, sondern kehrte bald mit einem neugewonnenen Schüler, mit Namen Sturm, nach Norden zurück.

Im Jahre 737 war er wieder in Thüringen und Hessen thätig, indem er daselbst die neugegründeten Gemeinden und Klöster besuchte, um sich mit eigenen Augen von dem gedeihlichen Wachsthume seiner Stiftungen zu überzeugen. Ueberall fand er Alles im besten Zustande, und für die Zukunft konnte er mit Recht die besten Erwartungen hegen. Er konnte es aber auch nicht verkennen, daß je größer die Ernte war, desto reichlichere Arbeit ihm bevorstehe, und daß er zu derselben frischer Kräfte und neuer Hilfe bedürfe, und darum beschloß er kurz nach seiner Rückkehr aus Bayern, wieder nach Rom zu reisen. Als Zweck dieser Reise gibt der Biograph des Heiligen zweierlei an, nämlich, daß er heilsame Unterredungen mit dem apostolischen Vater pflege und daß er, schon im Alter vorgerückt, sich der Fürbitte der Heiligen empfehle. Den Papst Gregor III. kannte er noch nicht persönlich, und doch mußte ihm daran gelegen sein, mit ihm näher bekannt zu werden und die innigen Beziehungen, die zwischen seinem Vorgänger und ihm obgewaltet hatten, zu erneuern. Ferner wollte er diesesmal auch seine ausgezeichnetsten Schüler dem heiligen Vater vorstellen, und ihnen Gelegen-

heit geben, sich an den heiligen Orten durch's Gebet für ihre fernere Wirksamkeit im apostolischen Amte zu kräftigen, und durch die Beobachtung der trefflichen Einrichtungen im Kloster Monte Casino und in den andern italienischen Klöstern sich zu erbauen und für alles höhere Streben zu begeistern. Darum reiste diesesmal Bonifazius in zahlreicher Begleitung nach der Hauptstadt der Christenheit und verweilte daselbst beinahe ein volles Jahr. Seine Aufnahme in Rom selbst war eine sehr ehrenvolle. Mit dem Papste unterredete er sich viel über den Zustand und die Verhältnisse der neu gewonnenen Völker Germaniens, über alles, was zur Förderung des christlichen Lebens unter ihnen noch zu thun war, und indem er denselben auf das Genaueste mit allen seinen Entwürfen und Plänen, mit allen seinen Hoffnungen und Wünschen und mit den günstigen und ungünstigen Zuständen in Deutschland bekannt machte, empfing er von dem, in dessen Hand die Leitung der Regierung der ganzen christlichen Welt lag, die heilsamsten Rathschläge und Weisungen, wie er ferner bei der Leitung seiner großen Heerde verfahren sollte.

Mit seinen Begleitern besuchte Bonifazius auch alle heiligen Orte, sowohl der Stadt, als auch der Umgegend, verrichtete dort seine Gebete und feierte über den Gräbern und Reliquien der berühmtesten Heiligen das eucharistische Opfer. Daß diese Gebetsübungen und die Betrachtung des Lebens der Heiligen von dem größten Einflusse auf die geistige Gesinnung des heiligen Missionärs und seiner zahlreichen Begleiter gewesen, kann man leicht denken. Aber auch der Besuch der zahlreichen Klöster, sowie die Bekanntschaft, welche er mit so vielen frommen und gelehrten Männern zu machen Gelegenheit hatte, brachten seinem Geiste reiche Nahrung. Auch war es für ihn ein großer Gewinn, daß er hier den Wunibald kennen lernte und durch die Vermittlung des Papstes auch dessen Bruder Willibald, der nach seiner Rückkehr aus dem Oriente sich in dem Kloster Monte Casino aufhielt, für Deutschland erlangte. Aus einem Briefe, den Bonifazius von Rom aus an das Kloster Fritzlar richtete, sehen wir, daß er auch einer Synode in Rom beiwohnen wollte, was für ihn, der nun bald selbst mehrere solche Synoden abhalten sollte, von großem Interesse sein mußte.

Nachdem nun die Geschäfte des Bonifazius in Rom beendet waren, und er auch dem Drange seines frommen Herzens Genüge geleistet hatte, dachte er wieder an die Heimkehr nach dem Norden. Bei seinem Abschiede vom Papste wurde er reichlich beschenkt; auch erhielt er Reliquien für alle jene, für welche er sich solche erbeten hatte. Drei Sendschreiben gab ihm ferner der Papst mit. Das erste ist ein Empfehlungsbrief an alle Bischöfe, Aebte und Priester, dem heiligen Bonifazius Hilfe angedeihen zu lassen und ihm wenn möglich Mitarbeiter zu liefern. Der zweite Brief ist an die neubekehrten deutschen Völkerstämme, die hier mit ihren verschiedenen Namen genannt werden, gerichtet. In demselben

werden sie ermahnt, in Allem Gehorsam und Folge zu leisten dem vom heiligen Stuhle abgesandten Bonifazius und den Bischöfen, welche er nun bei ihnen aufstellen werde. Zugleich enthält dieses Schreiben eine Warnung vor den Priestern, die Irrlehren verbreiten, und vor der Uebung der heidnischen abergläubischen Gebräuche, die noch nicht vollständig unter ihnen ausgerottet seien. Als solche werden namentlich bezeichnet Wahrsagen, Loosdeuten, den Todten opfern, Hain- und Quellenheiligthümer, Zaubereien, Besprechungen, Amulete u. s. w. Der dritte Brief ist an die Bischöfe von Bayern und Allemanien gerichtet. Derselbe enthält den Auftrag, daß sie den Anordnungen des Bonifazius sich fügen und bereit halten sollten, auf einem Concil, welches Bonifazius entweder an der Donau oder in Augsburg oder an einem andern schicklichen Orte abhalten werde, zu erscheinen. Ueber den Verlauf dieses Conciliums müsse Bonifazius dem apostolischen Stuhle Bericht erstatten. Namentlich durch dieses Schreiben war dem Heiligen der Weg zu seiner weitern erfolgreichen Thätigkeit in Bayern gebahnt, die wir später ausführlich schildern werden.

IV.

Die Einrichtungen des heil. Bonifazius in Bayern und die Gründung von 4 Bisthümern in Mitteldeutschland.

Schon war Bonifazius auf der Rückreise von Rom nach Deutschland begriffen, als er von Herzog Odilo von Bayern eine Einladung erhielt, sich in sein Land zu begeben und die Ordnung der kirchlichen Verhältnisse herzustellen.

Dem eifrigen Missionär mußte diese Einladung um so angenehmer sein, da er schon zuvor ähnliche Plane in seinem Innern entworfen hatte. In Folge der erhaltenen Berufung begab sich nun Bonifazius in das herzogliche Land, und blieb, wie sein Biograph bemerkt, viele Tage dort. Er predigte und lehrte das Wort Gottes und rief die Geheimnisse und Heilmittel des wahren Glaubens und der wahren Religion wieder in's Leben; die Verwüster der Kirche und die Verderber des Volkes vertrieb er: denn einige derselben hatten sich fälschlich die bischöfliche Weihe beigelegt, andere hatten priesterliche Aemter übernommen, wieder andere hatten diese und unzählige andere Täuschungen ersonnen und das Volk zum großen Theil verführt.

Aber der heilige Mann, von seiner Kindheit an Gott geweiht, duldete solche Schmach des Herrn nicht, sondern bewahrte den genannten Herzog mit seinem ganzen Volke vor den übeln Folgen ketzerischen Truges und der Verführung schamloser Priester.

Schon Herzog Theodo II. hatte das ganze Land Bayern in Provinzen getheilt und hatte die Absicht, jede dieser vier Provinzen zu einer Diöcese mit einem eigenen Bischofe zu machen. Bonifazius nahm

diesen Plan wieder auf und begründete im Sinne desselben die Diözesan-Ordnung. Die vier Bisthümer waren Salzburg, Freising, Regensburg und Passau. Diese Bisthümer erhielten ihre bestimmten Grenzen und auf die erledigten Stühle wurden tüchtige katholische Männer erhoben. Das Bisthum Salzburg erhielt ein gewisser Johannes; für Freising wurde Erembercht, ein Bruder des hl. Korbinian, geweiht. Als Bischof von Regensburg wurde Goibald oder auch Gaubald ernannt und im Besitze der bischöflichen Kirche von Passau Vivilo bestätigt.

Nach Erledigung dieser Angelegenheit, welche noch im Jahre 739 erfolgte, erstattete Bonifazius über die getroffenen Vorkehrungen Bericht nach Rom mit der Bitte um Bestätigung derselben, und begab sich sodann, wie es scheint, für eine kurze Zeit nur nach Thüringen, Hessen und Franken, um auch dort nach dem Fortgange seiner Pflanzungen zu sehen und seine Mitarbeiter mit neuem Muthe zu kräftigen. Bald aber kehrte er zum begonnenen Werke nach Bayern zurück. In Folge eines päpstlichen Befehles hielt er nun in Bayern und zwar wahrscheinlich in Regensburg ein Concilium (740). Bei diesem waren außer den beständigen Begleitern des heil. Bonifazius, nämlich dem Lullus, Eoban und Sturm, nicht nur die vier obengenannten bayerischen Bischöfe zugegen, sondern auch Bischof Wiggo von Augsburg, Luido von Speier und Adda von Straßburg. Die Akten dieses Conciliums sind nicht auf uns gekommen, aber es läßt sich fast mit Sicherheit annehmen, daß auf demselben die vorher getroffene und vom Papste bestätigte Eintheilung der Diözesen gesetzlich festgestellt, die Ordination der Priester geprüft und den rechtmäßig geweihten bestimmte Gemeinden zugewiesen worden seien. Von dieser Zeit an regte sich im Bayerlande überall ein frisches kirchliches Leben, und in einem Zeitraum von etwa 40 Jahren wurden 29 Klöster errichtet.

Unter diesen nennen wir nur Ober- und Niederaltaich, Monsee, Osterhofen. Dann im Süden des Landes die Klöster Benediktbeuren, dessen Kirche Bonifazius selbst einweihte, Kochelsee, Schleedorf, Polling, Wessobrunn und Sandau, Tegernsee und Illmünster.

Nachdem Bonifazius die Angelegenheiten in Bayern in Ordnung gebracht hatte, begab er sich wieder auf den Schauplatz seiner früheren Thätigkeit zurück. Was ihn nun zunächst beschäftigte, das ist die Errichtung von Bisthümern im mittleren Deutschland. Bis dahin war er in den von ihm für das Christenthum gewonnenen Landestheilen der einzige Bischof und zwar Erzbischof ohne bestimmten Sitz. Zwar hatte er schon seit dem Jahre 732 die Erlaubniß vom heiligen Stuhle, dort, wo er es nöthig fände, Bischöfe aufzustellen, welche Erlaubniß im Jahre 739 von Gregor III. erneuert worden war. Allein mannigfache Umstände, insbesondere die in Folge der Kriege Karl Martell's stets wechselnden politischen Zustände und die noch immer verhältnißmäßig

kleine Zahl der christlichen Bewohner hatten ihn bewogen, die Diöcesan-Eintheilung noch nicht vorzunehmen. Jetzt aber hatten sich diese Umstände zum Bessern gewendet, und nun säumte auch Bonifazius nicht mehr länger, Hand an's Werk zu legen. In dem einzigen Jahre 741 gründete er nun vier Bisthümer und zwar Erfurt, Büraburg, Würzburg und Eichstädt.

Das Bisthum Erfurt stiftete Bonifazius für das Land Thüringen, in welchem seine Stiftung, das Kloster Ohrdruf, blühte, und wo er bereits sehr viele Kirchen errichtet hatte. Nach alten Nachrichten, denen bis zur heutigen Stunde die lebendige Sage zur Seite steht, verdankt in Erfurt die St. Marien-Kirche ihre Entstehung dem heil. Bonifazius, der sie auch zur Kathedrale erhoben und einen Priester Namens Adalarius zum Bischofe an derselben geweiht habe. Dieses Bisthum, — und das ist auch die Ursache, warum in neuerer Zeit seine Gründung überhaupt bestritten worden ist, — bestand nur kurze Zeit. Der Hauptgrund seines frühen Aufhörens ist wohl neben andern in der Erhebung des Bonifazius auf den erzbischöflichen Stuhl von Mainz zu suchen. Von dieser Zeit an wurde Erfurt mit Mainz vereint und blieb in steter Verbindung mit demselben.

Das zweite Bisthum, das Bonifazius im Nordwesten von Deutschland insbesondere für das Land der Hessen gründete, ist Büraburg. Trotz mancher gegentheiligen Ansichten ist die Lage dieses Ortes längst festgestellt, und wir können es uns nicht versagen, die schöne Schilderung, welche uns Falkenheimer in seiner Geschichte der hessischen Städte und Stifter von dieser Gegend macht, hier wörtlich anzuführen. Er sagt:

„Da wo die Edder, — dieser silberhelle, stets lebendige Strom, eine Vereinigung unzähliger Quellen und Bäche — sich aus den Gebirgen des jetzigen Fürstenthums Waldeck herauswindet und die nunmehrige Grenze Kurhessens erreicht, erhebt sich am rechten Ufer derselben, unmittelbar vor dem erweiterten, fruchtbaren Edderthale, ein noch vor vierzig Jahren an seinen Abhängen größtentheils mit Wald bedeckter, jetzt fast ganz kahler Berg, welcher der Gestalt eines abgestutzten Kegels am nächsten kommt und nach drei Seiten steil abfällt. Zwei mühsame Wege, der eine von Süden (von Fritzlar), der andere von Norden her (von dem Dorfe Ungedanken), führen den Wanderer durch viele Krümmungen auf die Höhe. Dort steht jetzt eine kleine Kapelle, welche mit ihrer weiße Tünche weit in die Ferne leuchtet. Die Aussicht ist köstlich, und besonders malerisch nimmt sich von dort das kaum eine halbe Stunde entfernte, terrassenförmig erbaute Fritzlar aus. Neben ihm sieht man hoch über dem mit reichen Dörfern besäeten Thale und dem schattenreichen Schlosse Wabern die alte Hohenburg (Homberg), den Falkenberg, den Knäuel der hessischen Berge (den Knüll), die Hundsburg und andere interessante Punkte hervorragen. Unten aber

im Thale strömt hart am Fuße des Berges die breite Edder vorbei, theilt sich in zwei Arme, und gibt durch die vielbogige steinerne Brücke, hinter welcher sie sich bei Fritzlar verbirgt, einen herrlichen Prospekt. Mehr aber noch als durch den Anblick dieser schönen Gegend, die im eigentlichen Hessenlande nirgends ihres Gleichen hat, wird man sich im Herzen bewegt und erwärmt fühlen (zu welchem Glaubensbekenntnisse man sich auch bekenne), wenn man neben den altersgrauen, steinernen sogenannten Stationen hin die Höhe des Berges mit sinnendem Geiste und der frischen Erinnerung betreten hat, daß man jetzt den alten Bürberg (Büraberg) ersteigt, den ersten festen Ansitz des hl. Bonifaz in unserem Hessen, den Ort, von wo er mit Lebensgefahr und unerschrockenem Muthe in die Nähe unter die Heiden zog, und wohin er sich in die Ruhe der Nacht nach seiner schweren Tagesarbeit zurückzog, um dort zu denken, zu beschließen und sich vorzubereiten; daß man (um es mit Einem Worte zu sagen) an dem ersten historischen Lichtpunkte unsers christlichen Glaubens in dem eigentlichen Hessen stehe."

Hier, wo Bonifazius seine Mission im Hessenlande begonnen, wo er die Donnereiche gefällt und das Kloster Fritzlar gegründet hatte, stiftete er jetzt bei dem Abgange einer größeren Stadt ein Bisthum. Der erste Bischof hieß Wizo oder Witta, was soviel als Weiß bedeutet, und da man diesen Namen auch latinisirte: Albinus oder auch Albuinus. Nach seinem Tode bestieg diesen bischöflichen Stuhl Megingoz, unter welchem der Bisthumssitz nach Fritzlar verlegt wurde. Mit dem Tode dieses Bischofes verschwindet auch das Bisthum Büraburg oder Frizlar aus der Geschichte, und da unter Karl dem Großen die Grenze des Christenthumes weiter nach Norden vorgerückt war, trat an seine Stelle das Bisthum Paderborn.

Zugleich mit Erfurt und Büraburg wurde von Bonifazius auch das Bisthum Würzburg gegründet. Würzburg war eine alte thüringische Festung und die Residenz der letzten Herzoge gewesen. Hier hatte bereits St. Kilian gewirkt und den Martertod gefunden. Hier war auch schon vor Bonifazius eine Kirche zu Ehren der heiligen Maria (Marienberg) erbaut worden. So war Würzburg auch zur Zeit, als Bonifazius das Bisthum gründete, der Hauptort im ganzen Lande und hatte schon dadurch Anspruch auf die Errichtung des bischöflichen Stuhles. Das Bisthum grenzte im Westen an die Erzdiözese Mainz, im Norden an Erfurt, im Süden an Eichstädt, und im Osten gegen Böhmen waren seine Grenzen offen gelassen. Diese kirchliche Abgrenzung der Diöcese bildete später auch die Grenze des Herzogthums Ostfranken, dessen Entstehen wesentlich der Errichtung des bischöflichen Sitzes von Würzburg zugeschrieben werden muß.

Innerhalb der Grenzen Würzburgs lebten fränkische, sächsische und slavische Bewohner. An die Spitze dieses Bisthums stellte Bonifazius den heiligen Burchard, der wie die meisten Mitarbeiter des Heiligen

aus England gekommen war. Seiner und seiner ersten Nachfolger ausgezeichneten Thätigkeit gelang es, diese Stiftung des hl. Bonifazius so zu festigen, daß sie die gewaltigen Sürme von mehr als eilfhundert Jahren glücklich bestand, und heutzutage noch segensreich blühet.

Das vierte Bisthum endlich, welches dem heiligen Bonifazius seine Gründung verdankt und ebenfalls noch bis zur gegenwärtigen Stunde besteht, ist Eichstädt. Nördlich vom eigentlichen Bayern lag der sogenannte Nordgau, dessen Besitz lange Zeit zwischen den Völkern der Franken und Bayern unentschieden war. Erst die Schlacht auf dem Lechfeld 743 entschied für die Franken. Während seines Aufenthaltes in Bayern hatte Bonifazius von einem vornehmen Manne Namens Suitgar einen Walddistrikt an der Altmühl, welcher von den vielen Eichenwäldern daselbst den Namen Eichstädt führte, zum Geschenke erhalten. Der Ort war wüst und unbewohnt, nur ein Marienkirchlein stand daselbst. Hier beschloß Bonifazius ein Kloster anzulegen, und übergab diese Gegend dem heiligen Willibald, der sein Schwestersohn war, und nach vielen Reisen in Monte Casino den Habit des heil. Benedikt genommen hatte. Auf Bitten des Bonifazius war er von dem Papste nach Deutschland gesandt worden, um diesem in seinen Missionsarbeiten ein thätiger Gehilfe zu sein. Ebenso hatten sich unserm Heiligen schon früher Willibalds Geschwisterte, Wunibald und Walburga, angeschlossen. Willibald empfing am 22. Juli 740 von Bonifazius die Priesterweihe und betrieb mit aller Kraft die Christianisirung des Nordgaues, sowie den Bau einer Kirche und eines Klosters in Eichstädt.

Als im folgenden Jahre Bonifazius nach der Weihe der obgenannten Bischöfe auf der Salzburg, einem alten königlichen Schlosse an der fränkischen Saale, wo jetzt Neustadt liegt, verweilte, beschied er auch den Willibald dahin, und ordinirte ihn unter Assistenz des Burchard und Witta zum Bischofe am 22. Oktober 741. Allerdings wurde Willibald vorläufig nur als Regionarbischof für den Nordgau bestimmt; aber dennoch hatte damals schon Bonifazius beschlossen, ihm sobald als möglich seinen festen Sitz in Eichstädt anzuweisen.

Dieses geschah vier Jahre später (745), als unterdessen die Kirche und das Kloster, mit dessen Erbauung 740 Willibald begonnen hatte, vollendet worden waren. Neben Willibald erwarben sich sein Bruder Wunibald, wie seine Schwester Walburga unsterbliche Verdienste um die Bekehrung und Urbarmachung des Nordgaues. Wunibald gründete in Heidenheim ein Kloster, und eben daselbst stiftete auch Walburga ein solches für Nonnen.

Diese drei Geschwisterte ehret heutzutage noch das christliche Volk der Diözese Eichstädt als seine Wohlthäter und himmlische Schutzpatrone.

Durch die Gründung dieser Bisthümer hatte Bonifazius seinem Werke, die Völker und Stämme Germaniens in Einigkeit des Glaubens

und Lebens mit der Kirche zu verbinden, feste und unerschütterliche Säulen gegeben, auf welchen es sicher ruhen und bestehen könnte.

Dieses Jahr war übrigens noch durch zwei bedeutende folgenschwere Ereignisse ausgezeichnet. Am 15. Oktober starb zu Kiersy an der Oise Karl Martel. An seiner Stelle übernahmen, wieder unter dem Titel von Hausmeier, seine beiden Söhne Karlmann und Pipin das Reich, das ihnen die kriegerische Tapferkeit des Vaters erworben hatte. Unter ihrer Regierung erweiterte Bonifazius den Kreis seiner Wirksamkeit auch auf Gallien zum großen Segen für die Kirche dieses Landes. In demselben Jahre noch schied auch Papst Gregor III. aus dieser Zeitlichkeit (am 28. November). Verlor auch Bonifazius an ihm einen Freund und Beschützer, so wurde doch durch diesen Todesfall seine Stellung zum römischen Stuhle auch nicht im Mindesten geändert. Denn schon drei Tage nach dem Tode Gregor III. folgte ihm in der Papstwürde Zacharias, der denselben Eifer für das Missionswerk des Bonifazius in den germanischen Ländern an den Tag legte, wie sein Vorgänger, während er diesen selbst an Einsicht und Weisheit übertraf. Auch mit Zacharias stand Bonifazius in ununterochenem Briefwechsel und wirkte so im Einverständnisse mit dem Kirchenoberhaupte fort und fort bis an das Ende seines Lebens.

V.

Des hl. Bonifazius Wirksamkeit auf den Concilien und bis zu seinem Tode.

Nach dem Tode Karl Martells hatten seine beiden Söhne Karlmann und Pipin sich in die Herrschaft getheilt. Der Erstere setzte sich sogleich mit Bonifazius in Verbindung, und wünschte, daß er in seinem Reiche ein Concilium abhalten möge. Bonifazius erbat sich hiezu die Vollmacht vom apostolischen Stuhle. In dem an den Papst Zacharias gerichteten Briefe schilderte er mit den dunkelsten Farben die sittliche Verkommenheit des Clerus in Gallien, und verlangte Weisung, wie er gegen solche schlechte, in Unkeuschheit, Trunksucht und andere Laster aller Art versunkene Diener der Kirche verfahren sollte. Die Antwort des Papstes erfolgte am ersten April 742. Bonifazius wurde nicht blos zur Abhaltung des Conciliums bevollmächtigt, sondern empfing auch die Weisung, gegen den lasterhaften Clerus strenge nach den bestehenden Kirchengesetzen zu verfahren.

In demselben Jahre noch kam die beabsichtigte Kirchenversammlung zu Stande. Der Ort selbst, wo sie gehalten wurde, läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen. Die Einen glauben, daß Worms dieses erste deutsche Nationalconcilium gesehen habe; Andere verlegen es nach Frankfurt, Andere wieder an andere Orte. Karlmann war selbst erschienen und führte mit Bonifazius den Vorsitz. Das Concilium beschäftigte sich vor Allem mit der so nothwendigen Reformation des Clerus. In

den noch erhaltenen Canonen wurde beschlossen, daß die erledigten bischöflichen Sitze sollten besetzt, die der Kirche entrissenen Güter wieder zurückgegeben, und die lasterhaften Priester zur Kirchenbuße genöthiget werden. Den Bischöfen wurde das Tragen der Waffen und das Kämpfen im Heere verboten; ebenso aber auch dem Volke das Beobachten der heidnischen Gebräuche untersagt. Endlich faßte man den Entschluß, ferner in jedem Jahre eine Synode abzuhalten. Diese Beschlüsse wurden von dem Fürsten der Franken als Reichsgesetze bekannt gemacht, nachdem sie vorher auch den Optimaten des Landes zur Kenntnißnahme waren vorgelegt worden, was wahrscheinlich auf dem Maifelde geschehen war.

Im folgenden Jahre, am 1. März 743 wurde das Concilium von Liftinä eröffnet. Liftinä, oder auch Lestines, war eine königliche Villa in der Diözese Cambray in Hennegau, zwischen den beiden kleinen Flüssen Hana und Trulla, unweit Binche gelegen, wo in späterer Zeit die Benediktiner-Abtei Laubium, Lobium oder Lob erbauet wurde. Mit Bonifazius führten auf dieser Versammlung zwei außerordentliche päpstliche Legaten, der Bischof Georg und der Sacellarius Johannes den Vorsitz. Man kann dieselbe als eine Fortsetzung der im vorigen Jahre gehaltenen betrachten. Zuerst wurde hier das feierliche Versprechen gegeben, die Beschlüsse der vorigen Synode zu beobachten. Ferner nahmen die anwesenden Aebte für ihre Klöster die Regel des heiligen Benedikt an, wodurch eine bestimmte Einheit in den Einrichtungen der einzelnen Klöster hergestellt wurde. Ferner wurde allen Christen das Ueberlassen ihrer Sklaven an heidnische Herren untersagt, auch ein Verbot in Betreff der unkirchlichen Ehen und der Theilnahme an den noch zahlreichen heidnischen Gebräuchen gegeben. Ein Verzeichniß dieser Gebräuche wurde entworfen und veröffentlicht. An die Concilienakten schließt sich noch eine Entsagungs- und Glaubensformel an, welche man bei der Taufe gebrauchte, und die als das erste Denkmal der fränkischen Sprache besonders merkwürdig ist.

Sogleich nach Beendigung dieser Synode suchte Bonifazius seine Wirksamkeit auch über das eigentliche Gallien auszubreiten, was auch vollständig gelang. Schon im Jahre 744 konnte er eine Synode zu Soissons abhalten, an welcher 23 Bischöfe Theil nahmen. Auch wurde der Metropolitan-Verband im Lande wieder hergestellt, der seit langem so viel als gar nicht bestanden hatte. Als erzbischöfliche Sitze wurden Rouen, Rheims und Sens erklärt. Für erstern bestellte Bonifazius im Einvernehmen mit Rom Grimo als Erzbischof; für die beiden andern Sitze aber Abel und Hartbert. Im folgenden Jahre endlich kam eine allgemeine fränkische Reichssynode zu Stande. Den Ort, wo dieselbe abgehalten wurde, wissen wir nicht mehr. Pipin und Karlmann waren bei derselben erschienen; und hier erfolgte auch die folgenreiche Absetzung des Erzbischofs von Mainz Gewielieb, der, uneingedenk seiner Würde, einen Sachsen mitten in der Weser hinterlistiger Weise aus Rache getödtet hatte.

In diese Zeit fallen auch die Kämpfe, welche Bonifazius mit zwei Irrlehrern Adalbert und Klemens zu bestehen hatte. Wir begnügen uns hier anzudeuten, daß der Erstere ein außerordentlicher Schwärmer gewesen zu sein scheint, während der Letztere neben andern Lehren besonders in Betreff der Prädestination erschreckliche und wahrhaft gotteslästerliche Sätze behauptete. Es war ihnen gelungen, zahlreiche Anhänger sich zu verschaffen. Auf zwei Concilien wurde ihre Lehre verworfen und sie selbst des Priesterthumes entsetzt. Ueber die ferneren Lebensschicksale von Klemens ist uns nichts bekannt geworden. Von Adalbert aber wissen wir, daß er im Kloster Fulda gefangen gehalten wurde. Als es ihm aber glückte, heimlich seiner Haft zu entrinnen, so wurde er bald darauf von Hirten auf freiem Felde erschlagen.

So viele Klöster auch Bonifazius bisher gegründet hatte, so genügten dieselben doch seiner Absicht nicht vollkommen. Sie waren zu sehr nur für die Befriedigung der ersten augenblicklichen Bedürfnisse entstanden; und immerhin war es zweifelhaft, ob sie auch nach dem Tode ihres Gründers genug Lebensfähigkeit in sich tragen werden, um den Stürmen der Zeit zu trotzen. So erwachte in Bonifazius der Gedanke, ein großartiges Kloster zu stiften, das ein Asyl der christlichen Wissenschaften und des Gott geweihten Lebens werden sollte, und als Pflanzstätte des Christenthumes mit den ersten und glänzendsten Anstalten Italiens wetteifern könne. Diesen Gedanken zur Ausführung zu bringen diente ihm vorzüglich Sturm, ein edler Jüngling aus Bayern gebürtig. Von seinen Eltern dem Heidenapostel zur Erziehung übergeben, war er von dem Abte Wigbert zu Fritzlar unterrichtet worden. Den jungen Mann schmückten die herrlichsten Tugenden, innige Frömmigkeit mit Bescheidenheit und Liebe, seltener Fleiß in den Wissenschaften, besonders in der hl. Schrift, und machten ihn allen seinen Mitbrüdern lieb und werth. Als er einige Jahre Priester und Missionär gewesen, erwachte in ihm eine große Sehnsucht nach Einsamkeit und immer mehr regte sich in ihm der Wunsch, ein eigenes Kloster zu stiften. Endlich offenbarte er seine Gedanken dem Bonifazius, der in ihm bald den rechten Mann erkannte, seine Absichten zu verwirklichen. Er sandte ihn mit zwei Begleitern in jene Einöde, die man damals Buchonia oder den Buchenwald nannte, um einen passenden Ort zur Anlage des Klosters zu finden. Zuerst wählte Sturm einen Platz in der Nähe des jetzigen Hirschfeld an der Fulda, und erbaute hier für sich und seine Begleiter einige Hütten. Aber Bonifazius war mit der Wahl dieses Ortes für ein zukünftiges Kloster nicht einverstanden, und zwar deßhalb, weil die feindlichen Sachsen noch zu nahe wohnten. Er ermunterte daher den Sturm, nochmals weiter in der Wildniß vorzudringen und einen andern passendern Ort zu suchen. Einen solchen endeckte er endlich nach langem Suchen in dem Gaue Grabfeld, und hier nun ward am 12. März 742 der Grund zum Kloster Fulda gelegt, nachdem Bonifazius diesen Ort, Eichlohe ge-

nannt, von Karlmann als Eigenthum Gottes erhalten hatte. Diese Stiftung wuchs schnell und mächtig heran. Fulda wurde der Lieblingsaufenthalt des großen Erzbischofes, und sollte auch einstens seine letzte Ruhestätte werden. Bei dem Tode Sturms, der im Jahre 779 erfolgte, zählte das Kloster bereits 400 Mitbrüder, die Novizen und andere Personen nicht mitgerechnet. Von dem thätigen Leben in diesem Stifte entwirft uns ein älterer Schriftsteller ein ebenso wahres als anschauliches Bild. Er schreibt: „Keine Art der Beschäftigung, durch welche der Geist Nahrung finden und dem öffentlichen Wohle geholfen werden kann, verschmähten jene Träger der göttlichen Weisheit in der Vorzeit, sondern jeden Augenblick, welchen ihnen ihre kirchlichen Pflichten frei ließen, verwandten sie auf das Studium der Wissenschaften, die Pflege der schönen Künste und das Lesen oder Hören der hl. Schriften. Einige diktirten oder schrieben Commentare zu der hl. Schrift des alten und neuen Testamentes; Andere übernahmen die Arbeit des Uebersetzens und Erklärens; Andere unter ihnen veranstalteten Anthologien aus denselben und aus den Schriften der Väter; Andere suchten das Verständniß derselben durch Sammlungen von Parallelstellen zu erleichtern. Viele unter ihnen gaben durch die Schärfe ihrer Erörterungen, die Feinheit ihrer Begriffsbestimmungen und Eintheilungen, und die Richtigkeit ihrer Schlüsse, Beweise von Weisheit und Gelehrsamkeit, wie sie damaliger Zeit kaum irgendwo anders gefunden wurden. Wem nicht Geistesgaben genug verliehen waren, um in Wissenschaften und Künsten diese höchste Stufe zu erreichen, dem wurde es doch nicht schwer, einen ehrenvollen Platz in den zweiten und dritten Reihen zu behaupten. Diese gingen den erstern an die Hand, und bereiteten ihnen die Hilfsmittel, indem Einige die Verzierungen und Initialen auf Pergament malten, Andere die Handschriften mit kostbaren Einbänden und Agraffen versahen, noch Andere die Bücher liniirten und mit Mennig und Röthel die großen Buchstaben am Anfang der Verse und Absätze schrieben. Noch Andere schrieben das, was nur so flüchtig auf Zettelchen hingeworfen und diktirt war, ins Reine und ordneten dasselbe genau und zierlich." Die Schule, welche im Kloster errichtet wurde, zählte bald zu den berühmtesten Deutschlands. Ihren hohen Ruf dankte sie vor allen andern dem damaligen Meister der Wissenschaft, Rhabanus Maurus. Auch die Künste jeglicher Art fanden hier ihre Pflege. Ebenso wurden im und am Kloster alle Feldarbeiten und Handwerke betrieben, so daß Fulda unter den Kulturstätten unseres Vaterlandes, wenn nicht den ersten, doch immerhin einen unter den ersten Plätzen einnimmt.

Bis zum Jahre 745 war Bonifazius schon seit 13 Jahren Erzbischof gewesen, ohne einen festen Sitz in Deutschland zu haben. Das sollte nun anders werden. Als Bischof Regenfried von Köln im Jahre 744 gestorben war, beschlossen die fränkischen Großen, diesen Metropolitansitz dem Bonifazius zu übertragen, was vom Papste sehr gerne ge-

sehen wurde. Aber mannigfache Hindernisse, die sich entgegenstellten, vereitelten die Ausführung des Beschlusses; und als nun durch die Absetzung Gewieliebs auch der Bischofsstuhl von Mainz frei geworden, so wurde statt Köln Mainz ihm als beständiger Metropolitansitz zugewiesen, und diese Aenderung auch vom Papste im Jahre 748 bestätiget. Uebrigens war dieselbe dem Bonifazius nicht sehr angenehm, da hiedurch sein Wunsch, den Friesen nahe zu sein, vereitelt wurde, und doch winkte ihm dort noch eine reiche Ernte für seine apostolischen Arbeiten. Durch Erhebung des Bonifazius auf den erzbischöflichen Stuhl von Mainz wurde dieses die Primitialkirche Deutschlands und hatte 14 Suffragankirchen unter sich.

Im Jahre 747 entsagte Karlmann seinem Antheil an der Reichsverwaltung und begab sich in das Kloster Monte Casino, wo er in stiller Zelle als einfacher Mönch den Frieden fand, den die Welt nicht geben konnte. Ob bei diesem Unternehmen Bonifazius zu Rathe gezogen worden sei, läßt sich wohl nicht bestimmen. Aber das ist gewiß, daß dadurch die Erhebung Pipins auf den Thron des Merovingischen Königthumes mächtig gefördert wurde. Und als die Großen des Frankenreiches mit Zustimmung des Papstes Pipin, den Sohn Martells, zum Könige aller Franken erhoben hatten, vollzog Bonifazius in der Kirche des Medardus-Klosters zu Soissons die Salbung und Krönung desselben. Diese wurde zwei Jahre später von dem Papste bei seiner Anwesenheit in Frankreich wiederholt. Pipin blieb Bonifazius stets freundlich gesinnt und förderte auch fortan nach Kräften seine Unternehmungen.

Nun war die Zeit gekommen, wo Bonifazius auf das große Werk, das er zu Stande gebracht hatte, mit Freude zurückblicken konnte, und wo er sich einmal hätte Ruhe verschaffen können. Aber ein ruhiges Alter zu führen, das lag nicht in seinem Charakter. Immer drängte es ihn wieder, weiter nach Norden zu wandern und dort den noch heidnischen Völkerschaften das Evangelium zu verkünden und sie für Christus zu gewinnen. Schon früher hatte Bonifazius auf sein dringendes Bitten vom apostolischen Stuhle die Erlaubniß erhalten, sich einen Coadjutor mit dem Rechte der Nachfolge zu wählen. Von dieser Erlaubniß machte er jetzt Gebrauch. Lullus, von Geburt ein Engländer und von Bonifazius nach Deutschland berufen, war einer seiner eifrigsten und tüchtigsten Schüler. Er hatte ihn lange geprüft, und in schwierigen und wichtigen Arbeiten und Sendungen bewährt gefunden. Ihn wählte er jetzt zu seinem Coadjutor, weihte ihn zum Bischofe, und übertrug ihm die Verwaltung des Bisthums, während er seine Blicke anderswohin richtete. Er besuchte die Kirchen und Anstalten, die er in Thüringen und den andern Provinzen Germaniens gegründet hatte, und überzeugte sich noch einmal von dem blühenden Zustande, in welchem sich die meisten derselben befanden. Sodann versammelte er ein Concilium in Mainz, um feierlich von seiner großen Schöpfung und seinen geliebten

Schülern und Freunden Abschied zu nehmen, und seine Würde als Erzbischof von Mainz in die Hände des gewählten Coadjutors Lullus niederzulegen. Diesen stellte er den versammelten Geistlichen als ihren Vater und Oberhirten vor, ermahnte sie zum Gehorsam, zu inniger brüderlicher Eintracht, zur Beharrlichkeit und zum Eifer für die Verbreitung des Friedensreiches. Dann gab er auch seinem Nachfolger die heilsamsten und schönsten Ermahnungen, die er mit den Worten schloß: Sorge du nun auch, mein Sohn, mit deiner weisen Umsicht für alles, was mir auf dieser Reise von Nutzen sein kann und lege in meine Bücherkisten auch das Todtentuch, in welches einst mein Leichnam gehüllt werden möge. Die Obhut der Nonnenklöster übertrug er der früher schon genannten Lioba und ermahnte sie, von ihrer segensreichen Wirksamkeit nicht abzulassen, bis der Tod sie abrufe, wo sie dann neben ihm in Fulda begraben werden sollte.

Bald nach dieser ergreifenden Scene wählte Bonifazius die Freunde und Schüler, welche ihn nach Friesland begleiten sollten. Er fuhr mit ihnen auf einem Schiffe den Rhein hinab, und kam dann auf der Yssel bis an den See Elmere, den heutigen Zuydersee, wo er in der Nähe der Stadt Kampen ans Land stieg. Die nächste Begleitung des Bonifazius bildeten der Bischof Eoban, dann die drei Priester Wintrung, Walteri und Adalar, eben so viele Diakonen und vier Mönche. Sogleich nach seiner Ankunft begann Bonifazius seine Missionsthätigkeit und zwar mit dem außerordentlichsten Erfolge. Viele Tausende kamen zum Unterrichte und zur Taufe. Immer weiter drang er mit seiner Begleitung nach Norden und war bereits in der Gegend angekommen, wo heutzutage die Stadt Dockum liegt. Am 5. Juni 755 wollte er hier den Neugetauften das Sakrament der Firmung spenden. Aber statt derselben kam eine Rotte blutdürstiger Heiden. Sie drangen auf Bonifazius und seine Umgebung ein, die Anfangs an Widerstand dachte, dann aber auf Ermahnen des Heiligen denselben sogleich aufgab. Bonifazius empfing den Todesstreich stehend, betend und das Evangelienbuch über sein Haupt haltend. Mit ihm fielen 52 seiner Genossen, unter diesen Bischof Eoban und die obgenannten Priester, Diakonen und Mönche. Am dreißigsten Tage nach seinem Tode wurde der Leichnam des hochverehrten Missionärs von Utrecht aus nach Mainz gebracht, und dann in feierlicher Procession bis nach Fulda geleitet, wo er seinem Wunsche gemäß die letzte Ruhestätte fand. Noch heutzutage wallen jährlich, besonders zur Zeit seines Festtages, Tausende nach Fulda, um dort zu beten und am Grabe des Mannes, der für Christus lebte und starb, sich für ein wahrhaft christliches Leben zu begeistern. Die Kirche ehret sein Andenken als das eines Heiligen. Wohl das schönste Denkmal aber stiftete dem hochverehrten Bekehrer des deutschen Vaterlandes der hochherzige König Ludwig I., König von Bayern, in der prachtvollen Basilika, welche er in München erbauen und auf den Namen des heiligen Bonifazius weihen ließ.

4. Karl der Große.

(768—814.)

(Von Prof. Dr. L. Brunner.)

Unter allen Männern, deren Andenken die deutsche Geschichte dankbar aufbewahrt, gebührt unstreitig Karl dem Großen die erste Stelle, ja selbst im Gebiete der Weltgeschichte eine der vorzüglichsten, sowohl in Bezug auf die Großartigkeit und Vielseitigkeit seines Wirkens als auch auf den Erfolg desselben, der als ein nicht blos die deutschen, sondern die europäischen Verhältnisse umgestaltender zu bezeichnen ist. Die Errichtung eines mächtigen deutschen Reiches aus den bis dahin vereinzelten Bestandtheilen, ähnlich der Aufführung eines festen und prächtigen Baues aus den bereit liegenden massiven Bausteinen, die mit unabläßigem Eifer durchgeführte Sicherung desselben gegenüber wilden Völkern, sodann die erst durch solche Einigung möglich gewordene und von ihm mit allen Kräften als Hauptaufgabe erstrebte Durchdringung und Veredlung des deutschen Lebens in seinem ganzen Umfange durch das Christenthum, ferner die Sicherung der innern Verhältnisse durch eine vom christlichen Geiste erfüllte und für Alles sorgende Gesetzgebung, und endlich selbst die Verschönerung dieses Lebens durch Künste und Wissenschaften, die nicht blos durch sein Wort und seine Freigebigkeit, sondern auch durch seinen eigenen Vorgang mächtigen Aufschwung und Verbreitung fanden: das Alles ist in Bezug auf Deutschland als Karls unsterbliches Verdienst zu nennen. Wahrlich, ein so vielseitiges Leben, das, wie selten eines, von der Vorsehung zum Heile der Menschheit bestimmt war, läßt sich nur mißlich in ein kleines Bild zusammendrängen, wie es hier geschehen soll; und dieß um so mehr, als außer dem öffentlichen Wirken dieses Mannes auch sein Privatleben ein außerordentliches war und somit bei einer auch nur einigermaßen genügenden Gesammtdarstellung nicht übergangen werden darf.

Der bessern Uebersicht wegen soll hier zurerst von den Kriegen Karls des Großen, sodann von seinem Wirken für das Christenthum, für staatliche Ordnung, Bildung, Künste und Wissenschaften und endlich von seinem häuslichen Leben und seinem Ende gesprochen werden.

I. Die Kriege Karls des Großen.

Karl war bekanntlich zugleich mit seinem Bruder Karlmann nach dem Tode ihres an Körper kleinen aber an Geist gewaltigen Vaters Pipin, der dem schwächlichen Merovinger Childerich III. die in Wirklichkeit schon längst verlorne und an ihn, den bisherigen Hausmaier, gekommene königliche Macht i. J. 752 auch förmlich abgenommen hatte, i. J. 768 im Alter von 26 Jahren in der Regierung des großen Frankenreiches gefolgt.

Nach dem schon i. J. 771 erfolgten Tode Karlmanns, dessen hinterlassene unmündige Söhne kein Recht des Eintrittes in das väterliche Erbe hatten, weil die königliche Würde noch von der Wahl abhing und diese von Seite der Edlen in dem Landestheile Karlmanns sogleich nach dem Absterben desselben auf seinen zu den größten Hoffnungen berechtigenden Bruder gefallen war, wurde Karl Alleinherrscher und begann sogleich ungehemmt die erhabenen und weitreichenden Pläne seines feurigen Geistes in das Werk zu setzen und zunächst mit dem Schwerte unbändige Feinde zu strafen und seinem Reiche dienstbar zu machen. Zuerst sollten die zwischen Niederrhein und Niederelbe wohnenden Sachsen, die von allen germanischen Stämmen allein noch dem Christenthum trotzig Widerstand leisteten und den von Pipin ihnen abgenöthigten jährlichen Tribut von 300 Pferden verweigert und das fränkische Grenzland beim Thronwechsel verwüstet hatten, bitter erfahren, daß der germanische Heldenmuth am Kreuze nicht erlahme, wie sie wähnten, sondern ein Christ wohl auch kühn und stark gegen Feinde sein könne. Schon i. J. 772 zog Karl von Worms durch Hessen an die Weser und Dimel in das reich bewaldete und deßhalb der Kriegführung von Seite des Fremden große Hindernisse darbietende sächsische Land, schlug mehrmals die feindlichen Heere, zerstörte das höchste Heiligthum des Volkes, an dessen Bestehen dieses auch das seiner Götterwelt knüpfte, die sogenannte Irmensul, Irmen-, das ist große Säule, einen auf freiem, mitten im Waldesdunkel ausgerodetem Platze stehenden riesigen Holzstamm als Bild der unveränderlich waltenden Naturkraft, und nöthigte die Besiegten zur Unterwerfung und Stellung von Geißeln. Daß aber nur die Gewalt die Trotzigen zwang und ihm noch viele Arbeit bis zur entschiedenen und dauernden Ergebung übrig bleiben werde, das hat sich Karl gewiß nicht verhehlt, als er das Land verließ, um dem Hilferuf des Vaters der Christenheit nach Süden zu folgen.

Der schon durch Pipin ebenfalls nur mit Gewalt unterdrückte Groll der Longobarden, welche der Strom der Völkerwanderung von ihren Wohnsitzen an der Elbe, fruchtbaren langen Ebenen, sogenannten Börden, woher man auch ihren Namen leitet, nach verschiedenen Windungen zu den schönen Gefilden Oberitaliens, in die nach ihnen genannte Lombardei geführt hatte, glaubte gegen den jungen Karl mit größerem Erfolge, wie gegen dessen kriegsgeübten Vater sich erheben zu können, wurde aber darin bitter getäuscht. Nach gewöhnlicher Annahme soll der König dieses Volkes, Desiderius, vorzüglich dadurch gereizt worden sein, daß Karl die angetraute Tochter desselben, Desiderata oder Berta, verstieß und ihm, dem Vater, wieder heimschickte, was aber keineswegs erwiesen ist. Dagegen steht fest, daß der König für die zu ihm geflüchtete Wittwe Karlmanns, Gerberga, und ihre Söhne, für welche sie Antheil an der fränkischen Regierung forderte, Partei nahm, von dem Papste Hadrian I. die königliche Salbung dieser verlangte, nach erfolgter Weigerung in das

päpstliche Gebiet verheerend einfiel und einen Theil desselben in Besitz nahm. Schnell eilte Karl durch geheime unbesetzte Alpenpässe in das Longobardenland, schloß den König in der Hauptstadt Pavia ein und zwang ihn nach siebenmonatlicher Belagerung zur Ergebung im Jahre 774. Der Besiegte wurde in das Kloster Corvey in Westphalen gebracht und der Sieger setzte sich die berühmte longobardische Krone, welche von einem im Innern des Goldreifes befindlichen, der alten Sage nach aus einem Nagel des heiligen Kreuzes gefertigten schmalen Ringe von Eisen die eiserne heißt, selbst auf das Haupt, ließ aber dem Volke seine alten Rechte. Nach Rom eilend, schloß Karl mit dem befreiten dankbaren Papste den festen Bund zum gemeinsamen Wirken für Ausbreitung und Befestigung des Christenthums und der im Geist desselben erneuerten staatlichen Ordnung.

Von den lieblichen Fluren Italiens rief den jungen König ein neuer Aufstand der Sachsen wieder in die dunklen Wälder des nördlichen Germaniens. Unerwartet schnell war er dort, durchdrang alle noch so wirr verschlungenen und weit gedehnten Verhaue, eroberte die zwei Hauptburgen Sigiburg auf steilem Felsen und die Eresburg und zwang die Besiegten zur neuen Unterwerfung im Jahre 775. Gleich darnach mußte Karl wieder in den Süden zurück, wo einige longobardische Große, unter welchen Adalgis, des Desiderius Sohn, die Selbstständigkeit wieder erkämpfen wollten, aber eher, als sie ihn von ihrem Aufstande nur benachrichtigt glaubten, dem schnellen, unwiderstehlichen Sieger erlagen, im Jahre 776. Während der Abwesenheit Karls in Italien loderte der Aufstand in abwechselndem Necken schon wieder in Sachsen auf; unverdrossen aber eilte der König auf's Neue dahin und schlug diesen mit wachsender Strenge nieder. An Ruhe aber war auch jetzt noch nicht zu denken, so lange der Trotzigste, der Herzog Wittekind, sobald er den von ihm geschürten Brand im Ersticken sah, schnell nach Norden zu den dänischen Freunden entfloh, um bald zu neuem Entzünden wiederzukehren.

Als Karl im Jahre 777 in Paderborn die Huldigung des sächsischen Volkes empfing, erschienen Gesandte maurischer Fürsten, sogenannte Emire, in Spanien in seltsamen Gewändern, langen bunten Talaren und Turbanen vor ihm und baten im Namen ihrer Herren um Hilfe gegen den Khalifen Abder-Rahman von Cordova, welcher diesen ihr Land entrissen hatte.

Daß sich Muhamedaner aus der Ferne um Schutz flehend an Karl wandten, ist ein wohl zu beachtender Beweis für die bereits weit gedrungene Ausbreitung des Ruhmes seiner trefflichen Heerführung, so wie für das Vertrauen auf seine Bereitwilligkeit, dem Unterdrückten ohne Unterschied zu helfen. Der König gab freundlich Gewährung der Bitte, ohne Zweifel mit Bedingungen, welche den spanischen Christen unter der maurischen Herrschaft eine bessere Zukunft sicherten. Mit unsäglichen

Beschwerden führte er sein Heer über die steilen Pyrenäen in das reizende Spanien, wo ihn die den heidnischen Eroberern noch entgangenen und in abgelegenes Gebirgsland geflüchteten tapfern Reste der früheren christlichen Bewohner jubelnd begrüßten und mit seinem Heere sich verbanden. Karl eroberte die den Emiren abgenommenen Städte Pampeluna, Saragossa u. a., setzte diese wieder in ihre Herrschaft ein, ließ sich aber von den arabischen Statthaltern der seinem Reiche zunächst gelegenen Provinzen huldigen und vereinigte mit diesen das Land bis zum Ebro unter dem Namen der spanischen Mark, im Jahre 778.

Er war eben mit der innern Ordnung des neugewonnenen hochwichtigen Gebiets beschäftigt, als wieder der Ruf vom neuen Auflodern der Empörung im Sachsenlande erscholl und zum ungesäumten Aufbruch zwang. Auf dem Rückzuge aus Spanien wurde der Nachtrab des fränkischen Heeres in einem zwischen hohen Felsen der Pyrenäen eingezwängten engen Wege, durch den er sich gleich einer Schlange langsam wand, von hinterlistigen Feinden überfallen und bei der Unmöglichkeit des Widerstandes im Gedränge in den schweren Eisenrüstungen mühlos getödtet. Dabei fiel Karls Neffe und Liebling, der Markgraf Rutland von Bretagne, ein an Stärke und Kühnheit unvergleichlicher Held, dessen Andenken unter dem Namen Roland im Liede erhalten blieb.

Während der Kriegsführung Karls im fernen Spanien hatte Herzog Wittekind nicht blos sein Volk durch feurige Reden und Vorspiegelung von eigener Gefahr der verhaßten Franken zum neuen Aufstande verleitet, sondern auch die Hilfe der Dänen und Friesen geworben. Unüberlegt waren sogleich Raubschaaren in das fränkische, wenig geschützte Land eingefallen und hatten Brand und Mord und schonungslose Verwüstung aller Kirchen und Klöster bis in die Nähe von Köln und Koblenz ausgedehnt. Wie der Sturmwind brauste Karl mit seinen Tapfern herbei, schlug die Empörer auf's Neue und züchtigte sie jetzt in empfindlicherer Weise, indem er eine große Anzahl von Familien aus dem Lande verwies, den Zurückgelassenen aber manches bis dahin noch geduldete Recht, so das der Volksversammlungen, in welchen bisher alles Böse gegen ihn ausgehegt und im Beschlusse vollendet worden war, nahm, und den Empfang der Taufe, ohne Zweifel im vollen Vertrauen auf die sittigende Kraft derselben, ohne die nöthige Berücksichtigung der dazu gehörigen freien Einwilligung der Empfänger, strenge gebot. Um aber doch das, was so abgezwungen und blos äußerlich war, allmählig zum innern Verständnisse und zur willigen Aufnahme zu bringen, errichtete Karl außer dem in Paderborn schon bestehenden noch mehrere Bisthümer im Lande, Hildesheim, Osnabrück, Münster u. a.

Leider ließ aber auch dießmal das wieder geglückte Entkommen Wittekinds noch keine bleibende Ruhe erwarten. Kaum war Karl ferne, so schürte der Herzog wieder überall, warb, wo er immer konnte, bei fremden Völkern, selbst bei den Normannen in Holstein und Schleswig

um Hilfe und wagte sodann mit der letzten Kraftanstrengung den neuen Aufstand. Scheinbar völlig zuverlässig zogen sächsische Edle mit ihren Leuten mit dem schnell herbeigeeilten fränkischen Heere anfänglich gegen Wittekinds Schaaren; als sie aber tief in's Land, in die Waldgegenden am Berge Süntel am rechten Ufer der Weser gekommen waren, griffen sie die Franken in abscheulicher Treulosigkeit plötzlich an, tödteten die zwei Stellvertreter Karls, die sogenannten Sendboten Geilo und Adalgis nebst vielen Grafen und Edlen, wandten sich sodann schnell gegen das fränkische Land zurück und verwüsteten, brannten und mordeten schonungslos bis an den Rhein. Jetzt aber war Karls Nachsicht völlig erschöpft. Wie aus dem Boden gestiegen stand er plötzlich vor den Verräthern an der Weser. Ueberrascht betheuerten die Sachsen ihre Unschuld und lieferten, den Verrath nun gegen das eigene Blut kehrend, eine Menge ihrer Krieger, angeblich über 4000, worunter größtentheils Edle, als die eigentlichen Rädelsführer, die zur bösen That gezwungen, aus. Daß Karl die ihm Uebergebenen meistens hinrichten ließ, ist häufig als ein Schandflecken seines Lebens bezeichnet worden; aber abgesehen selbst von der so rauhen Kriegsführung der damaligen Zeit, ist, wenn auch nicht volle Entschuldigung, so doch bedeutende Milderung dieser Gewaltthat in dem unbeugsamen sächsischen Trotze, der endlich auch die größte Geduld und Sanftmuth brechen mußte, wohl mit Grund zu erkennen. Daraus glaubte das Volk auch für sich nach geschehener genauerer Untersuchung die strengste Rache erwarten zu müssen und erhob sich, dieser zu entgehen, wiederholt in allgemeinem Aufstande. Aber Karls Kraft und Vorsicht war es selbst mit der letzten Wuthanstrengung am Rande der Verzweiflung nicht gewachsen; in mehreren höchst blutigen Schlachten erkämpfte dieser den entschiedensten Sieg und nun lag trotz Wittekinds wiedergelungener Flucht die sächsische Kraft gebrochen und widerstandslos im Staube. Da, den Ohnmächtigen gegenüber, wich Karls Zorn der Großmuth. Er lud Wittekind und die sächsischen Edlen an seinen Hof zu friedlicher Unterhandlung. Vertrauensvoll kamen diese zum ehrenvollen Zeugnisse für Karls allgemein anerkannte Aufrichtigkeit und Treue im Halten des gegebenen Wortes, an den königlichen Hof Attiniacum (Attigny in der Champagne), vernahmen aufmerksam aus beredtem Munde den christlichen Unterricht, gaben, von diesem ergriffen und gewonnen, selbst den Befehl zur Zerstörung des großen Wodansbildes auf dem Harze und empfingen die heilige Taufe im Jahre 785. Eine alte liebliche Sage läßt Wittekinds volle Bekehrung durch Erscheinen eines glänzenden Kindes in der heiligen Hostie bei der Messe erfolgen.

Der neubekehrte Herzog erhielt Sachsen als fränkisches Lehen und blieb von da an, durch Großmuth überwunden, Karl in Treue zugethan. Aber mit einigen noch immer widerspenstigen Theilen des Volkes hatte der Frankenkönig noch einige Zeit zu kämpfen, bis der Friede zu

Selz im Jahre 803 nach 31jähriger Dauer den blutigen Krieg völlig beendigte.

Noch vor dem Ende des Sachsenkrieges wurde Karls unerschütterliche Kraft durch andere Kriege schwer geprüft aber bewährt gefunden. Thassilo II., der Herzog der Bajoarier (Bayern), aus dem fürstlichen Geschlechte der Agilolfinger, fand die fränkische Oberherrschaft, die schon lange auf dem Lande, wenn auch die selbstständige Entwickelung nicht in hohem Grade hemmend, lag, unerträglich und vergaß in seinem Grolle, daß Pipin der Kleine, sein Oheim von mütterlicher Seite, ihm zur Regierung verholfen, er diesem feierlich in großer Versammlung den Lehenseid geschworen, aber durch wiederholten Bruch desselben, indem er sich weigerte, mit seinen Schaaren zum fränkischen Heere zu stoßen, bereits drohendes Strafgericht über sein Haupt gehäuft habe. Statt nun dem mächtigen Karl gegenüber durch Ruhe das Geschehene in Vergessenheit zu bringen, ließ sich der Herzog besonders durch seine Gemahlin Luitberga, des Longobardenkönigs Desiderius muthige Tochter, zu neuen Schritten offener Feindschaft verleiten und erklärte sich, als Karl in einer Schlacht gegen die Sachsen eben im Nachtheile geblieben war, für unabhängig von fränkischer Hoheit. Aber der Frankenkönig raffte sich schnell von dem leichten Falle wieder auf und war muthig und stark genug, um nicht nur den Sachsen den Schlag doppelt zurückzugeben, sondern auch sogleich gegen den schadenfrohen und unvorsichtigen Thassilo sich zu wenden. Drei fränkische Heere standen unerwartet schnell an Bajoariens Grenzen, eines unter Karls eigenem Befehle am Lech bei Augsburg, dem gegenüber Thassilo lagerte. Solcher Gewalt war dieser nicht gewachsen und somit gezwungen, sich bittend der Großmuth des Königs zu ergeben, in sein Lager zu gehen, den Lehenseid zu erneuern und zur Bürgschaft Geißeln, darunter den eigenen Sohn Theodo zu stellen, im Jahre 787. Kaum aber fühlte sich der Herzog wieder von der Nähe des Gefürchteten befreit, so überwältigte ihn der Groll gegen das fränkische Joch auf's Neue und ließ ihn, aller Klugheit vergessend, selbst mit den heidnischen Avaren ein Bündniß zum Kriege gegen Karl schließen. Dieß aber wurde bald verrathen und der Treubrüchige nach Ingelheim vor die Reichsversammlung berufen. Diese erklärte denselben einstimmig für des Todes schuldig, Karl aber übte Milde und verbannte den Unglücklichen und seine Söhne Theodo und Theodebert in das Kloster St. Goar, sein Land aber nahm er unter unmittelbarer Verwaltung als Provinz des fränkischen Reiches, jedoch mit Belassung der bisherigen eigenen Gesetze, im Jahre 788. Noch einmal, im Jahre 794, erschien Thassilo auf einer Versammlung zu Frankfurt a. M., leistete auf Bayern feierlichen Verzicht und empfahl seine Kinder der Großmuth des Königs; dann aber vollendete er in klösterlicher Abgeschiedenheit das vielgeprüfte Leben. Daß die Söhne auf den ihnen gelassenen Hausgütern um Scheyern mit gräflichem Range lebten und von ihnen die Grafen von

Wittelsbach, die wieder die herzogliche Würde erhielten, und deren Sprosse jetzt die bayerische Königskrone trägt, stammen, ist, wenn auch nicht erwiesen und wohl nie mehr erweisbar, doch wahrscheinlich.

Zu spät, schon nach Thassilo's Absetzung, im Jahre 788, fielen die Avaren, ein von den Hunnen abstammendes, in größter Rohheit und im tiefsten Heidenthum versunkenes Volk, das damals zwischen der Sau und der Ens wohnte, mit zwei Heeren von Osten und Süden in Bayern ein, wurden aber von schnell entgegengesandten fränkischen Heeren kräftig zurückgetrieben. Durch ihre wiederholten Einfälle gereizt, beschloß Karl im Jahre 791 einen Kriegszug gegen die wilden Räuber und sammelte hiezu bei Regensburg seine Truppen. Von da zogen die Sachsen, Friesen und Thüringer an dem nördlichen, die Franken und Alemannen unter des Königs eigener Führung an dem südlichen Ufer der Donau, die Bayern aber in der Mitte zu Schiffe mit Proviant und Kriegsgeräthen dem feindlichen Lande zu, schlugen, nachdem der Grenzfluß, die Ens, überschritten war, das mit wilder Wuth anstürmende Heer, daß es in hastiger Flucht auseinander flog und 10,000 Mann in der Donau ertranken, und verwüsteten zum furchtbaren Gedächtnisse deutscher Strafe alles Land bis an die Raab. Aber an räuberische Einfälle von jeher gewöhnt, gab das Volk dessenungeachtet noch keine Ruhe und so beschloß Karl gegen dasselbe einen noch gewaltigeren, vernichtenden Schlag, wozu er vorzüglich Bayern unter Anführung ihres fränkischen Statthalters Gerold, des Bruders von Karls Gemahlin, der Hildegard, Kemptens zweiter Stifterin, und Longobarden verwendete. Diese drangen unaufhaltsam vor, bis sie in Mitte des Landes an den sogenannten Ring, die avarische Hauptbefestigung, wo das wilde Volk in Masse mit seiner Beute stets Sicherheit gefunden hatte, gekommen waren. Dieses Bollwerk bestand aus neun kreisförmigen, einander einschließenden, 20 Fuß hohen und breiten Wällen von so großer Ausdehnung, daß die drei äußersten acht deutsche Meilen von einander entfernt lagen und Wohnungen und Felder zwischen ihnen in Menge sich befanden. Im innersten, vorzüglich befestigten Kreise wohnte der Fürst des Volkes, der sogenannte Chan. Mit unverdrossenem Muthe stürmten die Deutschen einen Wall nach dem andern und drangen, obgleich sich an jedem der Widerstand mehrte, glücklich bis über den letzten, in das Centrum des Riesenwerkes, wo sie unermeßlichen, seit zwei Jahrhunderten gesammelten Raub in Gold, Silber, Edelsteinen und kostbaren Gewändern fanden, welcher nach Aachen zu Karl gebracht und von diesem nach Ausscheidung besonders werthvoller Geschenke für den Papst und seine verdientesten Beamten den muthigen Kriegern überlassen wurde. Die Wälle wurden nebst allen dazwischen liegenden Wohnungen zerstört; die Reste des Volkes waren über die Theiß geflohen und nachdem in den folgenden Jahren wiederholte Angriffe glücklich zurückgeschlagen worden waren, wobei der tapfere Gerold im Jahre 799 durch einen Pfeil sein Leben

verlor, vereinigte Karl das Avarenland bis an die Raab und Theiß mit seinem Reiche als zur Provinz Bayern gefügte, Markgrafen zur Hut übergebene und von bayerischen und schwäbischen Colonisten neubebaute Ostmark, Ostarrichi, Ostreich, das spätere Oestreich. Den im Lande gebliebenen Avaren brachten bayerische Bischöfe, besonders Arno von Salzburg, das Licht des Christenthums und damit Gesittung und Cultur.

Schließlich ist noch der, viele Jahre lang mit längeren oder kürzeren Unterbrechungen in der Zeit der bisher besprochenen, geführte Krieg zu erwähnen, welcher die Abwehr der Einfälle und die theilweise Bezwingung der im Osten des Reiches anwohnenden Abtheilung des großen Volksstammes der heidnischen Slaven, welche in ungeheurer Ausdehnung vom adriatischen Meere bis zum Eismeer und von der Ostsee bis Kamtschaka saßen und die noch in den Russen, den Wenden in Kärnthen und Krain, den Böhmen, Polen u. a. erhalten sind, zur hochwichtigen Aufgabe hatte. Es gelang dem kühnen Herrscher, auch hier zu seinem Ziele mit unveränderlicher Energie zu gelangen, die Ostgrenze seines Reiches zu sichern und bis dahin ungebeugte Völker zur Huldigung zu nöthigen. Das eroberte Land wurde auch hier durch deutsche Colonisten bevölkert, das Christenthum den alten Bewohnern gebracht und ein Gürtel von Markgrafschaften zum Schutze dieser Seite des mächtigen Reiches gebildet.

So verflossen die ersten dreißig Jahre der Regierung Karls des Großen in ununterbrochenen Kriegen, worin ihn die Schnelligkeit seiner Züge, welche ihn meist von einem Ende des Reiches an's andere zum Schrecken der ihn noch ferne wähnenden Feinde versetzte, die schon in seinem persönlichen Erscheinen gegebene Macht der Alle ergreifenden Begeisterung, sowie die Klugheit und Besonnenheit in allen Anordnungen nebst eigener Tapferkeit als einen Feldherrn vom ersten Range für alle Zeiten auszeichnen. Von nun an sollte das herrliche Werk, dem schon alle diese gewaltigen Kämpfe dienten, in Waffenruhe und im milden Scheine des Friedens sich entwickeln und vollenden: die nach außen und innen gesicherte Vereinigung der germanischen Völker zu Einem Ganzen und die Durchdringung desselben mit den Segnungen des Christenthums, der staatlichen Ordnung und der geistigen Bildung, was der folgende Abschnitt darstellen soll.

II. Karls des Großen Wirken für das Christenthum, die staatliche Ordnung, Bildung, Wissenschaften und Künste.

Mit dem Schwerte hatte sich Karl ein Reich von der größten Ausdehnung geschaffen, das im Süden bis zum Ebro, zum Mittelmeere und bis Neapel, im Westen bis an den atlantischen Ocean, im Norden bis an die Nord- und Ostsee und an die Oder, im Osten bis an die Theiß, den Böhmerwald, die Raab und das adriatische Meer reichte; um darin im Frieden desto ergiebiger herrschen zu können, sollte ihm nun an der Schwelle des neuen Jahrhunderts eine höhere Würde und Weihe wer-

den. Da Karl in dem genannten weiten Umfange auch die Länder des ehemaligen römischen Kaiserthums, welches[1], längst schon untergraben, unter dem schwachen Romulus Augustulus im Jahre 476 die Wogen der Völkerwanderung völlig zerstört hatten, größtentheils besaß, so lag der Gedanke nahe, dieses Kaiserthum für ihn und sein Reich zu erneuern und letzterem dadurch nach innen wie nach außen eine größere Bedeutung zu geben. Ohne Zweifel hegte Karl selbst, und wohl nur auf Grund der Begeisterung für die Hoheit seines Berufes und die Macht seines Reiches und nicht durch eigensüchtige und ehrgeizige Strebungen veranlaßt, diesen Plan; die Ausführung desselben aber kam ihm gewiß unerwartet; doch so, daß er sie nicht besser wünschen konnte.

Nach dem Tode des Papstes Hadrian im Jahre 795 hatte Leo III. den päpstlichen Stuhl bestiegen, aber vor einer Empörung der Römer nach roher Mißhandlung aus der Stadt fliehen müssen und war hilfesuchend zu Karl, der als sogenannter Patricius der Schutzherr Roms und des Papstthums war, nach Paderborn geeilt, im Jahre 799. Karls sogleich erfolgte Zusicherung der Unterstützung genügte, die Empörer zur Unterwerfung zu zwingen und im Triumphe wurde Leo in Rom empfangen. Ihm folgte der König selbst, um über die noch obwaltenden Mißstände zu entscheiden, und hielt am 24. November im Jahre 800, am letzten Sonntage nach Pfingsten, seinen überaus glänzenden Einzug in der ewigen Stadt. Am nächsten Geburtsfeste unseres Herrn und Heilandes, am 25. Dezember, wohnte er in der St. Peterskirche dem päpstlichen Hochamte bei, als vor'm Schlusse desselben Leo sich plötzlich vom Hochaltar zum Betstuhle des Königs in Mitte von assistirenden Bischöfen begab, heiliges Oel über das königliche Haupt goß und es mit einer kostbaren goldenen Krone bedeckte, während, vermischt mit dem Schmettern der Trompeten und den Wirbeln der Pauken, des Volkes Rufen durch die Hallen scholl: „Karolus Augustus, von Gott gekrönter, großer, friedebringender Kaiser der Römer! Ihm sei langes Leben und Sieg!" Das war die hochfeierliche Geburtsstunde des deutschen Kaiserthums, das nach mannigfachem Wechsel der Geschicke in seltsamer Fügung wieder an der Schwelle eines Jahrhunderts, im Jahre 1806, durch das Machtgebot des korsischen Eroberers Napoleon zu Grabe ging.

Daß Karl vom Papste, dem sichtbaren Stellvertreter Christi auf Erden, die neue Würde empfing, gab dieser nach der frommen, gläubigen Anschauung des Mittelalters eine übernatürliche, heilige Bedeutung, die Weihe der von Gott verliehenen weltlichen Herrschaft über die Christenheit und des Schutzes der heiligen Kirche. Von jetzt an stießen sich die dem Kaiser unterthänigen Völker nicht mehr am fränkischen Namen, als dem oberherrlichen, dem ihr eigener wohl ebenbürtig war, sondern nun waren sie, Alemannen, Bajoarier und die andern, ebenso wie die Franken einem höheren Gesammtreiche mit Beibehaltung ihrer Selbstständigkeit in Gesetzen und Lebensgewohnheiten geeinigt. Gegen den neuen Titel

protestirten wohl die griechischen Kaiser, die schwachen Herren des oströmischen Kaiserreiches, fanden aber im Abendlande, wo sie nicht den geringsten Einfluß hatten, nach Gebühr gar keine Berücksichtigung.*)

Unter den friedlichen Werken Karls des Großen, die seit der Kaiserkrönung ihn fast ausschließlich beschäftigten, gebührt seiner Sorge für Ausbreitung und Befestigung des Christenthums der erste Rang. Daß er schon bei seinen Kriegszügen stets bedacht war, den Ueberwundenen den Segen der wahren Religion, gegen welche sie nur aus Unkenntniß sich sträubten, zu bringen, ist bereits gesagt worden; ja die Ausbreitung derselben war selbst eine hauptsächliche Veranlassung zu seinen kriegerischen Unternehmungen. Wenn Karl dabei auch im Anfange meistens Zwang übte, so war er doch, wie ebenfalls schon angedeutet wurde, später eifrig bedacht, durch reiche Mittel der Belehrung und durch ausgedehntes Darbieten der Segnungen des Christenthums das innere Widerstreben in freie und freudige Aufnahme umzuwandeln. Er gründete zu diesem Zwecke eine Reihe von Bisthümern, gab den schon bestehenden größere Sicherheit und Ordnung, verband einzelne wieder zu größeren Abtheilungen unter einem erzbischöflichen Sitze, alle aber auf's Festeste mit dem von Gott gesetzten Mittelpunkte alles christlichen Lebens und Schaffens, dem Papstthum. In der richtigen Würdigung des entscheidenden Einflusses der Sitten der Geistlichkeit auf die des Volkes, überwachte er jene mit der größten Strenge, weßhalb man ihm den Namen des Bischofs der Bischöfe gab. Die Klöster, deren in seiner Zeit eine Menge besonders in Bayern entstand, erfreuten sich seiner Liebe und Beschützung, mußten aber dafür mit dem Aufwande aller Kräfte nicht blos für den innern Zweck eines beschaulichen Lebens, sondern für die Aufgabe der Verbreitung von Religion und Bildung unter dem Volke thätig sein. Gegen die das Durchdringen des christlichen Geistes verhindernden bedeutenderen Reste des Heidenthums, z. B. gegen das noch umfangreich getriebene Opferwesen und die Erforschung der Zukunft aus verschiedenen geheimen Zeichen, schritt er mit aller Entschiedenheit ein und der dadurch unvermeidlich bewirkte Verlust von den Ueberbleibseln altdeutscher religiöser Anschauungen und Sitten bis auf nur wenige, der in unsern Tagen oft so bitter und mit dem Vergessen der für Karl rücksichtslos bestehenden Forderung beklagt wird, wird

*) Von dem Hochmuthe und der Ignoranz des griechischen Kaisers Leo IV. (755—780) gibt folgende von einem Zeitgenossen, einem Mönche von St. Gallen, erzählte Anekdote Zeugniß: Als einst ein Gesandter Karls des Großen zu diesem nach Konstantinopel kam, erkundigte er sich, wie es im fränkischen Reiche ergehe, ob Krieg oder Frieden sei? und als ihm die Antwort die beständigen Aufstände der Sachsen kund gab, äußerte er mit Bedauern, daß sich sein Sohn Karl mit diesem kraftlosen Volke so viel plage, er schenke es ihm, dem Gesandten, mit allem Lande. Als der Frankenkönig dieß vernommen, sagte er zu dem Berichterstatter lachend: „Der Kaiser hätte wohl viel besser gethan, wenn er Dir nur eine leinene Hose zu einer so weiten Reise geschenkt hätte.“

reich durch den Segen des christlichen Lebens und des wissenschaftlichen Aufschwunges, der seitdem an die Stelle der heidnischen Erstarrung trat, aufgewogen. Selbst für Christen, die in weiter Entfernung von den Grenzen seines Reiches lebten, war Karl in echter Bruderliebe, wo er konnte, thätig und suchte ihr Elend durch reiche Gaben sowie durch Bitten und andere Gunsterwerbung bei den Herren derselben zu lindern. Vorzüglich aus diesem Grunde war er auch bemüht, mit den jenseits des Meeres herrschenden Fürsten freundschaftliche Verbindungen einzugehen, damit den unter ihnen lebenden Christen Schonung zu Theil würde.

Was die von Karl mit allem Fleiße durchgeführte und in ihrer Betrachtung strenge überwachte staatliche Ordnung betrifft, so war die kaiserliche Macht, die von Gott stammt und als solche höhere von dem Papste beglaubigt worden war, der Mittelpunkt derselben und der Gehorsam gegen sie das alle Theile des Reiches vereinende Band, wenn diese auch sonst noch so verschieden nach der Selbstständigkeit ihrer Gesetze sich gestalten und entwickeln konnten. Einheit schuf Karl in der Verwaltung. An die Stelle der früheren Herzoge kamen Grafen, die erst in der Folge die Würde erblich machten, damals aber noch persönlich gewählt und mit der Rechts- und Polizeipflege, mit der Erhebung der Abgaben, dem Befehle über die aufgebotene Mannschaft der ihnen angewiesenen Bezirke, der Gaue u. s. w. betraut waren. In den Grenzgebieten walteten mit größerer Macht die schon erwähnten Markgrafen. Zur Ueberwachung der Amtsthätigkeit der Grafen waren die königlichen Sendboten, für jede Provinz in der Regel zwei, der eine geistlichen, der andere weltlichen Standes, aufgestellt, welche mit einer Zahl von untergeordneten Beamten jährlich viermal ihren Bezirk bereisen und auf eigenen Versammlungen die Führung des Gerichtswesens prüfen und Klage wie Vertheidigung unparteiisch hören und entscheiden mußten.

Zur Vereinigung allgemeiner Verhältnisse dienten die Reichsversammlungen, deren jährlich zwei, im Frühling und im Herbste, in der Regel im Freien stattfanden. Dabei erschienen die Großen des Reiches, die ersten Beamten weltlichen und geistlichen Standes, die Grafen mit einer Zahl von Schöffen und Abgeordnete der zu Tribut verpflichteten Völker, und beriethen die von Karl ihnen vorgelegten Gesetze, von der Eintheilung in Capitel, Capitularien genannt, welche sodann ihre Rechtskraft erhielten und den kleineren in den einzelnen Provinzen stattfindenden Versammlungen zur Verkündigung übergeben wurden. Dem Kriegswesen schenkte Karl der Große die bei dem hohen Einflusse auf die Sicherheit des Reiches diesem gebührende Aufmerksamkeit. Jeder freie Mann, welcher ein ergiebiges Gut besaß, mußte in's Feld ziehen, gerüstet mit Schild, Lanze, Bogen und Pfeilköcher, die er selbst beizuschaffen hatte. Freie mit geringerem Besitze mußten zur Stellung eines Mannes zusammenhalten; wer zwölf Höfe und darüber besaß, erschien zu Pferde in Harnisch mit Speer und Schwert, Schild und Sturmhaube. Drei

Monate lang hatte Jeder im Kriege für sein Unterkommen selbst zu sorgen. Schwere Geldbuße bedrohte die Säumigen, die Todesstrafe traf den vom Heere Entfliehenden. Auch Bisthümer und Klöster mußten ihre Leute zum Kriege stellen; den nicht seltenen Gebrauch der persönlichen Anführung derselben durch Bischöfe und Aebte hat Karl, weil Gottes Diener nicht zur Zerstörung seines Ebenbildes thätig sein dürfen, abgeschafft und statt desselben das Commando der Stiftsleute den Schutzvögten übertragen. Mit großer Umsicht sorgte Karl auch für die Staatswirthschaft, die Hebung des Handels, der Gewerbe und des Ackerbaues. Er suchte die vergiftende Quelle des Wuchers durch strenge Strafen ferne zu halten, gute Münze in Umlauf zu bringen, knüpfte zum gegenseitigen Wechsel der Waaren Verbindungen mit den slavischen Völkern und den Griechen an, erleichterte den Verkehr durch Anlegung guter Straßen u. s. w.

Nicht geringer sind Karls Verdienste um die **Bildung, Wissenschaft und Kunst.** Die Gaben des Lebens sind auch an die Großen der Erde gar verschieden vertheilt; dem einen erfüllt Heldenmuth die Brust und vom Wege des Krieges winkt ihm der Tempel des Ruhmes, während der andere stilleren Sinnes sich an den Segnungen des Friedens erfreut und sein Leben wie das des Mitmenschen durch Kunst und Wissenschaft zu verschönern sucht. Seltene Erscheinungen sind Fürsten, welche für die Werke des Krieges und Friedens zugleich begeistert sind und sich mühen; gewiß aber steht Karl der Große einzig darin da, daß er, fast dreißig Jahre lang fast ununterbrochen im Kampfe beschäftigt, dessenungeachtet nicht blos die Wissenschaft liebte, ihre Pflege freigebig unterstützte und zum Nutzen seines Volkes zu verwenden suchte, sondern selbst als demüthiger Schüler im gereiften Mannesalter in ihre Hallen eintrat und es nicht verschmähte, da er als vollendeter Held bereits überall gepriesen wurde, aus den ersten Vorkenntnissen, recht eigentlich aus dem A B C sich den weiten Weg zu eigenem wissenschaftlichen Streben und Genießen mühsam anzubahnen. Seine Verdienste in wissenschaftlicher Beziehung fanden ihre Höhe in seiner Sorgfalt für Errichtung von trefflichen Schulen, die vorzüglich die gediegene Bildung des Klerus beabsichtigten. Die Vorsehung gab ihm in besonderer Huld Männer, die seinen erhabenen Zwecken, als seien sie nur dafür geschaffen, voll Begeisterung entgegen kamen und sie voll Ausdauer in's Werk zu setzen strebten.

Unter diesen ist vor Allen in Bezug auf die erwähnte Wirksamkeit Karls **Alcuin**, ein Mönch aus York in England, der größte Gelehrte seiner Zeit († 804), zu nennen, der des großen Monarchen Ruf an seinen Hof als eine Stimme des Himmels betrachtete, und all' seine Kenntnisse ihm zu Gebote stellte. Er, in der Heimath selbst Vorsteher einer trefflichen Schule, entwarf den Plan zur umfassenden Neugestaltung des Schulwesens und war unermüdet, denselben in den bereits an den

bischöflichen Sitzen und vorzüglich in den Klöstern des heiligen Benedikt bestehenden, sowie in den neugegründeten Anstalten in Ausführung zu bringen. Unter diesen Schulen höheren Ranges, in welchen Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie, Musik und Poesie gelehrt wurden, standen unter Karls Regierung die in Lyon, Paris, Tours, Trier, Korvey, Fulda, St. Gallen, Reichenau u. a. in höchster Blüthe. Mit welcher Liebe Karl dem Schulwesen zugethan war, beweiset die Einrichtung einer eigenen Schule an seinem Hofe in Aachen und die Besorgung des Directoriums darüber durch ihn selbst. Er verschmähte es nicht, die Arbeiten der an dieser Anstalt befindlichen Zöglinge selbst einzusehen und darnach Lob oder Tadel zu spenden. Als er einst in diesem Geschäfte die Aufgabe der Jünglinge von niedriger Herkunft gut, die der vornehmen aber schlecht fand, stellte er jene zu seiner Rechten, lobte sie und versprach ihnen für die Zukunft seine ganze Sorgfalt für ihr Glück und ihre Ausstattung mit hohen Würden und ergiebigen Aemtern, während die Trägen zu seiner Linken treten und die härtesten Vorwürfe nebst der Versicherung, daß ihnen der Adel allein einst nichts helfen solle, vernehmen mußten. Aber nicht bloß für höhere Berufsarten eröffnete Karl den Zufluß reicher Bildungsmittel durch gelehrte Schulen, sondern gedachte als Vater der Niedrigen wie der Hohen auch der Bildung des Volkes durch Herstellung von Schulen, die für die einfacheren Bedürfnisse des Geistes sorgen sollten, wobei ihm sein Freund Bischof Theodulf von Orleans († 821) dasselbe leistete, was Alcuin in den höhern Sphären gelehrter Schulbildung.

Aber, wie schon gesagt, wollte Karl selbst aus den segensreichen, das Leben verschönernden Quellen schöpfen, welche er zu eröffnen verstand, wollte nicht bloß reiche Gelegenheit zum Lernen Andern geben, sondern selbst lernen, wenn er auch spät erst einholen mußte, was seine Erziehung und sein Heranwachsen meist in Uebung der Waffen versäumt hatte. Da er bereits im reifen Mannesalter stand, lernte er noch schreiben und sein Eifer dabei war so groß, daß selbst die Nacht dazu benutzt wurde und beständig unter dem Kopfkissen seines Bettes Täfelchen und Blätter zur beliebigen nächtlichen Uebung bereit lagen. Doch wollte sich die an das Schwert gewohnte Hand nicht mehr zum zierlichen Nachbilden der Buchstaben fügen. Ebenso studirte Karl erst in späteren Jahren die lateinische und griechische Sprache, Mathematik und Astronomie und brachte es hierin zu bedeutenden Erfolgen. Wie im Kriege ein Kreis erprobter Helden ihn umgab und die Kampflust durch Erzählungen kühner Thaten entflammte, so hatte Karl im Frieden einen Kranz von gelehrten Männern um sich, welche durch Austausch der Ideen und durch Schilderung all des Großen, Guten und Schönen, das die Menschheit je beglückte, sich gegenseitig zu immer regerem Schaffen begeisterten und dem kaiserlichen Hofe eine Zierde verliehen, die nicht bloß in der damaligen, sondern auch in der bisher abgelaufenen Zeit wohl nicht

wieder erreicht wurde. Unter diesen Männern, dem herrlichen Friedensgefolge Karls, sind als die hervorragenden außer dem schon erwähnten Alcuin noch **Paul Warnefried** von Pavia, gewöhnlich Diaconus genannt, der berühmte Geschichtschreiber der Longobarden, **Peter von Pisa**, berühmter Philolog und Astronom, **Einhard** oder **Eginhard**, Karls Geheimschreiber und Biograph, auch nach unverbürgter Sage dessen Schwiegersohn, zu nennen. In dem Verkehre Karls mit diesen Männern herrschte der edelste Freimuth und heitere Unbefangenheit. Da war er Schüler unter Lehrern, die aber seinen demüthigen Sinn nie mißbrauchten, sondern mehr schätzten, als selbst die imponirende Erscheinung und Rede des kaiserlichen Gebieters in Geschäften der Regierung oder an der Spitze des vor der Majestät huldigenden Volkes und Heeres. Um allen sonstigen Abstand und Rangunterschied aus dem gelehrten Kreise fern zu halten, führten die Einzelnen, so lange sie darin weilten, besondere, dem Alterthum entlehnte Namen; so Alcuin den des Horaz, seines liebsten Dichters, Theodulf den des Pindar, Eginhard den des Calliopius von Calliope, der Muse der Geschichte u. s. w., während Karl selbst wegen seiner Begeisterung für die Psalmen den Namen David für sich wählte. Des höchsten Lobes würdig ist es, daß Karl im Verkehr mit solchen Männern, welche ihm die Schönheiten des klassischen Alterthums so reich zu erschließen vermochten, nicht die Liebe zur deutschen Sprache und Poesie verlor, über den Leierklängen in den hellenischen Hainen nicht der Harfenklänge aus deutschen Wäldern vergaß. Er veranstaltete eine Sammlung der altdeutschen Lieder aus dem großen Sagenkreise der Gothen, Burgunder u. a.; in eigener Person soll er sich mit Abfassung einer deutschen Grammatik beschäftigt haben und auch sonst für Cultur und ausgedehnteren Gebrauch der Muttersprache thätig gewesen sein. Leider ist uns von all seinen derartigen Bestrebungen außer den von ihm den Winden und Monaten ertheilten deutschen Namen keine Spur übrig geblieben.*)

Daß unter Karls mildem Scepter alle **Künste** einer vorzüglichen Pflege und Beförderung sich erfreuten, ist, wenn auch ausführliche Nachrichten fehlen, bei der Allseitigkeit seiner Bestrebungen das Leben in möglichster Weise zu verschönern und zu veredeln, nicht zu bezweifeln. Namentlich werden seine Bemühungen für Bildung der Tonkunst, zumeist im Interesse der Verherrlichung des Gottesdienstes, gerühmt. Hier aber war eine Besserung auch besonders vonnöthen, wenn auch das, was die Italiener vom deutschen Gesange sagten, daß er wie das Rollen eines schweren Lastwagens über einen Prügelweg knarre, nur zum geringen Theile Begründung hatte.

*) Den Januar nannte er Wintermonat, den Februar Hornung, vielleicht weil in diesem die Hirsche ihr Gehörn ablegen, oder von Hor, d. i. Koth, März Lenz-, April Oster-, Juni Brach-, Juli Heu-, August Erndte-, September Herbst-, Oktober Wein-, November Wind-, Dezember Christmonat.

In Rom, der damaligen Musterschule, ließ Karl tüchtige Sänger bilden und sie dann das Gelernte in der Heimath in eigenen Sangschulen, wie zu Metz und Soissons, wieder in weiten Kreisen lehrend verwerthen; auch die Klöster, die vieljährigen Asyle auch dieser Kunst, hielt er zu würdiger Pflege des Gesanges an. Ebenfalls aus Italien berief er fertige Orgelspieler, um an bischöflichen Sitzen und in Klöstern Schüler zu erziehen. Die Baukunst fand durch Karl ununterbrochene Beschäftigung und Gelegenheit zu vielseitiger Entfaltung, sowohl in Pracht an seinen kaiserlichen Palästen als auch in Zweckmäßigkeit vorzugsweise an seinen zahlreichen Meierhöfen. Wieder aus Italien kamen erfahrene Baumeister zur Verschönerung seiner Pfalzen in Aachen, Ingelheim und Nimwegen; in erstgenannter Stadt ließ er den Dom erbauen, wozu aus Rom und Ravenna die Säulen herbeigeschafft wurden, und das Gotteshaus durch einen schönen Säulengang mit seinem Palaste verbinden; auch widmete er dem leiblichen Wohle daselbst ein großartiges warmes Bad, in welchem über hundert Personen schwimmend sich bewegen konnten. Zu Mainz baute Karl eine 500 Fuß lange Brücke, was einen Zeitraum von 10 Jahren erforderte. Das größte Bauwerk aber, das Karl unternahm, kam nicht zur Vollendung, doch ist es selbst in der Ausdehnung, wozu es gelangte, ein unvergleichliches Denkmal seines kühnen Geistes und weitreichenden, stets auf den Nutzen des Staates gewendeten Blickes. Es ist dieses der große Kanal, durch welchen der König, um die Zufuhr der Lebensmittel zum Avarenzuge zu erleichtern, durch die Verbindung zwischen der Rednitz und der Altmühl den Main und Rhein mit der Donau zu vereinigen suchte. Die damals noch mangelhafte Mechanik, die Verdrossenheit der Arbeiter und die Ungunst der Witterung vereitelte noch im Jahre des Beginnens 793 die Weiterführung des bereits ziemlich vorgeschrittenen, für den Handel hochwichtigen Unternehmens, dessen neue Aufnahme und Vollendung dem Könige Ludwig I. von Bayern aufbehalten sein sollte.

III. Karls des Großen Persönlichkeit, häusliches Leben und Ende.

Gewiß hat der Leser das Verlangen, den großen Regenten, der Deutschlands Stolz für alle Zeiten bleiben wird, jetzt nach der Bekanntschaft mit seinem Wirken im Kriege wie im Frieden auch in seiner persönlichen Erscheinung kennen zu lernen und ihm auch in dem engeren Kreis seines häuslichen Lebens zu folgen, in welches freilich bereits einzelne Blicke, auf seine liebe Unterhaltung mit den gelehrten Freunden, fielen. Was zunächst das erstere, Karls Persönlichkeit betrifft, so gibt uns hierüber die jedenfalls sichere Schilderung seines Freundes Eginhard den besten Aufschluß. „Von Körper war König Karl voll und stark", sagt dieser, „und hohen Wuchses; seine Länge betrug sieben seiner Füße. (Es hat sich noch eine eiserne Stange erhalten, die genau das Maß von Karls

Größe zeigen soll, wonach er sechs Fuß und drei Zoll hoch gewesen wäre.) Sein Scheitel war rund, die Augen groß und lebhaft; die Nase überschritt ein wenig das Mittelmaß; sein greises Haar war schön anzuschauen; sein Antlitz fröhlich und heiter, wodurch seine Gestalt besondere Würde und Anmuth erhielt. Er hatte einen festen Gang und eine durchaus männliche Körperhaltung. Unablässig übte er sich im Reiten und Jagen, der angestammten Volkssitte gemäß, denn kaum wird ein Volk gefunden, welches den Franken in dieser Kunst gleich käme. Im Schwimmen aber war er so geschickt, daß ihm hierin Keiner mit Recht vorgezogen werden möchte. Er genoß steter Gesundheit, außer daß er in den vier letzten Jahren vor seinem Tode häufig von Fiebern befallen wurde, so daß er zuletzt sogar auf einem Fuße hinkte. Und bei diesen Anfällen that er mehr nach seinem Gütdünken als nach dem Rathe der Aerzte, denen er fast gram war, weil sie ihm riethen, unter den Speisen das Gebratene, welches er für das Zuträglichste hielt, wegzulassen. Uebrigens war er in Speise und Trank am mäßigsten, weil er die Trunkenheit an Jedem, wie vielmehr an sich und den Seinigen höchlich verabscheute. Die tägliche Mahlzeit bestand nur aus vier Gerichten, außer dem Braten, den die Jäger an den Bratspießen aufzutragen pflegten, und den er lieber als alle andere Speisen aß. Während des Mahles hörte er gerne Saitenspiel und Gesang oder einen Vorleser und zwar über die Thaten alter Helden. Auch erfreute er sich an den Büchern des heiligen Augustin, besonders denen vom Staate Gottes. Im Sommer pflegte er nach dem Mittagessen etwas Obst zu genießen und einmal zu trinken, sodann Kleider und Schuhe abzulegen, wie er in der Nacht gewohnt war, und zwei oder drei Stunden zu ruhen. In den Nächten schlief er dagegen unruhig, so daß er vier- oder fünfmal nicht allein erwachte, sondern sogar aufstand und so den Schlaf unterbrach. Während des Ankleidens ließ er nicht bloß seine Freunde vor, sondern auch wenn der Pfalzgraf ihm irgend eine Rechtsstreitigkeit anzeigte, die ohne sein Wort nicht entschieden werden konnte, ließ er die Streitenden selbst hereinführen, untersuchte den Handel und fällte das Urtheil. — Seine Kleidung war die vaterländische Tracht und noch dazu wenig von der des gemeinen Volkes verschieden. Am Leibe trug er ein leinenes Hemd, darüber einen Rock mit seidener Borte eingefaßt, und lange Beinkleider; die Füße waren in Schuhe eingeschnürt, und im Winter verwahrte er Schultern und Brust noch durch eine Weste aus Otterfellen. Als Oberkleid trug er einen Mantel und stets war er mit dem Schwert umgürtet, dessen Griff und Gehänge von Gold oder Silber war. Bisweilen trug er einen mit Edelsteinen besetzten Degen, doch nur bei besondern Festlichkeiten oder wenn zuweilen Gesandte fremder Völker erschienen waren. Dann ging er auch wohl in einem golddurchwirkten Kleide und mit einem Diadem mit Gold und Edelsteinen geschmückt. Ausländische Kleidung, selbst die schönste, ver-

schmähte er und wollte nie mit solcher angethan sein: außer daß er in Rom einmal auf den Wunsch des Papstes Hadrian und wieder auf Bitten seines Nachfolgers Leo ein langes Schleppkleid und einen weiten Mantel angelegt und Schuhe nach der römischen Weise getragen hat."

Was das Familienleben betrifft, so hat man ihm Verletzung der Reinheit der Ehe zum Vorwurfe gemacht, aber keineswegs, ohne daß eine Verdächtigung der Richtigkeit dieser Angabe völlig ausgeschlossen wäre, wie denn schon zu seinem sonst fleckenlosen sittlichen Ernste ein solcher Fehler gerade in einem dem Germanen von jeher und dem Christen doppelt heiligen Verhältnisse einen auffallenden und unbegreiflichen Gegensatz bilden würde. Vermählt war Karl fünfmal, acht seiner Kinder sind bestimmt nachzuweisen. Gegen diese war er der sorgsamste Vater, überwachte bei aller Ueberbürdung mit Staatsgeschäften ihre Erziehung in eigner Person, aß mit ihnen, nahm sie auf Reisen mit sich und hielt alle Weichlichkeit von ihnen ferne. Die Söhne wurden nicht bloß in allen ritterlichen Uebungen, sondern auch in den Wissenschaften unterrichtet, die Töchter fertigten nach damaliger deutscher Sitte die Wollstoffe zur Kleidung, nähten und spannen. Leider starben die zwei talentvollsten von Karls Söhnen, Karl und Pipin, vor ihm. Bewunderswerth war Karls Sorgfalt für sein Hauswesen. Seine zahlreichen Meierhöfe bildeten wahre Musterschulen der Landwirthschaft und wurden von ihm selbst mit einer grenzenlosen Genauigkeit überwacht. Er, der rastlos beschäftigte Lenker des riesigen Staates, unterließ es bei der unglaublichen Umsicht seines Geistes nicht, den Verwaltern seiner Güter die genauesten Anordnungen bis in's Kleinste, so über Behandlung einzelner Pflanzen, Bereitung des Weines und Bieres, Bienenzucht, Fischerei u. s. w. zu geben, die alljährlich einzuliefernden Berichte über den Stand der Baulichkeiten, Geräthe, Thiere und Früchte sorgsam einzusehen und von ihrer Genauigkeit meist persönlich sich zu überzeugen.

Karl war gewiß mit ganzer Seele ein Christ und erkannte die Verherrlichung des Heilandes und die Ausbreitung seines Reiches als seine höchste Aufgabe. Seine innige Frömmigkeit offenbarte sich in der Freude und Ausdauer im Gebete; nur in unabweisbaren Fällen unterließ er, einer oder mehreren Messen beizuwohnen, auch die Abendandacht verrichtete er in der Regel in der Kirche und wohnte selbst in der Nacht gerne dem Psalmengesange der Canoniker und Mönche bei. Mit aufrichtiger Ergebenheit hielt er am Stellvertreter Christi fest; den Tod des Papstes Hadrian beweinte er, als sei ihm ein theurer Bruder oder Sohn gestorben. Wer mit seiner Freundschaft beglückt wurde, hatte ein Herz, das in wahrer Theilnahme Freud und Leid mit ihm fühlte und trug, gefunden.

Es ist klar, daß der Ruhm eines solchen Mannes weit über die Grenzen seines Reiches sich verbreitete und in fernen Ländern Bewunderung und Verehrung erweckte. Selbst heidnische Fürsten suchten sein

Wohlwollen durch Versicherung ihrer Ehrfurcht und durch reiche Geschenke, so der berühmte Khalife von Bagdad, Haroun al Raschid, der das Köstlichste, was der Orient an Geweben, Gewürzen u. a. hervorbringt, dann einen durch seine Größe ausgezeichneten Elephanten, Abulabaz, d. h. Verwüster, genannt, nebst seltenen Kunstwerken zum Zeichen seiner Hochachtung nach Aachen sandte. Unter den letztern wird eine aus Messing gefertigte Uhr genauer beschrieben. Auf derselben drehte sich ein von Wasser getriebener Zeiger; eherne, in ein Becken fallende Kügelchen und aus einer der zwölf angebrachten Oeffnungen kommende Reiter zeigten die Zahl der Stunden an.

Als Karl in das 70. Jahr getreten war, mochte ihn, wenn er auch nie sie vergessen, die Mahnung des nahen Todes mit besonderer Kraft berühren. Zum Zeichen, wie allgemein der Gedanke an den großen Kaiser und die Beängstigung wegen seines nach dem gewöhnlichen Lebensgang nun nicht mehr fernen Endes war, dient die Deutung verschiedener seltener und unglücklicher Vorfälle dieser Zeit auf die Nähe des so gefürchteten Todes. So betrachtete man den Einsturz des den Dom und den Palast verbindenden Säulenganges zu Aachen, die durch Feuer bewirkte Zerstörung der Brücke bei Mainz, einen Sturz des Kaisers vom Pferde und anderes als Vorboten seines Endes. Zunächst war Karl auf die Sicherung seines Reiches für die Zeit nach seinem Abgange bedacht. Im Sommer des Jahres 813 berief er seinen Sohn Ludwig, später der Fromme zugenannt, auf dem nach ihm allein die Riesenlast des Reiches liegen sollte, nach Aachen, stellte ihn der Reichsversammlung zur Wahl in seiner Nachfolge vor, führte den mit freudigem Zurufe Gewählten in den Dom und ließ ihn, nachdem er in allgemein tief ergreifender Rede ihm die Regentenpflichten dringendst an das Herz gelegt hatte, die Krone mit eigener Hand auf das Haupt setzen.

Am Sonntag den 22. Januar des folgenden Jahres nöthigte ein starker mit Seitenstechen verbundener Fieberanfall den Kaiser trotz längerem Widerstreben in das Bett. Von da an, nicht wieder erstehend, beschäftigte er sich mit dem Ewigen und empfing nach 5 Tagen aus der Hand seines Freundes, des Erzbischofs Hildebald von Köln, die heiligen Sacramente. Rasch nahmen jetzt seine Kräfte ab, und am 28. Januar kam die letzte Stunde. Mit der letzten Kraft bezeichnete Karl Stirne, Mund und Brust mit dem heiligen Kreuze, schloß die Augen, betete eine Weile still und verschied mit den Worten: Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist. Er war noch nicht ganz 72 Jahre alt. Noch an demselben Tage fand unter allgemeinem Wehklagen das Begräbniß in würdiger Weise statt. Die Leiche wurde gesalbt und dann in einem Gewölbe des Domes im vollen kaiserlichen Ornate, mit dem Schwert umgürtet, ein goldenes Evangelienbuch im Schooß, zur Seite eine in Gold gefaßte Pilgertasche, die Karl einst auf der Reise nach Rom getragen, mit Krone, Scepter und Goldschild

auf einem vergoldeten Thronsessel beigesetzt, und die Ruhestätte mit einer einfachen Inschrift bezeichnet. Kaiser Otto III. (983—1002) ließ die Gruft eröffnen, aber, nachdem er mit tiefer Ehrfurcht die noch gut erhaltene Leiche betrachtet hatte, wieder schließen. Kaiser Friedrich I., der Rothbart, öffnete i. J. 1165 sie auf's neue und übertrug die ehrwürdige Kaiserhülle, die auch da noch ziemlich vollständig war, in einen prachtvollen Sarg, worauf der Gegenpapst Paschalis III. im nächsten Jahre die Heiligsprechung Karls vornahm. Wohl hatte dieser als unrechtmäßiges Oberhaupt der Kirche kein Recht zu dieser Handlung; aber doch kommt, wie Papst Benedikt XIV. selbst sagt, die stillschweigende Gewährung der folgenden rechtmäßigen Päpste, ja die von einigen an verschiedene Kirchen in Frankreich und Deutschland auf Ansuchen gegebene Erlaubniß der öffentlichen Verehrung Karls, einer ausdrücklichen Seligsprechung gleich. „Wer möchte auch zweifeln, — sagt Damberger, der vorzügliche Geschichtschreiber — daß dieser wahrhaft ausgezeichnete christliche Fürst bereits eingegangen sei in die Freude des Herrn, wäre selbst ausgemachte Wahrheit, was ihm Ehrenrühriges nachgesagt wird!"

---

5. Johannes Gutenberg,

der Erfinder der Buchdruckerkunst.

(Von Prof. Dr. Brunner.

Einem Werke, welches sich, wie das vorliegende, die schöne Aufgabe gestellt hat, in den Kreisen des deutschen Volkes und besonders der deutschen Jugend durch leichtverständliche Mittheilung des Wissenswerthesten aus dem Reiche der Künste und Wissenschaften von ihren Anfängen bis zum gegenwärtigen Stande ihrer Ergebnisse wahre Bildung zu befördern, liegt es gewiß sehr nahe, daß es den Leser auch mit der Entstehung derjenigen Kunst bekannt mache, welcher wir großentheils den in neuerer und neuester Zeit erstaunlich weit gediehenen Fortschritt des wissenschaftlichen Strebens, die fast ausschließliche Vermittlung unsers Wissens und die weite Verbreitung geistiger Bildung verdanken: das ist der Buchdruckerkunst. Dieß aber mag am einfachsten und aus dem Grunde der Vereinigung von Belehrung und Unterhaltung zugleich auch am anziehendsten in der Weise der Biographie des Erfinders dieser Kunst geschehen. Hat dieser den gerechtesten Anspruch auf den immerwährenden Dank aller Nationen schon durch das glückliche Resultat seiner Forschungen an und für sich, und wenn er auch selbst den reichsten Nutzen daraus gezogen hätte, so noch überdieß durch den Umstand, daß er für seine eigene Person nur Sorgen und

Kummer aus seinem Werke erndtete und ohne Zweifel hauptsächlich nur durch den Gedanken an den erst für die Nachwelt zu gewinnenden Nutzen in beharrlichem Streben nach dem gesetzten Ziele erhalten wurde. Man hat in früheren Zeiten vielfach das Verdienst dieses Mannes beeinträchtigt, indem man seiner Entdeckung weniger Recht auf Bewunderung und nur ganz gewöhnlichen, fast nothwendigen Ursprung beilegte und überdieß zu Gunsten mitbetheiligter Personen seinen Ruhm verdunkelte; aber als das Gewisse hat sich herausgestellt, daß, wenn auch der Sache bereits bedeutend vorgearbeitet und zu weitern Versuchen der beste Grund gelegt war, so doch der Einfall, welcher erst den Druck von Büchern statt einzelnen Blättern und die große Vervielfältigung jener ermöglichte, ein völlig origineller und Gutenbergs Verdienst ist, und daß dieser auch in Bezug auf weitere Vervollkommnungen der Kunst seinen Mitgenossen, deren Ruhm deßhalb nicht beeinträchtigt sein soll, nicht nachstand.

Wir müssen nothwendig, um die neue Erfindung würdigen zu können, die bis dahin mögliche Art und Weise der Verbreitung der Werke der Literatur in Kürze in's Auge fassen. Bis zu den Zeiten Gutenbergs war diese, wie von Alters her, nur Vervielfältigung durch die Schrift, auf deren Beschränkung gegenüber der durch den Druck nicht aufmerksam gemacht zu werden braucht. Man denke, wie viel an Zeit und Mühe die Abschrift eines größeren Werkes, wie der Bibel, erforderte, zumal da man die Buchstaben auf dem Pergamente (von der Stadt Pergamus in Kleinasien, wo man die Bereitung der Häute vorzüglich verstand, so genannt und vor Erfindung des Linnenpapiers am Anfange des 14. Jahrhunderts gewöhnliches Material zur Aufnahme der Schrift) viel größer und formreicher, als jetzt, und mehr malend auftrug. Wohl wenigen noch so kundigen Schreibern gelang, was die deßhalb schon zu ihrer Zeit viel gepriesene Diemud, die als Reklusin, das heißt Klausnerin, für die Zeit ihres Lebens in eine enge Zelle eingeschlossen, im Kloster Wessobrunn in Bayern lebte und daselbst i. J. 1130 starb, mit unermüdetem Fleiße vollbrachte, indem sie nicht weniger als 40 umfangreiche, zierlich und mit großer Schrift gefertigte, und meist Werke der Kirchenväter enthaltende Bücher, von welchen noch 16 die kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München zieren, vollendete. Selbstverständlich war der Preis eines, wenn auch nicht besonders umfangreichen Buches ein bedeutender. Abschriften der Bibel, freilich mit reichem Bilderschmucke, wie man ihn in der Regel für die Heiligkeit derselben als würdig, ja nothwendig erkannte, wurden nicht selten mit mehreren Hunderten von Goldgulden bezahlt; für ein einziges Buch der genannten Diemud empfing Wessobrunn ein beträchtliches Landgut am Peißenberge. Ein Vorrath von einigen Dutzenden von Büchern galt deßhalb schon als eine Bibliothek und in der Regel erfreuten sich nur Hochstifter und Klöster einer solchen, da die Kenntniß und Uebung der

Schrift nur als ein Eigenthum der Geistlichkeit galt, weßhalb noch lange nach der Betheiligung des Laienstandes daran auch die damit beschäftigten Glieder desselben noch Cleriker hießen.

Als die Liebe zu den Wissenschaften größere Ausdehnung gewann und aus den Zellen in's weitere Leben trat, als Hochschulen entstanden (in Deutschland 1348 Prag, 1356 Wien, 1386 Heidelberg, 1402 Würzburg u. s. w.) und das bis dahin nur in Kloster- und Domschulen Gepflegte in größerem Umfange für das außerkirchliche Leben zu benützen und zu fördern suchten, vermehrte sich natürlich auch das Bedürfniß nach größerer und leichterer Verbreitung der Bücher und es bildeten sich, zumeist an den Hochschulen und unter der Aufsicht der Vorstände dieser, eigene Laienvereine, die sich mit Schreiben beschäftigten, häufig aber in der Eile sehr flüchtig gefertigte und wegen der Menge von Abkürzungen schwer leserliche Abschriften lieferten und dafür noch immer bedeutende Preise forderten. Auf diesem Wege der Schrift war für das von Jahr zu Jahr wachsende Verlangen nach Büchern keine auch nur theilweise genügende Erfüllung zu erwarten.

Mit innigem Danke muß also jeder, welcher die Vorsehung allwaltend über dem Menschenleben weiß, die gnädige Fügung derselben dafür preisen, daß sie gerade in dieser Zeit des geistigen Aufschwunges die Kunst des Bücherdruckes in's Leben treten ließ, welche die nothwendigen Lebensbedingungen der Wissenschaft darbot und das erwachte Streben zu einem über alles Ahnen erhabenen Fortschreiten förderte.

Dieser Kunst der sogen. Typographie diente die Holzschneidekunst, Xylographie, als Vorläuferin. Schon der Gebrauch der Siegel zur Bestätigung der Urkunden konnte leicht auf den Einfall bringen, statt Bild und Schrift in dem festen Körper zu vertiefen, so daß sie beim Abdrucke erhaben erscheinen, in gegentheiligem Verfahren auf dem Stempel diese, Bild und Schrift, erhöht anzubringen, mit Farbe zu bestreichen und dann auf Pergament oder Papier im Abbilde zu geben. Diese Art des Abdruckes erfolgte wirklich zuerst in Deutschland um das Jahr 1400 und zwar in selbstständiger Erfindung, denn die versuchte Ableitung des Ueberkommens dieses Verfahrens von den Chinesen, die solches schon vordem kannten, wird durch das Nichtbestehen irgend eines Verkehres mit diesen beseitigt.

Nach den gründlichen Forschungen des Herrn Archivars Herberger in Augsburg (Augsburg und seine frühere Industrie) war es ein Augsburger, Meister Johannes, Pfarrer von St. Moriz, welcher, zuerst nachweisbar, i. J. 1407 sich eines Stempels bediente, um auf Papier in der bezeichneten Weise Schrift und Bild abzudrucken. Bald fand die Holzschneidekunst ihre Anwendung zur Verfertigung der Spielkarten, welche um das Jahr 1300 aus Italien oder Spanien nach Deutschland gekommen waren. Der älteste bekannte größere Holzschnitt, den heiligen Christoph nebst lateinischer Unterschrift darstellend, stammt aus dem

Jahre 1423, wurde in dem Kloster Buxheim bei Memmingen entdeckt und von dem reichen englischen Lord Spencer mit vielen anderen unschätzbaren Drucken angekauft. Heiligenbilder wurden der Hauptgegenstand dieser Kunst; bald mehr, bald minder umfangreich gesellte sich die Schrift bei, aus bloßen Namen selbst zu längern Sprüchen und Versen anwachsend. Ja letztere machte sich schon hie und da allein geltend, da man anfing, Lesetafeln zur Erlernung der Lesekunst in Holz zu schneiden und in Druck auf Papier zu vervielfältigen. Man nannte diese Drucke, mochte ihr Inhalt wie immer sein, Briefe, von dem lateinischen Worte brevis, kurz, weil sie nur aus einem Blatte bestanden, welche Bezeichnung sich bei uns auch noch für die Spielkarten erhalten hat. Von noch vorfindlichen Resten derselben gebührt der sogenannten Armenbibel, einer Sammlung von 40 nach Gemälden im Kloster Hirschau in Wirtemberg gefertigten bildlichen Darstellungen aus dem alten und neuen Testamente mit beigefügten Erklärungen und Sprüchen, bei weitem der Vorzug. Diese ist nunmehr so selten geworden, daß ein englischer Herzog ein vollständiges Exemplar mit der hohen Summe von 210 Pfund Sterling (2520 fl.) bezahlte. Nach ihr sind die sogenannten Todtentänze zu erwähnen: von Versen begleitete Abbildungen des Todes, wie er tanzend die Menschen der verschiedenen Stände und Lebensalter zum Grabe mit sich fortreißt. Weil man den Druck der beiden Seiten eines Blattes noch nicht zu vollbringen wußte, so wurden, wo solche xylographische Produkte, wie es manchmal geschah, zu einem kleinen Büchlein vereinigt werden sollten, immer zwei Blätter zusammengeklebt.

War durch die Erfindung dieses Holzdruckes auch schon die Möglichkeit größerer Vervielfältigung von Bild und Schrift gewonnen, so war doch auch hievon noch kein bedeutender Fortschritt für die Wissenschaft und ihre Ausbreitung zu erwarten, denn da für jedes Blatt mit großer Mühe eine eigene Holztafel geschnitten, alle einzelnen Buchstaben darauf fleißig ausgearbeitet und durch Vertiefung alles übrigen Raumes hervortretend gemacht werden mußten, so hätte der auf diese Weise unternommene Druck eines größeren Werkes unsägliche Mühe und den größten Aufwand an Zeit selbst bei mehreren Arbeitskräften gefordert und wäre zudem gewiß nicht viel wohlfeiler, als eine fein hergestellte Handschrift gekommen.

So stand es mit dem Schriftendruck, als Gutenbergs glücklicher Einfall eine bis dahin ungeahnte Schnelligkeit und Reinheit in denselben brachte, ja auf der Basis der bis dahin mit diesem betrauten Kunst eine neue unvergleichlich nützlichere schuf. Erst jetzt nach dieser nothwendigen Vorbesprechung können wir auf das Leben des großen Mannes die Blicke wenden.

Leider liegt die Geschichte desselben, der so viel für Erhellung unserer Culturzustände in jeder Beziehung that, großentheils im Dunkel

denn in der ihm zunächst folgenden Zeit wurde von Seite der mit seinen Verhältnissen zumeist Bekannten häufig im unreinen Interesse eigensüchtiger Ausbeutung und Aneignung seiner Verdienste die Mittheilung genauerer Aufschlüsse unterlassen, und später war das mittlerweile um ihn und sein Werk gelagerte Dunkel nur noch spärlich oder selbst gar nicht mehr zu erhellen.

Johannes, oder, wie man ihn gewöhnlich nannte, Henne Guden- oder Gutenberg, hieß eigentlich Gensfleisch und wurde als der Sohn eines angesehenen Patriziers, Friedrich oder Friele Gensfleisch, um das Jahr 1400, nach Einigen 1397, in der uralten, berühmten Stadt Mainz geboren. — Seine Mutter Elisabeth oder Else gehörte der Familie Weinrich an, welche, ebenfalls vom Patrizierrange, in der genannten Stadt den Hof zum Gudenberg besaß. Da diese die letzte ihres Geschlechtes war, so fiel ihr das genannte Haus anheim und kam an Gemahl und Sohn, die darnach den Namen von demselben dem bisherigen, den er später sogar verdrängte, beifügten. Wie es damals auch in andern Städten geschah, so entbrannte in Mainz im Jahre 1420 zwischen dem städtischen Adel, den Patriziern, und den Bürgern die lange genährte Zwietracht zu offener Fehde, aus welcher letztere siegreich hervorgingen, während jene die Stadt verlassen mußten. Erst, als seitdem 14 Jahre vergangen waren, fällt einiges Licht auf Johannes und zeigt uns den nun schon zum Manne Gereiften, ferne der Vaterstadt, während die übrigen Verbannten längst wieder zurück waren, in Straßburg in bedrängten Verhältnissen. Wir erfahren aus spärlichen Notizen, daß er sich daselbst mit mechanischen Arbeiten, wie Belegen von Spiegeln und Schleifen von Edelsteinen, die er vielleicht zum Zeitvertreibe in der Jugend erlernt hatte und jetzt für die Noth gut zu verwerthen verstand, beschäftigte. Von höchstem Interesse aber ist es, aus den Acten eines zwischen ihm und einigen Geschäftsgenossen geführten Prozesses zu vernehmen, daß der strebsame Mann daselbst auch mit Versuchen zum Drucke sich abgab, eine Presse besaß und ein Graveur von ihm bei 100 fl. für Sachen, die zum Drucken dienten, erhalten habe. Daraus erhellt, daß Straßburg der Ort war, wo Gutenbergs Kunst in der Theorie aus seinem emsigen Geiste sich herausbildete, wenn auch von einer praktischen Anwendung zum eigentlichen Bücherdrucken daselbst keine Spur sich finden läßt und der Ruhm des Anfanges dieser der Stadt Mainz gelassen werden muß. Worin aber bestand dasjenige, was Gutenberg zur Verbesserung des Druckes ausgedacht, im Einzelnen wohl geprüft und versucht haben mochte, und jetzt mit voller Energie verwirklicht zu sehen verlangte, als er nach langer Entfernung in die Heimath zurückkehrte, um dieser den Ruhm seiner Erfindung zu geben? Für immer nur einzelne Blätter, Briefe zu drucken, mochte dem strebsamen, in sich den Drang des Fortschrittes unbezwingbar tragenden Manne allzu wenig erscheinen; die größere Verbreitung eigentlicher Bücher wurde von

der Wissenschaft immer entschiedener gefordert und zumal mag Gutenberg's frommes Gemüth den Druck des göttlichen Wortes, der Bibel, mit heißer Sehnsucht als sein hohes Ziel geschaut haben. Aber auf dem bisherigen Wege stellten sich, wie schon angedeutet, der Erfüllung dieses Wunsches zu große Hemmnisse entgegen. Da mag ihm in einer der stillen Stunden des Denkens, die oft so reich an Segen sind, der glückliche Einfall gekommen sein, in dem die ganze Kunst, die bald darauf zum Staunen der Welt sich entfaltete, wie in der Knospe geborgen lag. Wie? wenn man statt für jedes Blatt eine eigene Holztafel und darin Wort für Wort aus der Masse zu schneiden, von nun an eine Menge von vereinzelten Buchstaben anfertigte und diese dann zu den Wörtern, die gefordert sind, zusammensetzte? Dann könnte man sie nach Abdruck eines Blattes wieder zerlegen und für ein anderes in neuer Zusammensetzung verwenden! Wahrlich der Gedanke erscheint so überaus einfach und ist es auch; aber es geschieht ja oft, daß das Nützliche so nahe liegt und doch nicht Jeder es findet. Dem, der es findet, gebührt deßhalb das Verdienst, als sei ihm der Fund des Fernsten gelungen. Ob Gutenberg noch in Straßburg seinen glücklichen Einfall in Anwendung brachte, und ob sich darauf die besagte Arbeit des Graveurs bezog, läßt sich, wie gesagt, nicht bestimmen. Jedenfalls kam er mit dem Entschlusse der Verwerthung desselben im Jahre 1445 nach Mainz.

Wahrscheinlich aber durch mißliche Verhältnisse aus Straßburg vertrieben, kam er ohne Geldmittel nur mit dem Schatze seines Gottvertrauens, seiner Geschicklichkeit und seines Muthes in die Heimath zurück und mußte sich deßhalb vor Allem zum Beginne seines Unternehmens um Geldhilfe umsehen. Es glückte ihm nach einigen Jahren, in welchen er gewiß nach Kräften vorgearbeitet hatte, einen reichen Bürger, Johannes Fust, für seine Pläne, deren Erfolg aber auch leicht zu erkennen war, zu gewinnen und von ihm das nöthige Kapital zur Einrichtung einer förmlichen Druckerei, freilich gegen die harten Bedingungen der Bezahlung von bedeutenden Zinsen, eines beträchtlichen Antheils am Gewinne und der Verpfändung aller Druckwerkzeuge für die Sicherheit der Zurückzahlung des Darlehens zu erhalten (i. J. 1450).

Ohne Zweifel, wenn auch mehrfach bestritten, nahm Fust auch außerdem thätigen Antheil am Geschäfte, wie deßgleichen sein Bruder Jakob, der als Goldschmied treffliche Dienste zu leisten vermochte. Noch enger aber war jedenfalls der Anschluß eines andern Mannes, der mit Gutenberg den Ruhm der Entwicklung der Kunst viel würdiger noch theilen würde, wenn nicht das hinterlüstige Betragen, von dem gleich die Rede sein soll, diesen geschmälert hätte. Das war Peter Schöffer von Gernsheim, ein höchst talentvoller und entschlossener Kopf, der sich bis dahin mit Bücherschreiben beschäftigt und durch Gefälligkeit seiner Schrift, die sich für die Formen der zu schneidenden Buchstaben bestens verwerthen ließ, großes Lob erworben hatte. Seine Verwendbarkeit voll-

kommen erkennend, suchte ihn Fust an das Geschäft, worin sein Geld lag, durch Vermählung mit seiner Tochter Christina auf das festeste zu binden.

Rüstig begann nun in dem sogenannten Hause zum Jungen, das davon noch lange das Druckhaus hieß, die Arbeit, wohl zuerst noch mit Verfertigung von Briefen und selbst noch von ganzen Holztafeln, während zugleich zu dem großen Unternehmen, das Gutenbergs längst genährten Wunsch erfüllen sollte, fleißig gerüstet wurde. Ein neuer doppelter Fortschritt, der die Arbeit im höchsten Maße erleichterte, ohne Zweifel wieder Gutenbergs Verdienst, mag in dieser Zeit geschehen sein: die Herstellung der Buchstaben aus Metall und der Guß derselben. Die bisher aus Holz gefertigten stumpften sich schnell ab und verloren die Glätte und Schärfe, Zierlichkeit und Genauigkeit; Metall bot sich viel vortheilhafter dazu. Aber das Schneiden metallener Lettern in der großen Zahl, die ein Buch, oder selbst mehrere Blätter erforderten, hätte noch ungleich mehr Mühe gekostet. Doch das Metall hat ja den unvergleichlichen Vorzug, daß es sich zum Gusse eignet, und so wurde dieser ungesäumt beschlossen. Gutenberg vollbrachte ihn in der Weise, daß er den Buchstaben sauber in Messing schnitt, über diesen Blei goß und sodann diesen Bleiguß als Form gebrauchte, um darin nach Belieben zinnerne Buchstaben zu gießen. Daß Verdienst einer bedeutenden bis zu diesem Tage noch benützten Verbesserung hierin gebührt dem Peter Schöffer. Dieser arbeitete den Buchstaben zuerst in Stahl erhaben und verkehrt aus, schlug dann diesen Stahlstift, Patrize genannt, in dünne Kupferblättchen, die, Matrizen genannt, nun den Buchstaben vertieft und in der rechten Richtung zeigten, und sodann erst, indem eine eigens bereitete Metallmischung über sie ausgegossen wurde, als die Formen für die eigentlichen Lettern dienten. — Auch erfand Schöffer eine bessere als die bisher gebrauchte Druckschwärze.

Als nun Alles so vorbereitet war, ging man i. J. 1452 muthig an ein großes Werk; die von Gott gekommene Erfindung sollte auch zuerst seinem Dienste geweiht und die heilige Schrift ihr erstes, für den Anfang eigentlich riesiges Unternehmen sein. Glücklich schritt der Druck vorwärts und schon lag der zwölfte Bogen vollendet, als Gutenberg erfahren sollte, daß das Genie in der Regel mit Nachstellungen, welche Neid und Habsucht erregen, zu kämpfen habe. In bestimmter Voraussicht des Gelingens des Begonnenen und des reichen Gewinnes sann Johannes Fust in schmutzigem Geize hinterlistig nach, wie er die Vertheilung des letzteren verhüten und ihn, da Gutenberg überdieß nach Mittheilung seiner Erfindung überflüssig schien, nur für sich und seinen Schwiegersohn behalten könne. Die Schuldverschreibung des unglücklichen Meisters erbot sich als sicheres Mittel zum Erfolge der bösen List. Unter dem Vorwande, daß der bisherige Druck die Kosten bereits weit übersteige, forderte der undankbare Fust von dem damals völlig mittellosen Gutenberg die geliehene Summe mit Zinsen und Zinses=

zinsen, im Ganzen 2026 fl., zurück und ließ ihm, den das unerwartete Begehren wie ein Blitz aus heiterm Himmel traf, nach erklärter Unfähigkeit der Zahlung das verpfändete und wahrscheinlich bis dahin ihm allein noch eigene Druckgeräthe gerichtlich abnehmen.

Was mag das Herz des Armen gelitten haben, als er sich plötzlich durch die niedrigste Habsucht und Undankbarkeit von der zuversichtlich bald sich erschließenden Quelle der reichen Vergeltung seiner Opfer Sorgen und Mühen und von dem Gegenstande seiner Liebe und seiner höchsten Wünsche, dem Drucke der heiligen Schrift, verbannt sah. Doch bald raffte er sich aus dem durch die furchtbare Enttäuschung veranlaßten Schmerz wieder auf und beschloß mit Vertrauen auf Gottes weiteren Beistand noch einmal den mühsam zurückgelegten Weg zu beginnen und neues Material durch Gewinnung eines bemittelten Gönners sich zu verschaffen. Während so Gutenberg erst für das Allernöthigste sorgen mußte, setzten Fust und Schöffer den Druck fleißig fort, um vor Gutenbergs Erholung an's Ende zu kommen, und brachten dieß wirklich in kurzer Zeit zu Stande. Um hohe, von denen der Handschriften nicht viel verschiedene Preise verkauften sie ihre Drucke und gewannen viel Geld davon.

Diese erste Bibel besteht aus zwei Bänden, die zusammen 644 Blätter in der Höhe von fast 12 und in der Breite von 8 Zoll enthalten, und ist noch in 16 Exemplaren, wovon 7 auf Pergament und 9 auf Papier, in den Bibliotheken von München, Wien, Berlin, Leipzig, Aschaffenburg u. s. w. vorhanden. Das früher in Mainz befindliche Exemplar stahl zur Zeit der französischen Revolution ein französischer Commissär und verschacherte es um 3000 Thaler nach England. Bald darauf erschien in Fust's Druckerei das nur noch in 6 unbezahlbaren Exemplaren vorhandene Psalterium, für den Psalmengesang in den Hochstifts und Klosterkirchen bestimmt und 175 Folioblätter von Pergament mit prachtvollen bemalten Anfangsbuchstaben enthaltend.

Endlich fand Gutenberg an dem für Wissenschaft und ihre Verbreitung begeisterten und reichen Stadtsyndikus Dr. Konrad Humery einen edlen Freund seiner Kunst, der sich zum Darleihen der zur Einrichtung einer neuen Druckerei nöthigen Summe erbot. Aber erst im Jahre 1460 konnte er ein Buch in die Oeffentlichkeit senden: das sogenannte Katholicon des Joannes de Balbis, eine lateinische Grammatik nebst Wörterbuch auf 374 Folioblättern, an dessen Schlusse des Meisters Frömmigkeit in rührender Weise sich ausspricht, indem es heißt, daß dieses Buch unter dem Schutze des Höchsten, durch dessen Wink die Zunge des Unmündigen beredt wird, und der oft den Kindern offenbart, was er den Weisen verhehlt, in Mainz, nicht mit Hilfe des Rohres, des Griffels oder der Feder, sondern durch wunderbares Zusammenpassen, Vertheilen und Bemessen der Lettern und Formen entstanden sei, und daß deßhalb Ehre dem Dreieinigen und der seligsten Jungfrau und Lob

der Kirche gespendet werden soll. Seinen Namen setzte Gutenberg keinem seiner Werke bei, während seine Nebenbuhler die ihrigen mit Verheimlichung aller Verdienste des eigentlichen Erfinders im Posaunentone ankündigten. — Zwei Jahre darauf, 1462, traf Just und Schöffer die verdiente Strafe der Undankbarkeit. Dietrich, Graf von Isenburg, Churfürst und Erzbischof von Mainz, war vom Papste und vom Kaiser seiner Würde entsetzt worden, wich aber dem an seine Stelle ernannten Grafen Adolf von Nassau nicht in Güte. Es entspann sich ein verheerender blutiger Krieg, in welchem Adolf die dem Gegner verbündete Stadt Mainz belagerte und in der Nacht auf den 28. Oktober des genannten Jahres eroberte. Die erbitterten Soldaten trieben ein gräuliches Unwesen und verbrannten einen Theil der Stadt. Dabei wurde auch Just's Druckerei ein Raub der Flammen, vielleicht mit besonderer Absicht der Eroberer, indem aus derselben kurz vorher eine für Dietrich Partei nehmende Streitschrift hervorgegangen war. Aber auch Gutenberg litt empfindlichen Schaden bei der Erstürmung, so daß er für einige Zeit seine Arbeit einstellen mußte. Glücklicherweise war Dr. Humery edelmüthig genug, um den schwer geprüften Meister nicht durch Ausbeutung seines Unglückes auf's neue aus seinem Geschäfte zu treiben, sondern im Gegentheile ihn durch wiederholte Unterstützung zu heben. Hochgeehrt bleibe deßhalb der Name dieses Edeln dem Andenken Gutenbergs freundlich vereinigt! Endlich fiel ein milder Sonnenstrahl in des Meisters ruheloses Leben. Adolf von Nassau, seit Dietrichs Resignation im Jahre 1463 unbestritten Churfürst und Erzbischof von Mainz, würdigte wohl vorzugsweise, die um die ganze Menschheit durch seine Erfindung erworbenen Verdienste Gutenbergs und ernannte ihn zu seinem Hofkavalier, freilich mit spärlichen Erträgnissen. Dadurch war der Meister, welcher nun schon die Last des hohen Alters fühlen mochte, für seine fernere Lebenszeit der Noth, die ihn wohl schon öfter bedrohlich angeblickt hatte, enthoben und mit der frohen Hoffnung getröstet, seine Tage in Eltville im Rheingau, dem Hoflager Adolfs, wohin er sich begeben, in Ruhe zu beschließen. So lieb aber war ihm seine Kunst, der er die geistigen und körperlichen Kräfte seines bisherigen Lebens geweiht hatte, geworden, daß er ihr auch in der neuen Stellung nicht entsagen konnte, sondern seine Druckerei mit Einwilligung seines Gläubigers an den neuen Wohnort mitnahm. Wohl vermiethete er sie daselbst an einen Verwandten, Heinrich Bechtermünz, und verwendete das Miethgeld zur Bezahlung des ihm von Humery gemachten Darlehens, aber ohne Zweifel blieb er bis zum Ende persönlich dabei thätig und das leitende Organ. Ein lateinisch-deutsches Wörterbuch, Vocabularium latino-ieutonicum, auf 165 Blättern stammt noch aus dieser Zeit. Bald nach dessen Vollendung am 4. November 1467 muß Gutenberg müde, aber mit dem erhebenden Bewußtsein, treu seine Bestimmung erfüllt zu haben, von seinem schweren Tagewerke zur Grabesruhe eingegangen sein,

denn im Anfange des folgenden Jahres 1468 war er nicht mehr unter den Lebenden. In der Kirche des heiligen Franziskus, die dem Orden der Minoriten gehörte, fand er seine Grabstätte: der letzte seines Geschlechtes, denn, wenn seine Vermählung auch wahrscheinlich, so entsproßte dieser doch kein Erbe. Das Grab, wie die einfache, von seinem Verwandten Adam Gelthus gewidmete Aufschrift desselben sind längst verschollen. Erst in neuerer Zeit, im August 1837, setzte man dem Andenken eines der größten Wohlthäter der Menschheit in der Stadt seiner Geburt und seines Wirkens ein würdiges meisterhaft aus Erz gegossenes Standbild.

Wie Gutenbergs neue Kunst einem längst gefühlten Bedürfnisse abhalf und wie ihre Wichtigkeit sogleich die gerechte Anerkennung fand, was bei anderen Erfindungen häufig erst später der Fall war, das ergibt sich am besten aus der Schnelligkeit und Allgemeinheit, mit der man nach ihr griff, um ihre Segnungen zu empfangen und zu verbreiten. Wohl mögen bald nach den ersten praktischen Versuchen Gutenbergs ähnliche durch einzelne Männer, die davon genauere Kenntniß erlangt hatten, auch anderswo angestellt worden sein; in größerem Maßstabe aber konnte dieses nicht geschehen, so lange die ersten Drucker ihre Gehilfen eidlich zur Geheimhaltung verpflichteten. Erst durch den Sturm auf Mainz wurden die Keime der Kunst in reicherer Zahl in verschiedene Länder getragen, um daselbst zur schnellen und segensvollen Entwicklung Wurzel zu fassen. Als nämlich nach dem Brande der Druckerei des Fust und Schöffer deren Gesellen ohne Arbeit waren, zerstreuten sie sich und begannen in verschiedenen Städten auf eigene Rechnung sich einzurichten und die erlernte Kunst zu treiben. Doch auch in Mainz war die Presse bald wieder in voller Thätigkeit und über ein Jahrhundert blieb das Geschäft des Fust, welcher wahrscheinlich i. J. 1466 in Paris an der Pest starb, und seines Genossen Schöffer, der erst i. J. 1502 nach Erhebung zu einer der höheren Würden des Stadtrathes aus dieser Welt schied, in großem Ansehen.

Zunächst waren es deutsche Städte, welche sich der Errichtung von Druckereien erfreuten, darunter in erster Reihe auch Augsburg, wo Günther Zainer schon i. J. 1468 mit beweglichen, metallenen Lettern druckte. Vom Auslande wurde zuerst Italien bedacht, wo bereits im Jahre 1465 zwei ehemalige Gehilfen der Mainzischen Druckerei zu Subiaco in der Heimath des Benediktiner-Ordens wie zum Danke dafür, daß dieser bis dahin vorzugsweise die Wissenschaft gerettet und gepflegt hatte, die deutsche Kunst ausübten, und bald darauf auch nach Rom übertrugen. Ebenfalls deutsche Drucker gingen nach Venedig (1469), nach Paris (1470) u. s. w.

So erstaunlich schnell geschah die Ausbreitung, daß am Schlusse des Jahrhunderts der Erfindung, also 50 Jahre nach derselben, bereits

über 1000 Druckereien in den Hauptländern Europa's thätig waren, und in Deutschland über 60 Städte solche besaßen, von denen viele das Geschäft im großartigen Maßstabe übten, wie z. B. in der des Anton Koberger, der vom Jahre 1473 an in Nürnberg wirkte, an 24 Pressen über 100 Personen beschäftigt wurden. Fortan blieb eine besondere Thätigkeit der Kunst dem Drucke der heiligen Schrift und zwar nicht blos im Urtexte, sondern auch in Uebersetzungen, gewidmet, so daß allein in den Jahren von 1466 bis 1490, also lange vor Luther, 12 deutsche Bibeln erschienen. Im Ganzen schätzt man die noch im 15. Jahrhundert gedruckten Werke, welche man Incunabeln (von incunabula, das in früher Kindheit Befindliche) nennt, auf die Zahl von 15,000.

So erwuchs aus der einfachsten Erfindung, von einem fähigen und rastlos strebsamen Manne erfaßt und weitergeführt, und wie ein heiliges Erbe von andern ohne Zahl übernommen und gepflegt, die ausgebreitetste und einflußreichste aller Künste, welche in das Leben im weitesten Umfange umgestaltend eingriff, von dem bis dahin nur Wenigen gegönnten Reichthum der Wissenschaften allen Schichten der Gesellschaft veredelnd und beglückend freigebig austheilte und deren Vermittlung Jeder von uns fast ausschließlich seine Kenntnisse, die geistige, sittliche und religiöse Bildung, dazu die edelste Erheiterung und somit reichsten Segen für Zeit und Ewigkeit verdankt. Darum sei uns das Andenken Gutenbergs als eines von der Vorsehung in's Erdenleben gesendeten ausgezeichneten Wohlthäters immer gesegnet!

6. Michel Angelo Buonarotti.

Dieser Mann wurde im Jahre 1474 im Schlosse Caprese geboren, in welchem sein Vater befehligte. Als sein außerordentlicher Hang zu den bildenden Künsten sich bemerkbar machte, schickte ihn sein Vater in die Schule des berühmten Malers Ghirlandajo. Das mächtig strebende Gefühl eigener Kraft ließ das feurige Genie des Jünglings nicht lange unter fremder Führung verweilen; schon im sechszehnten Lebensjahre unternahm er die Verfertigung zweier Statuen von Marmor nach eigener Erfindung, und obwohl der Flug seines Geistes damals noch nicht so hoch über der Erde schwebte, als später, erkannten doch die Kenner den jungen Adler an der Kraft und Entschiedenheit dieser seiner ersten Werke. Der Fürst Lorenz von Medici in Florenz nahm mit Einwilligung des Vaters den hoffnungsvollen jungen Buonarotti zu sich an seinen Hof, wo er die Werke der größten Meister in der bildenden Kunst studirte und unablässig in derselben sich übte. Nach dem Tode seines Wohlthäters Lorenz von Medici machte er verschiedene Reisen und kam auch nach Rom, wo er sich durch Betrachtung und Nachahmung der alten Meisterwerke vollends ausbildete und die ehrenvollsten Aufträge von Seite der Städte

Florenz und Bologna erhielt. Die Päpste Julius der Zweite, Leo der Zehnte, Clemens der Achte und Paul der Dritte würden weniger bekannt und genannt sein, wenn sie es unterlassen hätten, sich Denkmäler ihres Ruhms dadurch zu setzen, daß sie diesen großen Mann mit der Ausführung künstlerischer Arbeiten betrauten, die von allen Nationen bewundert werden; denn Michel Angelo war einer der größten Künstler. Sein Geist hatte Riesengröße und eine Flamme der Begeisterung brannte in ihm, welche schreckenvoll das Auge des sanfteren Kenners verscheucht und es doch unfreiwillig anzieht. Von seiner Hand gestreut rauchte nie ein Körnchen Weihrauch auf dem Altar der Grazien. Die Stellungen und Bewegungen seiner Figuren sind häufig übertrieben, die Färbung ist eintönig, die Gewänder erscheinen gleichsam an den Körper angewachsen, aber ungeachtet aller dieser Fehler, welche die Kritik tadelt und welche eben nur in der Riesengröße seines Geistes ihren Ursprung haben, bleibt er einer der außerordentlichsten Künstler und hat ihm die Kunst unbeschreiblich Vieles zu verdanken. Ein so kühnes, feuriges Genie wie das seinige, mußte entstehen, um die engen Schranken und ängstlich gezogenen Grenzlinien zu durchbrechen und zu erweitern; er war der Erste, der dieß that. Er bahnte einen neuen Weg, indem er die kleinliche, ängstliche, trockene, obgleich oft anmuthsvolle Nachahmung der schönen Natur durch seine Vorgänger verließ und die schöne Natur nur da suchte und sah, wo sie groß, ernst, stolz und schrecklich war. Er studirte sie bis in ihr Innerstes mit unermüdlichem Fleiße und erreichte dadurch in den drei bildenden Künsten (Malerei, Sculptur und Baukunst) zugleich eine Stufe, welche ihn berechtigt, der erste und vorzüglichste Wiederhersteller aller dieser Künste zu heißen. Seine Arbeiten in der Sixtinischen und Paulinischen Kapelle des päpstlichen Vaticans, das Grabmal des Papstes Julius des Zweiten mit der Figur des Moses und der Bau der eben so schönen als großartigen Kuppel der Peterskirche zu Rom liefern hievon sprechende Beweise. Er erreichte ein hohes Alter, indem er erst nach seinem achtundachtzigsten Lebensjahre im Jahre 1563 zu Rom starb. Sein Leichnam wurde anfänglich in der Kirche der heiligen Apostel zu Rom selbst beigesetzt, später aber nach Florenz gebracht, wo ihm in der Kirche vom Heiligen Kreuze ein kostbares Denkmal errichtet ist, zu welchem der Großherzog Cosmus von Medici den Marmor, der Künstler Vasari die Zeichnung lieferten.

---

7. Georg Friedrich Händel,

geboren am 23. Februar 1685, gestorben am 13. April 1759.

(Von Th. Kriener.)

G. F. Händel, der mit seinem Zeitgenossen Joh. Sebastian Bach die freie deutsche Tonkunst begründete, wurde geboren zu Halle

an der Saale am 23. Februar 1865.*) Von seinem Vater — einem ehrsamen Bader — für die Rechtswissenschaft bestimmt und grundsätzlich von jedem musikalischen Umgang und Unterrichte ferne gehalten, fand der Knabe doch Gelegenheit, auf einem unter dem Dache verborgen gehaltenen armseligen Claviere in ruhigen Stunden sich nach Herzenslust zu versuchen, und so wie Bach zuerst und vornehmlich mit dem seltsamen Instrumente bekannt zu werden, „das in jedem Ton unbefriedigend ist, in jeder Melodie von den andern Instrumenten beschämt wird und gleichwohl — eben darum — der glücklichste Vater der schöpferischen Phantasie zu den reichsten und vielseitigsten Gebilden sich erweist.“ (Vgl. Marx: „Gluck und die Oper.“ S. 20.) Eine Fahrt des Vaters Händel nach Weißenfels, wohin ihm der siebenjährige Georg Friedrich unbemerkt zu Fuß folgte, gab dem jungen „überreichen Tongeiste“ Gelegenheit, durch sein Spiel auf der dortigen Orgel die Aufmerksamkeit des Herzogs auf sich zu lenken, dessen Fürsprache er es verdankte, daß ihn der Vater sofort der Leitung des Domorganisten Zachau in Halle anvertraute, bei dem G. Friedrich sieben Jahre lang im Spiele und Satze unterrichtet wurde. Ein Meister auf dem Clavier und der Orgel, welche letztere „gleichsam unwiderstehlich zur Polyphonie hinführt,“ ging Händel, der „sich seiner kraftvollen, ausgreifenden Natur gemäß aus dem Engen des innern Lebens ins Weite der Welt wandte,“ im Jahre 1689 nach Berlin und 1703, nach dem Tode seines Vaters, nach Hamburg, wo Keyser die ersten Anfänge einer deutschen Oper hervorgerufen hatte. Im Kampfe mit dem bekannten Kritiker Mattheson, der den aufbrausenden, ehrgeizigen Jüngling gekränkt hatte, mit Mühe dem Tode entronnen, — ein Knopf des großen, braunsammetnen Tressenrockes fing den tödtlichen Stoß auf, — eilte H. 1709 nach Italien, von wo er bald nach Deutschland zurückkehrte. In Hannover, an Steffanis Stelle zum Capellmeister ernannt, benützte H. den ihm bewilligten Urlaub, nachdem er seine alte, blinde Mutter und seinen Lehrer Zachau noch einmal gesehen hatte, zu einer Reise nach England (1710), versah nach Ablauf der gesetzten Frist sein Capellmeisteramt nahe an 2 Jahre, und reiste dann (1712) wieder nach England zurück, das er von nun an als seine zweite Heimath betrachtete und nur mehr verließ, um auswärts für die Akademie der Musik, der er vorstand, und für seine italienische Oper Sänger und Sängerinnen anzuwerben. Herrschte H., dem mit Gluck und Mozart die Bestimmung geworden war, als Sendbote der Tonkunst zu fremden Völkern zu gehen, um ihnen das, was sie vergeblich anstrebten, in idealer

---

*) Bis in die jüngste Zeit bezeichnete man irrig den 24. Febr. 1684 als den Geburtstag Händels. Die Jugend der Meister Händel und Bach fällt in eine Zeit, wo Deutschland nach Beendigung des 30jährigen Krieges aus tausend Wunden blutend in bloß äußern Dingen machtlos dem Einflusse fremder Staaten preis gegeben war. „Auch Händel und Bach waren voll Zopf und Puder und doch war etwas in ihnen, was durch und durch frei war; das war das Empfinden.“

Vollendung darzubringen, vom Jahre 1714—1729 als Componist und Direktor mit Beifall und Ruhm überschüttet (in diesen Zeitraum fallen die Opern: Rinaldo, Rhadamist, Mutius Scävola, Alessandro), so erwuchsen ihm dagegen vom letztgenannten Jahre an aus der Leitung der Akademie, der italienischen und englischen Oper eine Reihe von Reibungen, welche nicht nur das Vermögen, sondern auch die eiserne Gesundheit des gewaltigen Mannes ernstlich bedrohten. *)

Kastraten und Primadonnen, Publikum und Adel machten ihm um die Wette das Leben bitter, und erklären uns die Aufregung, in welcher H. die Sängerin Cuzzoni, die schön wie ein Engel und launisch wie ein Teufel gewesen sein soll, um den Leib faßte, emporhob und zum Fenster hinauszuwerfen schwur, wenn sie nicht sofort ordentlich sänge. Die Aerzte riethen dem arg bedrängten Meister den Gebrauch der Bäder von Tunbridge, und als diese nicht wirkten, eine Cur zu Aachen. **)

Von Aachen kehrte Händel gegen Ende des Jahres 1736 neugestärkt nach England zurück, schrieb bis 1740 noch mehrere englische und italienische Opern, mit denen er geringen oder keinen Erfolg erzielte und wandte sich nun, nachdem er 25 Jahre dem Theater gedient, ausschließlich der Bahn zu, die ihm die Palme bieten sollte: dem Oratorium. Ehe wir von dem Opernkomponisten Abschied nehmen, fragen wir billig nach Händels eigentlicher Stellung im Gebiete der Oper. Was zuerst die künstlerische Ausstattung im Allgemeinen betrifft, so war Händel hierin auf das höchste begünstigt. „Als Musiker konnte er Alles, ihm stand der fromme Hymnus wie die süßeste Liebesschwärmerei, der Donnersturm, wenn unter Riesentritt die Erde bebt (Acis und Galathea), wie die Einfalt des kindlichen Herzens (Saul), Alles stand ihm zu Gebot. Ja, als eigenwilliger unbedingtester Virtuos in geistiger Schöpfung verstand er, ein wahrer „Knabe Wagenlenker“ vor Göthes Dichtung, mit einem leichten Handwink, und noch einem, und schnell folgendem neuen eine Stimmung und eine Situation nach der andern (Allegro und Pensieroso) blitzschnell und ganz vollständig ausgesprochen vor das Auge zu zaubern. Diesen seinen musikalischen Reichthum — und dazu sein lauteres treues Herz, und dazu einen Idealismus, den in solcher Mächtigkeit auch nur der Deutsche kennt, das Alles hatte Händel zur italischen Oper mitgebracht, und in alle dem stand ihm

---

*) Händels Gestalt war groß und edel, etwas beleibt, sein Gang etwas schwer. Der Gesammteindruck seiner Erscheinung war — nach der Angabe seiner Biographen — Würde und Sanftmuth, wenngleich seine Miene gewöhnlich etwas finster blickte und erst im Lächeln die Laune und den Witz verrieth, die er im gesellschaftlichen Umgang liebte (vgl. Schladebach „Universal-Lexikon der Tonkunst).“

**) Händel (so erzählt die Sage) schritt aus dem Bade, das ihn dem Irrsinn entreißen sollte, emporgerichteten Hauptes in die Kirche zur Orgel, und spielte da so gewaltig, daß in der Stadt sich ein Geschrei erhob, die heilige Cäcilia selbst habe ein Wunder gethan und ihn zu ihrem Preise errettet.

durchaus Niemand gleich; selbst Alessandro Scarlatti reicht mit seinem Besten nur an Händels Geringeres. Gleichwohl stand Händel in den Schranken der italischen Oper unverrückbar festgebannt. Sprach bei ihm das Gemüth, so sprach es inniger, mächtiger und aufrichtiger, als jemals einem Italiener möglich war. Aber neben ihm erhielt sich nicht bloß der Formalismus der italischen Oper, sondern auch dieser Gesangsfrohndienst, dem obliegt, den Stimmglanz und Umfang und die Virtuosität des Sängers zur Verherrlichung emporzutragen. Sein höheres Künstlerbewußtsein lehnte sich gegen die virtuosische Eitelkeit, gegen den Hochmuth der Primadonnen und die Aufgeblasenheit und Arglist der Kastraten auf, er schalt sie, mißhandelte sie — und konnte sie gleichwohl nicht entbehren; zuletzt mußte er ihnen gar erliegen, weil er nicht über die Stufe der Oper hinausschritt, auf der ihnen in der That die Herrschaft zusteht. . . . .

Ja, — weil denn doch Wahrheit die höchste Erfurcht ist, die man der Majestät eines Händel bezeugen kann, und die höchste Pflicht dessen, der für Aufklärung der Kunstgenossen und Kunstfreunde zu wirken sucht, — endlich wird doch auch begreiflich, daß die italischen Sänger, mit denen Händel stets in Hader gerieth, ohne sie entbehren zu können, nicht blos durch Neid und Kabale gegen ihn aufgeregt worden sein mögen, sondern, daß sie seine Gesänge fremd, steif und für ihr Höchstes in der Kunst, für ihre Bravour hemmend und verdunkelnd gefunden, — und das Letztere mit Recht, — ohne zum Bewußtsein des innern Werthes und des Punktes zu kommen, von wo sie mit dem großen Meister auseinander gingen. Die Schuld des Zwiespaltes (wenn man Schuld nennen dürfte, was nothwendige Folge der ganzen Lebensrichtung war) lag auf Händels Seite, der Unvereinbares zu vereinen trachtete: Polyphonie und fessellos schweifende Bravour nach dem Sinne der Sänger, — Gediegenheit und italische Oper." (Vergl. Marx: Gluck und die Oper. I. Bd. S. 133 ꝛc.) Erst außerhalb der Schranken, die ihn in der italischen Oper beengt und verstrickt hatten, erst im Oratorium konnte sich die volle Kraft Händels entfalten. Schon im Jahre 1720 war Händel mit dem Oratorium „Esther" aufgetreten. Im Sommer 1733 führte er in Oxford das Oratorium „Athalia", 1736 „das Alexanderfest", 1738—1740 „Israel in Aegypten", „Allegro ed il Penseroso" und „Saul" auf. Zwischen den Abtheilungen trug er Orgel-Concerte vor, oder improvisirte auch auf der Orgel, und begleitete mit ihr in einer freien, bisher unerhörten Weise. 1741 schrieb Händel sein bekanntestes Oratorium, den „Messias", ein Riesenwerk, dessen 22 Chöre, 30 Soli-Recitative, Arien und Duetten in 21 Tagen geschaffen wurden. London blieb bei der ersten Aufführung desselben kalt und man erzählt, daß Händel, der zu einer zweiten Aufführung schritt, beim Anblicke des leeren Hauses, in welchem nur der König und Lord Chesterfield als Zuhörer sich eingefunden hatten, ausgerufen habe: „Desto besser wird's schallen."

Da ging Händel nach Dublin, nach dem grünen, fröhlichen Erin, zu dem unbefangenen, natürlichen Volke Irlands, und dort wurde das Werk mit glühender Begeisterung aufgenommen. Nach einem achtmonatlichen Aufenthalte in Irland kehrte Händel nach London zurück und nun faßte der „Messias" auch hier feste Wurzel. Bald erschien ein neues Oratorium „Samson", dessen Arien überall gesungen wurden und das mit dem „Messias" die Herrschaft Händels in England sicher stellte. In unglaublich kurzen Zwischenräumen folgten sich nun die Oratorien „Semele," „Josef in Aegypten," „Judas Maccabäus" &c. &c. Nur an „Jephta" (1751 geschrieben) arbeitete er länger, weil er ihn — seit Ende des Jahres 1751 total erblindet — seinem Schüler Smith diktiren mußte. —

Marx bemerkt bezüglich der Oratorien Händel's ganz richtig, man müsse sich hüten, unter dem unbestimmten Namen Oratorium blos kirchliche Werke zu verstehen. Händel, der, was auch Nohl zugibt, mit Bach an das Dogma seiner Kirche — an den Gottmenschen Christus, der die Sünden der Welt hinwegnimmt — lebendig glaubte, hing mit einer und derselben Liebe an seinem Gott und seinem Vaterlande und hatte ein Herz für alles Große, das im Volksleben, für alles Edle und Tiefsinnige, das in der Brust des Menschen hervortritt. „Man muß, will man ihn kennzeichnen, nicht blos die Gebete, die Glaubens- und Preischöre der Kirchenmusiken, des Messias, nicht blos jenen Wechselgesang Maria's und Christi auf dem Gang zur Kreuzigung vernehmen, der alle Abgründe des Leids und die unerschöpflichen Brunnen der Erbarmung und Liebe aufdeckt, die mit dem Ermatten zum Tode ringt — und was sonst noch hier zu erwähnen bleibt: man muß daneben jenes titanische Bild des verschmachtenden Volkes stellen, das „nicht trinken konnte des Wassers, denn der Strom war Blut," man muß den verzweiflungsstarken Ruf der Makkabäer um „Freiheit oder Tod", den süßen Liebestraum, den Angstruf Semele's vernommen haben und den bacchischen Chor und den Weckeruf zur Rache, der den König Alexander vom lustumkränzten Lager emporreißt". (Vgl. Marx Beethoven, 1. Th. S. 48.) Gleichviel, ob Händel daran ging, seinen Heiland oder sein Vaterland zu verherrlichen, die Gefühle, welche er in den Strom der Musik tauchte, stiegen empor groß und unsterblich wie die Seele, die sie ausgeboren. Namentlich erscheinen die Chöre Händels „durch und durch gesättigt mit dem Ernst des Gefühls, das seiner Nation eigen ist", und kein Wunder, daß die stolzen Engländer, wenn der deutsche Meister am Schluß der Arien mit der Stimme eines Pan Chorus! rief, kaum zu athmen wagten, und daß die Prinzessin von Wallis die Damen ihrer Umgebung, welche von der angebornen Redseligkeit versucht ein oder das andere Wort wechselten, ängstlich abmahnte: „Still doch, Händel ist böse."

Die letzten acht Jahre seines Lebens ein blinder, aber nichtsdestoweniger ein thätiger Mann, starb Händel, nachdem er am 6. April 1759

sein letztes Concert geleitet hatte, 7 Tage später (13. April 1759), im Geburtsjahre Schiller's, an einem Charfreitag, an einem Schlagflusse. Am 20. April ward seine sterbliche Hülle in der Westminster-Abtey bei den Großen der englischen Nation feierlich bestattet. Der Bischof von Rochester hielt die Liturgie und die vereinigten Chöre von St. Paul und Westminster sangen Compositionen des großen Todten. Später erhob sich auf seinem Grabe ein Marmordenkmal nach der Zeichnung von Roubiliac. Für die hohe Bedeutung, welche Händel in der Geschichte der Musik zukommt, zeugt die Verehrung der größten deutschen Meister für die Manen des erhabnen Künstlers. Gluck, der in London (etwa 1746) Händels persönliche Bekanntschaft gemacht hatte, führte noch in seinem Alter in Wien den Engländer Kelly in sein Schlafzimmer und zeigte ihm Händels Bild, das er neben seinem Bett aufgehangen, um gleich beim Erwachen den Genius begrüßen zu können, den er lebenslänglich als Muster studirt habe. Mozart rühmte von Händel: „Niemand besitze so wie er das Geheimniß der großen Effecte; wo er wolle, treffe er wie der Blitz." Beethoven*) aber äußerte (wenn auch nicht gerade in den von Seyfried überlieferten Worten): „Händel ist der unerreichte Meister aller Meister. Gehet hin und lernt, mit wenig Mitteln so große Wirkungen hervorzubringen."

---

8. Johann Sebastian Bach,

geboren am 21. März 1685, gestorben am 28. Juni 1750.

(Von Th. Kriener.)

Johann Sebastian Bach, der Sprößling einer während der Religions-Verfolgungen des 17ten Jahrhunderts aus Ungarn vertriebenen und in Thüringen eingewanderten musikalischen Bäckerfamilie**), ist geboren den 21. März 1685 zu Eisenach, woselbst sein Vater, Ambrosius Bach, Hofmusikus war. Seine ersten Studien machte J. Sebastian bei seinem Bruder, dem Cantor J. Christoph Bach zu Ohrdruff. Nach dessen Tod lernte er in Lüneburg weiter, ging nach Hamburg, um

*) Beethoven erhielt in seiner letzten Krankheit von seinem Verehrer, dem Harfenfabrikanten Stumpf in London, Händels gesammelte Werke in 40 Bänden (wahrscheinlich die Originalausgaben von Walsh) verehrt. „Das Geschenk traf ihn auf dem Sterbelager. Aber Beethoven hatte kindliche Freude daran. Die Folianten mußten um sein Bett herumgelegt werden und er nahm einen um den andern in liebevoller Bewunderung zur Hand, so lange nur das Tageslicht ihm zu sehen gewährte. Der junge Sohn seines Jugendfreundes Stephan (von Breuning) mußte ihm einen Band nach dem andern zureichen und er ward nicht müde, dem Jüngling die Züge von Schönheit und Größe vorzuzählen, die dem großen Vorgänger so überreich gelungen waren." Marx „Beethoven." 2. Thl. S. 352.

**) Der Name „Bach" ist meines Wissens der einzige musikalisch berühmte Name, der als Fugenthema verwerthet werden konnte.

von Reinecke, und nach Lübeck, um von Buxtehude im Orgelspiel zu profitiren, und wurde 1703 Conzertmeister in Weimar und 1704 Organist in Arnstadt, wo er sich vollends in der Kunst des Contrapunkts und des Orgelspiels ausgebildet zu haben scheint. Im Jahre 1707 Organist in Mühlhausen, 1708 Hoforganist und 1714 Conzertmeister in Weimar trat J. S. Bach 1717 als Capellmeister in die Dienste des Fürsten von Köthen und übersiedelte 1723 als Cantor und Musik-Direktor der Thomasschule und Thomaskirche nach Leipzig, das er nur mehr vorübergehend verließ, um etwa am Dresdener Hof (welcher ihn anno 1736 zum Churf. Sächsischen und Königl. Polnischen Kapellmeister ernannt hatte), im Wettstreit mit dem französischen Virtuosen Marchand seine „teufelmäßige" Geschicklichkeit bewundern zu lassen, oder um in Berlin die Neugierde Friedrich's II. zu befriedigen. Zweimal verheirathet, zeugte Bach 11 Söhne (unter ihnen die berühmten Wilh. Friedemann und Joh. Christian Bach), erblindete wie sein großer Zeitgenosse Händel in den letzten Jahren seines Lebens und starb — 64 Jahre alt — wie dieser am Schlagfluß.

So viel von dem bürgerlichen Leben des Meisters *), das in dem Grade unscheinbar verlief, in welchem sein innerliches, geistiges Leben reich und mächtig sich entfaltete.

Es ist hier nicht der Ort, auf Bach's Verdienste um das Clavierspiel, um die Behandlung der Orgel, um die Applicatur für beide Instrumente einzugehen. Er führte nicht nur die Composition für beide Instrumente weiter, als sie je vor ihm und bis nach Mozart gegangen, sondern gab auch die Möglichkeit der technischen Ausführung. Von ihm aus verbreitete in immer weiteren Kreisen eine Pflanzschule ehrenwerther Meister des Clavier- und Orgelspiels die gediegene Lehre und Spielart; und noch jetzt setzen die Tüchtigsten ihren Ruhm darein, Abkömmlinge der Bach'schen Schule zu sein. Auch der Einfluß des Altmeisters auf Orgel- **) und Instrumentenbau und auf die unmittelbare und nachfolgende Bildung von Schulen, welche die freie deutsche Tonkunst vorzugsweise begründeten, sei hier nur nebenher erwähnt. Unsere Hauptaufgabe ist, den Meister in seinem Wesen als Componisten aus seinen Werken kenntlich zu machen und uns darum vor Allem auf die Stelle zu versetzen, von der aus der Künstler die ganze Kunst angeschaut, sein Wirken begonnen hat.

*) Ueber die äußere Erscheinung Bach's schreibt ein Biograph: „Wenn man den festen Bau und die schwarzen Augen sieht, da ist einem, als bräche Feuer aus Felsen. Unter der gedankenreichen erhabenen Stirn und Nase mischen sich um den lächelnden Mund Grimm und Freudigkeit, wie sie allein der durchgearbeitete, zum Letzten entschlossene, seiner sichere und freudige Glaubenseifer in evangelischer Gewalt verrichten kann. Sein treuestes Bildniß hängt zu Berlin in der Bibliothek des Joachimsthales."

**) Das Clavier hat viele Wandlungen erfahren seit Bach neue Klanggebiete und Weisen erschlossen; in der Orgel aber ist noch nichts vollendet worden, das nicht Bach unendlich größer und reicher uns hinterlassen hätte.

Hat es ihn zuerst und zu innerst angezogen, in die Klänge und Harmonien hineinzulauschen, wie vielleicht Beethoven, der als vierjähriger Knabe sich möglichst nahe an den musicirenden Vater drängte und still, bewegungslos und ernst dem Gesang lauschte, — oder hat den frischen Geist Naturlaut und Volksgesang aus froher Brust (wie vielleicht Haydn) angerührt zum Mitertönen, — oder hat sein in sich versunkenes Sinnen die Tonfäden verfolgt, die sich aus mancherlei Stimmen zu einem Ganzen weben?

Sebastian Bach's Geist erwachte unter dem Tongewebe contrapunktisch vereinigter Stimmen, wie seine ganze Zeit es noch von der vorhergehenden Periode niederländischer, altitalienischer und altdeutscher Schule überkommen und die protestantische Kirche in ihren Motetten unter Anderem bewahrt hatte. Die in diesen polyphonen Tonbauten ruhende Macht, in deren Gefolge Sicherheit, Würde und Erhabenheit wandeln, ist der *Grundzug* Bach'scher Composition, der sich nicht nur in großartigen gewaltigen Aufgaben, sondern auch im kleinsten Kreise, in den innigsten, zartesten oder zierlichsten Gebilden offenbart. Man fühlt auch in ihnen die Macht des Geistes, die dahinter steht; man sagt sich nicht blos bei dem Kirchenstück, auch bei der tiefsinnigen Sarabande, bei der leichthin scherzenden Gigue, „daß der Mann, der sich aller Gestalten und Bewegungen des Tonreichs ganz bemeistert hatte, das Alles zur Ehre Gottes vollbracht hat."

Ist die Macht der *Grundzug* Bach'scher Composition, so ist ihr *Grundinhalt: das beglückende Gefühl des reinen, ununterbrochenen Verkehres des Menschen mit seinem Gott, die innigste Herzensergriffenheit und die süße Lieblichkeit der Hingebung an Jesus Christus.*

Bach hat in seiner Kunst ein Abbild niedergelegt, an dem wir uns versinnlichen können, was Jakob Böhme, *sein geistiger Milchbruder* (wo er die selige Gemeinschaft himmlischer Wesen am lebendigsten schildert), *ein heiliges Spiel Gottes, ein spielseliges Leben* nennt.

Die Kirche war es, der er angehörte und *das Wort* Gottes, wovon er lebte. Durchdrungen von dem lebendigen Glauben, daß das Wort der Schrift ein ewiges sei, von dem auch nicht ein Jota verloren gehen dürfe, vertiefte er sich mit ganzer Seele in seinen Text. Seine Musik wird eine *Auslegung* des Textes; sie steigt in die Tiefen der Sprache und holt den innersten Sinn jedes Wortes herauf; sie wiederholt das Wort, um seinen Sinn zu erweitern und zu verstärken; sie wendet sich, um den Edelstein von einer andern Seite zu betrachten und seinen milden Glanz aufzusaugen. So hat sich in ihm, der den ganzen Himmel der seligen Empfindung eines Christgläubigen in sich trug, eine Gesangsprache gebildet, so durch und durch eigen, so voll des heiligen Geistes, so grundverschieden von den Gestaltungen Anderer, daß ein

schwächeres Geschlecht vor dem hohen grauen Dom, der ernst in das Lattenwerk neuerer Vergnüglichkeiten hereinschaut, zurückschrecken, daß es sein gebrechliches Saitenspiel zerbrechen oder die Hochgesänge des Meisters: Magnifikat und Messe, Motetten, Passions-Musiken 2c. 2c. verleugnen mußte.

Es ist wohl kaum der Mühe werth, Denjenigen zu begegnen, welche Bach Mangel an Melodie vorwerfen oder eine künstliche Schreibart als das Ziel seines Strebens bezeichnen.

Bach ist allerdings kein Melodiker im modernen Sinne, der die Melodie um ihrer selbst willen schafft. Seine Melodien gehen so weit über den engen Spielraum dessen hinaus, was man gewöhnlich unter Melodie sich vorstellt, daß nur ein unentnervter Geist ihnen in ihre Tiefen nachfolgen mag. Manchem mag auch nur entgehen, daß Bach statt einer, gern vier und mehr gleichzeitige Melodien mit einander fortführt. Wer aber überhaupt in den Arien und Kantaten, in der Matthäus- und Johannis-Passion, in den Sonaten für Violine und Klavier, in den Präludien des wohltemperirten Klaviers 2c. sich umgesehen hat, der wird wissen, daß und welche Melodieen J. S. Bach erfunden hat. Ist Bach, wie der bis jetzt größte Orgelspieler der Welt, *) so auch der größte Meister des Contrapunktes und namentlich der Fuge, so war er doch so weit entfernt, in der kunstreichen Form seinen Zweck zu sehen, daß er, außer für den Lehrzweck, das Kunstreichere nie gesucht, in der großen Anzahl seiner Fugen die Formen der Vergrößerung, Verkehrung 2c. sehr selten und nur da angewendet hat, wo sie seinem höheren Zwecke dienten. Jede, auch die kunstreichste Form, ist ihm nur M i t t e l zum Zweck; so weit ist er entfernt, dieß je zu verkennen, daß sein höchstes und ausgedehntestes Werk, die Matthäische Passion, auch nicht eine einzige Fuge enthält, und sein anderes großes fugenreiches Werk, die hohe Messe, in allen seinen Fugen auch nicht eine einzige jener kunstvolleren Formen, die ihm zu sicher und natürlich waren, als daß er sie hätte überschätzen, ihnen unzeitig nachgehen können. Weil ihm aber das contrapunktische Wesen angeboren ist, und die Geheimnisse dieser Kunst des Gegensatzes so vertraut sind, daß er mit Leichtigkeit allen Schmerz und alle Zuversicht seines großen kirchlichen Geistes durch sie auszudrücken verstand; und weil anderseits schon das Aeußerliche der Bach'schen Schöpfungen den Meisten so außerordentlich, so gedankenvoll und durchaus

*) Marx äußert hierüber wunderschön: „Den Gottesdienst in würdigster Fülle und Feier einzuleiten, bis Alle zur Gemeine sich zusammengefunden und alle Gemüther, vom Staub des alltäglichen Lebens gereinigt, sich gesammelt hatten, die Wölbungen des weiten Doms mit Klangwellen, wie mit einem heiligern Weihrauch zu durchgießen und zu erschüttern durch unerschöpflich immer neu sich gebärende Machtfülle, bis die Gemüther und die Luft selber vom Sakrament der Andacht ganz ausgefüllt waren: das hat bis auf diese Stunde Niemand wieder und Niemand vor ihm vermocht, wie er."

unerreichbar erschienen ist, daß sie an das tiefer liegende Innerste gar nicht haben gelangen können: darum sahen und sehen Viele, indem sie die Mittel mit dem Zwecke verwechseln, in J. S. Bach nichts anderes, als den starren Mathematiker voll Zopf und Puder.

Doch die Zeit eilt und heilt. Die Wasser des Vorurtheils werden allmälig verlaufen, um einer bessern Einsicht, einem von Leidenschaften ungetrübten Urtheile Platz zu machen. Die in der Charwoche vor zwei Jahren in Wien zu Stande gekommene Aufführung der "Johannis-Passion" und des „Weihnachts-Oratoriums," sowie eine und die andere auf S. Bach bezügliche literarische Erscheinung *) berechtigen zu der Hoffnung, daß in unserem Volke noch immer Funken jener Begeisterung für J. S. Bach schlummern, welcher ein ehrfurchtgebietender Richter — Ludwig van Beethoven — in einem Briefe an Hofmeister in Leipzig die Worte lieh: „Daß Sie Sebastian Bach's Werke herausgeben wollen, ist etwas, das meinem Herzen, das ganz für die hohe große Kunst dieses Urvaters der Harmonie schlägt, recht wohl thut."

In R. Schumann's gesammelten Schriften (I. Bd. S. 218) erzählt Jonathan:

„Eines Abends ging ich nach dem Leipziger Kirchhof, die Ruhestätte eines Großen aufzusuchen: viele Stunden lang forschte ich kreuz und quer, — ich fand kein „J. S. Bach", und als ich den Todtengräber darum fragte, schüttelte er über die Obscurität des Mannes den Kopf und meinte: „Bach's gäb's viele." Auf dem Heimweg nun sagte ich zu mir: wie dichterisch waltet hier der Zufall! Damit wir des vergänglichen Staubes nicht denken sollen, damit kein Bild des gemeinen Todes aufkomme, hat er die Asche nach allen Gegenden verweht, und so will ich mir ihn denn auch immer aufrecht an seiner Orgel sitzend denken im vornehmsten Staat und unter ihm brauset das Werk und die Gemeinde sieht andächtig hinauf und vielleicht auch die Engel herunter. —— Da spieltest du, Felix Meritis, Mensch von gleich hoher Stirn wie Brust, kurz darauf einen seiner variirten Choräle vor: der Text hieß „schmücke dich, o meine Seele;" um den Cantus firmus hingen vergoldete Blättergewinde und eine Seligkeit war darein gegossen, daß du mir selber gestandest: „wenn das Leben die Hoffnung und Glauben genommen, so würde dir dieser einzige Choral Alles von Neuem bringen." Ich schwieg dazu und ging wiederum, beinahe mechanisch, auf den Gottesacker und da fühlte ich einen stechenden Schmerz, daß ich keine Blume auf seine Urne legen konnte und die Leipziger von 1750 fielen in meiner Achtung."

*) Hieher gehört u. a. auch die von Robert Franz bei Leuckart in Breslau erschienene Bearbeitung des Bach'schen Magnificats, welcher eine Broschüre desselben Verfassers — Mittheilungen über das Magnificat und über Bach's Kunst im Allgemeinen — beigegeben ist.

Gott walte, daß uns nicht eines Tages, den Ausländern gegenüber, die Rolle des Todtengräbers von Leipzig zufalle.

Vergessen wir nicht, daß niemals ein Volk zwei solche Tonmeister neben einander besessen, wie unser Volk den Bach und den Händel; und niemals (in seiner Art) einen wie den Bach.

Johann Michael Sailer, Bischof von Regensburg.*)

Das Pfarrdorf Aresing, $1^1/_2$ Stunden von Schrobenhausen in Oberbayern, ist der Geburtsort des großen Bischofs Johann Michael Sailer, der hier, als der Sohn eines armen Schuhmachers, am 17. November 1751 das Licht der Welt erblickte. So arm die Eltern Sailers an zeitlichen Gütern waren, ebenso reich waren sie an christlichem Sinne und wahrer Frömmigkeit. Das Beispiel der Eltern, verbunden mit oftmaligen Ermahnungen zum Gebete und zur Furcht des Herrn, wirkte in vortheilhafter Weise auf den Knaben. Ganz besondern Eindruck auf sein kindliches Gemüth aber machten die lieblichen Erzählungen aus der heiligen Geschichte, welche die Mutter ihren und der Nachbarn Kindern neben der Arbeit zum Besten zu geben wußte.

Bald zeigte es sich, daß der Sohn mit reichen Geistesgaben von Gott ausgerüstet worden war. Als er daher in den Elementargegenständen unterrichtet war, und auch bereits die Anfangsgründe der lateinischen Sprache erlernt hatte, brachte ihn sein Vater auf Ostern 1761 nach München, wo er seine weitere Ausbildung erhalten sollte. Der Vater konnte bei seinem Abschiede dem Sohne nicht mehr als 45 Kreuzer zurücklassen. Allein der gute Vater im Himmel sorgte für den Unterhalt des armen Studenten, so daß er niemals Hunger leiden durfte. Bald nach seiner Ankunft nemlich wurde Sailer Famulus bei dem jungen Oeker, der ein Sohn des reichen und guten General- und Spezialmünzwardeins war. Als solcher hatte er im Hause dieses braven Mannes die tägliche Kost.

Sailer glühte vor Eifer zum Lernen und so machte er denn auch in allen Gegenständen sehr große Fortschritte. Mit besonderer Liebe war er aber der Poesie und Rhetorik zugethan, so daß er oft spät in der Nacht noch mit den Gedichten Virgils oder den Reden Ciceros sich beschäftigte. Was aber von entschiedenem Einflusse auf sein ganzes Leben war, das ist der Umstand, daß er unter Anleitung des trefflichen Professors Zimmermann sich mit den Leistungen in der deutschen Literatur

---

*) Bearbeitet nach dem Werke gleichen Namens von Georg Aichinger, Cooperator in Pondorf, welches wir allen Verehrern des großen Sailer und allen Jenen, die sich näher über sein Leben unterrichten wollen, aufs angelegentste empfehlen.

die damals ihrer Blüthe entgegenging, vertraut und durch ihr Studium sich selbst geschickt machte, dereinstens als Schriftsteller zu wirken.

Wie eifrig der junge Sailer aber auch den Wissenschaften oblag, so versäumte er doch die religiösen Uebungen nicht, und wie er an Kenntnissen zunahm, so auch an Frömmigkeit und Tugend. Glaubenszweifel und Gewissensängsten beunruhigten ihn lange Zeit, bis er endlich von dieser doppelten Seelenkrankheit durch einen ehrwürdigen Missionär aus Amerika, Pater Pfab, geheilt wurde.

Noch war Sailer nicht zwanzig Jahre alt, als er den wohlüberlegten Entschluß faßte, in die Gesellschaft Jesu einzutreten. Im Herbste des Jahres 1770 wurde er als Noviz in das Kollegium zu Landsberg aufgenommen. Nach zwei Jahren wurde er nach Ingolstadt versetzt. Ueber den Aufenthalt in dem Kollegium der Jesuiten, wo er nach seinem eigenen Geständnisse in die Wissenschaft der Heiligen eingeweiht wurde, äußerte sich Sailer später einem Freunde gegenüber in folgender Weise: „Ich habe im Noviziat zu Landsberg ein fast paradiesisches Leben gelebt. Betrachtung des Ewigen, Liebe des Göttlichen und eine Andacht, die sich in diesem Doppelelemente bewegt, dieses wahrhaft höhere Leben des Geistes war der reiche Gewinn jener Jahre."

Aber schon am 21. Juli 1773 wurde durch Papst Clemens XIV. der Orden der Jesuiten gänzlich aufgehoben. Als dieses Breve nun auch in Bayern zur Ausführung kam, so mußte auch Sailer den ihm liebgewordenen Aufenthalt verlassen, und sich für einen andern Beruf entscheiden.

Während der Jahre 1773 bis 1777 machte Sailer seine Studien an der Landesuniversität Ingolstadt. Im Jahre 1775 am 23. September erhielt der Candidat die Priesterweihe in der Domkirche zu Eichstädt; kehrte aber sogleich wieder zu seinen Studien an die Universität zurück, in der Absicht, sich für die Uebernahme einer Professur in der Theologie vorzubereiten. Schon im Jahre 1777 wurde er als öffentlicher Repetitor in der Philosophie und Theologie aufgestellt, und ihm so Gelegenheit gegeben, nicht nur seine bereits gewonnenen Kenntnisse zu verwerthen, sondern auch noch neue zu erwerben.

Von 1777 bis 1780 wirkte Sailer auf der Universität als Repetitor. In dieser Zeit bewohnte er ein Zimmer im Albertinischen Collegium, wo auch Sebastian Winkelhofer wohnte. Mit diesem edlen Manne schloß der noch jugendliche Repetitor einen innigen Freundschaftsbund, der noch über das Grab hinausreichte. Der Umgang mit Winkelhofer wirkte auf Sailer ungemein vortheilhaft. Dieser selbst schrieb einmal über diesen Umgang folgende merkwürdige Worte: „Es hatten mich die Wissenschaften so durch und durch beschäftigt, daß ich nicht recht Zeit fand, mich von ihnen zu distinguiren, bis mich die Vorsehung in das Wohnzimmer eines reinen Menschen brachte. Ich liebte ihn, sah ihn vom Morgen bis zum Abende, und er liebte mich. Sein Kopf war hell, sein Herz lauter wie Krystall. Er war froh im Umgange mit

Andern, heiter im Umgange mit sich; er konnte von Herzen beten und hing an nichts Vergänglichem. Dieser Mann trieb mich zurück zu den Gefühlen der Knabenjahre, in denen ich beten und froh sein konnte, und so verschlang bei all meinen Schwächen und Fehlern, nach und nach das aufwachsende Gefühl der Tugend das Gefühl des Wissens und was daran hängt. Von dieser Zeit an war mir der Sinn geöffnet für gute Menschen; ich fand sie in Hütten und überall."

Im Jahre 1780 erfolgte Sailers Ernennung zum zweiten Professor der Dogmatik an der Universität. Aber nicht lange konnte er sich dieser ehrenvollen Wirksamkeit erfreuen. Um die Mittel zur Errichtung einer bayerischen Zunge des Malteserordens zu gewinnen, wurde der Unterricht an der Universität sowie an allen humanistischen Schulen des Landes den Klöstern übertragen, die denselben unentgeltlich ertheilen mußten, während die bisherigen Professoren mit einer elenden Pension von 240 Gulden in Ruhestand versetzt wurden. Dieses Geschick traf auch unsern Sailer.

Drei Jahre vergingen, bis Sailer wieder eine öffentliche Stellung einnehmen konnte. Während dieser Zeit verweilte er größtentheils in Ingolstadt, wo er und sein theurer Freund Winkelhofer eine gemeinsame Wohnung bezogen hatten. War ihm aber auch die Wirksamkeit als Lehrer an der Universität entzogen, so wußte er sich doch nützlich zu machen; und wir glauben, daß er, wenigstens unter dem katholischen Volke, gerade in dieser Zeit am meisten Nutzen gestiftet habe. Er schrieb nemlich jetzt sein schönes Gebetbuch, das, frei von allem Unwürdigen, so recht im Geiste und in der Wahrheit beten lehrte. Von diesem Gebetbuch versicherte König Ludwig I. von Bayern noch im Jahre 1854, daß er sich täglich, Morgens und Abends, und in der Kirche sich darin erbaue. In allen christlichen Kreisen fand das Werk die freundlichste Aufnahme und selbst Protestanten waren demselben wohlgeneigt. Wenn dieses Sailer zum großen Troste gereichen mußte, so war doch dieses Buch auch eine Quelle mannigfacher Anfeindung und Verläumdung für ihn geworden. Nikolai griff Sailer als einen verkappten Jesuiten an und beschuldigte ihn der Proselytenmacherei, indem er lediglich zu diesem Zwecke sein Gebetbuch herausgegeben habe. Erst nach einiger Zeit beantwortete Sailer diese Angriffe durch seine Schrift: „Das einzige Märchen in seiner Art."

Außer seinem Gebetbuche schrieb Sailer in diesen Jahren auch noch seine „Vernunftlehre für Menschen, wie sie sind." Während er aber noch an diesem Werke arbeitete, erhielt er einen Ruf als Professor der Pastoral- und Volkstheologie und als Lehrer der Ethik an die bischöfliche Universität in Dillingen.

Der Aufenthalt Sailers in Dillingen dauerte zehn Jahre. Wir möchten diese Periode in Sailers Leben fast die schönste und glücklichste nennen. Seine Wirksamkeit war ausgedehnt und segensreich.

Ein seltener Kreis von Freunden hatte sich zusammengefunden. Mit Sailer wirkten damals an derselben Lehranstalt Benedikt Patriz Zimmer, ausgezeichnet wie als Prefessor der Dogmatik, so auch durch seinen hohen sittlichen Ernst, und Joseph Weber, Professor der Philosophie und Physik, der später als Domdekan und Generalvikar in Augsburg starb, und noch im gesegneten Andenken steht. Dazu kam noch Michael Feneberg, ein von Sailer innig geliebter Mann, der seines offenen Charakters Willen im Freundeskreise den Namen „Nathanael" führte.

Als Professor wirkte hier Sailer mit ungemeinem Erfolge. Sein Hauptbestreben ging dahin, seinen Schülern ein rechtes Wissen zu vermitteln, zugleich aber auch auf ihr Herz reinigend und veredelnd einzuwirken. Die Form, in welcher er lehrte, war durchaus keine schwerfällige, sondern zeichnete sich vielfach durch Einfachheit und Klarheit aus. Seine Rede war lebhaft und bekundete deutlich, daß er von der Wahrheit alles dessen, war er vortrug, ganz und gar durchdrungen war.

Mit den Vorlesungen über Pastoral- und Moraltheologie, zu denen Sailer verpflichtet war, begnügte er sich aber nicht. In den freien Abendstunden hielt er seine sogenannten Religionskollegien für die Studirenden aller Fakultäten. In diesen Vorlesungen hatte es sich Sailer zum Zwecke gesetzt, die Religion so verständlich zu lehren, als es ohne Nachtheil der Gründlichkeit möglich ist, und dabei so kurz, als es ohne Weglassung einer Grundlehre sein kann. Wie viel diese Religionsvorträge nützten, das ist nur Gott bekannt. Viele vornehme und angesehene Männer bekannten, daß sie erst hier zur rechten Erkenntniß der positiven Religion gekommen seien und sie erst in Sailers Schule nach ihrem wahren Werthe schätzen gelernt haben. Diese Kollegien waren übrigens nicht nur von Studirenden, sondern auch von Männern aus den gebildeten Ständen sehr zahlreich besucht.

Wie durch seine öffentlichen Vorlesungen, so wirkte Sailer auch noch ungemein segensreich durch seinen Umgang mit den Studirenden. Seine Freundlichkeit, seine Theilnahme zog Alle an. Einem Jeden wußte er ein treffendes Wort zu sagen. Ueberhaupt war es die Macht der Liebe, die ihm wie die Geister, so auch die Herzen unterwarf. Auch für das wirkliche Wohlergehen seiner Schüler war Sailer, als ein recht väterlich gesinnter Lehrer, besorgt. Er gab Alles hin, was er nur geben konnte, und wo seine Mittel nicht ausreichten, suchte er durch Fürbitten zu helfen.

Neben seinem Lehramte übte Sailer sehr fleißig die Seelsorge. An Sonn- und Festtagen war sein Beichtstuhl in der akademischen Kirche sehr besucht, so daß er viele Stunden darin zubrachte und gewiß in diesem heiligen Amte großen Segen stiftete. Als Prediger war Sailer sehr beliebt. Es fehlte nicht an Einladungen zum Predigen, und kaum ein anderer Priester dürfte an so vielen Orten in Deutschland das göttliche Wort verkündet haben, wie Sailer. Was seine Predigten be-

sonders auszeichnet, ist der herzliche Ton, die Liebe, die in ihnen waltet. Einen besondern Triumph feierte seine Liebe und seine Kunst in der Seelsorge, als ihn die Gnade Gottes als Werkzeug zur Bekehrung eines lange verstockten Missethäters mit Namen Georg Schußmann auserwählte, der in Dillingen im Jahre 1790 hingerichtet wurde.

Neben diesen vielen Arbeiten, die Sailer zu bewältigen hatte, vernachlässigte er doch auch den Beruf des Schriftstellers nicht. Gerade in diese Periode fällt eines der besten Werke Sailers, nämlich die „Vorlesungen aus der Pastoraltheologie." Von diesem Werke urtheilt selbst Amberger, der Verfasser der bis jetzt vielleicht besten Pastoraltheologie, äußerst günstig, indem er sagt: „Tiefer, als je Einer, hat er hier die Idee vom Pastoralamt und Pastoraltheologie erfaßt." Es ist hier nicht der Ort, des Näheren auf dieses Werk einzugehen und seine Vorzüge zu schildern. Aber das muß man sagen, daß es zur Bildung der edelsten Priester Jahrzehnte hindurch ungemein viel beigetragen.

Um dieser seiner segensreichen Thätigkeit willen, noch mehr aber wegen seiner Alles bezwingenden Liebenswürdigkeit war Sailer auch immer der Gegenstand allgemeiner Liebe und Verehrung. Von seinem Bischofe, dem Kurfürsten Clemens Wenzeslaus, ward er hoch geehrt und empfing er vielfache Beweise seiner Liebe und Theilnahme. Aber auch der Neid wurde wach. Und mancherlei unedlen Bemühungen gelang es endlich, Sailers Sturz, an dem man Jahre lang gearbeitet hatte, herbeizuführen. Im Monate November 1794 wurde Sailer seiner Professur enthoben.

So hart der Schlag für Sailer war, so ermannte er sich doch schnell wieder, und schon am zweiten Tage nach seiner Entlassung traf er in München bei seinem Freunde Winkelhofer ein, der ihn mit Freuden aufnahm und ihn auf's liebevollste tröstete. Allein auch in München war nicht seines Bleibens. Seine Feinde verfolgten ihn auch hier. Darum zog er sich in die Einsamkeit zurück, indem er die Gastfreundschaft des edlen Karl Theodor Beck annahm, der ihm im Schlosse zu Ebersberg, wo er Pfleger war, eine ganze Reihe von Zimmern zu Gebote stellte, und in seiner Familie auf's liebevollste ihn verpflegte. Hier unter der großen Linde des Schloßgartens ruhend, vergaß Sailer all das Herzeleid, das ihm blinder Eifer und Unverstand zugedacht hatten. Hier verweilte Sailer bei 5 Jahre, ohne alle äußere Stellung, aber nichtsdestoweniger für sich und für alle guten Menschen ungemein viel Edles wirkend. War er auch auf schnöde Weise vom Lehramt entfernt worden, die Bande der Liebe, durch die ihm die edelsten und besten seiner Schüler zugethan waren, konnten sie doch nicht trennen. Viele kamen hieher auf Besuch. Manche verweilten auf längere Zeit in seiner Nähe. Und das eine Mal machte er zu seinen Freunden, das andere Mal zu lieben Schülern einen Ausflug. In Ebersberg schuf Sailer auch wieder eine ganze Reihe von bedeutenden Werken. Hier bearbeitete er die Nachfolge Christi und gab derselben die nütz-

lichsten Anmerkungen bei. Hier schrieb er die Uebungen des Geistes und andere Betrachtungen. Hier vollendete er die Sammlung von Briefen aus allen Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung, eines seiner bedeutendsten Werke.

In die Zeit des Ebersbergers Aufenthalts fällt aber auch der Anfang jener Beziehungen, die Sailer zu Boos und andern Hauptträgern des Aftermystizismus hatte. Sobald er aber überzeugt war, daß die Lehre dieser Männer mit der katholischen Kirche nicht mehr im Einklange stehe, ebenso bald brach er auch, wenn auch nicht ohne Schmerzen, alle und jegliche Verbindung mit ihnen ab. Eine Quelle vieler Leiden ward ihm seine Beziehung zu diesen Männern geworden; aber Unrecht ist ihm in hohem Grade geschehen, wenn man ihn selbst zu der Klasse der Aftermystiker zählte.

Als im Jahre 1799 Max Joseph I. von Zweibrücken Kurfürst von Bayern wurde, da versuchte man in diesem Lande „aufzuklären". An die Landesuniversität zu Ingolstadt wurden vor allen andern solche Professoren berufen, die unter der vorigen Regierung zurückgesetzt worden waren. So dachte man auch an Sailer, und darum erfolgte noch im selben Jahre seine Berufung als Professor der Theologie nach Ingolstadt. Und da auch an Zimmer und Weber derselbe Ruf ergangen und von ihnen angenommen worden war, so fand sich hier das Dillinger Kleeblatt wieder zusammen. Schon im folgenden Jahre wurde die Universität nach Landshut verlegt, und Sailer siedelte mit der Anstalt über und verblieb hier bis zum Jahre 1821.

Ueber die Wirksamkeit Sailer's und seiner Freunde an der Universität Landshut schreibt Sailer's Biograph: Es kann nicht genug herausgehoben und ans Licht gestellt werden, wie viel zum Heile der Kirche und des Staates Gott in seiner weisen Vorsehung durch diese zwei Männer damals gewirkt hat. Sie waren, so zu sagen, die einzigen Säulen der christlichen Religion in Landshut; Gott weiß, wie es um die katholische Religion in Bayern und einem großen Theile Deutschlands stehen würde, wenn Sailer und Zimmer nicht in Landshut gewesen wären."

Wie in Dillingen, so lehrte Sailer auch in Landshut Pastoraltheologie, Katachetik und Homiletik. Aus den Vorträgen, die Sailer über Moraltheologie zu halten hatte, entstand sein bekanntes Lehrbuch. Und es bleibt, trotz der Mängel, an denen dieses Werk leidet, Sailer das Verdienst, „die christliche Moral wieder in Inhalt und Form aus dem herkömmlichen Formalismus befreit, und dem christlich-religiösen Prinzip seine durchgreifende Herrschaft errungen zu haben." In Landshut entstand auch sein pädagogisches Werk: „Ueber Erziehung für Erzieher." Da Sailer sich schon früher überzeugt hatte, wie nützlich die ehemaligen Religionscollegien wirkten, so unterzog er sich auch hier der Mühe, wieder solche Vorlesungen aus der Religionslehre zu halten. Dieses Religions-

collegium besuchte auch König Ludwig I., als er an der Universität Landshut lebte. Dadurch gewann er jene Verehrung für Sailer, die später in so entscheidender Weise hervortrat. Lange Zeit hindurch versah Sailer auch das Amt eines Universitätspredigers.

Sailer erfreute sich sehr vieler und ehrenvoller Bekanntschaften. Wir könnten hier eine ganze Reihe von glänzenden Namen nennen, es genüge aber zu sagen, daß er fast mit den meisten bedeutenden Männern seiner Zeit Umgang hatte oder in Briefwechsel mit ihnen stand. Sehr gerne unternahm er Reisen, und wenn er die Osterferien und sonst einige Tage während des Schuljahres zu kleineren Ausflügen benützte, so besuchte er in den Herbstferien die fernen Freunde in der Schweiz oder in andern Theilen Deutschlands, namentlich am Rhein. Im Jahre 1818 war seine Reise nach Westphalen von der größten Bedeutung. Sailer verweilte da einige Zeit bei der gottseligen Katharina Emmerich und dann begab er sich zu der Familie Diepenbrock, wo er den zwanzigjährigen Sohn Melchior, der so zu sagen mit Gott und der Welt zerfallen war, durch eine einzige Unterredung wieder auf den rechten Weg zurückführte. Dieser junge Mann begab sich bald darauf zu Sailer nach Landshut, erwählte später den Priesterstand, wurde Sailer's Sekretär und starb geschmückt mit dem reichsten Kranze der Verdienste als Fürstbischof von Breslau und Cardinal der heiligen römisch-katholischen Kirche.

So war das Jahr 1821 herangekommen, und im Herbste dieses Jahres mußte Sailer vom Lehramte sich trennen, da er als Domkapitular an der bischöflichen Kirche von Regensburg ernannt worden war. Schon früher war ihm der erzbischöfliche Stuhl von Köln angetragen worden, aber aus Liebe zu seinem Vaterlande hatte er diesen Ruf, so ehrenvoll er war, abgelehnt.

Schon im folgenden Jahre 1822 wurde Sailer als Bischof von Germanicopolis in partibus präconisirt und als Coadjutor mit dem Rechte der Nachfolge dem bereits 80jährigen Bischofe von Regensburg, Johann Nepomuk von Wolf, beigegeben.

In dieser hohen Stellung, wo ihm fast die ganze Leitung der Diözese übertragen war, wirkte Bischof Sailer ganz entsprechend der idealen Anschauung, die er vom katholischen Priesterthum hatte. Um den Geist der kirchlichen Ordnung unter dem Klerus neu zu beleben und den belebten zu kräftigen, erließ er bald nach der Uebernahme seines bischöflichen Amtes Pastoralerinnerungen voll Kraft und Liebe, drang aber auch mit allem Ernste auf die Befolgung derselben. Alle Jahre unternahm er Visitations- und Firmungsreisen selbst in die abgelegensten Orte der Diöcese. Auch nachdem er im Jahre 1825 zum Domprobste ernannt worden war, änderte er nichts an dieser gewohnten Lebensweise. In voller Uebereinstimmung mit dem hochverehrten Regens Wittmann,

dieser hohen Zierde des deutschen Klerus, wirkte er unermüdet für das Wohl des Bisthums.

König Ludwig suchte auf jede Weise die letzten Tage seines hochbetagten Lehrers zu erheitern und zu verschönern. Er übergab ihm das nahegelegene Schlößchen Barbing zum lebenslänglichen Gebrauche. Sailer verlebte hier größtentheils die Sommermonate, umgeben von lieben Freunden, die aus nah und ferne zum Besuche kamen, und unterstützt von seinem treuen Freunde und Sekretär Diepenbrock.

Nach dem am 23. August 1829 erfolgten Tode des Bischofs Wolf bestieg er den Stuhl des heiligen Wolfgang, und nahm am 28. Oktober desselben Jahres auf feierliche Weise Besitz von seinem Bisthume.

Nur mehr zwei Jahre aber war ihm zu leben vergönnt. Mehrere schnell auf einander folgende Krankheiten führten sein Ende herbei. Seine letzten Tage verbitterten ihm noch die Streitigkeiten wegen der gemischten Ehen. Ehe aber die Streitigkeiten entschieden waren, rief ihn Gott von dieser Welt ab. Er starb am 20. Mai 1832.

Unter den katholischen Bischöfen aller Zeiten, war Sailer Einer der Größten. Daher wird sein Andenken bei jedem wahren Freunde Gottes und der Kirche im Segen sein.

Morgengebet.

(Von Eichendorff.)

O wunderbares, tiefes Schweigen!
Wie einsam ist's noch auf der Welt!
Die Wälder nur sich leise neigen,
Als ging der Herr durch's stille Feld.

Ich fühl mich recht wie neu geschaffen,
Wo ist die Sorge nun und Noth?
Was mich noch gestern wollt erschlaffen,
Ich sehn' mich deß' im Morgenroth.

Die Welt mit ihrem Gram und Glücke
Will ich, ein Pilger, froh bereit
Betreten nur wie eine Brücke
Zu Dir, Herr, über'n Strom der Zeit.

Und buhlt mein Lied, auf Weltgunst lauernd,
Um schnöden Sold der Eitelkeit,
Zerschlag' mein Saitenspiel und schauernd
Schweig' ich vor Dir in Ewigkeit.

Entsagung.

(Von L. Kastner.)

Wenn dich des Lebens lockende Sirenen
Durch ihre Zauberklänge wollen kirren,
O fliehe, laß dir nicht den Sinn verwirren,
Und nicht gefangen gib dich nicht'gem Wähnen!

Schon mancher hat gebüßt mit ew'gen Thränen,
Und freudlos mußt' er durch das Leben irren,
Denn ganz berauscht von ihrem Liebesgirren
Sah er des Abgrunds tiefen Schlund nicht gähnen.

Und will dich auch ein unnennbares Wehe,
Und will's wie bittres Heimweh dich erfassen,
Wenn du gefloh'n die trügerische Nähe:

O fasse Muth! Du bist nicht lang verlassen:
Denn was in dir nun tobt, dich quält und peinigt,
Es ist das Feuer, das die Seele reinigt.

B.

Aufsätze geschichtlichen Inhaltes.

1. Die Katakomben Roms.

Ein Bild aus der Geschichte der christlichen Kirche.

(Von Prof. Dr. L. Brunner.)

Wie es Gegenden gibt, welche nicht allein mit ausgezeichneten Reizen in lieblichem Wechsel von Land in den verschiedensten Formationen und von klaren Gewässern prangen, sondern auch unter der Oberfläche Adern von köstlichem Metall oder heilsame Quellen bergen, die ihren Reichthum freigebig an das Tageslicht senden: so sind in höherem Sinne auch in der christlichen Welt Orte zu finden, wo die schaffende Kraft und Schönheit des christlichen Lebens nicht blos über der Erde in der verschiedensten Art den Blicken begegnet, sondern auch tief in den Boden hinein die Macht desselben sich ausdehnt und in ehrwürdigen Denkmälern sich der Gegenwart zu erkennen gibt. Unter diesen Orten aber ist keiner so reich begnadigt, wie das herrliche Rom, die unverwüstliche Königin der alten heidnischen wie der christlichen Welt, die gottbeschützte Felsenburg, von wo St. Peters Nachfolger den weiten Raum, wo die ihnen anvertraute Heerde weidet, überblicken und beschützen. Der volle Reichthum der sinnigen Formen des katholischen Cultus, wie er von Anfang an immer schöner erblühte, die herrlichsten Schätze der Künste, die unübertrefflichen Gebilde der Malerei, Sculptur und Baukunst, voran St. Petres majestätischer Dom, sodann eine Menge von Denkmälern des profanen wie heiligen Lebens sind in der Stadt aufgehäuft; aber kaum sind diese Schätze den andern vergleichbar, die wie unerschöpfliche Goldadern dort unter der Erde sich hinziehen. Damit sind die weltberühmten Katakomben gemeint, diese Räume, in welchen das christliche Leben unter dem noch von den Gräueln des Heidenthumes bedeckten Boden zuerst in Verborgenheit sich entwickelte, wie das Gewächs in den durch die Schollen sich schlingenden, verdeckten Wurzeln

und Fasern. Es wird dem Leser dieser Blätter eine Betrachtung dieser ehrwürdigen Reste des christlichen Alterthums, von denen er gewiß schon oft im Allgemeinen vernahm, ohne Zweifel um so mehr von Interesse sein, als die Segnungen des Christenthums, die uns beglücken, in ihrem Ursprunge auch in diese Räume hinabgreifen und großentheils aus denselben, in Thränen und Schmerzen gehütet und mit Blut erfrischt, den wundervollen Gang offen über die Erde begonnen haben; ja es wird bei dieser näheren Kenntnißnahme dem geschichtlichen Interesse eine religiöse Erhebung unabweisbar sich vereinigen. Wir wollen zuerst die Katakomben in örtlicher Beziehung, in Bau und Einrichtung, sodann das fromme Walten der Christen in ihnen und endlich das Geschichtliche derselben betrachten.

I.

Katakomben, der dunklen Wortbedeutung nach gewöhnlich als Ort bei den Gräbern erklärt, heißen die unterirdischen Grabstätten und zur religiösen Feier besonders in Zeiten der Verfolgung gebrauchten Versammlungsplätze der Christen der ersten Jahrhunderte. Sie bestehen aus langen, in der Regel 7—8, aber auch bis zu 15 Fuß hohen, aber selten über einige Fuß breiten in Tuffstein gehauenen und oft in mehreren Stockwerken untereinander laufenden Gängen und größeren, in verschiedenen Abständen angebrachten Gemächern und Sälen, die nur selten von oben durch eigene Oeffnungen Erleuchtung erhalten. Solcher für sich abgeschlossener, unterirdischer Plätze von verschiedener Ausdehnung befanden sich in und um Rom nach den Berichten alter christlicher Urkunden, besonders Aufzeichnungen in Meßbüchern, nicht weniger als 60, von welchen nur ein Dritttheil jetzt bekannt, aber auch dieses keineswegs schon vollständig in allen Gängen und Gemächern erforscht ist. Von der Menge der Windungen und Kreuzungen der Gänge, die oft nur zweien Personen und mit Mühe das Gehen neben einander gestatten, ist eine Vorstellung ohne Besichtigung eines Planes nur schwer zu erlangen; der Vergleich mit den seltsam verschlungenen Wegen eines Holzwurmes in einem Brette oder mit den Gängen eines Ameisenhaufens reicht noch nicht hin. Auf Grund genauer Untersuchungen wird versichert, daß, wenn man nach der strenge gemessenen Größe der durchforschten Katakomben auch den Umfang der noch verborgenen annimmt, die Gänge aller zusammen, in einer Richtung gedacht, eine Wegstrecke von beiläufig 300 Stunden bilden und über 6 Millionen Gräber enthalten würden. Man findet in Reisebeschreibungen häufig die Angabe, daß der Besuch dieser Grüfte mit großen Gefahren, die besonders durch die Verwirrung und Kreuzung der Gänge, durch die Baufälligkeit und die schädlichen Dünste entstünden, verbunden sei; meist aber suchen mit derartigen Schilderungen die Verfasser nur die eigene Nachlässigkeit, zufolge welcher sie sich nicht Zeit und Mühe zur genaueren Besichtigung dieser Reste des christlichen

Alterthums nahmen, vor den Lesern zu bemänteln. Wie sichere Augenzeugen schreiben, ist solche Gefahr in den dem Besuche geöffneten Katakomben nur in der Einbildung vorhanden und unter der streng befohlenen Leitung eines kundigen Führers kein Verirren, ja selbst nur wenig Ungemächlichkeit, so etwa durch Feuchtigkeit, da im Allgemeinen eine milde und gleiche Temperatur in diesen herrscht, zu gewärtigen. Die geistliche Behörde, unter deren Schutz und Aufsicht diese Bauten stehen, hat die genauesten Bestimmungen getroffen, welche von den Besuchern, deren Zahl nie über acht gehen darf, strenge eingehalten werden müssen. Gewöhnlich besucht man die Katakomben der heiligen Agnes, ungefähr eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, wozu man von einem Weinberge aus gelangt, und die des hl. Papstes Callistus (gest. 223), in welcher noch andere Päpste und die berühmteste unter den heiligen Jungfrauen Roms, Cäcilia, begraben wurden.

Im Allgemeinen haben die Katakomben dieselbe ihren Bestimmungen angemessene Einrichtung. Die Gräber sind in die senkrechten Wände der Gänge in länglicher Form, also nicht wie bei den jetzigen Klostergrüften in Form von Backöfen in die Tiefe hinein, in verschiedener Zahl, je nach der Höhe des Ganges, durchschnittlich 5, aber oft bis zu 14, übereinander, nur durch eine schmale Zwischenlage getrennt, eingehauen und gleichen so den Fächern eines Schrankes. Die Form des Grabes oder die Aushöhlung entsprach genau in Größe und Gestalt der Form des Leichnams, ist also klein für Kinder, groß für Erwachsene; denn voraus wurden die Gräber nicht bereitet, sondern jedesmal erst für den einzelnen Todten. Eine regelmäßige viereckige Form findet sich, wo zwei oder mehrere, meist Familienglieder, in einem Grabe bestattet wurden. Manche Höhlen nahmen die Reste einer größeren Zahl von Martyrern auf, wenn nur wenige aus den Krallen der wilden Thiere oder aus den Flammen gerettet werden konnten. Nach Aufnahme der Leichen wurde das Grab mit Backsteinen vermauert und häufig auf den Mörtel oder eine eingesenkte Marmorplatte der Name des Begrabenen, meist nur von einem Segenswunsche oder äußerst spärlichen anderweitigen Angaben begleitet, eingetragen. Oft sind die Buchstaben gar nicht vertieft, sondern wohl meist aus dem Grunde der nöthigen Eile mit rother oder schwarzer Farbe angeschrieben. Auch höchst einfache Bilder zieren die Ruhestätten, so das des Palmenzweiges ein Martyrergrab. Beim Schließen der Höhle pflegten Verwandte oder Freunde des Bestatteten in den feuchten Mörtel eine Münze oder andere kleine Gegenstände, z. B. Muscheln einzudrücken und daselbst zu lassen, vermuthlich um das Grab, dem die Aufschrift erst später gegeben werden oder ganz fehlen sollte, an diesem Zeichen wieder zu erkennen. Wo die Münzen abgefallen sind, ist häufig der Abdruck derselben im Kalke noch deutlich zu sehen. Von diesen Gräbern der gewöhnlichen Art unterscheiden sich andere durch besondere Form, indem sie in Art einer gedeckten Truhe oder eines läng-

lichen Tisches in einer in die Wand gehauenen Nische sich befinden. Diese sind in der Regel in den Kammern, selten in den Gängen zu treffen, und dienten meist zur Aufnahme ausgezeichneter Martyrer und sodann, wie später genauer zu zeigen sein wird, zur Darbringung des heiligen Meßopfers.

Was den zweiten Haupttheil dieser Bauten, die Kammern und größeren Räume betrifft, deren jede Katakombe eine große Zahl enthält, so herrscht in ihnen in Bezug auf Umfang und Gestalt große Verschiedenheit. In der Regel sind sie viereckig, aber auch rund, sechseckig ꝛc., theils mit den eben besprochenen Gräbern versehen, theils ohne dieselben. Meist beginnt ihre Reihe in beträchtlicher Entfernung vom Eingange, ohne Zweifel aus dem Grunde, damit eindringende Feinde auf dem Wege durch die langen, engen und nur von Schauern des Todes erfüllten Gängen in Furcht versetzt und zur Umkehr noch vor dem Betreten dieser eigentlichen Versammlungsplätze der Gläubigen bewogen werden sollten. Viele dieser Räume haben eine besondere Bedeutung durch die Malereien, mit welchen sie mehr oder weniger geschmückt, ja oft ganz bedeckt sind, und welche als die ersten Erzeugnisse der schönen Kunst im Dienste der Kirche auch außer ihrer religiösen Bedeutung eine hochwichtige für die Kunstgeschichte haben. Weil das Heidenthum die Bildhauer- und Malerkunst so häufig mißbrauchte, indem es den Werken derselben göttliche Anbetung erwies, so waren die ersten Christen in Bezug auf ihre Annahme und Pflege sehr vorsichtig und hüteten sich längere Zeit hindurch, namentlich von Christus und seinen Heiligen, Bildnisse zu fertigen. Weil aber doch das Bild in seiner Befähigung, durch die sinnliche Form den Geist vom Sichtbaren zum Unsichtbaren zu erheben, einen unverkennbaren Nutzen für das christliche Leben darbot, so zog es die Christenheit in den Dienst desselben, aber zuerst vorzüglich in der symbolischen und typischen Richtung, indem durch verschiedene, der unvernünftigen Natur entlehnte Gegenstände auf geistige Zustände, Aeußerungen der Gnade oder Wechselfälle des Lebens, zu welchen diese irgend eine Beziehung haben, die Betrachtung gelenkt werden sollte. So wurde durch den Anker an die Hoffnung, durch die Palme an den Sieg besonders im Martyrium, durch den Oelzweig an den Frieden, durch den Hahn an die Pflicht der Wachsamkeit, durch die Taube an die Gnade des heiligen Geistes u. s. w. erinnert. Diese Symbole nun finden ihre reichste Darstellung in den Katakomben. Von ihnen verdient Eines noch besonderer Erwähnung: das Bild des Fisches als Symbol des Heilandes nach der gewöhnlichen Deutung, weil der griechische Name dieses Thieres ἰχθυς (Ichthys), aus den Anfangsbuchstaben des Namens des Herrn (Ἰησους Χριστὸς Θεõν Ὑιος Σωτήρ), Jesus Christos Theu Hüos Soter, d. h. Jesus Christus, Gottes Sohn, Heiland, gebildet ist. Diesen ältesten Symbolen reihten sich umfangreichere Darstellungen aus dem alten Testamente in ihrer für neutestamentliche Thatsachen und Wahr-

heiten, Gnaden und Personen vorbildlichen Bedeutung an. Unter solchen sind als hervorragende zu nennen: das Bild des Jonas, meist, wie ihn das in Drachengestalt erscheinende Meerungeheuer an den Strand auswirft, als bekanntlich von Christus selbst gegebenes Sinnbild seiner Auferstehung; die Darstellung der drei Jünglinge im Feuerofen als Zeichen der Vergeblichkeit des Wüthens aller Erdenkräfte gegen die Getreuen des Herrn; das Bild des Noe in der Arche, in naiver Weise häufig in der Form eines Mannes, welcher in einem engen, nur für den untern Theil seines Leibes Raum habenden Kasten steht und die Hände ausstreckt, gewöhnlich als Symbol der Rettung durch das Wasser der Taufe, betrachtet. Daran schließen sich Darstellungen aus dem neuen Testamente, von welchen die vom Heiland selbst als sein Gleichniß gewählte des guten Hirten wohl am weitesten zurückreicht. Beliebt war in letzterer Weise vorzüglich die Abbildung der Erweckung des Lazarus, die Speisung des Volkes mit den wunderbar gemehrten Broden und Fischen als Symbol des heil. Altarssakramentes u. s. w. Zuletzt ging man an die Abbildung Christi und seiner Heiligen, sowie in den Katakomben begrabener vorzüglicher Personen, der Päpste u. a. in für sich bestehenden Figuren und Portraiten. In diesen Bildern, die die unterirdischen Räume schmücken, ist alles vermieden, was Entsetzen oder schauerliche Gefühle erwecken könnte, und vielmehr überall das Bestreben ersichtlich, das Entsetzliche und Schauerliche, das die Besucher dieser Räume unabläßig zu ertragen und noch mehr täglich im Martertode zu erwarten hatten, zu mildern und mit freundlichem Scheine, so insbesondere durch den unausbleiblichen himmlischen Lohn und die sichere Führung der göttlichen Liebe zu umgeben. Entbehren auch die meisten dieser Gemälde eines eigentlichen Kunstwerthes und sind sie theilweise nur als schwache Versuche einer neu erwachsenden Kunst zu betrachten, so müssen sie doch den sinnigen Betrachter mit heiliger Ehrfurcht und inniger Ergriffenheit bei dem Gedanken der Thränen, die aus den zu ihnen aufblickenden Augen flossen, und des Trostes, den sie Tausenden spendeten, erfüllen.

II.

Nachdem wir die Katakomben in ihren örtlichen Verhältnissen kennen lernten, wenden wir uns nun zur Betrachtung des frommen Schaffens und Waltens in ihnen, wie dieß aus alten schriftlichen Nachrichten oder aus den baulichen Verhältnissen der Räume selbst, dann aus ihren Bildern und Geräthschaften erkennbar ist.

Die hauptsächliche Thätigkeit war hier, wie schon aus dem Gesagten ersichtlich, den Männern angewiesen, welche das fromme Werk der Todtenbestattung übten. Bei der hohen Verehrung, welche die ersten Christen in gerechter Weise gegen die Leichen ihrer Brüder und Schwestern, als Werkzeuge des Tugendstrebens, als geheiligt durch die Sakramente und endlich als Keime eines schönern verklärten Aufblühens am Auferstehungs-

tage, insbesondere aber gegen die der Martyrer hegten, mußte dieses Amt des Begräbnisses eine vorzügliche Wichtigkeit und Hochachtung besitzen und ward einer eigenen religiösen Bruderschaft von Todtengräbern, **Fossores** oder **Fossarii**, welche nach dem Glauben vieler Kenner des christlichen Alterthums hiezu sogar eine eigene Weihe empfingen, übertragen. Das Geschäft dieser Männer war über alle Vorstellung beschwerlich und gefahrvoll und erforderte alle Kraft, die christliche Begeisterung nur immer zu geben vermag. Nicht blos die Bereitung der einzelnen Gräber, sondern auch der Gänge, ja der Katakomben überhaupt war ihre vor den Heiden vorsichtig zu verbergende Aufgabe. Nebstdem oblag ihnen die Herbeischaffung der Todten in die Grüfte, so oft von den Plätzen hinweg, wo die unvergleichlichen Helden zur Schaulust des entmenschten Volkes in qualvoller Marter ihr Blut vergossen hatten, oder aus den Verstecken, wo die Heiden die mit Unrath oder Aas vermengten Reste der Martyrer der christlichen Bestattung zu entziehen suchten. Das Amt erbte in der Familie fort und scheint durch ein eigenes mit Kreuzen besetztes Oberkleid, wie am Bilde des Todtengräbers Diogenes in der Katakombe des hl. Sebastian ersichtlich ist, äußerlich ausgezeichnet worden zu sein. Zur Zeit der heftigsten Verfolgungen, deren man bekanntlich bis zum Jahre 305 zehn von meist vieljähriger Dauer zählt, scheint das Begräbniß mancher Leichen in den Katakomben völlig unmöglich gewesen zu sein und mag man diese bis zur Wiederkehr einiger Ruhe einstweilen zu Hause, in Kalk gehüllt, verborgen haben.

Darauf deuten die Spuren in den Gräbern selbst, da in mehreren sich Kalkstücke finden, die nicht blos da, wo sie die Leiche berührten, Spuren von feinerem Linnen, sondern auch an der Außenseite solche von gröberem Stoffe, durch welchen sie ohne Zweifel um die Leiche zusammengebunden waren, zeigen. Manchmal gab man den Martyrern auch Marterwerkzeuge mit in's Grab, so die sogenannten **ungulae**, Eisenkrallen zum Zerreißen des Fleisches, oder die **plumbatae**, mit Bleikugeln versehene Geißeln, womit man die Opfer todt schlug. Wichtiger aber sind die Fläschchen, in welche das Blut des Martyrers selbst gegossen wurde, wo man solches meist mit eigener Lebensgefahr noch zu bekommen wußte, und die man außen am Grabe im Mörtel befestigte. Eine große Anzahl von solchen oft kunstreich gefertigten Gefäßen, in welchen noch der rothe Niederschlag gut zu erkennen ist, befindet sich gegenwärtig in den Museen Roms. Auch Gewürze wurden der Leiche in der Regel mitgegeben, denn ihre Bestattung sollte der des Heilandes, dessen Auferstehung sie einst ebenfalls theilen werde, möglichst ähnlich sein, und so wurde sie, in Leinen gehüllt und mit Spezereien bestreut und gesalbt, in ein neues, nicht schon gebrauchtes und in Stein gehauenes Grab gelegt. Reiche und Arme fanden in der Regel bei der Gleichheit der christlichen Liebe dieselbe Bestattung und auch unter den dem Andenken der Todten geweihten Inschriften herrscht gleiche Einfachheit.

Die zweite Bestimmung der Katakomben war die für religiöse Versammlungen. Gleich wilden Thieren gehetzt, mußten die Christen zu den Gräbern sich flüchten, um den anzubeten, der das Leben ist, während oben das Heidenthum, einem übertünchten Grabe ähnlich, im vollen, freien Lebensgenusse schwelgte und bei wilden Orgien den todten Götzen diente. Aber selbst hier waren sie nicht jederzeit sicher und häufig begegnen wir in der Geschichte der römischen Kirche Nachrichten von Metzeleien christlicher Schaaren in den Gräbern durch eingedrungene Heiden. So geschah es einst, daß eine große Anzahl von Christen in einer Katakombe vor dem in einer größeren Kammer befindlichen Grabe der hochverehrten Martyrer Chrysanthus und Daria zur heiligen Messe versammelt, aber beim Hineingehen von Heiden entdeckt worden waren. Diesen gelang es, den Versammlungsplatz abzuschließen, so daß Niemand zu entrinnen vermochte, und sodann wurde durch ein über der Kapelle befindliches Luftloch eine Menge von Steinen hinabgeworfen und die ganze Schaar der Andächtigen darunter begraben. Als die Kirche im 4. Jahrhunderte den Frieden erhalten hatte, brachte man in den Wänden der noch immer verschlossenen Kammer Fenster an, durch welche die zahlreich kommenden Pilger die theilweise aus den Steinen ragenden Leichen und die zum heiligen Meßopfer dienenden Geräthe um das halbverschüttete Grabmal erblickten. Auch der hl. Papst Stephanus wurde in einer Katakombe während der Feier der heiligen Messe von den Schergen überfallen, und von ihnen, nachdem sie, von geheimnißvoller Scheu und Ehrfurcht ergriffen, die heilige Handlung bis zu Ende hatte vollziehen lassen, in seinem bischöflichen Stuhle ermordet, i. J. 257. Auch sein Nachfolger Sixtus II. erhielt schon im folgenden Jahre in einer dieser Grüfte die Palmen des Martyriums. Daß mehrere Päpste längere Zeit in den unterirdischen Räumen sich verborgen aufhielten, ist bestimmt gesagt; daß aber größere Schaaren darin eine Zufluchtsstätte für Wochen oder sogar Monate, wie häufig behauptet wird, gefunden haben, entbehrt aller Wahrscheinlichkeit.

Was die Art und Weise des Gottesdienstes in den Katakomben betrifft, so begegnen uns aus bestimmten Zeugnissen und Resten zur großen Freude als Bürgschaft für die Wandellosigkeit unseres Glaubens bereits die Hauptformen des noch heute von uns gepflegten. In den Kammern vollbrachte man das Heiligste, das Opfer der Messe, wie schon gesagt, auf den in Nischen befindlichen Gräbern der Martyrer. Zur Seite derselben sind noch vielfach aus dem Gestein selbst, also schon bei Anlegung der Kammern, ausgehauene Leisten zu sehen, welche zur Darbringung der Opfergaben der Gläubigen dienten. Zur Erinnerung an diese Feier in den Katakomben hat noch jetzt unser Altar die Form eines alten Grabes, ruhen Reliquien in seinem Innern und brennen Lichter auf ihm. Als Zeugniß der Spendung der heiligen Taufe ist in der Katakombe des heil. Pontianus noch der Taufbrunnen vollständig

erhalten, welcher aus der Ansammlung des Wassers eines durchfließenden kleinen Baches in einem steinernen Behälter, zu dem eine Treppe hinabführt, gebildet wurde. Daß aber ähnliche Brunnen sich auch in andern Katakomben befanden, ist schon aus dem Grunde, daß häufig von Spendung des Sakraments in solchen in den Martyrakten die Rede ist, anzunehmen. In einer Kammer der Katakombe der hl. Agnes befinden sich zwei Sitze, in welchen man Beichtstühle der alten Art, wo der Büßer nicht seitwärts, sondern vor dem Priester zu knien hätte, erkennen will. Mehrfach finden sich Räume, die des Altars zur Feier der heiligen Messe entbehren, aber an einer Seite mit einem Steinsitze versehen sind, während an den drei übrigen Seiten hervorspringende größere Leisten von dem Gestein abstehen. Leicht geben sich solche Lokale als Lehrsäle zu erkennen, in welchen den einzeln sitzenden Lehrer die Schüler auf den Bänken umgaben, und wer mit der inneren Geschichte der Kirche in ihrer früheren Entwicklungszeit auch nur oberflächlich vertraut ist, sieht hier den Versammlungsort der Katechumenen, d. i. der erst auf den Empfang der Taufe durch den dazu bestellten Katecheten Vorzubereitenden. In der schon öfter erwähnten Katakombe der hl. Agnes läßt sich in einem größeren, offenbar zur heiligen Messe bestimmten Raume noch deutlich der Ort erkennen, wo, von dem Volke getrennt, die Priester um die Kathedra, d. i. den Sitz des Bischofs (daher Kathedralkirche, diejenige, in welcher ein solcher sich befindet) sich versammelten. Das Alter der uns so lieben Marienverehrung bezeuget eine dem obengenannten Lokale nahe gelegene Kapelle, welche mit einem über dem Altare angebrachten Bilde der jungfräulichen Gottesmutter geschmückt ist und wohl der Verehrung derselben vorzugsweise geweiht war.

Weil von oben einfallendes Licht nur einige Stellen der Katakombe traf und in den Zeiten der größeren Verfolgungen durch das Verdecken der hiezu bestimmten Oeffnungen ganz abgeschlossen blieb, ja viele dieser Grüfte von außen gar kein Licht empfingen, so mußten sich die Gläubigen der Lampen bedienen, von welchen sich auch eine zahllose Menge erhalten hat. Dieselben sind aus Thon oder Metall in den verschiedensten Formen gearbeitet und gewöhnlich mit christlichen Sinnbildern, dem Fische, der Palme u. a. geschmückt, großentheils auch mit Ketten versehen, um sie leichter tragen oder auch nach Bedürfniß aufhängen zu können, wozu in manchen Kammern noch die Ringe vorhanden sind.

Unter den Sätzen unseres Glaubens begegnen uns in den Inschriften, wie sich von selbst versteht, die auf das jenseitige Leben und die bleibende Verbindung der Abgeschiedenen mit den Zurückgebliebenen bezüglichen am häufigsten und am bestimmtesten ausgesprochen. Nicht blos die Gewißheit der Unsterblichkeit der Seele und die Hoffnung auf Vergeltung der irdischen Nacht mit ewigem Lichte leuchtet uns wie in Goldschrift von den meisten Denkmälern entgegen, sondern auch die Zuversicht der leiblichen Auferstehung, von welcher außerdem schon im Allge-

meinen die dem ganzen Baue der Katakombe zu Grunde liegende Verehrung der Todten und die Sorgfalt für ihre Bestattung, sowie die für diese Räume gebrauchten Benennungen coemeteria, d. i. Ruhestätten, und cubicula, d. i. Schlafkammern, Zeugniß geben. Den Glauben an die Geltung des von den Erdenpilgern für die zum Jenseits vorausgegangenen Brüder und Schwestern verrichteten Gebetes bezeugt eine Menge von Formeln desselben, die in Mörtel oder Marmor in einfachen Zügen und in Kürze zusammengedrängt, aber reiche Bedeutung bergend, noch vorhanden sind, so z. B. die häufig wiederkehrenden Wünsche: „Er schlafe im Frieden“ oder „Gedenke seiner, o Gott, in Ewigkeit,“ oder „Der allmächtige Gott erquicke Deinen Geist in Christus,“ oder „Das ewige Licht leuchte Dir in Christus“ u. s. w. Aber auch den Heiligen empfiehlt die im Steine sich aussprechende Liebe der Hinterbliebenen die theuern Todten in die mächtige Fürbitte bei Gott, so in den Ausdrücken: „Mögest Du leben im Namen des heiligen Petrus im Frieden Christi,“ oder „Dir, heilige Basilla, empfehlen wir unser liebes Kind“ u. s. w. Und daß die im Erdenkampfe treu Befundenen unsere Liebe durch ihr Gebet am Throne Gottes reich zu belohnen vermögen, auch das spricht sich einfach in mancher Formel aus, wie: „Lebe im Frieden und bete für uns!“ oder mit namentlicher Erflehung dieser Fürbitte für Eltern, Geschwister u. s. w. Häufig hat auch der Todtengräber mit einigen Worten, wie: „Bete auch für mich, der dieses schrieb!“ der Seele, deren Hülle er liebevoll bestattet, dringend sich empfohlen.

So begegnet uns das Gesetz des neuen Bundes, herrlich geoffenbart auf den Steintafeln der Katakomben, bezeugt im Sturme der gewaltsamsten Bedrängniß und bestätigt mit dem Siegel des Martyriums. Wenn so freudige Zuversicht in Bezug auf den Inhalt unsers Glaubens beim geistigen Wandeln durch die dunklen Räume uns erfüllen muß, so können wir hingegen uns tiefe Beschämung nicht verbergen, wenn uns daselbst die herrlichen Zeugnisse der vollen Aneignung dieses Glaubens und seines wahren Ausdruckes im Leben von Seite der ersten Christen unverkennbar begegnen und wir mit denselben unsere Liebe und Theilnahme für Christus vergleichen. Ueberall vernehmen wir da von Freude und Leiden für den Herrn, von heroischem Muthe im Bekenntniß, ja von Sehnen und heißem Verlangen nach dem Martyrium; überall treffen wir leuchtende Spuren der Nächstenliebe, die als die schönste Bezeugung der Jüngerschaft des Heilands diese Christen zu Einer Familie verband. Nirgends brüstet sich in diesen Todtenstätten, wie schon gesagt, der Reichthum der Armuth, die Freiheit der Sklaverei, die Bildung der Niedrigkeit gegenüber; Gleichheit führte da das Scepter, wie sie auch oben im Tageslichte zwischen diesen Brüdern und Schwestern herrschte.

III.

Um eine genügende Kenntniß von den Katakomben zu geben, ist auch die Geschichte derselben wenigstens in der Hauptsache noch beizufügen.

Was zunächst die Entstehung dieser Grüfte betrifft, so herrschte darüber keineswegs immer Einheit der Ansichten, sondern vielmehr große Verschiedenheit, die aber theilweise in der Abneigung gegen das Anerkennen der Größe und des Heldenmuthes des christlichen Lebens gründete. Doch ist jetzt der ausschließlich christliche Ursprung derselben durch die genauesten Untersuchungen so zur vollen Klarheit gebracht, daß nicht leicht mehr ein Zweifel dagegen sich erheben kann. Unter den damit mehr oder weniger im Widerspruche stehenden Annahmen hatte eine Bedeutung und Wahrscheinlichkeit nur die selbst von dem fleißigsten Erforscher dieser Reste, dem bald näher zu erwähnenden Bosio, vertheidigte, welche in den Katakomben oder doch in den oberen Theilen derselben noch vor der christlichen Zeitrechnung, ja theilweise vielleicht noch zur Zeit der ersten Erbauung der Stadt Rom (754 v. Chr.) zu Bauzwecken entstandene Sandgruben und Steinbrüche erkennen wollte. Allerdings muß zugegeben werden, daß derartige Räume, aus denen man das Material zu den Bauten der mächtigen Stadt nahm, von den Christen, die großentheils dem Arbeiterstande angehörten, benützt wurden, um in größerer Verborgenheit, besonders für das Wegschaffen der Erde und des Gesteins bei Grabung der Gallerien und Kammern, unter denselben ihre Grabplätze anzulegen, wie dieses bei der mehrgenannten Katakombe der heil. Agnes noch deutlich zu sehen ist. Nie aber fand die Grube oder der Bruch selbst seine Verwendung zu diesen, was dem Leser, der das über den Bau der Katakomben Gesagte erwägt und dann die Zwecke von Orten, wo Baustoff ausgegraben wird, in's Auge faßt, selbstverständlich sein wird. Derartige oft tief in Stein und Erde gemachte Höhlungen befinden sich noch zahlreich in der Umgegend von Rom, zeigen aber überall die größte Verschiedenheit von den hier besprochenen unterirdischen Räumen. Bei ihnen war ein bequemer Ausgang und eine für leichtes Fortschaffen des ausgegrabenen Materiales gehörige Breite der Gänge vor allem nothwendig; bei den Katakomben hingegen ist der Eingang gewöhnlich sehr steil abfallend, eine tiefgehende für Heraufbringen von Lasten ganz unpassende Treppe, und vermögen in den Gallerien, wie schon bemerkt, an vielen Stellen kaum zwei Personen bequem neben einander zu gehen. Ferner haben die Gänge der Sandgruben und Steinbrüche tief eingewühlte Wände, um so viel Material daraus zu gewinnen, als ohne Einsturz der Decke nur immer möglich war, die der Katakomben hingegen sind durchgängig senkrecht. Auch ist gerade die Steinart, in welcher letztere sich befinden, der weiche und leicht zerbröckelnde Tufstein, wenig passend zu dauernden Bauten, während sie für schnell und zahlreich anzulegende Grabplätze sich sehr vortheilhaft erweist. Aus dem Vorfinden heidnischer Inschriften schlossen auch Einige auf anfänglich gemeinsame Benützung dieser Räume durch Heiden und Christen. Aber, abgesehen von der heidnischen Sitte der Todtenverbrennung und der Unwahrscheinlichkeit, daß je der stolze Römer dem verhaßten Christen eine Ruhestätte

neben der seinigen und noch dazu mit offener Kundgabe seines Glaubens gegönnt hätte, findet auch das unläugbare Begegnen besagter Inschriften seine anderweitige Erklärung leicht darin, daß die Christen dieselben, welche sie auf irgend eine Weise erhalten hatten, lange nach ihrem erst heidnischen Dienste zu christlichem Zwecke benützten, wie dieß ja auch bei andern christlichen Bauten häufig geschah und heidnische Grab- oder Gelübdesteine vielfach für christliche Kirchen, Tauf-, ja selbst Altarsteine verwendet wurden, ohne daß je daraus der Schluß auf ursprüglichen gemeinsamen Gebrauch eines solchen Heiligthumes für Christen und Heiden gewagt worden wäre. Bei den meisten dieser erst heidnischen Denkmäler ist die Schrift theilweise ausgekratzt oder mit Mörtel überdeckt und darauf dann die christliche aufgetragen; bei andern fanden sich die ursprünglichen Worte der Leiche zugekehrt, während auf der nach außen gewendeten Seite die christliche Grabschrift zu lesen war.

Wir haben somit die Anfänge der Katakomben bestimmt in dem Bestreben der ersten Christen Roms, das Begräbniß ihrer Todten möglichst in der Weise desjenigen des Heilands selbst vorzunehmen, und sodann in der nothwendigen Verborgenheit gegenüber dem noch mit ausschließlicher Gewalt herrschenden Heidenthum zu suchen. Und diese Anfänge reichen nach zuverlässigen Zeugnissen, besonders einzelnen mit einem Datum versehenen Grabschriften, in die ersten Zeiten der Pflanzung des Christenthums in der Weltstadt hinauf. Unstreitig mehrte sich die Zahl solcher Begräbnißplätze schnell, theils aus dem Grunde der überaus rasch fortschreitenden Vermehrung der christlichen Gemeinde, theils aus dem der größeren Sicherheit bei Anlage von verschiedenen Grüften. Dazu kam, daß die Christen vornehmeren und reicheren Standes das Begräbniß vorzüglicher Martyrer auf ihrem Besitzthum in edelstem Wetteifer begehrten. Letzteres bezeugt die Geschichte häufig; besonders waren es angesehene Frauen, welche nach einem solchen Schatze mit heißer Sehnsucht verlangten, und selbst mit großer Gefahr ihn erwarben, um einst in dessen Nähe den Schlaf des Friedens zu finden und den Auferstehungsmorgen an der Seite eines ausgezeichneten Dieners und Lieblings Christi beruhigter und siegesgewisser zu erwarten. So wurde dem heil. Apostel Paulus, nachdem er an der Straße nach Ostia durch den Schwerthieb den Martertod erlitten hatte, von der Römerin Lucina, die ebenfalls unter den Heiligen strahlt, auf ihrem nahegelegenen Landgut die Grabstätte bereitet, aus welcher sich, da man in der Nähe des großen Apostels vorzugsweise zu ruhen begehrte, eine große Katakombe bildete. Bei der hohen christlichen Verehrung der Reste der Martyrer versteht sich von selbst, daß diese unterirdischen Räume häufig besucht wurden und man also für Aufnahme der Gläubigen zum Zwecke des Gebetes neben den Gräbern ausgedehnteren Raum schaffen mußte. Dazu kam, daß in Zeiten der gewaltsam ausbrechenden Verfolgungen die Christen ihre gewöhnlichen Lokale für die gottesdienstlichen Uebungen in Privathäusern

zu verlassen genöthigt waren und Schutz in den hiezu in jeder Beziehung am passendsten erscheinenden Grüften suchten. Weil nach jedem Schlage, welchen das Heidenthum in seinem Verzweiflungskampfe der jungen Kirche versetzte, diese nur herrlicher, durch das Beispiel des Heroismus so vieler ihrer Glieder und gewiß auch auf Grund der Verdienste und der Fürbitte derselben gestärkt und vermehrt, sich erhob und ohne Zweifel schon einige Jahrzehnte nach dem Tode der Apostelfürsten die Christen in Rom mehrere Tausende betrugen, so kann es nicht befremden, wenn sich in einer Reihe von 300 Jahren eine solche Menge von Gängen und Kammern in den Katakomben angehäuft, wie im Eingange gezeigt wurde.

Als Kaiser Constantin der Große, auf wunderbare Weise aus der Nacht des Irrthums zum Lichte der Wahrheit geführt, dem Christenthum den Frieden gegeben, ja es zur Religion des Staates erhoben hatte (i. J. 323), da begann für die Katakomben eine neue Periode, aber keineswegs schon die des Verfalles, sondern vielmehr einer erhöhten Verehrung. Im Scheine der aufgegangenen Friedenssonne erschienen diese Denkmäler der trüben Vergangenheit verklärt, und mit gemehrten Gefühlen der Dankbarkeit zogen die befreiten Christen von nah und fern zu den Ruhestätten Derjenigen hinab, welche ihr Blut für die Ankunft der Freiheit vergossen und mit diesem wie mit unzerstörlichem Kitt zur Festigung der Kirche beigetragen hatten, so daß endlich alle Macht des Heidenthums zerschmettert vor ihr zusammengesunken war.

Einige Zeit lang fanden noch die Begräbnisse in den Katakomben statt, wurden aber allmählig seltener und hörten endlich ganz auf, wozu zum Theile die große Ehrfurcht vor den Martyrern, die dort ruhten, selbst beitrug, wie z. B. vom Papste Damasus (gest. 384) seine Grabschrift berichtet, daß er vor dem Gedanken, sich in die Gesellschaft der Heiligen einzudrängen, zurückschauderte. Auch das heil. Meßopfer wurde noch über den Gräbern dargebracht und zur Bequemlichkeit des beiwohnenden Volkes fast überall ein theilweiser Umbau, vorzüglich Anbringen von Treppen und Oeffnungen für Licht und frische Luft, vorgenommen. Bald aber erhoben sich über den vorzüglichsten Katakomben eigene Kirchen, Basiliken nach damaliger Bauart, so daß der Hochaltar über das Hauptgrab zu stehen kam und bequeme Gänge zu demselben hinabführten. Damals war es noch nicht gestattet, von der Leiche eines Heiligen selbst Theile herauszunehmen; man mußte sich mit der Berührung derselben mit Tüchern und Schärpen durch angebrachte Oeffnungen und mit Theilchen von dem Oele der vor den Gräbern brennenden Lampen begnügen. Daß aber durch den allgemeinen Besuch viele und gerade die bedeutenderen Katakomben auch mancherlei Zerstörung sowohl in ihren baulichen Verhältnissen, als auch in ihrem Inhalte ungeachtet der Verbote erfahren mußten, bedarf keiner näheren Andeutung. Andere kamen mehr aus dem Grunde in Verfall, daß die darin ruhenden Leichen der vorzüglicheren Martyrer aus den bisherigen Gräbern erhoben und in Kirchen beigesetzt

wurden, wozu besonders die seit der Völkerwanderung öfter wiederkehrenden Einfälle barbarischer Völker die Päpste bewogen. Dieses erfolgte in größerem Maße, als um 760 die Longobarden in der Hoffnung, daselbst verborgene Schätze zu finden, viele Katakomben durchwühlt und vielfach zerstört hatten. Der Besuch der ehrwürdigen Räume beschränkte sich so immer mehr; noch am Anfange des 12. Jahrhunderts vernehmen wir von Prozessionen, die am Charfreitage zu den Katakomben zu ziehen pflegten; bald darauf aber ist jede Nachricht von diesen verklungen und fast gänzliche Vergessenheit bedeckt sie. Viel trugen hiezu noch die Entfernung des päpstlichen Sitzes von Rom nach Avignon in Frankreich (1309 bis 1378) und die wilden Parteikämpfe, welche den Adel und das Volk längere Zeit hindurch fast völlig beherrschten und von der Pflege des Heiligen abhielten, bei.

Erst am Ende des 16. Jahrhunderts drang wieder das Licht der Forschung in die langvergessenen Räume durch das Verdienst des gelehrten Advokaten Antonio Bosio, geboren auf der Insel Malta. Es war ein überaus glückliches Ereigniß, daß gerade zu der Zeit des Aufenthaltes dieses für das christliche Alterthum hochbegeisterten und zur Aufhellung desselben rastlos thätigen Mannes in Rom eine Strecke der Straße vor dem Salarischen Thore einsank und dadurch ein Theil von unten befindlichen Gängen mit Gräbern sichtbar wurde. Sogleich erkannte dieser, daß hier eine Katakombe offen liege, und ging mit höchster Freude an die Untersuchung derselben. Mit diesem Funde aber keineswegs zufrieden, studirte er jetzt fleißig alle alten Nachrichten, die nur immer über die Lage ähnlicher Grüfte Aufschluß zu geben vermochten und war so glücklich, eine Reihe von solchen zu entdecken, denen er ebenfalls seinen unermüdeten Fleiß zuwandte. Groß waren die Mühen des Gelehrten; oft trat ihm der Tod, wie zürnend über das kühne Eindringen in sein Gebiet, entgegen und ein paarmal schien der Untergang in dem Labyrinth der Gänge durch Verirrung unvermeidlich und zu den Leichen eine neue Leiche gewonnen; aber die Begeisterung und das Gottvertrauen verbannten die Entmuthigung und glücklich fand sich noch ein Ausweg ans Tageslicht. Oft blieb Bosio mit den gehörigen Lebensmitteln, Lichtern und Fadenknäueln zum Zurechtfinden in den Kreuzungen und Windungen, ganze Tage und Nächte ununterbrochen mit Messen, Zeichnen und Schreiben beschäftigt, in dem Raum voll Moder und schwüler Luft, um dann, mit reicher Beute zurückkehrend, in stiller Studirstube zu sichten und zu ordnen. Seine derartige, von den Päpsten entschieden unterstützte Thätigkeit umfaßte den bedeutenden Zeitraum von 33 Jahren (1567 bis 1600) und die großartigen Resultate derselben gab ein umfangreiches, aber erst dreißig Jahre nach seinem Tode edirtes Werk „Roma sotterranea“ (das unterirdische Rom) der gelehrten Welt kund. Auf der von Bosio eröffneten Bahn schritten gleichbegeisterte Alterthumsfreunde rüstig weiter und die Päpste förderten das doppelt, um des geschichtlichen

wie des religiösen Werthes willen interessante Werk mit ungemindertem Eifer. Bald nach der Wiederauffindung benützte man die Katakomben als Fundgrube von Reliquien für Kirchen aller katholischen Länder, und diese Ausbeutung gewann einen solchen Umfang, daß spätere Päpste Einhalt gebieten mußten und Papst Clemens XII. i. J. 1672 die sämmtlichen Grüfte der Aufsicht des Cardinalvicars von Rom, ohne dessen Bewilligung nichts mehr aus diesen genommen werden sollte, übergab. Ueberaus große Verdienste um wissenschaftliche Erforschung dieser Räume haben namentlich Papst Gregor XVI. (1831 bis 1846) und vor allen andern der jetzt regierende Papst Pius IX. Letzterer vertraute die in weitester Ausdehnung angeordnete Untersuchung einer eigenen, aus Geistlichen und Laien, Männern von erprobten Kenntnissen, gebildeten Commission für christliches Alterthum an und fördert die Arbeiten derselben durch persönliches Interesse wie durch Beischaffung aller nur immer dazu erschwinglichen Geldmittel. Von großem Werthe in Betreff der jetzt fortgeführten Forschungen ist der Umstand, daß von dem Aufgefundenen nichts entfernt werden darf, sondern an Ort und Stelle zu bleiben hat, alles Ruinöse wieder in bessern Zustand gebracht und so die Katakomben möglichst in ihrer früheren Beschaffenheit wieder hergestellt werden. — Mögen diese ehrwürdigen Stätten der christlichen Glaubenstreue und Opferfreudigkeit in Allen, denen das Glück des wirklichen Besuches gegönnt ist, oder die sie nur in geistiger Vergegenwärtigung betrachten, nicht blos geschichtliches Interesse, sondern auch in viel höherer Bedeutung den Entschluß zu Nachahmung der in ihnen bewährten Treue und Liebe erwecken.

---

2) Pompeji.

(Von Dr. Katte.)

Unter einem milden tiefblauen Himmel breitet sich der Golf von Neapel aus, und in seinen Fluthen spiegeln sich die Paläste dieser stolzen Stadt, der villenreiche Posilyp, die viel besungenen Gestade von Portici und das entzückend gelegene Sorent. Weit entfernt, daß diese glücklichen Fluren der vernichtende Hauch des Winters träfe — es beugt sich gerade um den Beginn des Jahres, wo unsere Natur todt und erstarrt ist, der immergrüne Orangenbaum unter der Last seiner Früchte, die Rose entfaltet ihre Knospen und ihren Duft und über ihnen breiten Pinien und Palmen ihre prächtigen Kronen aus.

Aber unter den Reizen, welche die Natur ausgesucht und hier aufgehäuft hat, hat sie auch ihre Schrecken verborgen, und wenn die mit Rebengeländen und malerischen Dörfern bedeckten Abhänge des Vesuv diesem schönsten Landschaftsbilde der Erde seinen charakteristischen Hintergrund und seine Vollendung geben, so sind sie auch die Straße, auf wel-

cher das Verderben mehr als einmal hergeschritten ist und herschreiten wird, und zwar in einer Weise, wie an Schauer und Grausen die Natur wenige Beispiele aufzuweisen hat.

Um Christi Geburt blühten die Städte Herkulanum, Pompeji und Stabiä, welche am Fuße des Vesuv gelegen, den Golf einsäumten. Man ahnte nicht die Gefährlichkeit des Nachbars, und hielt vielmehr seine einstmalige Thätigkeit, welche man damals nur aus seiner vulkanischen Umgebung erschließen konnte, als für alle Zeiten erloschen. Der landschaftliche Reiz, welcher diese Gegend beglückte, lockte reiche Müßiggänger, Freunde der Natur und von dem Treiben des öffentlichen Lebens Ermüdete an, und Landhäuser und Prachtgärten bedeckten die Gefilde; die für den Handel günstige Lage der Orte bereicherte sie, und da mit dem Reichthum Luxus und Sinnlichkeit einzieht, so wurden diese Städte, obgleich an Größe nur Landstädte, der Sitz der Behäbigkeit und des Wohllebens. Da begannen die Tage des Unheils. Im Jahre 63 nach Christus erwachten die unheimlichen Kräfte des Vesuv aus ihrem vielleicht tausendjährigen Schlaf und eine Erderschütterung richtete große Verheerungen an. Kaum aber waren die Schrecken vergessen und der Schaden ausgebessert, als im Jahre 79 die drei unglücklichen Städte in wenig Stunden unter Strömen von geschmolzenen Steinen, Asche und Wasser, welche der Vesuv ergoß, ihr Grab fanden. Eine dunkle Sage der Landleute von einer verschütteten Stadt und Notizen gleichzeitiger Schriftsteller — von denen der ältere Plinius, das Ereigniß beobachtend und aufzeichnend, bei Stabiä um's Leben kam — waren der einzige Rest von dem Verschwundenen, indessen auf dem haus- und thurmhohen Grabhügel Pflanzen, Thiere und Menschen in einer langen Reihe von Generationen kamen und gingen, nicht ahnend, welche Herrlichkeiten sie mit Füßen träten.

Erst dem Anfang des 18. Jahrhunderts war es vorbehalten, in diese Geheimnisse mit Verständniß einzudringen, nachdem allerdings schon am Ende des 17. zufällige und unverstandene Ausgrabungen stattgefunden hatten. Der Prinz von Elbeuf kam nämlich beim Graben eines Brunnens in einer anzulegenden Villa, nachdem man eine tiefe Lavaschicht durchdrungen hatte, auf das später ausgegrabene Theater zu Herkulanum, wo man unter Anderm eine Inschrift fand, welche den Fundort als das alte Herkulanum mit Bestimmtheit bezeichnete. Durch die weiteren glücklichen Funde an dieser Stelle aufgemuntert, wurden auch in Pompeji die schon früher begonnenen Ausgrabungen mit mehr Plan fortgesetzt, und gediehen inzwischen, namentlich unter der Regierung Murats und seit Constituirung des Königreichs Italien dahin, daß jetzt beinahe der dritte Theil der Stadt zu Tage liegt. Die pompejanischen Ausgrabungen sind deßhalb die umfangreichsten, weil einerseits die Verschüttung nicht tief ist, und fast nirgends mehr als 15 Fuß beträgt, andererseits die verschüttenden Massen nur in Asche bestehen und daher leicht

entfernbar sind. Anders ist es in Herkulanum, welches, oft 100 Fuß von Auswurfsmassen des Vesuvs überdeckt, von einem tiefen Strom geschmolzenen Gesteins überschwemmt wurde, der nach seinem Erkalten in der Weise verhärtete, daß mit Meißel und Hammer nur kleine Stücke entfernbar sind. Außerdem liegen auf dem Schutt, welcher Herkulanum bedeckt, die Städte Resina und Portici, welche zum Einsturz kommen müßten, soferne man ausgebreitete Aushöhlungen ihres Bodens vornehmen wollte. Die bis jetzt vorgenommene bedeutendste Aushöhlung, durch welche das Theater von Herkulanum zugängig gemacht wurde, liegt unter der Hauptstraße von Resina und der die Ausgrabung Besichtigende hört die Wagen über seinem Haupte rasseln. Der Reisende gelangt von Neapel aus mit der Eisenbahn, welche sich hart am Strande und meist mit Mühe zwischen den Häusern von Neapel, Portici, Resina, Torre del Graeco und Annunziata hindurchwindet, beiläufig in einer Stunde nach dem Bahnhof von Pompeji. Ein hoher Erdwall, gebildet durch den hinweggeräumten Schutt, verbirgt es dem Blick, bis man ihn überschritten und nach Bezahlung von 2 Franken Eintrittsgebühr eine Barriere passirt hat. Man befindet sich dann an der südöstlichen Seite der Stadt, von wo der Tourist gewöhnlich seine Umschau beginnt. Zur bessern Orientirung denken wir uns aber von Neapel kommend, und auf der verschütteten Straße, welche von Herkulanum nach Pompeji führte, uns Pompeji auf etliche Hundert Schritte annähernd. In diesem Falle befinden wir uns in der ausgegrabenen Gräberstraße und haben vor uns das Thor von Herkulanum und uns zur Rechten das Haus des Diomedes.

Bevor wir jedoch unsern Umgang in Pompeji halten, erinnern wir uns an einige allgemeine Charaktere dieser Stadt, die uns am auffallendsten entgegentreten.

Die Straßen sind gerade, aber sehr eng und sammt den beiden Fußwegen höchstens 20 und etliche Fuß breit, so daß darin nur ein Wagen fahren kann. Die engen Straßen zog man, wie dieß in Italien so häufig der Fall ist, des Schattens und der Kühle wegen vor. Die Fahrstraße ist mit Lavaplatten gepflastert, und in ihnen sieht man die tiefen Spuren der Wagenräder; die Gehwege zu beiden Seiten der Fahrstraße sind beträchtlich über diese erhöht und sorgfältig erhalten; wo sie durch kreuzende Straßen unterbrochen werden, sind auf den Fahrwegen Steinwürfel aufgestellt, auf welchen man zum jenseitigen Fußweg schreitet, ohne die Fahrstraße zu berühren. An solchen Kreuzungen, die in der Regel unter einem rechten Winkel stattfinden, stehen gewöhnlich Brunnen.

Die Häuser sind klein, von außen unansehnlich und gewöhnlich ein-, selten zwei- oder dreistöckig. Nach der Straße zu ohne, oder wenigstens ohne große Fenster, erhalten sie ihr Licht von freien Plätzen, welche in der Mitte der Häuser sich befinden, und um welche die Gemächer herumliegen. Durch eine geräumige Halle, auf deren beiden Seiten sich

meist Verkaufslokale gegen die Straße hin öffnen, gelangt man in den Hof, in dessen Mitte ein flacher, marmorner Behälter im Boden versenkt ist, worin sich das Regenwasser sammelt und abläuft. Diesen Hof begrenzen von vier Seiten Gemächer, unter denen dasjenige, welches von der Straße aus durch die Vorhalle hindurch den Blick begrenzt, mit besonderem Schmucke versehen und zum Empfang für Gäste und für festliche Gelegenheiten bestimmt war. Bis hieher hatte Jedermann Zutritt und man kann daher diesen Theil des Hauses auch den öffentlichen heißen.

Hinter diesem Empfangssalon begann der private Theil des Hauses — die Familienwohnung. Um einen viereckigen freien Platz, der gewöhnlich länger war als der erste Hof, lagen Schlafzimmer, Speisezimmer — eines für die kalte und eines für die warme Jahreszeit — Küche, Badezimmer, Conversationslokale für die Familie und andere Räume zum häuslichen Gebrauche herum. Das gegen den freien Platz weit vorspringende Dach war gewöhnlich von geschmackvollen Säulen getragen, und es entstand so eine Säulenhalle, die ein liebliches Gärtchen einschloß, welchem ein Springbrunnen mit Fischbehälter, Marmorgruppen und andere Erzeugnisse der bildenden Kunst erhöhten Reiz verliehen. Nach rückwärts schloß das Haus mit einem schattigen Laubgange, vor welchem der Garten lag.

So schlicht und kahl von Außen, so geschmackvoll und zierlich geschmückt waren die Häuser im Innern. Der Fußboden war Mosaik, von dem sich die Säulen der meist im dorischen Styl gebauten Hallen und das saftige Grün der Gartenanlagen beim Durchblick von der Straße trefflich abhoben.

Dabei waren alle Wände mit jener Art von Malerei geschmückt, welche unter dem Namen der pompejanischen bekannt, und wegen der glücklichen Zusammenstellung der Farben und der Anmuth der Formen und Verzierungen der Gegenstand der Bewunderung und des Studiums unserer Kunstkenner geworden ist.

An Hausgeräthen aller Art haben die Ausgrabungen die reichste Ausbeute ergeben. Sie beweisen eines Theils, daß von der Hauptform derselben und der Art, davon Gebrauch zu machen, die jetzigen Umwohner des Vesuvs um nichts abgewichen sind, und andern Theils beweisen sie den ausgebildeten Sinn der Pompejaner für schöne Formen und das Bedürfniß, das alltäglichste Geräth mit einem sinnreichen Schmuck zu versehen. Das königliche Museum in Neapel bewahrt in der Abtheilung der kleinen Bronzen über 15,000 ausgegrabene derartige Gegenstände: Pfannen, Casserole, Wasserbehälter und andere Küchengeräthe; Waagen mit Gewichten, ganz ähnlich den noch jetzt gebräuchlichen; Lampen für 1, 2, 3 und mehr Dochte in den anmuthigsten Formen; wunderschöne Tempelgeräthschaften, Götterbilder, Candelaber, Opfermesser, Vasen, einen herrlichen Dreifuß; Ackergeräthe, Waffen, musikalische und chirurgische Instrumente, Tinte, Griffel, Federn aus Cedernholz; Instrumente für

Putz und weibliche Arbeit, Nadel, Scheeren. Höchst geschmackvoll und kunstreich sind die ausgegrabenen Schmucksachen: Fingerringe, Ohrgehänge, geschnittene Edelsteine, Spiegel und sonstiges Gold- und Silbergeschirr in reicher Auswahl.

Wir hatten uns, um einige sehenswürdige Lokalitäten von Pompeji genauer anzusehen, in die Gräberstraße begeben und treten jetzt in die Villa des Diomedes ein.

Dieses Haus gehörte zu den größten und reichsten, und gewährte besonders von der am Garten befindlichen Terrasse einen herrlichen Blick über's Meer. An der Gartenthür, welche den Ausgang zum nahen Meer verschließt, fand man zwei menschliche Skelette: vermuthlich der Besitzer des Hauses — Diomedes — kenntlich durch einen goldenen Ring, und ein Sklave. Diomedes war wohl im Begriffe, sich und seine Schätze — einen Sack Silber- und Goldmünzen nebst kostbaren Gefäßen, die neben den beiden Skeletten aufgefunden wurden, auf's Meer zu retten, als er mit seinem Begleiter durch den Aschenregen hier den Tod fand. Im Keller dieses Hauses, wo noch ganze Reihen von Weingefäßen stehen, fand man 19 neben einander gekauerte Skelette, vielleicht Dienstleute, welche vor dem Aschenregen hieher flüchteten und erstickten. Ein Weib, welches mit seiner Brust an eine Wand zu liegen kam, drückte die Form derselben in die nasse Asche, womit die Wand überzogen wurde, und dieser erhärtete Abdruck ist noch sichtbar. Unter den Skeletten lag eines mit Goldschmuck reich verziert neben zwei Kindern, und in ihnen glaubt man die Frau des Diomedes mit ihren Kindern zu erkennen.

Dem Hause gegenüber an der Straße ist die Familiengrabstätte des Diomedes.

Etwas weiter gegen das Stadtthor zu, links an der Straße, liegt das Gasthaus für Landleute, welche nicht in der Stadt übernachten durften. Hier fand man fünf Skelette, von denen zwei im Todeskampf sich umarmt hielten, und so ausgegraben wurden.

Vor dem Herculanischen Thor fand man ein Wachthaus und dabei ein Skelett mit Stahlhaube und Waffen — wohl die Schildwache, welche als braver Soldat auf dem Posten starb.

Das Herculanische Thor, durch welches wir in die Stadt eintreten, hat drei Eingänge: zwei seitliche für die Fußgänger und einen mittleren breiten für das Fuhrwerk.

Im Hause des Chirurgen fand man 40 chirurgische Instrumente, und im Zollhaus Waagen und Gewichte, sowie zwei Menschenskelette auf Pferdegerippen, welche letztere noch Glocken um den Hals hatten.

Das Haus des Sallustius, wie die vorigen auf der linken Seite vom Thor her, ist eines der größten in dieser Straße. Es hatte gegen die Straße hin offene Räume mit Gestellen für Wein, Oel und Aehnlichem, und man schließt daraus, daß es ein öffentliches Speisehaus gewesen sei. Auf beiden Seiten waren Backhäuser mit Kornmühlen und

Backöfen, in deren einem man Brode fand, welche im Museum zu Neapel aufbewahrt werden. Unmittelbar am Hause wurden mehrere Skelette ausgegraben, darunter eines mit Schmuck und Geld versehen — vielleicht die mit ihren Dienerinnen fliehende Hausfrau.

Das Haus des dramatischen Dichters ist eines der elegantesten und berühmt wegen seiner herrlichen Wandgemälde, unter denen das, den Abschied des Achilles von der Briseis darstellende, das vorzüglichste ist. Am Eingang dieses Hauses ist auf dem Mosaikfußboden ein Hund abgebildet mit den Worten: „Cave canem!“ (Nimm dich in Acht vor dem Hund!), genau in der Weise, wie es in dem von König Ludwig I. erbauten pompejanischen Hause in Aschaffenburg zu sehen ist.

Gegenüber diesem Hause sind die öffentlichen Bäder, sehr geschmackvoll mit Malereien und Stuckarbeiten geziert.

Das Haus des Castor und Pollux hat dem pompejanischen Hause in Aschaffenburg zum Vorbilde gedient. Es ist wohl das prächtigste der Stadt, sowohl durch seine Façade, sowie besonders durch seine vielen trefflichen Wandmalereien im Innern.

Das Forum civile ist von drei Seiten von (früher bedeckten) Säulenhallen umgeben, wodurch ein 170 Ellen langer und 40 Ellen breiter freier Platz eingeschlossen wird. Unter den Säulenhallen stehen Piedestale, welche seiner Zeit Statuen ausgezeichneter Bürger trugen. An seiner schmalen Nordseite steht der Tempel des Jupiter, dessen kolossalen Kopf man hier gefunden. Auf einer prächtigen Treppe stieg man von der Ebene des Forums zu seiner mit korynthischen Säulen geschmückten Vorhalle empor. Diese Räume mußten ehemals einen imposanten Eindruck gemacht haben.

Außer dem Forum civile sind bis jetzt noch drei weitere Marktplätze freigelegt.

Unter den Tempeln sind zu nennen: Die fälschlich sogenannte Basilika, der Tempel des Romulus, des Herkules und der Isis. Letzterer, sehr wohl erhalten, war eine reiche Fundgrube von auf den Tempeldienst der Isis bezüglichen Gegenständen. Hier fand man auch Brod, Wein, Hühnerfüße, Fischgräten und ein Menschenskelett mit dem Opfermesser in der Hand.

Von Theatern kennt man bis jetzt drei. Das Theater für Trauerspiele, 70 Ellen breit und eben so tief, faßt 5000 Zuschauer. Man sieht noch deutlich den Platz für die Bühne, für den Vorhang, das Orchester und die für die einzelnen Rangklassen der Zuschauer bestimmten Plätze. Unmittelbar anstoßend ist

das Komödientheater, blos für 1600 Zuschauer.

Das Amphitheater, am östlichen Ende der Stadt und ganz isolirt von den übrigen Ausgrabungen, ist eines der besterhaltenen und schönsten Baudenkmale des Alterthums. Es ist ovalrund und vermag in 30 Sitzreihen, welche sich treppenfömig von der Arena aus nach oben

ziehen, 20,000 Zuschauer aufzunehmen. Diese Sitzreihen waren durch Barrieren für die verschiedenen Stände abgetheilt, so daß zunächst der Arena, wo die Fechterspiele und Thierkämpfe stattfanden, die höchsten Beamten, Magistratspersonen, Priester und Priesterinen; in dem zweiten Range Soldaten und Kaufleute, und im dritten die übrigen Bürger ihre Sitze hatten. Unter den Sitzen waren gewölbte Räume, von denen die gegen die Arena zu gelegenen zum Aufenthalt der wilden Thiere und für die Fechter bestimmt waren, und Ausgänge gegen den Kampfplatz hatten. Ein eigener Gang war bestimmt zum Wegtragen der im Kampfe Gefallenen.

Die Ausgrabungen werden unter der neuen Regierung mit dem regsten Eifer fortgesetzt. Für ein sachverständiges Vorgehen bürgt der Name des dieselben leitenden Directors Fiorelli, eines Mannes von ausgebreiteter Sachkenntniß. Wie viel noch zu erwarten steht, dafür gibt jede neue Woche den Beweis; und wenn nichts weiter entdeckt würde, als das schon Vorhandene, so würde dieses allein einen ausgebreiteteren Aufschluß gewähren über die Sitten und Gebräuche der alten italienischen Völkerschaften, als alle auf uns gekommenen Bücher ihrer Schriftsteller.

---

3. Das geistliche Schauspiel des Mittelalters.

(Von Prof. Dr. Brunner.)

Man findet in unserer Zeit fast allgemein die Ansicht verbreitet, daß der Einfluß des kirchlichen Lebens von jeher nur auf den Kreis beschränkt gewesen sei, welchen er jetzt einnimmt, niemals aber etwas anderes, als was unmittelbar nur zur Religion, zur Heiligung des Lebens und zu dessen Heranbildung für die Ewigkeit gehört, in sein Bereich gezogen und sorgsam gepflegt habe. Findet sich diese Beschränkung der Wirksamkeit des kirchlichen Lebens für die ganze Zeit seines Bestehens bei solchen, welchen ein weiterer Rückblick in die Vergangenheit und in den Entwicklungsgang des gesellschaftlichen Lebens gestattet ist, entweder in dem Schweigen über jedes weitere Verdienst außer dem im rein Religiösen oder in bestimmten Aussprüchen kundgegebenen, so ist sie in Anbetracht der Klarheit und der Menge von unverkennbaren Beweisen für das Gegentheil nur als absichtliche Verheimlichung oder Verleugnung zu bezeichnen; während sie bei denen, welchen der Zwang der Verhältnisse einen tieferen Einblick in das geistige Leben und Schaffen im Laufe der Zeiten nicht gestattet, nur in Unwissenheit gründet und um so weniger als Schuld angerechnet werden kann, als in manchem Gebiete der geistigen Thätigkeit, sowie es jetzt sich darstellt, von Allem, was auf kirchlichen Einfluß in früherer Zeit deuten könnte, nichts sichtbar ist, ja im Gegentheile nicht selten ein entschiedener Widerwillen und selbst Haß

gegen die christlichen Elemente sich offenbart. Das Wahre, von der Geschichte unwidersprechlich Bezeugte ist, daß wir der Kirche nicht blos die Regelung und Leitung des religiösen Lebens, sondern auch Ordnung und Veredlung des weltlichen verdanken; daß die Wirksamkeit derselben nicht blos auf das, was unmittelbar in Beziehung zur Ewigkeit, dem größten und letzten Erdenziele, steht, beschränkt war, sondern auch die Verschönerung des Irdischen als hohe, wenn auch untergeordnete Aufgabe erkannte und unermüdet zu lösen suchte; und daß endlich diese Kirche es war, die die Künste und Wissenschaften nach der Erstarrung, in welche dieselben beim Untergange der alten Welt gerathen waren, vielfach wieder erweckte, ausbildete, ja zeitweise ausschließlich pflegte.

Die Wahrheit dieses Satzes soll hier nicht im Allgemeinen, was eine übermäßige Ausführung erfordern würde, sondern nur in Bezug auf eine einzelne Kunst, bei welcher irgend ein Einfluß des kirchlichen Lebens ferner, als bei andern, zu stehen scheint, die dramatische, die des Schauspiels, wenn auch nur in Kürze, so doch nach Möglichkeit die Hauptzüge umfassend, nachgewiesen werden, was dem Zwecke dieser Blätter, auch dem nicht wissenschaftlich Gebildeten die Geschichte, die Entstehung und Entwicklung dieses Gegenstandes zur übersichtlichen Kenntniß zu bringen, wohl entsprechen mag.

In dem gebildeten Kreise des vorchristlichen Alterthums, und zumal im Centrum desselben, in Griechenland, hatte die dramatische Kunst, welche als die lebendigste, wie keine andere, alle Kräfte des Geistes und Herzens zu ergreifen und zu fesseln vermag, und deßhalb für die Bildung beider von vorzüglichem Einflusse ist, aus dem religiösen Cultus ihren Anfang genommen, indem man zuerst an den Festen des Dionysios (Bacchus) nicht blos Preisgesänge in wechselnden Chören und mit Begleitung des Tanzes vortrug, sondern auch einzelne Stücke aus dem Leben des Gottes mit Rede und Handlung darzustellen versuchte. Bald hatte die neue Kunst auch aus dem gewöhnlichen Leben die Stoffe für ihre Bildungen genommen, dann, wie Alles in der Welt, ihr allmäliges Wachsthum bis zu hoher Vollkommenheit und sodann wieder ihren beschleunigten Rückgang gehabt und war zur weitesten Ausbreitung gekommen, so daß sie dem griechischen wie römischen Volke als unentbehrlich und als der höchste Reiz des Lebens galt. Aber mit der alten, durch die Herrschaft des blos sinnlichen Strebens wie durch Fiebergluth entkräfteten Welt ging auch die dramatische Kunst zu Grunde; die Theater waren zuletzt Orte der ausgelassensten Sittenlosigkeit und der Verhöhnung alles Heiligen geworden, und mußten besonders den Empfängern und Trägern des neuen erlösten Lebens, den Christen, deren ernste Weltanschauung überhaupt nicht mit Spiel und Scherz sich vertrug, ein Gegenstand des Abscheues sein. Doch fanden hervorragende Erzeugnisse der dramatischen Kunst, griechische wie römische, in den Zeiten der all-

gemeinen Umwälzung, da auf dem Ruine der alten Welt die neue aus jugendlichenund lebens frischen, meist germanischen Elementen sich erhob, Rettung vom Untergange und sichere Verborgenheit in den Klöstern, und bald mag der Reiz, den ihre Lektüre bot, auch zu Versuchen der Nachbildung und selbst zum Zwecke der Aufführung gedrängt haben. Namentlich waren es die Lustspiele des Terentius (gest. 159 v. Chr.), die aus der Verborgenheit traten und gerne gelesen, ja selbst dargestellt wurden. Weil aber der frivole Ton, der in diesen herrschte, und der arglos dargestellte Wandel leichtfertiger Frauen einen schroffen Gegensatz zu dem Geiste der christlichen Reinheit und der erhabenen Vorstellung von der Heiligkeit der Ehe bildete, so war solche Bekanntschaft mit den reizenden, aber gefährlichen Stücken den Wachsamen unter den Christen ein Gräuel und veranlaßte um das Jahr 970 eine Nonne im sächsischen Kloster Gandersheim, die gelehrte Hroswitha, zu dem bewundernswerthen Entschlusse, der Gefahr durch eine neue, in der Form ähnliche, aber im Inhalte völlig verschiedene Lektüre abwehrend zu begegnen. Sechs Comödien, welche, dem christlichen Leben entnommen, den Sieg der Jungfräulichkeit über die Künste der Verführung, die Heldenstärke des Marterthums und die Rückkehr von der Sünde zur Tugend schildern, schenkte die geweihte Dichterin, eine bewunderswerthe Erscheinung ihrer Zeit, zunächst dem Kreise ihrer Schwestern und dann wohl auch dem weiteren in der Verbreitung außer den Klostermauern. Nach langer Vergessenheit wurden diese kostbaren Reste der Vergangenheit vor 300 Jahren in der jetzt in München befindlichen, bisher einzigen Abschrift wieder entdeckt und durch Druck bekannt gemacht. Diese neue Thätigkeit auf dem Gebiete der dramatischen Kunst blieb aber vereinzelt, und vermochte kein Wiederbeleben derselben zu bewirken, wie denn auch die ihr angehörigen Reste des heidnischen Alterthums, an denen man eben erst Wohlgefallen gefunden hatte, bald wieder vergessen und in den Bücherschränken der Klöster verborgen wurden.

Neben diesen aus Griechenland und Rom stammenden Erzeugnissen der Kunst hatten sich auch aus dem germanischen Heidenthum einzelne dramatische Reste ins Christenthum herübergeflüchtet und, indem sie diesem sich einigermaßen anschmiegten und zumal die heidnischen Götternamen denen von christlichen Heiligen wichen, am Leben erhalten. Die Kirche hinderte in richtiger Beurtheilung des Volkslebens mit seiner Zähigkeit im Festhalten alter Sprüche, Lieder, Sagen und Gebräuche dieses Beibehalten, wo es immer nach der erfolgten Verhüllung in das christliche Gewand unschädlich erschien, nicht. Sie wußte wohl, daß eine alles von der heidnischen Anschauung noch Uebrige ohne jeden Versuch der Umbildung schonungslos ausrottende Strenge gegen sie nur Abneigung, statt kindliches Zutrauen, erweckt haben würde. Von solchen ursprünglich heidnischen dramatischen Scenen seien hier nur die bekannten Kampfspiele von Winter und Sommer, das Austreiben des ersteren und das

Einholen und Begrüßen des letzteren, dann die bei der Erndte und Weinlese hie und da noch stattfindenden Lustbarkeiten, die im sogenannten Wasservogel und der Drescherin noch fortlebende Naturfeier u. s. w. genannt. Diese Darstellungen waren aber mehr komischen Inhalts und gaben wenigstens zum Theile Veranlassung zur Comödie, zum Lustspiele. Diese Art der dramatischen Kunst war ohne Zweifel schon lange vor dem Erheben des eigentlichen ernsten Schauspieles in Deutschland verbreitet. So ergingen schon bald nach der Zeit des Kaisers Karl des Großen Verbote, daß Schauspieler in kirchlichen Kleidern auftreten, auch zeugt dafür die Aufzeichnung, daß Kaiser Heinrich III. im Jahre 1043 die zu seiner Vermählung nach Ingelheim in großer Zahl erschienenen Gaukler und Schauspieler ohne Zehrung abgewiesen habe. Solche Künstler, die kaum diesen Namen verdienten, wurden als ehr- und rechtslos angesehen; bei ihrem Tode fiel, was sich an Habe fand, der Obrigkeit anheim, und schon aus dieser niedrigen Behandlung ist erkennbar, daß die Kunst, welche solche Menschen trieben, ebenfalls nicht in Achtung stand und einer Entwicklung zu höheren ernsten Bildungen unfähig war.

Das echte, ernsthafte Drama der christlichen Welt nahm einen von den bisher besprochenen Kundgebungen des dramatischen Lebens verschiedenen Anfang. Wie das des Alterthums aus dem religiösen Cultus, so entwickelte sich auch dieses aus dem kirchlichen Leben. — Es kann das rein Geistige und sein Ausdruck in der einfachsten Offenbarung des Wortes allein zur Belehrung und Bildung des Menschen, zur Gewinnung seines Erkennens, Wollens und Fühlens für das Wahre und Gute nicht genügen. Weil dieser auch der Sinnlichkeit angehört, so muß er auch von dieser Seite erfaßt und gelenkt werden, müssen auch auf seine Sinne die diesen entsprechenden Kräfte wirken, wenn er im Ganzen für eine Aufgabe seines Lebens gewonnen werden soll. So ließ die Kirche schon frühzeitig durch Tonkunst und Malerei, ja selbst noch im Dunkel der Katakomben, die Gläubigen auch sinnlich erfassen und zu Gott erheben; und sobald sie nach langer Verstoßung endlich im 4. Jahrhundert die Freiheit erlangt hatte, berief sie die Baukunst, damit auch diese durch Vermittlung des Auges Geist und Herz zum Ewigen dränge und führe. Zuletzt blieb auch die dramatische Kunst nicht unbenützt, um dem Volke die heiligen Wahrheiten und Thatsachen des Christenthums durch Begleitung des Wortes mit den entsprechenden Geberden und Handlungen in der Wirklichkeit möglichst genäherter Weise vorzuführen und bleibend einzuprägen. Dieß war um so mehr von Nutzen, wenn Völker, die bis dahin das Geistige im Kindesalter ihrer Bildung nur je nach der Fülle der sinnlichen Formen und Darstellungen zu erfassen vermochten und denen jenes, je nach dem Maße des Abganges dieser, unverständlich blieb, in die Kirche eingetreten waren und in das Erfassen der höchsten Geheimnisse und zur Aufnahme derselben ins Leben geführt werden sollten.

So begann man die wichtigsten Thatsachen des Christenthums, um

dem bloßen Worte Nachdruck zu geben, der Weise, wie sie im Leben vorübergegangen waren, zu nähern. Dieß geschah zunächst wohl nur durch die Vertheilung der Reden mehrerer Personen, die in dem treffenden Abschnitte des Evangeliums enthalten waren, auf mehrere Vortragende, was durch die einfache Darstellung der evangelischen Berichte, die uns ohne kunstgerechte Form und Verbindung die Fragen und Antworten, Zweifel und Belehrungen und sonstigen Gespräche und Reden der verschiedensten Art so mittheilen, wie sie in Wirklichkeit erfolgten, selbst nahe gelegt und ohne bedeutende und störende, ja oft ohne jegliche Aenderung ermöglicht war.

So wurde schon frühzeitig die Passion in der Weise, in welcher wir sie noch gegenwärtig in den katholischen Kirchen vernehmen, vorgetragen, indem man nicht bloß die Worte Christi, sondern auch die der beim Leiden betheiligten Personen und dann die höhnenden Rufe des Volkes von der sie verbindenden Darstellung des Evangelisten trennt und gesondert singen läßt. Gleiches mag auch bald mit dem evangelischen Berichte von der Geburt des Heilandes und den an diese sich reihenden Begebnissen geschehen sein. Die dadurch erreichte Lebhaftigkeit des Vortrages und gewonnene Steigerung des Eindruckes auf die Zuhörer wurden in weiterer Fortbildung des dramatischen Elementes noch durch die dem Inhalte entsprechenden Handlungen, wie das Kommen und Gehen der heiligen Könige, das Darbieten der Opfergaben u. s. w. vermehrt. Der nächste Schritt von da führte zur Beigabe der besonderen persönlichen Unterscheidung und Kleidertracht. Es ist natürlich, daß dieser formellen dramatischen Entwicklung bald auch die des evangelischen Textes selbst folgte, und die Einfachheit desselben in dazukommenden Ausführungen, Reden und Liedern erweitert wurde.

Es entstanden so in Form und Inhalt entwickelte größere dramatische Darstellungen des Festereignisses, die anfänglich noch nur in lateinischer Sprache abgefaßt waren und von Priestern aufgeführt wurden. Von solchen Umbildungen des evangelischen Textes, die noch in der Kirche selbst und als ein Theil des Gottesdienstes dargestellt wurden, sind uns aus unserem Vaterlande und aus früher Zeit noch mehrere erhalten und in Dr. Hollands trefflicher Geschichte der altdeutschen Dichtkunst in Bayern, zu deren Abfassung der Wunsch unseres seligen, für Kunst und Wissenschaft begeisterten Königs Maximilian II. veranlaßte, ausführlicher besprochen. So ist in einer aus dem neunten Jahrhunderte stammenden Handschrift der bischöflichen Kirche in Freising noch die so behandelte Anbetung des göttlichen Kindes durch die drei Könige aufbewahrt. Wie aus dieser ersichtlich, zogen letztere in Reisekleidern von verschiedenen Theilen der Kirche, dem lichten Sterne folgend, dem Altare zu, küßten sich beim Begegnen und schritten dann vereinigt weiter. Nun mußten sie dem Herodes Rede stehen; diesem dann glücklich entkommen,

trafen sie die Hirten und endlich den neugebornen König selbst, vor dem sie sich niederwarfen und die Geschenke entbreiteten.

Gleicherweise erübrigt aus der genannten Kirche aus dem 11. Jahrhundert eine Darstellung des Kindermordes zu Bethlehem. Wohl auch frühe schon wurde die in gleicher Weise vergegenwärtigte Klage der Gottesmutter unter dem Kreuze, von welcher uns mehrere Arten noch erhalten sind, am Charfreitage dargestellt. Daran reihten sich die Grablegung und die Auferstehung in dramatischem Gewande. Letztere beschreibt der genannte Autor in folgender Weise: Nachdem das Bild des Gekreuzigten in weißes Linnen gelegt und ins heilige Grab getragen worden war, zogen in der Osternacht zwei oder drei Diacone mit der weißen Cappa und einem Humerale über dem Haupte bekleidet und jeder mit einem Weihrauchgefäße von seltsamer Form versehen, zur Grabesstätte hin. Sie stellten die heiligen Frauen vor, die am Ostermorgen das Grab unseres Herrn besuchten. Auf ihrem Hinwege sangen sie in feierlich ernster Haltung die Antiphon: „Wer wird uns den Stein von der Oeffnung des Grabes wegwälzen?" Indessen hatten zwei andere Kleriker, in Dalmatiken gekleidet und das Haupt mit dem Humerale verhüllt, das heilige Grab besetzt; sie stellten die Engel vor. Wie nun die Erstgenannten ihren Gesang vollendet, begannen zwischen Engeln und Frauen folgende Wechselgesänge:

Engel: Wen suchet ihr im Grabe, o Christinnen?

Frauen: Jesum, den gekreuzigten Nazarener, ihr Himmelsboten!

Engel: Er ist nicht mehr hier, Er ist auferstanden, wie Er es voraussagte. Gehet und verkündet es, daß Er auferstanden ist, Allelujah! Kommt und seht den Ort, wo der Herr hingelegt war, Allelujah, Allelujah!

Während der letzten Antiphon traten die drei Kleriker, welche die heiligen Frauen vorstellten, zu jener Stelle hin, wo das Bild des Leichnams gelegen, aber schon vor der Auferstehungsfeier entfernt worden war, und inzensirten den Ort; dann nahmen sie das Leintuch sammt den Rauchgefäßen und kehrten zum Chore zurück, mit halblauter Stimme singend: „Nun mögen die Juden sagen, auf welche Weise die Soldaten, die das Grab bewachten, den König verloren, da es mit einem Steine verschlossen war. Warum bewahrten sie den Fels der Gerechtigkeit nicht? Mögen sie entweder den Begrabenen zurückgeben oder mit uns den Auferstandenen anbeten und sprechen: Allelujah!" Zu den Jüngern Christi sich wendend, sangen sie ferner: „Wir kamen weinend zum Monumente und sahen einen Engel des Herrn, der da saß und sprach, daß Christus auferstanden sei." — Auf dieses erschien am Altare ein Priester in rothem Meßkleid, die Auferstehungsfahne in seiner Hand, den erstandenen Erlöser vorstellend, wie er sich den heiligen Frauen zu erkennen gab. Die ganze Feier schloß mit jubelnden Ostergesängen und dem Te Deum laudamus.

Mit dem Ueberschreiten des evangelischen Textes war der Grund für die reichste Entwicklung solcher dramatischer Darstellungen in Inhalt und Form gelegt. Man blieb bald nicht mehr bei dem Gegenstande des treffenden Festes allein, sondern reihte demselben andere, mit ihm in Verbindung stehende Handlungen im Leben Christi an und fügte, über das Gebiet des neuen Testamentes hinausschreitend, die auf diese bezüglichen Vorbilder aus dem alten bei. Das hatte aber für die weitere Entwicklung des religiösen Dramas bedeutende Folgen.

Für die früheren einfachen, der evangelischen Erzählung genau folgenden Darstellungen reichten noch wenige Personen aus und konnten aus dem Priesterstande allein, weil dergleichen Aufführungen auch nur in größern, meist in Klosterkirchen stattfanden, gewählt werden. Als aber der Umfang bedeutend zunahm und die Mannigfaltigkeit der Handlungen eine weit größere Zahl von Spielern erforderte, so genügten die vorfindlichen Geistlichen nicht mehr, sondern war die Beiziehung von Laien erforderlich. Damit trat aber der ehedem rein geistliche, gottesdienstliche Charakter solcher Darstellungen schon zurück. Dieß und die zeitliche Ausdehnung derselben veranlaßten auch die Trennung vom eigentlichen Gottesdienste und die von diesem gesonderte Aufführung meist am Nachmittage des kirchlichen Festes. Nun schloß sich das Gotteshaus selbst dem Spiele und dieses wurde auf dem Platze vor demselben oder auf dem Kirchhofe aufgeführt. Mit der wachsenden Dauer der Stücke mehrte sich das Verlangen nach Abwechslung, weil die tieferregte und durch die heiligen Handlungen beschäftigte Stimmung der Zuschauer in mehrstündigem Festhalten doch ermüden mußte und somit eine Erholung durch minder ergreifende, ja selbst heitere Scenen erwünscht schien. Einzelne komische Scenen begegnen uns schon in den älteren noch in der Kirche selbst stattfindenden Aufführungen, ja hie und da scheint eine solche anfänglich ganz harmlose Beimischung noch in dieser selbst zu einem höheren Grade der Unwürdigkeit und Entweihung des Heiligen nicht blos im Worte, sondern auch in Geberde und Kleidung sich gesteigert zu haben, da päpstliche und bischöfliche Verordnungen, die mit allem Nachdrucke dagegen eifern, noch vorhanden sind.

Von geistlichen Schauspielen, die bereits aus der Kirche entfernt, aber noch vorzugsweise in Händen des Clerus waren, verdient eines wegen seines Alters und Reichthums in Inhalt und Form, sowie wegen des Ortes seiner Entstehung und Aufführung vorzügliche Erwähnung. Es ist das sogenannte Osterspiel von der Ankunft und dem Untergang des Antichrist, welches, noch ganz in lateinischer Sprache, um das Jahr 1190 von den Mönchen in Tegernsee wahrscheinlich in Gegenwart des Kaisers Friedrichs I. des Rothbarts, vor der Kirche daselbst dargestellt wurde. Die ursprüngliche Einfachheit ist darin bereits verloren gegangen, der Inhalt zu einer beträchtlichen Zahl der verschiedensten der Zeit und dem Wesen nach weit von einander liegenden Handlungen an-

gewachsen, und selbst schon eine nicht unbedeutende Ausbildung der äußeren Ausstattung ersichtlich. Neben wirklichen Personen, Engeln, Kaiser und Papst, Königen verschiedener Reiche mit ihrem Gefolge u. s. w. erscheinen in reicher Zahl auch fingirte, wie die göttliche Barmherzigkeit und Gerechtigkeit, die Kirche, Juden- und Heidenthum und andere, in ihrem Vortrage mit Rede und Gesang wechselnd, darin. Es ist klar, daß dieses reiche Spiel, dessen nähere Ausführung sich bei Dr. Holland a. a. O. findet, auf eine schon lange vorausgegangene Uebung in der dramatischen Kunst schließen läßt.

Ein anderes aus dem Kloster Benediktbeuern aus nicht viel späterer Zeit stammendes Spiel vom Leiden Christi ist bemerkenswerth, weil es schon größtentheils deutsch abgefaßt ist und eine heitere Scene zwischen Magdalena, da sie vor ihrer Bekehrung noch ganz weltlichem Sinne huldigt, und einem seine Schminke und wohlriechenden Salben anpreisenden Krämer enthält. Von Weihnachtspielen sei hier nur eines erwähnt, welches im Kloster St. Gallen erhalten wurde und dessen weiter Umfang aus der bloßen Benennung des Inhaltes der einzelnen Auftritte sich ergeben mag: 1) die Propheten, 2) Vermählung Mariä, 3) Verkündigung, 4) Mariä Heimsuchung, 5) Christi Geburt, 6) die Töchter Sions, 7) die drei Könige zu Jerusalem, 8) diese und die Hirten, 9) Anbetung Christi durch die drei Könige, 10) Lichtmesse, 11) Anschlag zum Kindermorde, 12) Flucht nach Egypten. In diesem Spiele erscheint wieder eine Beimischung des Scherzhaften, durch eine lustige Person vertreten, welche, eine Art von Hofnarren, meist hinter dem Rücken des Herodes diesen wegen seiner Furcht und Eigensucht höhnt und lächerlich macht.

Von Spielen aus späterer Zeit, woran sich aber doch noch vorzugsweise der Clerus betheiligte, sei nur noch eines wegen seiner gewaltigen Folgen hier erwähnt. Es ist das von den klugen und thörichten Jungfrauen in Christi bekannter Parabel, welches die Predigermönche zu Eisenach in Verein mit ihren Schülern am Sonntage Misericordiä nach Ostern im Jahre 1322 in Gegenwart des Landgrafen Friedrich von Thüringen aufführten und das auf diesen einen so erschütternden Eindruck machte. Zu heiliger Freude wurde die Menge, die sich um die Bühne gesammelt hatte, erregt, als der Heiland im Geleite seiner Mutter und der Engelschaaren in höchster Glorie erschien und der Chor der klugen Jungfrauen ihn mit frohlockender Hymne begrüßte, dieser von Maria unter freundlichen Worten bekränzt wurde und sodann in den bekannten Ruf des Sanctus ausbrach, worauf die Engel jauchzend mit dem gloria et honor erwiederten. Hingegen fühlten sich alle unwiderstehlich von Schauder und Angst ergriffen, als darauf die thörichten Jungfrauen jammernd um die Aufnahme zum himmlischen Mahle flehten, bei des Heilands strenger Abwehr um Mariä Fürbitte riefen, aber immer nur die schreckliche Antwort vernahmen: „Ob Himmel und Erde vergehen,

meine Worte werden nicht vergehen"; als sie dann in wilder Verzweiflung Geburt und Eltern und das ganze Leben verfluchten und schließlich, ehe sie von den höhnenden Geistern der Hölle ergriffen wurden, mit furchtbar ernster Wendung zu den Zuschauern sich richteten und diese an die schreckliche, jedem geltende Bedeutung des Spieles mahnten. Beim Schlusse erscholl plötzlich durch die grauenvolle Stille ein Aufschrei einer Mannesstimme und ein gewaltiger Fall. Der Landgraf, der schon das ganze Spiel hindurch mit wachsendem Ernste der Entwicklung gefolgt war und häufig in einzelnen Rufen die innere Ergriffenheit geoffenbart hatte, war ohnmächtig, vom Schlage getroffen, vom Stuhle gesunken. Zwar erholte er sich wieder zum Bewußtsein, aber in düsteres Schweigen versunken, lebte er nur noch wenige Tage.

Nachdem einmal die Laien zu den religiösen Spielen als handelnde Personen beigezogen worden waren, nahm ihre Betheiligung dabei schnell zu und wurde allmälig eine ausschließliche. Es war ja natürlich, daß das Volk, sobald einmal die Geistlichen nicht mehr als einzig berechtigte Darsteller heiliger Personen sich geltend machten, sondern auch andere dieser Ehre gewürdigt wurden, und mit Glück auftraten, von dem neuen Rechte schnell und in weiter Ausdehnung Gebrauch machte, und das liebgewonnene Spiel, das man bisher oft in weiterer Entfernung, nur in einem Kloster oder an einer größeren Kirche zu schauen bekam, in der Heimath und im eigenen Kreise sich zu verschaffen suchte. Eine Menge von Gemeinden brachte eigene Spiele zur Aufführung, vorzüglich aber die Passion alljährlich in der Fastenzeit. War anfangs auch noch die Erbauung der Hauptzweck, so kam doch bald die Absicht des Eigennutzes hinzu und suchte die Vorstellung zu einer Quelle des Erwerbes zu machen, indem man möglichst viele Fremde herbeizuziehen trachtete. Man verband das Spiel mit den Jahrmärkten, damit beide gegenseitig sich die Zugkraft vermehrten. Daß aber schon durch diese Verbindung die ursprüngliche Bedeutung desselben verloren gehen mußte, da das Gewühle und die Zerstreuung des Marktes eine Erbauung vereitelte oder doch nicht andauernd und nachhaltig werden ließ, versteht sich von selbst. Dazu halfen aber noch andere Ursachen. Vorzüglich mußte man, zumal bei der großen Zahl ähnlicher Aufführungen, bestrebt sein, das Volk anzulocken und dessen Beifall vor andern zu gewinnen, wozu sich die Neuheit in der Darstellung als bestes Mittel anbot. So wich die ursprüngliche Einfachheit immer mehr und da man, wie nicht anders zu erwarten, bald vorzugsweise auf den Zweck der Unterhaltung und der Belustigung absah, so wurde das schon längst in die heiligen Spiele eingedrungene komische Element weit ausgebildet. Bisher als scherzhaft behandelte Scenen erhielten eine bedeutende Verlängerung. Dazu kam eine Menge von neuen, die man an die geringste Veranlassung, die der Inhalt nur immer zu bieten schien, meist mit unnatürlicher Gezwungenheit anknüpfte. Mit Vorliebe wurden die Teufel als komische Personen behandelt und

die Weise, wie ihr Streben nach Vereitelung der Erlösung und der Aneignung derselben durch die Menschen trotz aller List und Gewalt doch immer zu Schanden wird und sie, die auf Betrug ausgehen, doch zuletzt immer die selbst getäuschten, die „dummen Teufel" sind, in reicher Abwechslung zum Gegenstande der Ergötzung gemacht. Gleiche Behandlung wurde den auftretenden Juden in den beständigen Enttäuschungen und Entdeckungen ihrer, wenn auch noch so listig angelegten Schleichwege zu Theil. Auch eine schon früher vorhandene Scene zwischen der zum Grabe gehenden und Salbe sich verschaffenden Maria und dem Krämer erhielt eine weite, vielfältige Ausdehnung, wobei letzterer meist als Geizhals und Wucherer oder als Quacksalber dargestellt wurde. Selbst die Abneigung gegen einzelne Stände durfte sich in den heiligsten Handlungen aussprechen und breitmachen; insbesondere war es das damals in Verfall gekommene und nur noch in leeren Formen einherstolzirende Ritterthum, welches meist in den feigen Wächtern am Grabe zum Jubel der Menge in der beißendsten Weise verspottet wurde. Waren solche Scenen doch noch immer, und wenn auch sehr lose, in einiger Verbindung mit dem eigentlichen Inhalte des Stückes, so begnügte man sich beim wachsenden Uebergewichte des Zweckes der Belustigung nicht einmal mehr mit diesen, sondern fügte eigene komische Zwischenspiele ein, die, meist dem Alltagsleben der Gegenwart und der niederen Art desselben entnommen, zu dem Spiele nicht die geringste Beziehung hatten und häufig zu dem heiligen Inhalte, wie ihn der Titel des Ganzen bezeichnete, in schroffestem Gegensatze sich befanden. Als allgemeine Beschuldigung darf das hier Gesagte freilich nicht gelten, denn häufig gelang es dem bessern Sinne einzelner Gemeinden, ihre Darstellungen von solchen unwürdigen Beimischungen frei zu erhalten und den religiösen und sittlichen Ernst wenigstens in der Hauptsache zu bewahren. Auch wäre es ungerecht, an solche Mischungen des Ernsten und Tragischen mit dem Komischen unseren geläuterten Maßstab für das Schickliche zu legen, da die naive Anschauung des Volkes und auch der Gebildeten der damaligen Zeit nicht blos auf dem Gebiete der dramatischen Kunst, sondern auch auf dem der Malerei, Sculptur u. a. selbst von Erscheinungen des Unpassenden und zum eigentlichtn Inhalte in Widerspruch Stehenden, die für uns Gegenstand des Gelächters und des Aergernisses sein würden, sich noch wenig gestört und vom beabsichtigten Effekte abgeführt fühlte. Eine nicht unbedeutende Dosis von solchen heiteren Scenen in Mitte der ernstesten Stoffe ist somit immer auf Rechnung der Zeitbildung zu setzen und als unschädlich zu betrachten, und nur das häufig beigefügte Unsittliche und übermäßig Spaßhafte muß uns an solchen Stücken anwidern und selbst für damalige Zeit unstatthaft erscheinen. Noch viel weniger dürfen wir die äußere Ausstattung solcher Spiele nach dem jetzigen ausgebildeten Reichthum derselben beurtheilen und sodann als unwürdig und lachenerregend bezeichnen, was uns so erscheinen würde.

Selbst nach Uebergang der religiösen Spiele in's Eigenthum des Volkes, verblieb der Clerus noch in seiner Betheiligung daran. Namentlich scheint noch lange, nachdem die Rollen schon von Laien gegeben wurden, die Leitung in seinen Händen geblieben zu sein. Das läßt sich insbesondere aus dem Umstande erkennen, daß häufig in sonst völlig deutschen Stücken die in Bezug auf das Zusammenspiel, das Auftreten und Gehen der einzelnen Personen u. s. w. zu gebenden Vorschriften lateinisch beigesetzt sind.

Auch wurden selbst noch in späteren Zeiten häufig hervorragende Rollen bei Laienaufführungen, so vorzugsweise die des Heilandes, von Priestern besetzt, wie dieß z. B. von den Passionsspielen in Frankfurt a. M. in den Jahren 1407, 1498 und noch 1506, von welchen das letztere vier Nachmittage in Anspruch nahm und 250 Personen beschäftigte, berichtet wird.

Aber auch ohne persönliche Betheiligung sah der Clerus der Entweihung seines ursprünglichen Eigenthums nicht gleichgiltig und schweigend zu, sondern erhob häufig und in gewichtigen Stimmen Protest dagegen, und dadurch hauptsächlich gelang es, wenn auch nicht überall und für immer, den ehrwürdigen Text von rohen Entstellungen wieder zu reinigen und die komische Zuthat wenigstens auf den Kreis des Erträglichen zu beschränken. Die blos weltlichen und selbst unanständigen Zwischenspiele trennten sich ab und verbanden sich mit den aus dem Heidenthume stammenden schon oben besprochenen dramatischen Scenen zu selbstständigen Aufführungen: den sogenannten Fastnachtsspielen, Schwänken und Possen voll derben und schmutzigen Volkswitzes, welche aber nur in Privatkreisen gegeben wurden.

Zur Pflege und Reinerhaltung des religiösen Spieles entstanden aber auch unter den Laien vielfach eigene Verbindungen, Bruderschaften mit vollständig religiöser Bedeutung und Einrichtung. So trat in Rom schon im Jahre 1264 die Bruderschaft del Gonfalone in's Leben, welche das Leiden Christi in der Charwoche im Colosseum auf dem vom Blute zahlloser Martyrer getränkten und geheiligten Boden bis zum Jahre 1549, wo es Papst Paul III. wegen eingeschlichener Mißbräuche verbot, darstellten. Um dieselbe Zeit erhoben sich gleiche Vereine in Frankreich, so in Paris die Confrérie de la Passion, welche durch den Freiheitsbrief Königs Karls VI. vom Jahre 1404 das Privilegium der ausschließlichen Aufführung der Leidensgeschichte erhielt und zu diesem Zwecke im Jahre 1547 ein stattliches Theater erbaute, das über dem Eingange mit dem Kreuze und den Leidenswerkzeugen als dem Wappen der Gesellschaft geschmückt war. Wohl noch früher war die Confrérie de notre Dame du Puy (die Bruderschaft unserer lieben Frau vom Borne) in Valenciennes zum Zwecke der Feier der heiligen Jungfrau durch die Dichtkunst, das Lied wie das Schauspiel, gegründet worden. Besonders zahlreich aber bildeten sich solche Vereine in Belgien, dem gewerbethätigen und

kunstsinnigen Lande mit den herrlichen Städten, wo das Bürgerthum im hohen Bewußtsein seiner Aufgabe und Kraft in reichgesegneter Weise waltete. Auch England entbehrte derselben nicht und sah in religiöser Hut Spiele, worunter das vom Frohnleichnam durch Großartigkeit sich auszeichnete, in großer Zahl erwachsen. Noch sei Spanien erwähnt, wo in Madrid die Bruderschaft von Mariä Hilfe der Pflege der dramatischen Kunst sich widmete und mehrere Häuser hiezu erbaute, was in anderen Orten bald Nachahmung fand. Nebstdem hatten die Glieder des letztgenannten Vereins sich noch die schwere Verpflichtung durch besondere Gelübde aufgelegt: 1) die Reste der Verbrecher, welche, wie es damals allgemein Sitte war, an der Landstraße aufgehängt wurden, zur Erde zu bestatten; 2) arme und kranke Priester, die sich hilflos in der Hauptstadt befanden, zu beherbergen und zu pflegen; 3) arme aus dem Spital entlassene und der Gefahr neuer Erkrankung preisgegebene Reconvalescenten zu unterstützen und endlich 4) ausgesetzte und verlassene Kinder christlich zu erziehen. Die gegenwärtigen beiden Haupttheater der Stadt verdanken diesem Vereine ihre Entstehung.

Wenn auch in Deutschland nichts von solchen ausschließlich oder vorzugsweise nur zum Zwecke dramatischer Vorstellungen errichteten religiösen Bündnissen bekannt ist, so haben doch sehr oft für andere Aufgaben zunächst geschlossene die dramatische Kunst als nur der Religion dienstbar gepflegt und zur eigenen Erbauung wie zu der des Volkes und zumal zur Verherrlichung ihrer Hauptfeste benützt.

Dieser religiöse, wenn auch nicht von komischer Beimischung freie Charakter der dramatischen Kunst in Deutschland dauerte in der öffentlichen Darstellung derselben, da, wie schon oben gesagt, die Fastnachtspiele blos auf kleine Kreise sich beschränkten und ohne scenische Ausschmückung meist in gewöhnlichen Wohnräumen aufgeführt wurden, bis in's 16. Jahrhundert. Es war nur Christi und seiner Heiligen Leben, was in der bescheidenen, oft nur allzusehr dem gewöhnlichen Leben angepaßten ländlichen, wie in der prunkvollen, meist Massen von Personen beschäftigenden und oft bedeutenden scenischen Aufwand erfordernden städtischen wie höfischen Darstellung auf den Bühnen Deutschlands erfreute und erbaute, was zum höchsten Ausdrucke der heiligen, wie profanen Festfreude, zum Mittel der Huldigung und Verehrung von Fürsten, zur würdigsten Eröffnung der dem heiligen oder weltlichen Dienste geweihten Anstalten und Häuser u. s. w. diente. Selbst fürstliche Personen verschmähten das persönliche Mitwirken beim geistlichen Spiele nicht. So ist ein solches von der Geburt des Herrn Jesu Christi bekannt, welches noch im Jahre 1589 am Hofe zu Berlin aufgeführt wurde und wobei die Prinzen und Prinzessinnen des kurfürstlichen Hauses agirten und selbst der erst 18 Monate alte Markgraf Friedrich das Christkind darstellte.

So soll hier auch das noch erhaltene große Spiel von St. Georg und seinem Kampfe mit dem Drachen genannt werden, welches zur Ver-

herrlichung der Anwesenheit des Kaisers Friedrich III. und seines Sohnes und nachmaligen Nachfolgers Maximilian im Jahre 1473 in Augsburg von M. Schüttenhelm, vielleicht einem Weber, gedichtet und mit großem Aufwande dargestellt wurde. Noch im Jahre 1568 bildete in München das freilich schon in reicherer Ausbildung aufgeführte Schauspiel Simson den Höhepunkt der Feier der Vermählung des Prinzen Wilhelm mit Renata, der Tochter des Herzogs von Lothringen, und als i. J. 1597 das von diesem, damals Herzog und der Fromme zugenannt, den Jesuiten erbaute herrliche Collegium zu St. Michael eröffnet wurde, erregte ein immenses Singspiel, den Kampf des Erzengels mit Luzifer darstellend, wobei 900 Stimmen in den Chören sangen und der Engelsturz in die hochaufwallenden Flammen grauenvoll erschien, das Staunen der zahlreichen Menge und der fürstlichen Festgäste.

Vom sechzehnten Jahrhunderte an veranlaßten verschiedene Umstände im deutschen Schauspiel eine tiefeingreifende Veränderung im Inhalte, wie in der Form, und verdrängten allmälig das alte geistliche Spiel. In einer übersichtlichen Darstellung derselben muß die Ausbildung der Fastnachtspiele am ersten Orte genannt werden. Durch eine Reihe von Dichtern wurde der bis dahin engbegrenzte, nur auf die gewöhnlichsten und selbst trivialsten Begebnisse des Alltagslebens beschränkte Stoff erweitert und auch die Form verbessert, gefügiger gemacht und dramatisch geregelt. Das geschah vorzüglich durch Hans Rosenblüt, Wappenmaler mit dem Beinamen des Schnepperers, das ist Schwätzers, um das Jahr 1450 in Nürnberg, dann durch dessen Zeitgenossen, den Bader Hans Folz in Worms und im größeren Umfange von dem bekannten Hans Sachs, Schuhmacher und Meistersänger in der erstgenannten Reichsstadt, welcher im Jahre 1576 starb, und ungefähr 200 Schauspiele hinterließ, unter welchen sich wohl auch 50 von biblischem Inhalte, aber doch ebenfalls ganz in weltlichem Sinne und voll komischer Scenen befanden. Nachdem es so das Rohe und Gemeine allmälig abgestreift und größere Mannigfaltigkeit und Ausschmückung gewonnen hatte, konnte das weltliche Spiel, nun auch in die Oeffentlichkeit getreten, neben dem geistlichen als gefährlicher Rivale, der in dem Verlangen des Volkes nach Neuem und Lachenerregendem die größte Hauptstütze hatte, erscheinen.

Ein anderer Grund der durchgreifenden Aenderung im deutschen Schauspielwesen ergab sich aus der vom 15. Jahrhunderte an eintretenden Wiederaufnahme der lang vergessenen oder doch nur von wenigen Personen und meist in der klösterlichen Stille gewahrten Liebe und Pflege der Schriften des classischen Alterthums in immer mehr sich erweiternden Kreisen. Auch die dramatischen Werke der Griechen und Römer wurden wieder mit Wohlgefallen gelesen und von den Gelehrten zum Gebrauche des größeren Publikums vielfach übersetzt; und wieder war es Terentius, der, wie zu Hroswithas Zeit, der Liebling der deutschen Lesewelt wurde, was die nur während der Jahre 1620 bis 27 fünfmal

unternommene vollständige Uebersetzung desselben bezeugt. Damit gewann man einen Reichthum neuen Stoffes und Gefühl, Verständniß und Geschick für kunstgeregelte dramatische Gebilde. Es blieb nicht lange beim Lesen der alten Stücke, sondern man ging bedeutende Schritte weiter, zur Aufführung derselben und zur Nachahmung in den Kreisen der Gelehrten. Durch solche der alten Form nachgedichtete Stücke von verschiedenem Inhalte suchte man die Schulfeste zu verherrlichen, womit zugleich der Zweck der Uebung der diese aufführenden studirenden Jugend sich verband. Es ist klar, daß solche Spiele, und sei es auch nur der Spieler wegen, großes Wohlgefallen auch in den Kreisen der ungelehrten Welt fanden, daß Eltern und Verwandte mit freudiger Begier den hohen Worten des Jünglings lauschten, und ihn mit kühnem Geschick in den schwierigsten Rollen sich bewegen sahen, und daß, wo immer möglich, das stets schaulustige Publikum überhaupt, zumal bei freiem Eintritte, zu diesen Productionen sich einfand. Anfangs war freilich für viele ein gewaltiger Mißstand und eine Schmälerung des Genusses, daß die Sprache dieser Stücke die lateinische war; doch suchte man frühzeitig schon wenigstens theilweises Verständniß durch deutsche Erläuterungen am Anfange wie auch im Fortgange des Stückes auch den der genannten Sprache Unkundigen zu gewähren. Bald gab es auch völlige Uebersetzungen solcher lateinischer Schulkomödien in's Deutsche, wornach man begierig griff, und die man dann auch auf anderen Bühnen darstellte. Darunter war freilich auch eine große Zahl von biblischen Stücken und vielfach noch den alten Formen entsprechend, zumal in Betreff der Länge, wie denn z. B. der von Holzwart gedichtete, im Jahre 1571 aufgeführte Saul nicht weniger als 50 Akte hatte, und 100 redende, sowie 500 stumme Personen beschäftigte. Aber doch waren die Hauptzüge des geistlichen Spieles des Mittelalters, die religiöse Weihe, der Zweck der Erbauung u. a., größtentheils ganz verloren.

Außer diesen hauptsächlichen Gründen des Ueberganges der dramatischen Kunst vom geistlichen Spiele in neue Formen waren noch andere mehr oder minder mit wirksam, von welchen aber nur noch kurze Erwähnung hier genügen muß. So äußerte die im Schauspiele des Auslandes vor sich gehende Veränderung einen großen Einfluß auf das deutsche; namentlich aber wirkte der hohe Aufschwung in England, der das Verdienst des unsterblichen Meisters Shakespeare's (gest. 1616) war, bedeutend auf das Festland herüber. Englische Comödianten kamen selbst nach Deutschland und fanden, weil sie als eine geschulte Gesellschaft der eigentlich zum Berufe erwählten Kunst in viel höherem Grade, als der diese blos als Nebensache und zeitweise betreibende Bürger oder Schüler, obliegen und ihren höheren Forderungen entsprechen konnten, großen Beifall, wie auch ihre dem weltlichen Leben entnommenen Spiele die Lust an den zuletzt einförmig gewordenen geistlichen mit großem Nachdrucke verdrängen und beseitigen halfen. In Deutschland selbst war es

der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig (gest. 1613), welcher aus besonders gebildeten Schauspielern ein förmliches Hoftheater errichtete, für welches er selbst als Dichter thätig war. In den Stücken dieses in der deutschen Literatur- und Kunstgeschichte bedeutenden Fürsten fehlte auch das biblische Element nicht, namentlich war es in dem ältesten derselben, Susanna (1593) vertreten, aber in völlig verweltlichter Weise und mit einer das Tragische überwiegenden Mischung des Komischen. Auch die Glaubenstrennung des 16. Jahrhunderts war der Erhaltung des geistlichen Spieles nicht förderlich, insbesondere durch Hereintragen eines dem Wesen desselben fremden Elementes in absichtlicher Tendenz und Satyre.

Ist so seit dem 16. Jahrhundert mit der dramatischen Kunst in Deutschland und andern Ländern eine so wesentliche Veränderung, eine völlige Verweltlichung der bei ihrem Wiedererstehen ausschließlich und in der Hauptsache auch lange Zeit noch religiösen vor sich gegangen, so wäre es doch gefehlt, wenn man die so verschiedenen Richtungen als völlig getrennte, unabhängig von einander entstandene und entwickelte betrachten, das geistliche Spiel nicht als eine wesentliche Vorstufe des weltlichen, als eine unveräußerliche Periode in dem ganzen Entwicklungsgange der Kunst anerkennen und somit die Verdienste des ersteren für dieses ignoriren oder ableugnen wollte. Darum sagt H. Kurz in seiner trefflichen Geschichte der Literatur mit vollem Rechte: es sei ganz unverkennbar, daß die Kirche den größten Einfluß auf die Entwicklung des modernen Drama's gehabt habe.

Wenn nun auch in dem Gebiete der eigentlichen Kunstentwicklung, in den Kreisen der Gelehrten und Gebildeten und in größern Orten das geistliche Spiel auf die genannte Weise zu Ende ging, so war das Aufhören desselben doch keineswegs damit auch ein allgemeines, sondern es dauerte, ja selbst in höherem Grade der Entfaltung, auf dem Lande, in kleinen Städten, Märkten und Dörfern fort. Zumal in Bayern waren Passions- und andere religiöse Vorstellungen allmälig, wie völlig unberührt vom Entwicklungsgange der dramatischen Kunst, zu solcher Verbreitung gelangt, daß in der Mitte des 18. Jahrhunderts fast jeder ländliche Ort solche eigenthümlich hatte. Weil aber auch hier das Religiöse häufig verwischt und durch scherzhafte Beithat entstellt wurde, und, was bei der Beurtheilung des strengen Gerichtes über solche Spiele wohl zu beachten ist, diese einer inconsequenten, bald ängstliche Zartheit und feinstes Gefühl affektirenden, bald über Gebühr in Behandlung des Heiligen freien Zeitrichtung nicht mehr behagten, so erging in der genannten Zeit (zuerst 1763) mehr oder minder das Verbot aller ferneren religiösen Aufführungen dieser Art. Auf das trotz der Strafandrohung beharrlich erneuerte Ansuchen bei der höchsten Stelle erhielten im Anfange unseres Jahrhunderts einzelne Gemeinden auf's neue die Bewilligung zu solchen Spielen in gereinigter Form, so im bayerischen Schwaben die von Mindelheim, Waal, Burgau, wo das von dem geistlichen Rathe

von Rittershausen verfaßte und von dem Capellmeister Bühler in Augsburg mit Musik ausgestattete Drama „Jesus der göttliche Erlöser" im Jahre 1816 gegeben wurde u. a.

König Ludwig I. erkannte das Unschädliche, ja vielmehr Nützliche und Erhebende solcher Spiele in würdiger Aufführung und ertheilte denselben größere Freiheit. Weil aber in richtiger Würdigung des höheren Zweckes solcher Stücke zugleich das Verbot erging, für diese ein profanes, gewöhnliches Theater zu benützen, zur Errichtung eines eigenen nur für wenige Stunden des Jahres benützbaren meist die Mittel nicht aufzubringen waren, so machte man von der erhaltenen Erlaubniß nur spärlich Gebrauch; und aus dieser, so wie aus anderen Ursachen geschah es, daß bis auf unsere Zeit sich nur eines dieser Spiele rettete: das jedesmal nach neunjährigem Stillstande wiederholte Passionsspiel zu Oberammergau, über dessen vollkommen und selbst den strengeren Anforderungen genügende würdige Darstellung im Jahre 1860 unter den Tausenden der Zuschauer, wie auch unter den zahlreichen Stimmen in der Presse von nah und fern nur einstimmiges Lob und der Wunsch der Forterhaltung und kunstgerechten wie erhebenden Feier sich kund gab.

Zum Schlusse ist noch die Art und Weise der Aufführung solcher religiösen Schauspiele des Mittelalters, wie sie in der Regel erfolgte, in Kürze zu besprechen.

Was zunächst die Zeit betrifft, so waren sie ursprünglich als Theil des Gottesdienstes an diesen gehalten und fanden somit, nur die Darstellung der Auferstehung und diese nicht allgemein abgerechnet, nur am Tage statt. Auch in ihrer Trennung vom Gottesdienste und im völligen Eigenthum des Volkes führte man sie nur am Tage auf, schon aus dem Grunde, weil die zu einem Kirchenfeste oder zu einem Jahrmarkte, den später gewöhnlichen Zeiten des Spieles, herbeigekommene Menge meist am Abend wieder nach Hause sich begab, wozu dann noch die Unmöglichkeit oder doch große Schwierigkeit der für abendliche Vorstellungen nöthigen Beleuchtung der ansehnlichen Bühne kam. Bei der großen Ausdehnung, welche häufig die Stücke gewannen, waren oft mehrere Tage, an denen man dann nur während des Mittagmahles Rast machte, zum Spiele erforderlich.

In Bezug auf den Ort der Aufführung ist außer dem bereits Gesagten noch Folgendes zu bemerken: Als das Spiel aus der Kirche meist wegen seiner zunehmenden Verweltlichung verdrängt worden war, wurde es gewöhnlich auf öffentlichen Plätzen im Freien in einem dazu errichteten Gebäude oder Gerüste aufgeführt. Letzteres forderte große Ausdehnung, schon aus dem Grunde, weil man nichts vom Wechsel der Scenerien wußte, so daß ein und derselbe Raum bald als dieses, bald als jenes im Stücke erscheinende Lokal hätte dienen können, sondern die verschiedenen Oertlichkeiten mühsam neben oder übereinander angebracht werden mußten. Genaue Kenntniß der Einrichtung der Bühne für solche Stücke verdanken

wir einer aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts stammenden und in der fürstlich Fürstenbergischen Bibliothek zu Donaueschingen befindlichen Handschrift eines Passionsspieles, da dieselbe nebst umfassenderen Notizen noch überdieß eine Zeichnung des ganzen Theaters, deren Copie bei Mone, Schauspiele des Mittelalters, II. 156, sich findet, enthält. Nach letzterer zerfiel der ganze Raum, wo das Spiel vor sich ging, in drei Hauptabtheilungen, diese aber wieder in kleinere besondere Lokale. In den ersten Hauptabtheilungen waren die Hölle, sodann der Garten Gethsemane und der Oelberg angebracht, in der zweiten befanden sich die Häuser des Herodes, des Pilatus, des Kaiphas und des Annas, sowie das, worin das heilige Abendmahl gehalten wurde, während zwischen diesen gesonderten Lokalen noch die Säule, woran Christus zur Geißelung gebunden wurde, und die, worauf der mit der Verleugnung des Petrus in Bezug gebrachte Hahn sichtbar war, standen. Die dritte Hauptabtheilung endlich umschloß den Ort der Kreuzigung, die Gräber, woraus die Todten sich erhoben, das heilige Grab und den Himmel. Wahrscheinlich drängten sich die Zuschauer, weil bei dieser großen Ausdehnung der Bühne das Verständniß für Alle, wenn sie auf ihrem Platze während der ganzen Darstellung geblieben wären, wohl nicht hätte erreicht werden können, jedesmal vor demjenigen Raum, wo gerade die Handlung vor sich ging, zusammen, was natürlich nicht ohne großen Lärm abgehen konnte und woraus wohl der Ruf: „silete, d. i. schweiget,“ womit jede einzelne Scene begann, zu erklären ist. Die Dreizahl der Hauptabtheilungen scheint auch sonst als gewöhnliche eingehalten worden zu sein; doch finden sich auch häufige Abweichungen davon, wie denn z. B. eine im Jahre 1427 in Metz errichtete Bühne aus nicht weniger als neun Stockwerken, von denen jedes wieder gesonderte Räume enthielt, bestand. Aber auch diese Abtheilungen reichten oft nicht hin und man mußte, ohne daß eine Veränderung gemacht werden konnte, außer, wenn die Mittagzeit oder die Nacht bei Spielen von längerer Dauer dazwischen fiel, dasselbe Lokal für örtlich verschiedene Handlungen gebrauchen. Die Bühne hatte, wo sie im Freien errichtet war, keinen Hintergrund, so daß also auch im Rücken der Spielenden ein Zuschauen ermöglicht war. Damit die Darstellung von Häusern diese auch von der Rückseite gegebene Ansicht nicht störe, waren diese ohne Wände, blos aus Pfählen und Bedachung bestehend. Weil bei dieser Einrichtung des vor- und rückwärts offenen und nur an den beiden schmalen Seiten geschlossenen Theaters ein Abtreten der Spielenden nicht leicht möglich war, so befanden sich die bei einer Hauptabtheilung Beschäftigten immer zugleich auf der Bühne. Sie saßen an den Seiten derselben umher, begaben sich, sobald sie die Reihe traf, in den Spielraum und, nachdem sie ihre Rolle hergesagt oder gesungen, wieder auf den Sitz zurück. Aber auch außer den Personen war Alles zum Spiele in seinem ungetrennten Verlaufe Nothwendige an Thieren und Sachen schon

von Anfang an vor den Blicken aller Zuschauer offen hingestellt; so blieb in dem oben genannten Stücke der zum Einzuge des Heilandes erforderliche Esel den ganzen Tag auf der Bühne.

Daß bei dieser einfachen Einrichtung des Theaters von einer täuschenden Nachahmung der Wirklichkeit keine Rede sein konnte, versteht sich von selbst. Von den Effekten, welche unsere Bühne mit dem Reichthum von Mäschinerien aller Art, freilich oft auf Kosten des inneren Gehaltes, zu erzielen vermag, hatte man noch keine Vorstellung und begnügte sich z. B., den Donner durch einen Pistolenschuß vor aller Augen oder einen Berg durch ein vielleicht nur spärlich mit Reisig umwundenes Faß darzustellen. Einem noch unverwöhnten Publikum gegenüber war diese Einfachheit nicht im Stande, den Ernst der Handlung zu schwächen oder gar in's Lächerliche zu verwandeln.

Noch sei bemerkt, daß zum Zeugnisse ihres eigentlich religiösen Charakters solche Spiele noch lange nach dem Uebergang in die Pflege durch das Volk häufig mit der auch vor der Predigt gewöhnlichen förmlichen Anrufung des heiligen Geistes im „veni sancte spiritus“ begannen.

---

4. Die Niederlage der Ungarn auf dem Lechfelde bei Augsburg im Jahre 955.

(Von Prof. Dr. Brunner.)

Am dießjährigen Tage des hl. Laurentius werden es 911 Jahre, seit auf dem Lechfelde bei Augsburg ein Sieg errungen wurde, welcher unter die folgenreichsten der deutschen Geschichte gehört, indem er eine zu furchtbarer Größe herangewachsene Gefahr, welche der kaum begonnenen Entwicklung des deutschen Nationallebens den nächsten, fast unvermeidlichen Untergang drohte, mit gewaltigem, für immer entscheidendem Schlage abwendete und dieser neues, freies Fortschreiten gestattete. Es ist dieß der im Jahre 955 erfochtene Sieg über die Ungarn.

Eine genauere Beschreibung dieses Ereignisses wird in der geschichtlichen Abtheilung der Bildungsschule gewiß aus dem Grunde besonders willkommen sein, weil die Leser derselben wohl ohne Ausnahme von dieser sogenannten Lech- oder Hunnenschlacht als einer der wichtigsten von Kindheit an vernahmen, sehr vielen aber dieselbe bisher nur dem Namen nach bekannt war.

Um aber ganz verständlich zu werden, muß dieses Ereigniß in Verbindung mit den vorausgegangenen Einfällen der Ungarn und ihren Veranlassungen gebracht werden, und außerdem kann es für die Belehrung, welche einen Hauptzweck dieser Blätter bildet, nur förderlich sein, wenn dasselbe auch mit der hier bereits gegebenen Abhandlung über Karl den Großen in kurzen Zusammenhang gesetzt wird.

Dem Werke des größten deutschen Kaisers, der Gründung eines mächtigen Reiches, war schon aus dem Grunde der Ungleichheit der hiezu so schnell und meist nur mit Gewalt vereinigten Nationen keine lange Dauer zu versprechen, und die schon an und für sich zu befürchtende Auflösung mußte um so eher eintreten, als die Nachfolger des Begründers keineswegs weise, tapfer und entschieden im Geiste desselben regierten, sodann in ihrem eigenen Hause unaufhörliche Zwiste herrschten, und endlich zu dieser inneren Beförderung des schnellen Verfalles noch gewaltige Stöße von außen im Anprall raubgieriger Völker kamen. Schon im Jahre 843 theilten Karls Enkel, Lothar, Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle, Söhne Ludwigs des Frommen, im Vertrage zu Verdun, des langen Haders müde, das Reich in drei Stücke, die sich in der Hauptsache als das eigentliche Deutschland, Frankreich und Italien bezeichnen lassen; aber bei der tiefglimmenden Eifersucht der Karolinger, wie Karls Geschlecht genannt wird, war einem oftmaligen Wiederausbruche zerstörender Kämpfe dadurch keineswegs vorgebeugt. Noch einmal vereinigte Karl der Dicke, Sohn Ludwigs des Deutschen, jedoch keineswegs durch Kraft, sondern nur durch Todesfälle in seiner nächsten Verwandtschaft, alle Theile des Reiches seines Urgroßvaters unter seinem Scepter; aber nur, damit von der Höhe solcher Macht sein Fall um so schimpflicher erschien, da er von den seiner unwürdigen Regierung überdrüssigen Großen abgesetzt wurde, worauf er bald, i. J. 888, beinahe im Zustande der Armuth, in einem Kloster starb.

Frankreich und Italien gingen für die Karolinger verloren; nur Deutschland verblieb einem derselben, Arnulf, der am Sturze seines Oheims Karl betheiligt war. Dieser (887—899), ein sonst tüchtiger Regent, gab unbedachter Weise Veranlassung zu dem maßlosen Elende, welches auf Deutschland über ein halbes Jahrhundert lang mit nur kurzer Unterbrechung lag, indem er, an eigener Heeresmacht zu schwach, zur Unterwerfung des mächtigen Mährenfürsten Swatopluk oder Zwentibold, welcher sich der deutschen Oberhoheit entziehen wollte, die wilden Nachbarn desselben, die Ungarn, zu Hilfe rief.

Dieses Volk, auch Magyaren genannt, war im Anfange des neunten Jahrhunderts aus unbekannter Veranlassung aus seiner bisherigen Heimath am Ural im jetzigen Lande der Baschkiren aufgebrochen und hatte sich nach verschiedenen Wanderungen und nach Uebersteigung der Karpathen in den Flächen an der Mitteldonau, im alten Pannonien, niedergelassen. Weil es aus derselben Richtung kam, aus welcher einige Jahrhunderte vorher das Volk der Hunnen gekommen war, auch deren Sitze sich zueignete und überdieß mit diesem, das unter Attila, der sogenannten Gottesgeißel (444—453), einen großen Theil Europas verwüstend durchzog, in Wildheit, Raubgier und Lebensweise große Aehnlichkeit hatte, so bezeichnete man es, aber ohne wirklichen Zusammenhang, häufig schon von seinen ersten Einfällen an mit dem noch jetzt gebräuch-

lichen Namen des hunnischen Volkes. Die gleichzeitigen Schriftsteller schildern uns die Ungarn als Ausbund von Rohheit und Grausamkeit und legen ihnen die alttestamentlichen Namen der dem Volke Gottes feindlichsten Völker, ja selbst den der Söhne des Satans bei. Schon ihre Gestalt war schaudererregend, klein, aber gedrungen; das Auge wild aus borstigen Wimpern blitzend, die Stimme krächzend, das Haar bis auf wenige langflatternde Locken geschoren. Um der schon von Natur aus unfreundlichen Gesichtsbildung noch mehr den Ausdruck der Wildheit zum Schrecken der Feinde zu geben, soll von den Müttern den Knaben in frühen Jahren das Antlitz mit Messern zerschnitten worden sein. In Bezug auf Speise und Trank war der Ungar nicht lecker; wir vernehmen, daß er selbst das Blut und Fleisch der Feinde, zumal das Herz im Wahne der Unverwundbarkeit durch den Genuß desselben, nicht verschmähte. Wie er lange hungern konnte, so war er zur Zeit des Ueberflusses ein Scheusal an Fraß und Trunksucht. Freilich muß bei derartigen Schilderungen auch der Haß der Schriftsteller gegen diese ruhelosen Belästiger mit in Betracht kommen. Die Religion der Ungarn war wüstes Heidenthum, worin Opfer zur Besänftigung der überall gefürchteten bösen Geister und Wahrsagerei eine Hauptrolle spielten, und der Wahn, daß die Feinde, die einer getödtet, jenseits im ganz sinnlich gedachten Himmel ihm dienen müßten, auf die Kampfgier und Grausamkeit des Volkes keinen geringen Einfluß ausübten.

Die Kriegführung war die aller wilden Völker: ungeordnet, aber furchtbar durch den schnellen, unter gräßlichem Geheule erfolgenden Angriff auf den kleinen Pferden, mit welchen die Reiter verwachsen schienen, sodann durch die Sicherheit des Pfeilschusses und durch die Möglichkeit, von Rüstung ungehemmt, bald da bald dort zu erscheinen, sich schnell zu zerstreuen und wieder zu sammeln, während die schwer gepanzerten Deutschen nur mühsam sich zu bewegen und die wuchtigen Waffen zu führen vermochten. Aber Ausdauer im Kampfe besaßen die Ungarn nicht, auch an Belagerung fester Plätze gingen sie nur schwer und in der Erwartung von reichster Beute ein.

Mit Hülfe dieser wilden Fremdlinge wurde durch König Arnulf allerdings das große Mährenreich zerstört, aber bald von diesen, die viel gefährlicher als die früheren Bewohner waren, großentheils selbst in Besitz genommen. Wie furchtbare Wetterwolken drohten ihre beutegierigen Massen jetzt an den deutschen Grenzen, von welchen sie bis dahin noch die dazwischen wohnenden und weit milderen Mähren abgehalten hatten. Doch ersparte der Tod dem Könige Arnulf die Bitterkeit, vom Ausbruche des Sturmes Zeuge sein zu müssen, da er am Schlusse des Jahres 899, der Vermuthung nach an Gift, das er in Italien empfangen, starb und in Regensburg begraben wurde. Sein Sohn Ludwig, noch ein schwaches, kaum sechsjähriges Kind, erbte, keineswegs beneidenswerth, die deutsche Krone. Die durch innere Zwietracht gemehrte Schwäche des Reiches

unter der Regierung eines Knaben bewog die genau beobachtenden und durch Einfälle in Italien schon geübten und lüstern gewordenen Ungarn, in Bayern, das damals östlich noch das heutige Oesterreich bis zur Enns umfaßte, beutegierig einzubrechen. Die schreckliche Zerstörung, die sie bis an den Inn herauf vollbrachten, ohne daß die aufgebotenen Schaaren sie bei dem schnellen Zurückeilen mit dem Raube nach Gebühr strafen konnten, bewog den jungen König zu dem unglücklichen Entschlusse, mit starker Heeresmacht die Räuber in ihrem eigenen Lande zur strengen Züchtigung aufzusuchen. Die Folge dieses unglücklichen Wagnisses war bei der völligen Unbekanntschaft mit der ungarischen Kampfweise und bei der Mangelhaftigkeit der Deutschen dieser gegenüber eine völlige Niederlage des königlichen Heeres (am 9. und 10. August 907), wobei der tapfere Luitpold, Markgraf im östlichen Bayern und Ahnherr unseres regierenden königlichen Hauses, mit den meisten seiner Leute fiel und selbst der junge Ludwig nur mit Mühe entkam. Wie die Meeresfluth beim Durchbruch des Dammes, so brauste das siegreiche Volk den flüchtigen nach, tief ins Bayerland hinein, und mordete, brannte und plünderte, wo es zog, besonders in den damals so zahlreichen Klöstern. Kaum athmete das unglückliche Land bei dem Abzuge der Räuber wieder auf, so scholl Wehklagen über neuen Einfall aus anderen Theilen des deutschen Reiches.

Nur durch Zahlung von Jahresgeldern in beträchtlicher Weise hielten sich einzelne Länder die schreckliche Geißel ferne. In solcher Noth erscholl vielfach der Ruf nach einem kräftigen Herrscher; doch der Tod enthob den armen Ludwig der drohenden Absetzung. Er starb am 20. August 911, 18 Jahre alt, der letzte Zweig vom Stamme Karls des Großen in Deutschland, und fand in Regensburg bei St. Emmeram an des Vaters Seite seine Ruhestätte.

Ein tapferer, den Stürmen der Zeit wohlgewachsener Mann, Herzog Konrad von Franken, erhielt die deutsche Königskrone; aber nicht alle Völker des Reiches erkannten, daß jetzt vor allem Einheit und ein kräftiges Oberhaupt, wie es der Franke war, nothwendig sei, sondern einige glaubten vielmehr den günstigen Zeitpunkt zur Auflösung des bisherigen Verbandes und zur Wiedererlangung ihrer Selbstständigkeit jetzt gekommen. Namentlich suchten die Bayern unter ihrem Herzoge Arnulf, dem Sohne des oben genannten Markgrafen Luitpold, eine völlig unabhängige Stellung zu gewinnen. Daß dieser auch würdig dem Könige an die Seite sich stellen konnte, bezeugt seine Antwort, die er den nach Ludwigs Tode zu ihm nach Regensburg kommenden und den zuletzt bedungenen Tribut verlangenden Gesandten der Ungarn gab: „von Jugend auf wisse er anderen zu befehlen, nicht aber unterthan zu sein; sie sollten nur kommen, um zu fühlen, daß es in Bayern gutes Eisen und gute Fäuste gebe;" und daß er seine Worte auch thatkräftig zu erfüllen vermöge, ergab sich aus der Niederlage, welche er mit den ihm vereinigten Schwaben den

neuerdings eingedrungenen Räubern im Herbste des Jahres 913 bei Altötting am Inn beibrachte. Dem Könige gegenüber aber vermochte Herzog Arnulf sich nicht zu behaupten, sondern er mußte vor dem Heere desselben nach Kärnthen fliehen, von wo er erst nach dem Tode Konrads (Dezember 918) wieder zurückkehrte. Was den Waffen nicht gelungen war, des stolzen Bayernherzogs Unterwerfung, gelang dem versöhnlichen Sinne des auf Konrad gefolgten Königs Heinrich I. aus dem sächsischen Herzogshause, den man den Finkler oder Vogler nennt, weil er während der Beschäftigung mit dem ihm lieben Vogelfange die Nachricht seiner Erwählung erhalten haben soll. Heinrichs ganze Aufmerksamkeit war darauf gerichtet, der immer wiederkehrenden Fluth der Ungarneinfälle mächtige Dämme zu setzen, und er erzielte dieses theils durch Anlegung befestigter Städte und kleinerer Orte, um dahin Hab und Gut vom umliegenden Lande zu retten und so den Feinden die beständige Lockung zu entziehen, theils durch neue, der ungarischen mehr entsprechende Einrichtung des deutschen Kriegswesens. Doch konnte er nicht sogleich die Raubzüge endigen. Durch einen derselben, im Jahre 926, wurde die Stadt Augsburg sehr bedroht, aber schon damals rettete sie nach allgemeinem Glauben der Bischof Ulrich, der in der gefahrvollen Stunde selbst die Säuglinge an den Altar des Domes bringen und ihr Winseln mit dem gemeinsamen Flehen vereinigen ließ. Dieser große, uns bald näher begegnende Bischof, schon im Jahre 993 heilig gesprochen und Patron der Diözese Augsburg, war aus dem Hause der Grafen von Dillingen und befand sich seit dem Jahre 923 auf dem bischöflichen Stuhle, mit staunenswerther, nicht blos für seine Kirche, sondern für das ganze deutsche Reich segensvoller äußerer Thätigkeit zugleich eine fleckenlose Heiligkeit des Wandels vereinigend.

Als König Heinrich seine Rüstungen so weit gediehen sah, daß sie sicheren Erfolg versprachen, wies er die um Tribut nach Sachsen gekommenen Gesandten der Ungarn ab und rief sogleich, des nahen Einfalles gewiß, das Volk zu den Waffen.

Im Herbste des Jahres 932 brach wirklich ein gewaltiges Heer der Feinde in Sachsen, wo der König weilte, ein, während andere Abtheilungen, um diesem allen Zuzug zu vereiteln, an verschiedenen Gegenden in das südliche Deutschland einfielen. Aber zum erstenmal prallte die ungestüme Gewalt an deutscher Besonnenheit und Kraft ab. Bei Merseburg griff der König mit seinen geübten Schaaren unter der Fahne mit dem Bilde des heil. Michael und mit dem Rufe „Kyrie eleyson" den Feind an und schlug ihn mit solcher Entschiedenheit, daß bei 30,000 Leichen das Feld deckten und die Entkommenden mit größter Hast nach der Heimath enteilten (März 933). Eine Menge gefangener Christen dankte dem Könige Freiheit und Leben, und die Hilfe von oben anerkennend, bestimmte dieser den bisher den Ungarn bezahlten Jahrestribut für die Armen.

Erst als der König, einer der größten unter allen, die die deutsche

Krone trugen, am 2. Juli 936 verschieden war, wagten sich die Ungarn, von der Jugend des zum Nachfolger gewählten Sohnes desselben, Otto I., weniger Muth und Geschicklichkeit erwartend, wieder nach Deutschland; aber der Sohn war des Vaters würdig und zeigte ihnen bald in einzelnen Schlägen die Kraft, welche bald zum Hauptschlage sich erheben sollte. Leider begünstigten die fast nie endenden Streitigkeiten deutscher Fürsten mit dem Könige, ja die Empörung des eigenen Sohnes Ludolf, Herzogs von Schwaben, und anderer Verwandten desselben, namentlich des Herzogs Konrad von Franken, die Raubgier des Erbfeindes, und Deutsche selbst waren so ehrvergessen, diesen gegen Otto und seine Getreuen zu werben.

Im Jahre 954 zog ein zahlreiches ungarisches Heer sengend und brennend durch Bayern und Franken, ohne auf Widerstand zu stoßen, sodann nach Lothringen und Frankreich, und durch Oberitalien mit reichster Beute wieder heim. Dieser Erfolg lockte nach kurzer Räst i. J. 955 zu einem neuen Raubzuge, zumal da der König durch den Krieg mit slavischen Völkern ganz in Anspruch genommen zu sein schien. Dießmal boten die Ungarn all' ihre Streitkraft auf, so daß gleichzeitige Nachrichten ihre Zahl auf mehrere Hunderttausende berechnen und mit Heuschreckenschwärmen vergleichen, und sie selber prahlten, es müsse, um sie dießmal zu überwältigen, die Erde sich öffnen und sie verschlingen, oder der Himmel herabfallen und sie erdrücken.

Durch das salzburgische Gebiet kam das Heer nach Bayern und durchzog in der Hauptmasse dieses Land wahrscheinlich am Fuße des südlichen Gebirges, während einzelne Abtheilungen weit in's Flachland hinabstreiften, so wie von einem Gießbache sich trennende Bächlein. Nach dem Lechübergange traf das Elend maßloser Verwüstung das schwäbische Land. Augsburg aber ließ der Feind dießmal noch unbeschädigt; nur die St.-Afra-, jetzt St.-Ulrichskirche, damals noch außer den Mauern der viel kleineren Stadt liegend, brannte er nieder.

Als die Ungarn unbehindert bis in den Schwarzwald gekommen waren, erhielten sie die Nachricht, daß König Otto, den Slavenkrieg schnell beendigend, gewaltig in ihrem Rücken rüste, und kehrten sogleich um. „Lieber wolle er sterben, als noch länger solches Elend ertragen," hatte Otto bei der Kunde des neuen Einfalles ausgerufen und, was nur immer von deutscher Kraft aufzubringen war, zu den Waffen und zur Sammlung in die Nähe von Augsburg geboten. Schnell stand der Feind auf dem Rückzuge vor der genannten Stadt. Daß man darin die Hauptschätze des weitumliegenden Landes geborgen hatte, war ihm Veranlassung, gegen die sonstige Abneigung den Sturm zu versuchen. Viel waffengeübtes Volk und erprobte Helden befanden sich in der Stadt, die in Mitte des lagernden Feindes einer kleinen Insel im tobenden Meere glich; ihr größter Schutz aber war Bischof Ulrich mit seiner Besonnenheit und Klugheit, noch mehr aber in der unbezwinglichen und Alle begeisternden Kraft seines Gottvertrauens und in der so sichtbaren Begnadigung durch außergewöhn-

liche himmlische Hilfe. Die Kenntniß der nun rasch folgenden hochwichtigen Ereignisse verdanken wir großentheils, ja was Augsburg insbesondere betrifft, allein der Aufzeichnung des Schülers und Freundes des herrlichen Bischofs, des Domprobstes Gerhard in dessen Lebensgeschichte des Heiligen.

Die Besatzung von Augsburg, die wahrscheinlich unter dem Befehle des Grafen Diepold, Bruders des Bischofs, stand, brannte von Verlangen, den Ungarn noch vor dem Sturme in freiem Felde zu begegnen; aber Ulrich sah die Gefahr, daß diese von dem an Zahl ungeheuer überlegenen Feinde ohne Mühe selbst bei der größten Tapferkeit erdrückt werden müßte, und bewog für die nächste Zeit zum Ausharren innerhalb der Mauern, die freilich nur von Holz und ohne schützende Thürme waren. Hastig stürmten die Ungarn das östliche Stadtthor (das spätere und in neuerer Zeit abgerissene Barfüßerthor am Eingange in die damals noch nicht bestehende Jakober-Vorstadt); aber ein klug geleiteter Ausfall eines Theiles der Belagerten überraschte und trieb sie nach dem Falle eines bedeutenden Heerführers in die Flucht.

Bei diesem Kampfe war Ulrich selbst vor den Mauern im vollen Gewühle, aber im bischöflichen Friedensgewande leitend und ermuthigend. Das geschah, wie sich aus dem Zusammenhange mit anderm ergibt, am 8. August.

Die baldige Rückkehr der Räuber wohl ahnend, ließ der Bischof in der folgenden Nacht an der besseren Befestigung der Stadt rastlos arbeiten, während er selbst einen großen Theil derselben mit den Frauen und Kindern und allen zum Waffendienste Unfähigen betend im Dome zubrachte und den außen Beschäftigten zur Ermuthigung die zahlreich in die Stadt geflüchteten Nonnen in Prozession durch die Straßen ziehen ließ. Am frühen Morgen spendete er dem Volke und den zur Messe gekommenen Kriegern die heil. Kommunion und sprach begeisternde Worte über die Stelle des Psalmisten: „Und wenn ich auch mitten in Todesschatten wandle, will ich doch nichts Böses fürchten, weil du, o Gott, bei mir bist.“

Mit dem Sonnenaufgang des nächsten Tages (9. August) zog der Feind, wie es der Bischof klar verkündet hatte, aufs neue heran und wiederholte den Sturm. Aber an der mittlerweile verstärkten Befestigung ermüdete bald wieder die ungeübte Kraft desselben und nur dadurch konnten die Anführer ein schmähliches Entfliehen verhindern, daß sie die den Mauern zunächst befindlichen Reihen durch andere hinter ihnen anrückende mit Gewalt, mit Stechen und Schlagen, zur Ausdauer zwingen ließen. Heftig wüthete der Kampf; da sprengte ein Reiter schweißtriefend herbei und brachte den Obersten der Ungarn die Nachricht, daß sie auf der Hut sein und jetzt vom Sturm ablassen sollten, weil ein ansehnliches deutsches Heer sich nahe befinde und sie zu überfallen drohe. Es ist schmerzlich, sagen zu müssen, daß der warnende und dem Erbfeinde verbündete Bote ein Deutscher war: Berthold, ein Sprößling der

wegen wiederholter Empörung gegen den König vertriebenen herzoglichen Familie von Bayern und ein Enkel des uns schon bekannten Herzogs Arnulf, welcher in dem ihm zum Aufenthalte angewiesenen Schlosse Reisensburg an der Donau bei Günzburg Böses gegen Otto und dessen zum bayerischen Herzog erhobenen Bruder Heinrich ersann und in dem Verrathe des Heranzuges der Deutschen reiche Gelegenheit der Rache fand. Schnell sammelten sich die ungarischen Häuptlinge, von welchen wir Bulzu, Lele, Sura, Toxus und Schaba theils aus gleichzeitigen, theils aus späteren Aufzeichnungen mit Namen kennen, zur Berathung und beschlossen, augenblicklich von der Belagerung abzulassen; denn wenn die Stadt auch noch vor Ankunft der Deutschen in ihre Gewalt gefallen wäre, so hätte sich doch gerade dadurch, da die einmal entzügelte Raubgier ihres Volkes nur mit größter Strenge zu bändigen war, die höchste Gefahr und Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit eines fast wehrlosen Ueberwältigens von Tausenden durch deutsche Waffen ergeben. Aber an Abzug dachten sie dießmal nicht, sondern entschieden sich, von der reichen Beute in der Stadt gereizt, und im Vertrauen auf ihre Ueberlegenheit, selbst wenn der Feind all' seine Kraft gesammelt hätte, für Annahme einer Schlacht.

Wir wenden uns jetzt zur Betrachtung des nahenden deutschen Heeres. Endlich hatten die Deutschen nach langer bitterster Täuschung erkannt, daß sie vereinzelt, Stamm für Stamm, trotz aller Verbesserung ihres Kriegswesens doch der Uebermacht der Ungarn gegenüber meistens im Nachtheile sein und unterliegen müßten, oder selbst im Falle eines Sieges diesen doch nicht mit Nachdruck verfolgen und benützen könnten. Deßhalb fand sie jetzt des Königs drängender Ruf willig und bereit zur allgemeinen Erhebung; und kampfmuthig zogen die Männer dem Sammelplatze an der Donau, vermuthlich in der Gegend von Donauwörth, zu.

Nur das streitbare Volk aus Lothringen vermochte nicht rechtzeitig einzutreffen. Am zahlreichsten erschienen die Bayern, die aber auch am meisten durch die Ungarn gelitten hatten, unter Anführung des Grafen Eberhard von Ebersberg, weil ihr Herzog Heinrich krank in Regensburg zurückbleiben mußte. Wie groß die Zahl der Deutschen gewesen sei, läßt sich nicht bestimmen; eine spätere Nachricht, die von 50,000 spricht, ist unverbürgt und ohne Zweifel viel zu hoch. Aber selbst im Falle der Richtigkeit dieser würde sich noch eine überaus große Uebermacht des Feindes herausstellen. Um von dem Feinde ungesehen und überraschend zu kommen, zog das Heer, wo möglich nicht auf größeren Straßen, sondern durch Wald und abgelegene Thalgründe, nach späterer Notiz durch die Reischenau, was etwa auf das Zusamthal paßte.

Am Abende des 8. August war König Otto in der Nähe von Augsburg, aber ohne Zweifel noch durch die waldigen Hügelreihen nordwestlich von der Stadt verborgen, angelangt und traf umsichtig die nöthigen Anstalten zur Sicherheit, wie zum Kampfe. Aber nicht blos auf

natürliche Rüstung, sondern auch auf höhere war er bedacht, und gebot, um der Hilfe des hochverehrten heil. Laurentius theilhaftig zu werden, auf den nächsten Tag, als den dem Feste desselben vorangehenden, ein strenges Fasten.

Als der Morgen des 9. August angebrochen war, ließ der König in einem feierlichen Acte von seinem Heere erst sich Treue bis in den Tod, dann aber auch die Krieger unter einander innige Verbrüderung und Hilfe geloben, sprach sodann von der Wichtigkeit des Tages, von der Pflicht, die auf Allen liege, und von der gewissen, wenn nicht hier, so doch jenseits desto reicher werdenden Belohnung der Tapferkeit.

Sodann geschah der Aufbruch.

Das Heer bewegte sich in 8 Abtheilungen, wovon die ersten 3 aus den Bayern, die 4. aus den Franken, die 5. und 6. aus den Sachsen, bei denen sich der König selbst mit der Reichsfahne mit St. Michaels Bild befand, die 7. aus den Schwaben unter Anführung ihres Herzogs Burchard und die 8. aus 1000 Böhmen unter ihrem eigenen Könige Boleslav, zugleich mit der Bedeckung des ganzen Gepäckes betraut, bestanden. Noch immer hoffte der König vor dem Feinde, von dessen Vorgehen auf die Stadt er ohne Zweifel unterrichtet war, verborgen zu bleiben und hielt sich auch jetzt noch, so lange es möglich war, in buschreicher Gegend. Aber, wie wir wissen, war ihm der Verräther vorher geeilt und was die böse List des Deutschen begonnen, setzte die der Ungarn wohlbenützend fort. Schnell wie der Wind jagte aus dem Heere derselben eine zahlreiche Abtheilung von Reitern fort und kam, ohne daß die Deutschen es merkten, in den Rücken derselben. So fiel denn plötzlich ein Regen von Pfeilen auf die den Zug bildenden Böhmen, die unbesonnener Weise ihre Reihen gelöst hatten und ungeordnet gingen, und mit entsetzlichem Geheule stürzten die Feinde massenweise aus dem Gebüsche. Eine vollständige Niederlage und der Verlust des Gepäckes war die Folge der Sorglosigkeit der Böhmen.

Mit derselben Schnelligkeit warfen sich sodann die Feinde auf die zunächst vorausziehenden Abtheilungen der Schwaben und brachten auch diese in Verwirrung und zum Weichen. Groß war da des Königs Verlegenheit, als er dieses vernahm. Vor ihm befand sich die Hauptmasse des Feindes, die ohne Zweifel schon über Augsburg nördlich und westlich auf die Ebene, die unter den Höhen vom Kobel ungefähr bis nach Wellenburg sich hinzieht, vorgerückt war, und wartete wohl nur auf eine Schwenkung und Umkehr der ersten bayerischen Abtheilungen zur Unterstützung der rückwärts befindlichen schwer bedrängten Genossen, um dann ebenfalls vorzustürzen und so die Deutschen von zwei Seiten zugleich anzugreifen. Um keinen Preis durfte also Otto seine ersten Züge zur Hilfe für die hinteren benützen; auch die Sachsen, den Kern seines Heeres, gedachte er für den Hauptschlag zu sparen. In dieser Noth wandte er sich an den Frankenherzog Konrad und übertrug ihm die

Aufgabe, mit seinem Volke den Feind im Rücken zu hemmen, ja zu vertreiben und die Ordnung wieder herzustellen. Zum Glücke glaubten die Ungarn nach Ueberwältigung der drei Abtheilungen genug gethan zu haben und das Uebrige dem Hauptheere, das vor den Deutschen stand, überlassen zu können, und begannen zahlreich die Plünderung des erbeuteten Gepäckes, sowie der Todten und Gefangenen.

Aber doch war die Menge der Vorsichtigeren und der schnell wieder zum Kampfe Befähigten noch so groß, daß nur die begeisternde Tapferkeit des Herzoges seine meist noch junge und unerprobte Mannschaft zum Siege zu führen vermochte.

Die Ungarn wurden geschlagen und ließen, in wilder Flucht sich zerstreuend, das ganze Gepäck und die Gefangenen wieder frei. Damit endigte der Kampf dieses Tages, denn Otto's Heer bedurfte der Ordnung, und auch der Feind vor ihm hatte, nachdem er die siegreiche Abwehr des schon meist gelungenen Ueberfalles im Rücken der Deutschen erfahren, keine Lust mehr zum isolirten Angriffe und zog sich auf das Lechfeld zurück.

Hell und klar brach der Morgen des Laurentiusfestes (10. Aug.) an. An demselben Tage, an welchem die Deutschen beim Beginne der Raubzüge der Ungarn i. J. 907 auf der Ebene an der Enns völlig unterlegen waren, sollte den Feinden das halbhundertjährige freche Wüthen in dem Lande, von welchem aus ihnen nie eine Kränkung gekommen war, auf der Ebene am Lech mit gänzlicher Niederlage vergolten werden. Die Ungarn hatten alle vereinzelten Schwärme zusammengezogen, und so weit die Blicke reichten, bedeckte ihr Heer die Fläche. Diese Ebene am Lech war ein Schlachtfeld, wie sie es nicht besser wünschen konnten, da es all' den Vortheilen ihrer Kampfweise, der beliebigen Ausbreitung und Umschließung des Feindes, sowie dem ungehemmten Fluge der Pfeile freien Spielraum ließ. Auch an diesem Morgen begann Otto in der Ueberzeugung, daß gegen solche Uebermacht bloße Menschenkraft ohne des Himmels Beistand nicht ausreiche, wieder mit religiöser Weihe. Er empfing die heil. Sakramente und gelobte für den Fall eines glücklichen Erfolges die Erbauung eines Doms und die Stiftung eines Bisthums zu Merseburg. Begeisternd sprach er dann wieder zu den Seinen und ergriff, was nur selten beim Beginne des gefährlichsten Kampfes geschah, die heilige Lanze, an welcher Eisen von einem Nagel des Kreuzes Christi sich befand. Wieder in den oben genannten Abtheilungen, aber wahrscheinlich nicht mehr hinter, sondern neben einander, zog sodann das deutsche Heer in die Schlacht. Leider geben uns die gleichzeitigen Nachrichten über den Verlauf derselben nur ungenügende, sehr kurze Aufschlüsse. Wenn gemeldet wird, daß sie vom Morgen bis zum Abende gedauert habe, so ist dieß wohl nicht so zu verstehen, daß diese lange Zeit bis zur Entscheidung nöthig gewesen sei, da ohne Zweifel diese nach viel kürzerer Frist eintrat und die andern Tagesstunden zur völligen

Ueberwältigung und Verfolgung des besiegten Feindes erforderlich waren. Ausdrücklich wird gerühmt, daß König Otto selbst mit der heiligen Lanze zuerst in die feindliche Reihe einritt und durch sie sich Bahn brach, wohl wissend, daß ihm, dem geliebten Könige, sein Sachsen und auch die anderen Völker, sobald sie ihn gefährdet sähen, doppelt muthig nacheilen würden. Von den Ungarn ward dießmal größerer und längerer Widerstand als sonst geleistet; denn ihnen war wohl bekannt, daß ihr Sieg an diesem Tage entscheidender als je zuvor seine müsse — die deutsche Kraft, weil mit dem letzten Aufwande hier zusammengebracht, auf lange vernichten und überdieß eine ungewöhnlich reiche Beute in der darnach ohne Zweifel nicht mehr haltbaren Stadt, aus welcher eine bedeutende Verstärkung zu König Otto gekommen war, verschaffen werde.

Großen Vortheil hatte Otto durch die kluge, gesonderte Stellung seiner Heerestheile erreicht, indem diese so viel freier und nach allen Seiten sich bewegen und in der weiten Ausdehnung nicht leicht umrungen werden konnten. Auch ohne weitere Nachricht ist nicht zu bezweifeln, daß diese Schlacht für die Deutschen, die in glühender Sonnenhitze meist in schweren Rüstungen kämpften, eine der anstrengendsten und für die Ungarn wohl die blutigste war, da die hier gegebene Gelegenheit, an ihnen in Haufen den von Kindheit an eingesogenen Haß im Blute zu stillen, gewiß im reichsten Maße benützt wurde. Das Terrain der Schlacht betreffend, gewann diese ohne Zweifel bei der großen Menge der Ungarn und bei ihrer gewohnten Beweglichkeit eine weite Ausdehnung und zog sich auf dem Lechfelde von seinem Beginne bei Augsburg in südlicher Richtung in eine Entfernung von mehreren Stunden hin.

Als die Ungarn ihre Künste dießmal vergeblich erschöpft sahen und den Deutschen nirgends zu widerstehen vermochten, gedachten sie der eigenen Sicherung und warfen sich in immer noch großen Massen in die benachbarten Dörfer, deren Eingänge sie verrammelten und wo sie hinter den Mauern und Hecken mit ihren sicher treffenden Pfeilschüssen sich ungefährdet glaubten.

Aber die Erbitterung der Deutschen kannte keine Grenzen und scheute keine Gefahr; sie steckten diese Zufluchtsorte schonungslos in Brand und verwehrten den Feinden jeden Versuch des Ausganges, so daß sie jämmerlich von den Flammen verzehrt wurden. Dabei mögen freilich auch viele Unschuldige, die Bewohner der Häuser mit Weib und Kind, wenn sie nicht zuvor geflohen waren, einen schmerzlichen Tod gefunden haben. Andere Schaaren der Flüchtigen eilten dem Flusse zu, um über diesen zu entkommen. Aber auch die Natur war dießmal den Ungarn feindlich. Hoch von Regengüssen angeschwollen brausten die Wellen dahin und verschlangen in wildem Wirbel fast Alle, die sich, dem deutschen Schwerte zu entkommen, ihnen anvertrauten. Um zum Ueberschwimmen eine günstigere Stelle nördlich zu suchen, eilte eine Abtheilung an Augsburg vorüber, und so zahlreich war diese noch, daß, als sie sich näherte,

die auf den Mauern befindlichen Einwohner mit Entsetzen ein siegreiches, zu neuen Stürmen herankommendes Heer zu sehen glaubten.

Als am Abende die Deutschen ermüdet um den ritterlichen König auf dem Felde sich lagerten und nach dem Preise, den der Sieg gekostet, forschten, ergab sich dieser als ein höchst beträchtlicher. Von all' den Helden aber, die für die Befreiung des Vaterlandes von dem schweren Joche, das es ein halbes Jahrhundert lang getragen, das Blut vergossen und das Leben geopfert hatten, war keiner so tief betrauert und so schmerzlich vermißt, als der Frankenherzog Konrad, dem die Palme des Sieges des vorhergegangenen Tages gebührte.

Von Schweiß übergossen und fast bis zum Ersticken unter der Eisenlast der Rüstung nach vielstündigem Kampfe im dichtesten Gewühle erschöpft, hatte derselbe, nachdem der Sieg entschieden war, den Helm abgenommen; da traf ihn der Pfeil eines flüchtig vorüberjagenden ungarischen Reiters in den Hals, so daß er sogleich sterbend zusammensank. Auch Graf Diepold, der schon genannte Bruder des Bischofs Ulrich, lag unter den Todten. Am nächsten Morgen suchte und fand ihn dieser unter den Leichenhügeln und bestattete ihn vor dem St. Walburgen-Altare in der Domkirche.

Das Erste, was Otto, als er Schwert und Lanze zur Ruhe gelegt, vornahm, war, daß er in kindlicher Liebe die Freudenbotschaft des Sieges seiner geliebten Mutter durch Eilboten nach Sachsen bringen ließ. Dann zog er noch vor der Nacht, jubelnd empfangen, in Augsburg ein und brachte im Dome unter den Lobgesängen der Priester und des Volkes dem Lenker der Schlachten seinen Dank für den herrlichen Sieg dar.

Nach kurzer Ruhe wurden wieder zahlreiche Abtheilungen zur weiteren Verfolgung des Feindes aufgeboten, und vorzüglich auf schnell bereiteten Fahrzeugen an das rechte Lechufer, wo ein Erreichen desselben durch Schwimmen möglich schien, abgesandt, um die dort während der Nacht den Uebergang versuchenden Feinde zu tödten. Der allgemeine Aufbruch geschah am Morgen und noch viel des Blutes wurde vergossen, ehe die Ungarn in letzten Zufluchtsplätzen, verrammelten Wohnungen oder dichten Wäldern, gefunden und ums Leben gebracht waren.

Auch das Landvolk erhob sich jetzt allenthalben in Schwaben wie in Bayern und schlug die flüchtigen Schaaren todt; keine Straße, keinen Schleichweg (so erzählt der Verfasser der Geschichte des heil. Ulrich) fanden diese mehr, überall schwebte Gottes Gericht entsetzlich über ihnen. Die kleinen Hufeisen, die man sehr zahlreich auf dem Lechfelde bis zur äußersten Grenze desselben fand und noch immer findet und die offenbar nur von dem kleinen Schlage der ungarischen Pferde herrühren können, bezeugen, in welcher großen Ausdehnung damals der Tod gewüthet habe.

Die Niederlage wurde auf solche Weise so vollständig, daß von den Hunderttausenden des ausgezogenen Heeres nach späteren Aufzeichnungen

nur sieben und auch diese nur als Boten des Unglücks an die Ihrigen aus der Gefangenschaft mit abgeschnittenen Ohren entlassen zurückkehrten. Drei der angesehensten Anführer, die man dem kranken bayerischen Herzoge zum Beweise des Sieges nach Regensburg in Ketten geschickt hatte, büßten daselbst am Galgen ihren Frevel.

Wie üppiges Schlinggewächs an einem Baume, an welchem viele Jahre vorübergingen, sich ansetzt und am morschen Stamme lieblich aufwindet, so hat auch die Sage diesen herrlichen Sieg im Laufe vieler Jahrhunderte mit ihrem freundlichen Schmucke umgeben.

Häufig aber ist auch hier, wie bei so vielen Ereignissen, die ausschmückende Dichtung mit der Wahrheit, dem rein Historischen verwechselt worden.

Nur das sei hievon hier erwähnt, daß die gewöhnliche Annahme der Gegenwart des heiligen Ulrich in der Schlacht auf dem Lechfelde der geschichtlichen Begründung entbehre. Wohl befand sich derselbe, wie oben gezeigt wurde, im Gewühl des Kampfes an den Mauern Augsburgs beim Ausfalle der Belagerten; am 10. August aber war er ohne Zweifel in der Stadt und hier an der wichtigsten, seinem Amt zumeist entsprechenden Stelle. Gewiß hatte die Besatzung dieser durch den Abzug eines Theiles zum königlichen Heere eine beträchtliche Minderung erlitten und war hiedurch große Gefahr entstanden, indem noch während der Schlacht starke Abtheilungen leicht vom Heere der Ungarn sich trennen und, von der Schwächung benachrichtigt, den Sturm aufs neue versuchen konnten.

Auch mußte für den Fall der Niederlage der Deutschen, die Stadt um jeden Preis erhalten bleiben, damit die Geschlagenen in ihr eine Zuflucht und einen Sammelplatz fänden und nicht in wilder planloser Flucht von den schnellen Feinden gänzlich aufgerieben würden. Dieß zu bewerkstelligen, paßte aber Niemand besser, als Ulrich. Endlich war der Hirte in der Stadt unter den schwerbeängstigten Frauen und Kindern mit seinen Tröstungen wohl ebenso, ja mehr in dem gebührenden Amte, als außen auf der Haide, wo damals nur das Schwert herrschte und wohin er doch den höheren Schutz des Gebetes zur ergiebigen Hilfe senden konnte.

Von der Wichtigkeit des Sieges auf dem Lechfelde ist wohl nicht mehr viel zu sagen, da sie nach dem hier ausgeführten selbstverständlich ist.

Wenn schon der einmalige Raubzug eines so plünderungssüchtigen und grausamen Volkes, wie die Ungarn waren, dem Lande die schwersten und Jahre lang fühlbaren Wunden hinterlassen mußte, wie erst die lang fortgesetzte Wiederholung solcher. Wer konnte noch Muth haben, den angerichteten Schaden wieder gut zu machen, durch Fleiß das Geraubte zu ersetzen, die verwüsteten Felder zu bebauen und die Scheunen zu füllen, da das auf's Neue Erworbene eben so schnell, wie der frühere Besitz wieder genommen werden konnte?

So geschah es, daß große Landstrecken, vor allen die an die Ungarnsitze grenzende bayerische Ostmark, ganz verödet, die ausgebrannten Ortschaften, besonders die Klöster, verlassen standen und das Volk, das nicht fortgezogen, auf die armseligste Weise sein Leben fristete. Muthlosigkeit hatte zuletzt fast Alle ergriffen; selbst das Vertrauen auf Gott schwankte; gering war das auf die Fürsten. Nur mit Schaudern kann man an die Folgen denken, welche nach solcher Lage der Dinge über Land und Volk hereingebrochen wären, wenn auch dießmal die Deutschen nicht gesiegt hätten. Aber Gott endigte die schwere Prüfung und damit kam ein neuer Aufschwung in alle deutschen Verhältnisse.

Das Bewußtsein der eigenen Kraft bei Einigung der einzelnen Stämme kehrte wieder; sicher vor den Räubern bebaute man das Land und pflegte die Künste in doppeltem Eifer, um das lange Versäumte nachzuholen. Aber auch dem ungarischen Volke brachte die Niederlage Segen und Gewinn. Die furchtbare Züchtigung nahm ihm zu weiteren Einfällen in Deuschland den Muth und kühlte seine Raublust bedeutend ab. Und als nun ein großes Heer i. J. 962 auch im griechischen Kaiserreiche, wo noch öfter Einfälle erfolgt waren, völligen Untergang gefunden hatte, gedachten die Ungarn den Ausfall des Raubes durch Cultur des eigenen Landes zu ersetzen und näherten sich der Reihe gebildeter Nationen.

Indem die bayerische Ostmark mit größtem Eifer besonders von Seite der Bischöfe mit Colonien besetzt wurde und schnell zu einem reichbevölkerten und gut cultivirten Lande erblühte, so kamen die Ungarn auch mit dem Christenthume in nähere Berührung, als vordem, wo diesem nur einzelne Glaubensboten bei ihnen Eingang zu verschaffen gesucht hatten, und wurden allmälig dafür gewonnen. Piligrim, Bischof von Passau, und Wolfgang, Bischof von Regensburg, machten die Bekehrung des benachbarten Volkes zu ihrer höchsten Aufgabe und erreichten die Lösung derselben in erfreulichster Weise. Mit der i. J. 994 erfolgten Taufe des Königs Geisa und seines von da an Stephan genannten und später unter die Heiligen versetzten Sohnes Waik war die Christianisirung der Ungarn gesichert.

So hatte der Sieg auf dem Lechfelde die segensreichsten Folgen, für welche auch jetzt nach Jahrhunderten noch dem Lenker der Weltgeschicke von jedem Verständigen der innigste Dank darzubringen ist.

C.

Aufsätze gemeinnützigen Inhaltes.

1. Ueber die Geschichte der Pendel-Uhren. *)

(Von Professor Dr. Schafhäutl.)

Ich will es versuchen, dem Leser ein Stündchen die Zeit durch die Zeit zu vertreiben. Wenn auch unsere Philosophen seit Aristoteles, das ist seit nahezu 2200 Jahren, bis zu dieser Stunde noch nicht einig darüber geworden sind, was eigentlich die Zeit sei, so haben wir glücklicher Weise die praktischen Engländer zur Hand, welche diese schwierige Aufgabe viel rascher und sicherer lösten als die Philosophen. Die Engländer entdeckten nämlich sehr bald: Time is money, „Zeit ist Geld," ein Lehrsatz, den Jeder leicht begreift und auch ohne allen künstlichen Beweis wahr findet.

Geld wird gezählt, und, wie wohl Viele unserer verehrten Leser wissen, wer viel besitzt, muß Acht geben, daß er sich nicht verzähle. Wer recht viel Geld besitzt, wie sich das in unsern schauerlichen Feenmärchen zu ereignen pflegt, der mißt auch wohl das Geld. Auch da ist, wie uns unsere Ammen erzählen, oft viel Betrug vorgefallen.

In einer Höhle des Gebirges bei Lofer in Tyrol, das Lambrechts Ofenloch genannt, lebten drei überaus reiche Schwestern, von welchen die eine starb. Die zwei überlebenden Schwestern, von welchen die eine blind war, theilten nun ihren Schatz, und maßen jeden Theil der Kürze halber, denn des Goldes war ungeheuer viel, in Metzen ab. Wenn die sehende Schwester den Theil für die blinde abmaß, kehrte sie den Metzen um und bedeckte blos den Boden des Metzens mit den Goldstücken. Die Blinde strich dann fühlend mit der Hand darüber und glaubte so, der Metzen sei voll. Zur Strafe muß diese böse Schwester, die halb weiß und halb schwarz ist, ruhelos umherwandern.

Ebenso erzählt uns der lateinische Geschichtschreiber Sueton von einem römischen Kaiser Domitian, dem ausgearteten Bruder des

*) Aus dem Kunst- und Gewerbeblatt des polytechnischen Vereins in München.

gütigen Titus, einem der Tausende von Beweisen, wie sehr häufig aus dem Menschen eine Bestie wird, sobald ihm die Götter die gefährlichste aller Gaben verliehen — die Macht, sich über Sitte, Zucht und Recht zu erheben.

Von diesem Domitian lesen wir, daß ihn zuletzt das erwachende Gewissen ruhelos quälte, weßhalb er bei Astrologen, Wahrsagern, Zeichendeutern sich unausgesetzt nach der Zeit seines Todes erkundigte. An dem Tage vor seinem Tode, den 17. Sept. 96 nach Christus (unter Domitian fand bekanntlich die zweite Christenverfolgung statt), ergriffen ihn wieder die Schauer des herannahenden Todes. Vor Mitternacht schreckte ihn ein furchtbarer Traum von seinem Lager auf; er sah den Junius Resticus, den er hatte morden lassen, mit gezücktem Schwerte auf sich loskommen. Da consultirte er den aus Deutschland entführten Wahrsager Larginus Proclus über sein nahes Ende, der aus dem zuckenden Blitze dem Kaiser seinen Tod am 18. August verkündet hatte, wofür ihn der Kaiser am 19. August hinrichten lassen wollte. Dem Kaiser war als seine eigene Todesstunde die fünfte angedeutet, die er deßhalb sehr fürchtete. Er fragte aus dieser Ursache sehr ängstlich nach der Stunde. Der die Stunden ansagende Knabe nannte aus Furcht statt der fünften die sechste. Frohlockend, daß die Stunde der Gefahr vorbei sei, begab er sich mit einem Freigelassenen, der ihm wichtige Schriften zu überreichen vorgab, in sein Gemach und wurde von diesem ermordet.

Sie sehen also, daß sowohl bei der Zeit als beim Geld, namentlich wenn wir viel besitzen, Alles darauf ankomme, daß man genau zählt und mißt. — Da wir und alles Existirende überhaupt in der Zeit existiren, so haben wir an dem Existirenden und an uns selbst schon ein Maß für die Zeit, und erst seitdem die Menschen in Gesellschaften zusammentreten, wurden sie gezwungen, dieses Maß für die Zeit immer genauer und richtiger zu bestimmen und in immer kleinere Theile zu zerschneiden, je weiter sie in ihrer staatlichen und geistigen Entwickelung fortgeschritten.

Stellen wir uns den ersten geschaffenen Menschen vor, wie er eben aus der Hand des Schöpfers hervorging — wir nehmen nämlich den Menschen geschaffen an, und wir können das unter uns wohl thun, ohne in den Ruf der Unwissenschaftlichkeit zu gerathen. Denn die eigentliche Wissenschaft, die vor der Hand alles Erschaffensein des Menschen zurückweist, ist über die eigentliche Entstehung des Menschen doch noch nicht einig. Schon vor hundertvierzehn Jahren hat der berühmte J. J. Rousseau den Menschen zu den Affen gerechnet; ihm folgte der schottische Lord Jakob Burnet von Monboddo 1773. Seit 1819 ließ man den Menschen als ein zweijähriges Kind aus dem Urschleim hervorgegangen sein, und die neueste Naturphilosophie auf ihrer höchsten Entwicklungsstufe ist, um recht klar darzuthun, daß nichts Neues unter der Sonne

existire, wieder über ein Jahrhundert zur alten Meinung zurückgegangen, daß der Mensch eigentlich nichts als ein etwas mehr entwickelter Affe sei. Allerdings, wenn man das Leben und Treiben mancher Menschen, besonders in Hauptstädten, etwas näher betrachtet, so ist wohl schon lange und oft auch in dem Allerungelehrtesten dieselbe Idee aufgetaucht, womit die Naturphilosophie auf ihrem höchsten Standpunkte der Entwicklung die Wissenschaft bereicherte; allein der Ungelehrte hat diesen Vergleich immer metaphorisch mit einer Art von Ironie gezogen; er kann deßhalb im Reiche der Wissenschaft keine Stimme führen wollen.

Wollen wir uns also den ersten aller Menschen denken, als er zuerst das Auge aufschlug, und die himmelvolle, jugendlich frische, urkräftige Schöpfung um ihn her in die bis jetzt noch unberührte, erwachende, aufjubelnde Seele drang — da nöthigte wohl der glühende, leuchtende Feuerball am blauen Himmel (Sonne genannt) zuerst sein Auge, sich zu senken, und auf der Herrlichkeit des üppigen ringenden Lebens und Treibens zu seinen Füßen auszuruhen.

Aber dieser königliche Feuerball stand am Himmel nicht fest — er sank immer tiefer zur Rechten und verschwand endlich plötzlich da, wo der Himmel die Erde berührt. Die Herrlichkeit und der Glanz des Himmels war versunken. Welche Ueberraschung für das erste staunende Kind des Unendlichen! Aber bald stieg zur Linken ein neues, milder leuchtendes Angesicht am Himmel empor — der Mond — und tausend Lichter entbrannten an dem dunklen weiten Himmelsgewölbe in den mannigfaltigsten buntesten Gruppen. Aber auch der Mond stieg immer weiter am Himmelsbogen mit seinem Sternenheere herauf, kam dem Haupte immer näher und näher, stand aber über ihm nicht still, sondern nahm ebenfalls unbeirrt seinen Weg durch den Himmel zur Rechten und versank dort, wo die Sonne verschwunden war. Da begann es am östlichen Himmel zur Linken wieder hell zu werden, und das leuchtende Gestirn, von welchem unser jugendliches Menschengebilde schon trauernd Abschied genommen, stieg wieder neu verjüngt empor, um denselben Weg zurückzulegen — und so geschah — wie die Genesis in ihrer einfachen Erhabenheit ausspricht: es wurde Abend — es wurde Morgen — der erste Tag. —

Die Sonne schuf nun in derselben Weise den zweiten und so fort und fort die übrigen Tage. In der Nacht entbrannte der Himmel stets in demselben Glanzgewimmel; aber das milde Angesicht des Mondes erscheint nun immer später am Nachthimmel, die rechte Seite seines Umrisses sinkt nach dem Westen gewendet immer mehr und mehr zusammen, und ist nach Verlauf von 7 Tagen nur mehr zur Hälfte leuchtend. Aber auch diese Hälfte erblaßt immer mehr und mehr, bis nach Verlauf von weitern 7 Tagen die milde Mondesgestalt ganz vom Himmel verschwunden ist, die Herrschaft über die Nacht ganz dem Sternengewimmel

überlassend, das nun allein im höheren Glanze strahlend den weitern Himmelsbogen durchzieht. Allein so wenig als die Sonne, war der stille freundliche Mond verloren. In kurzer Zeit erscheint an der Stelle, wo die Sonne hinabgesunken, sogleich wie zart hingehaucht der mild erglänzende zarte Rand des mit jedem Tage sich mehr und mehr erhellenden Antlitzes, das an Glanz nun immer gegen Aufgang zunehmend wieder nach 7 Tagen die früher verdunkelte linke Hälfte des Antlitzes erleuchtet zeigt. So füllt sich stets nach dem Aufgang gewendet des Mondes Antlitz immer mehr und mehr und nach Verfluß der letzten 7 Tage steigt der Mond in voller Herrlichkeit wieder wie vor 29 Tagen am östlichen Himmelsrande empor, um seinen Lauf von Neuem zu beginnen, während die Sonne am westlichen Himmelsrande scheidet.

So schuf die Natur ihrem Lieblinge Nacht und Tag und nach 29 Tagen, 12 Stunden, 44 Minuten, 2.9 Secunden auch die erste größere Periode, das Monat, das natürlich von selbst nach den 4 Mondeswechseln in vier Wochen zerfiel (vom Altdeutschen Weche, Wechsel), jede Woche zu 7 Tagen angenommen.

Der erste Mensch unter seinem milden, ewig heitern Himmel als Hirte (es war Mitternacht, als die Schaar der Engel den wachenden Hirten erschien, die große Freude verkündend, die allen Völker widerfahren wird) — also der erste jugendliche Mensch wurde bald mit seinen Sternen der Nacht so vertraut als mit seinen Bäumen und allen lebenden Wesen des Tages. — Da wo die Sonne versank, glühten bald drei helle Sterne in einer Reihe, das Volk nennt sie heute noch den Jakobsstab, welche mit oder nach der Sonne untersanken; im Osten dagegen stieg der Stern der Waage empor und nahe über dem Haupte des Menschen stand das Löwenherz. Nach wenig Wochen war jedoch der Jakobsstab im Westen längst verschwunden als die Sonne unterging, das Löwenherz neigte sich mit jeder Nacht mehr gegen Westen und versank zuletzt zugleich mit der Sonne, bis nach Verlauf von etwa 6 Monden der Jakobsstab wieder im Osten emporstieg, während die Sonne im Westen unterging. Nach weiteren 3 Monaten befand er sich wieder nahe über dem Haupt und nach weitern 3 Monden versank er wieder mit der Sonne im Westen. Das geschah nach 365 und einem halben Tage oder genauer in 365 Tagen 6 Stunden, 9 Minuten und 10.7496 Secunden. Während dieser Zeit war der Mond 12 und nahezu ein halb Mal voll geworden, und man nannte dieses größte Maß der Zeit hebräisch Schanah (wörtlich Wiederholung eines Zeitraumes), griechisch ἔτος, Ablauf der Jahreszeiten, lateinisch annus, Kreislauf, deutsch das Jahr (vom altdeutschen ar, Aerndte): denn innerhalb dieses großen Zeitraumes ging das Leben und Gedeihen namentlich der Pflanzenwelt auf der Erdoberfläche je nach der Lage durch 2 bis 3 Perioden.

Die die Erde verklärend schmückende, unter dem glühenden Sonnenstrahle in unermeßlicher Fülle sich entfaltende Pflanzenwelt sank, nachdem

sie dem Menschen ihre schönsten Früchte geboten, wieder nach und nach wie das Jahr ihrem scheinbaren Untergange entgegen. Die Strahlen der Sonne schienen ebenso ihre Kraft zu verlieren, die Natur in tiefen Schlummer zu versinken, und in den Polen nahe gelegenen Plätzen bedeckten zu Flaum erstarrte Wassertröpfchen schützend als Schnee die Erde. Aber bald erhob sich die Sonne wieder zu neuem Leben, ihre kräftigen Strahlen verscheuchten den Schlummer von der ruhenden Natur, und was erstorben schien, knospete und prangte bald wieder im herrlichsten Schmucke der Blätter und Blüthen, aus welchen der Sonnenstrahl zuletzt die goldenen Früchte hervorrief, dem Menschen zum Geschenke für den kommenden Winter. So zerfiel das Leben auf der Erde zuerst in 2, endlich in 4 Perioden, die sehr einfach Jahreszeiten heißen, — und von der Krone dieser Jahreszeiten, dem Herbste mit seiner Ernte, haben wir, wie schon bemerkt, diese gesammten 4 Perioden als Jahr bezeichnet.

Der griechische Dichter Hesiodus im 9. Jahrhundert vor Christus theilt das Jahr nur in zwei Jahreszeiten: die Zeit des Pflügens mit dem Aufgange der Plejaden, unserm 11. Mai; dann die Zeit der Ernte mit dem Untergange der Plejaden, während es im Osten dämmerte, unserm 26. Oktober.

Mit dem Tage und seinen zwei natürlichen Grenzen, dem Morgen und Abend, reichten die Menschen gegen zwei Jahrtausende vollkommen aus. Wenigstens finden wir in der ältesten geschichtlichen Urkunde, dem Pentateuch immer nur des Morgens und Abends erwähnt. Im 15. Kapitel der Genesis heißt es, während der Herr mit dem seiner Nachkommenschaft halber jammernden Abraham einen Bund schloß: „Als eben die Sonne unterging, fiel Abraham in einen tiefen Schlaf. Vers 17. Als die Sonne untergegangen war, entstand eine große Finsterniß. Im 19. Hauptstück Vers 15 lesen wir: „Da nun der Tag angebrochen war, nöthigten ihn (Loth) die Engel, sprechend: Mach Dich auf, nimm Dein Weib und Deine beiden Töchter, die Du hast, damit Du nicht auch mit der sündenvollen Stadt zu Grunde gehst." Im 32. Kap. 26. Vers sprach der mit Jakob ringende Engel: „Laß mich gehen, denn die Sonne geht schon auf." Nur ein paar Mal finden wir andere Theile des Tages angedeutet, aber nicht durch ein bestimmtes Maß bezeichnet. Nämlich in der Genesis Kap. 18 Vers 1 heißt es: „Der Herr aber erschien ihm (Abraham) in dem Thale Mambre, als er in der größten Hitze des Tages vor dem Eingang seines Zeltes saß." Später im 43. Kapitel Vers 16 befiehlt Joseph dem Hausmeister: seine Brüder in das Haus zu führen, denn sie sollen mit mir zu Mittag essen; und Vers 25: bereiten die Brüder ihre Gaben, bis Joseph zu Mittag heim käme. Im 29. Kap. Vers 7 spricht Jakob, der seine ersehnte Rahel mit ihren Heerden kommen sah, zu den Hirten: „Noch ist ein großer Theil des Tages übrig, es ist deßhalb noch nicht Zeit, daß wir die Schafe zum Stall führen."

Auch in der Zeit von Esdras und Nehemias, 450 Jahre vor Christus, findet man wenigstens in den heiligen Urkunden kein anderes Maß des Tages als die Morgenröthe und den Aufgang der Sterne, wenn auch die betenden und büßenden Israeliten viermal des Tages nach Nehemias IX. Vers 3 im Gesetze des Herrn lasen, einmal ihre Sünden bekannten und den Herrn ihren Gott anbeteten. Im zweiten Buche des Esdras (Nehemias) Kap. 4 Vers 21 spricht Nehemias beim Wiederaufbauen von Jerusalem: „Der halbe Theil von uns soll die Lanze halten, vom Aufgang der Morgenröthe bis die Sterne heraufziehen."

Bei Homer finden wir dasselbe Maß des Tages.

Für einen andern Haupttheil des Tages besaßen die Menschen von ihrem Ursprunge an noch ein Hauptmaß, nach welchem sich auch jetzt noch Jung und Alt ohne allen Sonnenschein und ohne Uhr zu richten pflegt, und das ist der Magen. Die alten Schriftsteller berichten auch von diesem Stundenweiser.

Nach dem Aulus Gellius singt in einer verloren gegangenen Comödie des Plautus, der etwa 204 v. Chr. schrieb, ein hungriger Schmarotzer: „daß die Götter den verdammen, der zuerst die Stunden erfand, und deßhab diese erste Sonnenuhr setzte, die mir Armen stückweise den Tag verkürzt. Als Knabe war der Bauch meine Sonnenuhr, unter allen die beste und richtigste. Ueberall mahnte diese zum Essen — außer, wo nichts zu essen war. Gegenwärtig, was da ist, ist gar nicht, wenn es der Sonne eben nicht gefällt."

Sechs Jahrhunderte später, im vierten Jahrhundert nach Christus, war der Magen als Sonnenuhr noch immer in seinem Rechte. Ammianus Marcellinus berichtet uns im 23. Buche Cap. 6 von den Persern: „außer der königlichen Tafel ist keine Stunde für das Essen festgesetzt, sondern einem Jeden dient sein Bauch als Sonnenuhr, und wenn dieser mahnt, wird gegessen, was man eben haben kann."

Daß übrigens den Menschen der Raum zwischen Auf- und Untergang der Sonne wenigstens dem Gefühle und dem Augenmaße nach in mehrere gleiche Theile zerfallen mußte, wenn wir von seiner animalischen Sonnenuhr, dem Magen, ganz absehen, bedarf wohl keines ausführlichen Beweises.

Auch für den oberflächlichsten Beobachter theilte sich der Tag von selbst in zwei Theile durch die Sonne, sobald sie am höchsten Theile des Himmels stand. Den Mittelstand zwischen Aufgang und der Tagesmitte am Vormittag, sowie den gleichen Mittelstand zwischen der Tagesmitte und dem Untergange bestimmte er mit dem Augenmaße. Von dem Mittage als Himmelsgegend ist in den Büchern des alten Testaments schon sehr früh die Rede. Das 20. Kapitel der Genesis beginnt mit den Worten: „Nachdem Abraham von dannen hinweg in das Land, so gen Mittag liegt, gereiset, reisete er zwischen Cades und

Sur;" und im Kapitel 13 Vers 14 haben wir alle vier Weltgegenden: „Heb Deine Augen auf, sprach der Herr zu Abraham, und sieh von dem Ort, wo Du jetzt bist, gegen Mitternacht, gegen Mittag, gegen Aufgang und Niedergang." Ebenso theilte der Auf- und Untergang der Sterne die Nacht dem die Nachtwache bei den Heerden haltenden Hirten unter seinem ewig wolkenlosen Himmel hinreichend genau. Gerade unter solchen Constellationen erhob sich der jugendlich frische Menschengeist aus der Monotonie seines einfachen, wechsellosen Daseins sehr bald zum hohen Himmel und machte schnell die innigste Bekanntschaft mit den ewigen Lichtern desselben. Selbst gegenwärtig noch leiten wilde Insulaner ihren gebrechlichen Kahn nach dem Stande der Sterne durch den pfadlosen Ocean, und sie kennen die Zeit des Aufganges der vorzüglichsten Sterne aus langer Erfahrung so genau, als Schiffer und Astronomen, die diese Erscheinungen erst aus ihren Tafeln calculiren müssen.

Als die Hirtenvölker sich zu größeren gesellschaftlichen Vereinen verbunden, Städte erbaut und zuletzt Staaten gegründet hatten, die sich immer weiter entwickelten, sollte man glauben, eine weiter getriebene, bestimmt abgemessene Eintheilung des Tages und der Nacht sei unerläßlich gewesen.

Allein eine solche Eintheilung finden wir höchstens bei einigen asiatischen Völkern, den Chaldäern, Babyloniern und zuletzt bei den Aegyptiern. Bei den westlichen Völkern war selbst der Mittag als bestimmtes Maß noch 500 Jahre v. Chr. nicht bekannt. So lernten die Römer, welche all ihr Wissen von den Griechen überkamen, erst einige Jahrhunderte nach Roms Erbauung den Mittag als festen Zeitabschnitt kennen. Ein öffentlicher Diener der Consuln (460 v. Chr.) mußte diesen Mittag ausrufen, wenn er die Sonne von der Curie aus zwischen den Rostris und dem Gesandten-Palaste stehen sah. Erst im Jahre 445 v. Chr. kömmt in der ersten der 12 Gesetzestafeln eine Stelle vor, wo es ante meridiem, „vor dem Mittag," heißt. Das kriegerische Volk der Römer bezog einen großen Theil seiner staatlichen Einrichtungen auf das Militärwesen. Die Wachen und namentlich die Nachtwachen mußten in bestimmter Zeit abgelöst werden. Man theilte deßhalb die Nachtwache in 4 Theile. Die Griechen und die Juden hatten Anfangs nur 3 Nachtwachen (Vigiliae), die erste bis 10 Uhr, Jerem. II. 19, die zweite 10—2 Uhr, Buch der Richter VII. 19, die dritte von 2 Uhr bis Sonnenuntergang (2. Buch Moses 14. 24), welche durch die Tuba ausgerufen wurden. Und diese Eintheilung ging auch auf den Tag über. Unser obengenannter Diener mußte deßhalb Morgens 9 Uhr die dritte Stunde und Nachmittags 3 Uhr die neunte Stunde ausrufen; denn die Römer zählten ihre Tagesstunden vom Sonnenaufgang.

Die alten Völker begannen ihren Tag mit dem Untergang der Sonne, der leichter zu beobachten war als ihr Aufgang, und nur die Babylonier fingen ihren Tag mit Sonnenaufgang an.

Der Schatten eines verdorrten Baumes, jede Stange oder freistehende Säule, ja die Schattenlänge des Körpers selbst diente als Maß der Sonnenhöhe und also der Tageszeit und wurde noch gebraucht, als man sicherere und bessere Mittel zur Eintheilung des Tages in kleinere Theile besaß.

In der bekannten Comödie des Aristophanes, 427 vor Chr., „die Weibervolksversammlung," ein herrliches komisches Bild, das der alte Dichter gleich Shakespeare für alle Zeiten und auch für die gegenwärtige geschaffen zu haben schien, malt die Praxagora, eine in die Politik verrannte Närrin, ihrem staunenden Gemahl ein glänzendes Bild des communistischen Staats, der unter dem Regimente der Frauen bei Güter- und Weibergemeinschaft gegründet werden soll.

Die Arbeit müssen auch unter dem glückseligen Regimente der Frauen natürlich die Sclaven verrichten. Ihren Mann begeistert Praxagora mit den Worten: „Dein ganz Geschäft ist, nach dem Schatten zu schauen, wenn er zehn Schuh mißt, dann verfügst Du gesalbt Dich zum Essen."

Sie sehen, es ist gar kein übles Geschäft, in diesem Staate ein Gemahl zu sein.

Der reiche Athener Dinias ladet den Anacharsis und Philotas zum Gastmahle ein am Abend, wenn der Schatten des Sonnenzeigers 12 Fuß lang wäre. Der griechische Dichter Lucian spricht von der Zeit zum Waschen, wenn der Schatten 6 Fuß lang war.

Kästner hat gezeigt, daß die schattenwerfenden Zeiger nicht mehr als 1 Schuh hoch gewesen sein durften; dann fiele die Zeit des sechsfüßigen Schattens auf 5 Uhr 2 Minuten Nachmittags. So wurde zuletzt das Schattenmessen ironisch gebraucht, um damit einen hungernden Schmarotzer zu kennzeichnen, welcher seine Zeit damit hinbrachte, den Schatten zu messen, damit er nicht zu spät zum Mahle käme. Siehe Plutarch's Buch von dem Unterschiede des Freundes und Schmeichlers Sect. 29 im ersten Jahrhundert nach Christus.

In späterer Zeit, als Aegypten zu einer römischen Provinz wurde, schleppte man die ägyptischen Obelsiken nach Rom, um sie als Stundenzeiger, Gnomon (γνώμων), zu benützen, z. B. den Obelisk aus Syenit auf dem monte citorio in Rom. Augustus hatte ihn auf dem Marsfelde als Sonnenzeiger aufrichten lassen.

Die 12 Theile, in welche das Jahr durch den Mond sich abtheilte, haben höchst wahrscheinlich Veranlassung gegeben, auch den kleinsten Theil des Jahres, den Tag in 12 Theile zu zertheilen. Welches Volk indessen den Tag zuerst in 12 Theile theilte, das ist bis jetzt nicht zu ermitteln gewesen.

Wir haben nur eine Stelle bei Herodot, 456 v. Chr., wo er im zweiten Buche seiner Geschichten, Abschnitt 109, sagt: „Den Schattenzeiger und Sonnenmesser und die 12 Theile des Tages haben die

Griechen von den Babyloniern erlernt.“ Höchst wahrscheinlich bezieht sich diese Nachricht auf den Chaldäer Berosus. Er ist als jener Astronome berühmt, von welchem Vitruv in seinem Werke de Architectura l. VIII. c. 7 Nachricht gibt. Er lebte ungefähr 640 Jahre vor Christi Geburt, verließ Chaldäa und errichtete auf der Insel Kos eine Schule. Aber auch die Aegyptier haben gleichfalls den Tag in 12 Stunden eingetheilt. Hermes Trismegistus *) bemerkte nämlich, wie Horapollo erzählt, während seines Aufenthaltes in Aegypten, daß der Kynokephalus (Hundskopf = Affe **) in den beiden Aequinoctien zwölfmal des Tages über in gleichen Zwischenräumen zu pissen pflegte, was ihn auf den Gedanken brachte, den Tag in 12 Abschnitte zu theilen. Diese Abschnitte nannte man aber noch nicht Stunden, sondern Grade, Staffeln und Linien.

Von der ersten Eintheilung des Tages in kleine Theile gibt uns wieder die Bibel Nachricht. Der Prophet Isaias, ohngefähr 750 Jahre vor Christi Geburt, verkündet den zum Tode erkrankten König Ezechias als Zeichen, daß der Herr seinem Leben noch 10 Jahre zusetzen werde: „Sieh, ich will den Schatten von dem Stundensteine (Sonnenzeiger) des Achaz 10 Stufen, über welche er herabgelaufen, wieder zurückziehen!“ Die Vulgata hat das hebräische Wort Schaghah fest angeschaut, mit Uhr übersetzt. Die Gelehrten haben darüber viel gestritten, ob es eine eigentliche Sonnenuhr gewesen. So viel ist gewiß, daß der Schatten über die 10 Stufen, über welche er herabging, wieder zurückgeführt wurde. Wenn dieß wirklich Treppen waren, so dienten sie, wie wir sehen, dazu, die Tage in mehrere Unterabtheilungen zu zerfällen. Ein eigenes Wort für diesen zwölften Theil des Tages hatte man damals noch nicht. Das griechische Wort ὥρα, lateinisch hora, heißt blos Zeit, Zeitabschnitt. Dasselbe bedeutet ursprünglich das deutsche Wort Stunde, welches vom altdeutschen stân, standan, stehen, herkömmt. Man begnügte sich Anfangs, blos die Stundenlinien zu zählen, ohne sie selbst mit Zahlzeichen zu versehen. Sie hießen σημεῖα oder στοιχεῖα.

Die weitere Verbesserung der Sonnenuhren rührt nach dem Zeugnisse des Plinius von Anaximander aus Milet, etwa 600 v. Chr. lebend, einem Schüler des Thales her. Seine Sonnenuhren enthielten nebst den 12 Abtheilungen des Tages auch Bogen für die Aequinoctien und die Sonnenwenden.

Der Milesier Anaximenes, 530 v. Chr., hat indessen den Grund zur mathematischen Construction der Sonnenuhren, also zur eigentlich wissenschaftlichen Gnomonik gelegt. Er hat die ersten voll-

*) Eine mythologische Person, Symbol des ägyptischen Priesterthums.

**) Ein heiliges, dem Serapis geweihtes Thier; auch der Anubis der Aegypter, ein Sohn des Osiris.

kommenen Sonnenuhren zu Lacedämon aufgestellt. Die Construction solcher Uhren war nicht so einfach; denn die Alten kannten wohl die bei uns gegenwärtig übliche Eintheilung des bürgerlichen Tages in 24 gleiche Stunden, welche sie Aequinoctialstunden nannten, weil zur Zeit der Aequinoctien Tag und Nacht einander gleich sind; allein im gewöhnlichen Leben theilten sie nur den wirklichen Tag und die wirkliche Nacht jeden in 12 gleiche Theile. Die Tagesstunden wurden deßhalb mit dem wachsenden Tage im Sommer immer länger und die Nachtstunden immer kürzer; im Winter war es natürlich das Umgekehrte, und so war es noch unter dem heiligen Augustinus. Künstliche Sonnenuhren, welche diese veränderlichen Stunden zeigten, waren bald in allen großen und kleinen Städten aufgestellt. Vitruv erzählt von einer, welche in dem Circus Flaminius, von dem Syracusaner Scopas erfunden, aufgestellt gewesen sei.

Das kriegerische Rom, das in wissenschaftlichen Dingen blos ein langsamer Schüler der Griechen war, erhielt die erste künstliche Sonnen-Uhr erst 500 Jahre nach seiner Erbauung. L. Papirius Cursor soll den ersten Sonnenzeiger eilf Jahre vor dem Kriege mit Pyrrhus neben dem Tempel des Quirinus aufgestellt haben. Indessen eine wirkliche künstliche Sonnenuhr scheint Rom erst im Jahre 263 vor Christi Geburt von Sicilien aus erhalten zu haben. Varro erzählt nämlich, die erste Sonnenuhr sei im ersten punischen Kriege nach Eroberung der Stadt Catina, heut zu Tag das bekannte Catania in Sicilien, von dort weggebracht und in Rom neben den Rostris unter freiem Himmel aufgestellt worden. Da diese Sonnenuhr für die Polhöhe von Sicilien und nicht für die von Rom gebaut war, konnte sie natürlich die Stunden nicht richtig zeigen, und dennoch richteten sich die Römer, wie Varro bezeugt, 99 Jahre nach ihr. Erst dann ließ der Censor Marcius Philippus eine richtige neben der unrichtig zeigenden aufstellen. Auch Präneste hatte eine Sonnenuhr.

Die immer fühlbarer werdende Unentbehrlichkeit einer richtigen Zeiteintheilung führte die Menschen endlich auch auf die Construction beweglicher Sonnenzeiger. Diese entgingen eher der allgemeinen Zerstörung, als die auf Säulen und Mauern befestigten, deßhalb sind einige noch auf unsere Tage gekommen. Im Jahre 1741 wurde auf dem tusculanischen Berge aus den Ruinen einer Villa, die wahrscheinlich Eigenthum des Cicero war, eine solche ausgegraben. Sie bestand aus einem Marmorstücke 16 Zoll lang und 8 Zoll tief; der Zeiger war abgebrochen.

An die Erfindung der beweglichen Sonnenuhren schloß sich endlich die der tragbaren aus Erz verfertigten. Sie heißen viatoria pensilia, Reiseuhren zum Anhängen.

Zwischen 1740 und 1750 wurde die erste im römischen Gebiete gefunden. Die zweite grub man 1755 in dem von der Asche des Vesuv

verschütteten Portici aus. Sie ist wunderschön gearbeitet und wahrscheinlich erst 28 Jahre nach Christi Geburt verfertigt.

So vollkommen diese Maschinen gebaut waren, so hatten sie den in keiner Weise zu umgehenden Nachtheil, daß sie bei trübem Himmel nicht mehr und bei der Nacht gar nicht zu benützen waren. Man mußte deßhalb auf Mittel sinnen, auch die Nacht wenigstens so genau wie den Tag einzutheilen. Namentlich für die kriegerischen Römer stellte sich immer mehr und mehr die Nothwendigkeit ein, für ihre Nachtwachen ein bestimmtes, sicheres Maß festzustellen, da die Kenntniß der Bewegung der Sterne, wenn Sterne auch sichtbar waren, nicht eines Soldaten Sache ist. Für das Landvolk und die Soldaten war deßhalb damals der Haushahn eine unentbehrliche und darum auch sehr geschätzte Hausuhr.

Der Haushahn — er stammt höchst wahrscheinlich vom Bankivahuhn, gegenwärtig auf Java und Sumatra zu Hause, und ist unter Salomo von Indien aus über das rothe Meer nach Palästina gekommen. Der Hahn kräht 2mal in der Nacht, wie wir schon aus dem neuen Testamente Mark. 40. 13 wissen: „Ehe der Hahn zweimal kräht, wirst du mich dreimal verläugnen.“ Der Hahn kräht zum ersten Male um Mitternacht, bei den Alten die sechste Stunde in der Nacht, nicht sehr oft und in lange gezogenem Tone, das zweite Mal vor Tagesanbruch, also etwa um 4 Uhr des Morgens, wo sein Krähen häufiger und in lange dauernden Noten geschieht, zwischen welche Stunden die letzte Nachtwache der Römer fiel. Der Hahn begleitete die Römer auf allen ihren Feldzügen, da er ihnen als Uhr des Nachts diente. Aus diesem Grunde wurde er als eine Art wunderbaren Wesens dem Mars geheiligt, und sein Krähen als Weissagung in Hinsicht auf den Krieg angesehen. Allen Göttern, welche mit der Zeit in irgend einer Verbindung standen, war der Hahn geheiligt, der Minerva als Symbol der Wachsamkeit, dem Sonnengotte Apoll, dem Mercur und dem Aesculap.

Vom sterbenden Socrates erfahren wir, daß die Griechen dem Aesculap einen Hahn opferten, wenn sie von einer Krankheit genesen waren. Auch an die äsopische Fabel aus dem sechsten Jahrhundert vor Christus: „Das alte Weib und die Mägde,“ können wir uns vielleicht erinnern; denn der Hahn war und ist auch jetzt noch in einigen unserer ärmlichen Dörfer und Einöden, welche mit keiner Räderuhr versehen sind, die einzige Nachtuhr.

Daß sich die ältesten, vorzüglich jene die Astronomie cultivirenden Völker, wie z. B. die Chaldäer, Babylonier, Aegypter, schon längst nach einem Mittel umgesehen haben werden, die Nacht, welche recht eigentlich das Feld ihrer Beobachtungen ausmachte, gleich dem Tage in kleinere Theile einzutheilen, läßt sich leicht denken, wenn uns auch in alten Schriftstellern keine ganz bestimmte Nachricht darüber vorliegt.

Es konnte nicht fehlen, daß man nicht schon längst die Bemerkung gemacht hatte, wie Flüssigkeiten aus einer gesprungenen Flasche oder Urne

ziemlich gleichförmig hervortraten. Man versah deßhalb absichtlich solche Gefäße mit einer sehr feinen Oeffnung und maß nun die Quantität des Wassers, welche von einem Sonnenuntergang zum andern, oder während eines Tages und nach der Sonnenuhr innerhalb einer Stunde ausfloß. Dadurch entstanden Wasseruhren. Sie hießen allgemein ihrem ersten eigentlichen Zweck entsprechend Nachtuhren, und erst für Uhren derart in kleinerem Maßstabe wurde der Name Klepsyder gebraucht, wie wir bald sehen werden.

Nach dem Macrobius und Sextus Empiricus ist es sogar sehr wahrscheinlich, daß schon die Vorfahren der Chaldäer den Thierkreis nach einer Wasseruhr abgetheilt haben.

Cleomedes, Macrobius und Proclus erzählen uns ferner, daß die Aegyptier die Quantität Wasser, welche aus einer kleinen Oeffnung eines Gefäßes auslief, während die Sonne über den Horizont heraufstieg, mit der Menge dessen verglichen, welches in 24 Stunden auslief, und daß sie dadurch den Sonnendurchmesser auf 28 Minuten 48 Secunden und 30 Minuten 52 Secunden bestimmten, ein Resultat, das mit unsern neuesten Messungen (nach ihnen ist der Sonnendurchmesser vom 1. Jänner 32 Minuten 33 Secunden; am 2. Juli 31 Minuten 29,2 Secunden) eigentlich eine wunderbare Uebereinstimmung darbietet; denn bei der Construction solcher Klepsydern, welche den Tag in mehrere gleiche Theile zu theilen hatten, trat eine eigenthümliche Schwierigkeit ein, die schwer zu überwinden war. Die Geschwindigkeit, mit welcher das Wasser in einem Gefäß durch eine unten angebrachte Oeffnung ausläuft, hängt nicht allein von der Höhe des Wassers im Gefäße, sondern auch bei Haarröhrchen von der Größe der Ausflußöffnung ab. Die Alten, sobald sie die einzelnen Quantitäten des ausfließenden Wassers mit ihren Sonnenuhren verglichen, mußten sogleich bemerken, daß desto weniger Wasser ausfloß, je tiefer der Wasserspiegel im Gefäße sank. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, gab es nur ein einziges wirklich zureichendes Mittel, nämlich den Wasserspiegel im Gefäße immer in gleicher Höhe zu erhalten. Die Wasseruhren der Aegyptier mußten auf diese Weise construirt gewesen sein, obwohl man nichts Näheres bei den alten Schriftstellern über die Einrichtung dieser Klepsydern findet. Horapollo, ein ägyptischer Priester, gibt uns in seinem Werke über die ägyptischen Hieroglyphen, wenn er vom Cynocephalus der Aegyptier spricht, dessen Eigenschaften wir schon kennen gelernt haben, eine Art Beschreibung, wie die Ausflußöffnung solcher Wasseruhren regulirt worden ist, daß sie nicht zu groß und nicht zu klein werde; allein sie ist ungenügend und ziemlich unverständlich.

Auch Plato, um 300 v. Chr.. spricht nach dem Stobäus und Athenäus von Wasseruhren, welche die Stunden des Tages angaben, und Julius Cäsar, 54 v. Chr. (C. de bello gallico L. I. c, 13) fand, daß man sogar auf der Insel Mona, der heutigen Insel Man,

zwischen England und der irischen See, die Zeit durch das Wasser maß, und daß nach diesem Maße die Tage kürzer seien als in Rom.

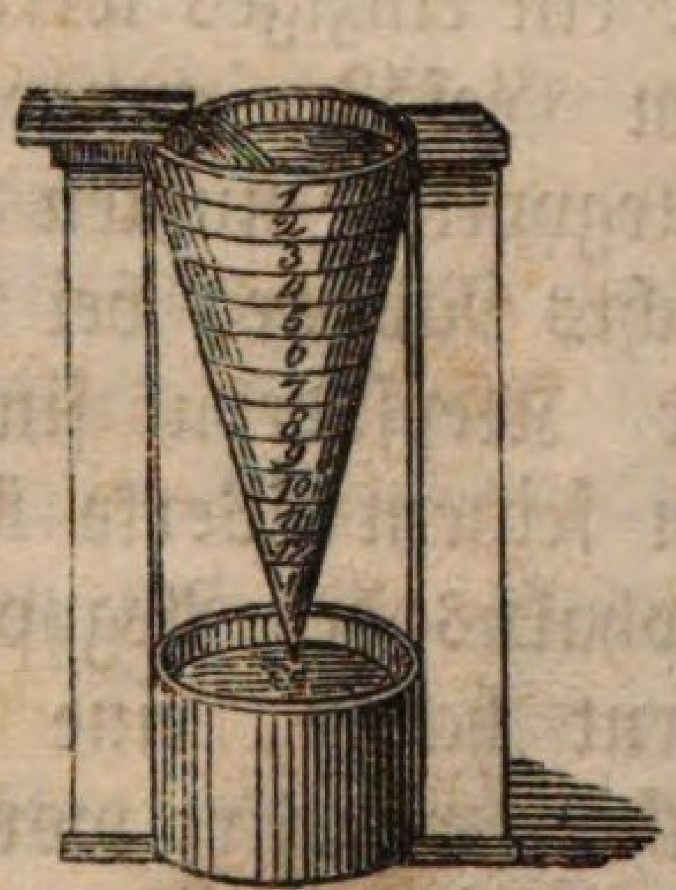
Ueber die detaillirte Einrichtung dieser Nachtuhren findet man in den alten Schriftstellern nichts angegeben. Der einzige Autor, der etwas tiefer in die Construction der Sonnen- und Wasseruhren eingeht, ist der römische Architekt Vitruv aus der Zeit des Augustus und Tiberius, also etwa im zwanzigsten Jahre nach Christus. Aber auch Vitruv besaß nicht die Gabe, sich bei Behandlung von technischen Gegenständen klar auszudrücken, welche ohnedieß dem gewöhnlichen Leben entrückt, wahrscheinlich höchst selten scharf erläutert worden waren, da sich die Macht und Gewandtheit des schriftlichen Ausdruckes in dieser Zeit nur an Gegenständen der schönen Wissenschaften, Poesie, Beredsamkeit, Geschichte übte. Ein Autor mußte sich deshalb immer sehr schwer arbeiten, wenn er technische Gegenstände beschrieb, die immer eine eigenthümliche Ausdrucksweise und eine eigenthümliche Begriffsbezeichnung verlangten, und die zuletzt doch nur den Fachgenossen verständlich sein konnten.

Die Ausleger des Vitruv hatten deßhalb ein sehr weites Feld für ihre Conjecturen und verstanden ihn deßhalb auch nicht selten falsch.

Wir haben schon bemerkt, um die Quantität des aus einem Gefäße ausfließenden Wassers immer sich gleich zu erhalten, gibt es kein anderes Mittel, als den Wasserspiegel im Gefäße immer gleich hoch zu erhalten.

Der eben so berühmte als edle Verfasser der Histoire de l'Astronomie ancienne et moderne J. S. Bailly, 1775, Geschichte der alten Sternkunde Band II Cap. 9 pag 14 ist gleichfalls überzeugt, daß sich die ältesten Völker desselben Mittels bedient hatten, um immer gleiche Quantitäten Wassers ausfließen zu machen, und dennoch construirt und zeichnet er in seiner Geschichte der neuen Astronomie Bd. I als erste Wasseruhr eine Maschine (Fig. 1), welche beinahe das Gegentheil von all dem leistet, was er mit seiner Maschine zu leisten beabsichtigte und weit unter der unvollkommensten Maschine steht, von welcher uns die Alten Nachricht gegeben haben. Beim Athenäus finden wir eine ziemlich richtige Angabe, wie die alten Wasseruhren gebaut gewesen sein mußten; demungeachtet glaubte Bailly, vielleicht durch eine Bemerkung Vitruvs verführt, daß ein mit der Spitze abwärts gewendeter, mit Wasser gefüllter Kegel oder eine solche Pyramide beim Sinken des Wasserspiegels wenigstens immer gleich große Intervalle angeben würde, da die Räume, welche das Wasser von oben nach der Spitze zu bei seinem Sinken successive einnimmt, immer kleiner und kleiner wurden, je näher der Wasserspiegel der Spitze kam, und Ferd. Berthoud hat in seiner Histoire de la mesure du temps gleichfalls den Bailly'schen, in gleiche Theile oder in 12 Stunden getheilten Kegel recht schön copirt, der auch

Fig. 1.



in alle übrigen Werke, welche den Vitruv illustriren und von der Geschichte der Uhren handeln, übergegangen ist. Der gelehrte Bailly hat indessen beim Entwurfe dieser Zeichnung vergessen, daß es sich hier nicht um proportionirte Abtheilung eines gleichschenkeligen Dreiecks in einer Ebene handle, sondern um proportionirte Eintheilung einer körperlichen Figur, eines Kegels. Bei einem Kegel haben wir es jedoch statt mit dem einfachen Durchmesser der Kegelabtheilungen mit einer Zahl zu thun, welche entsteht, wenn man den Halbmesser oder Durchmesser zweimal mit sich selbst multiplizirt, und eine einfache Betrachtung ergibt, daß die obere Hälfte eines solchen Kegels von achtmal größerem Inhalte sei, als die untere.

Auch die verhältnißmäßige Geschwindigkeit, mit welcher das Wasser aus einem solchen Gefäße mit stets sinkendem Wasserspiegel ausfließt, hängt von der Größe und Gestalt der Ausflußöffnung ab. Anstatt daß in der untern Hälfte eines solchen Kegels nicht ganz um die Hälfte weniger Wasser ausfließt, als in der obern, würde da achtmal weniger ausfließen, wenn der Druck wie Anfangs bliebe. Da aber der Druck, wie schon bemerkt, sich vermindert hat, so würde sich diese untere Hälfte doch immer noch 5,6mal schneller entleeren als die obere. Wenn wir bei unserem oben beschriebenen, gefüllten Kegel bemerkt haben, daß der Wasserspiegel in der ersten Stunde durch eine vertikale Höhe von 30^{mm} gesunken, so wird das Wasser dieselbe Höhe von 30^{mm} in der tiefsten Stelle des Kegels 17,5mal schneller durchfallen; die letzte Stunde würde also 17,5mal kürzer, als die erste. Man sieht also hier klar, in welch ungeheuren Irrthum selbst sehr einsichtsvolle Männer gefallen sind.

Anstatt eines umgekehrten Kegels hätte deßhalb eine Halbkugel, deren sich einige Völker wirklich als eine Art von Klepsyder bedienten, eine viel angemessenere Form. Ja, ein gewöhnliches flaches Gefäß hätte, wie wir bald sehen werden, viel brauchbarere Resultate gegeben, als der Kegel.

Von der besondern Verwendung eines solchen Kegels zu Klepsydern gibt uns Vitruv in seinem oben angeführten Buche eine etwas ausführlichere, obwohl trotz Allem noch immer sehr dunkle und oft mißverstandene Nachricht.

Wir haben schon einmal bemerkt, daß die Alten stets die Länge des wahren Tages und der wahren Nacht zu messen pflegten, und Tag und Nacht, sie mochten nun lang oder kurz sein, in zwölf gleiche Theile eintheilten, die man erst später Stunden nannte.

Ich habe eine solche einfache, aber rationell gebaute Wasseruhr mit beständigem Wasserspiegel zu diesem Vortrage construirt (Fig. 2). Der umgekehrte Kegel (Fig. 3) aus Messing ist im Lichten 167^{mm} hoch und 70^{mm} weit. Der Kegel würde so 214,24 Cubikcentimeter oder 15 bayerische Cubikzoll Wasser fassen. Da aber der Stopfkegel 4 Cubikcentimeter einnimmt, so haben wir nur einen Cubikinhalt von 210,34

Fig. 2.

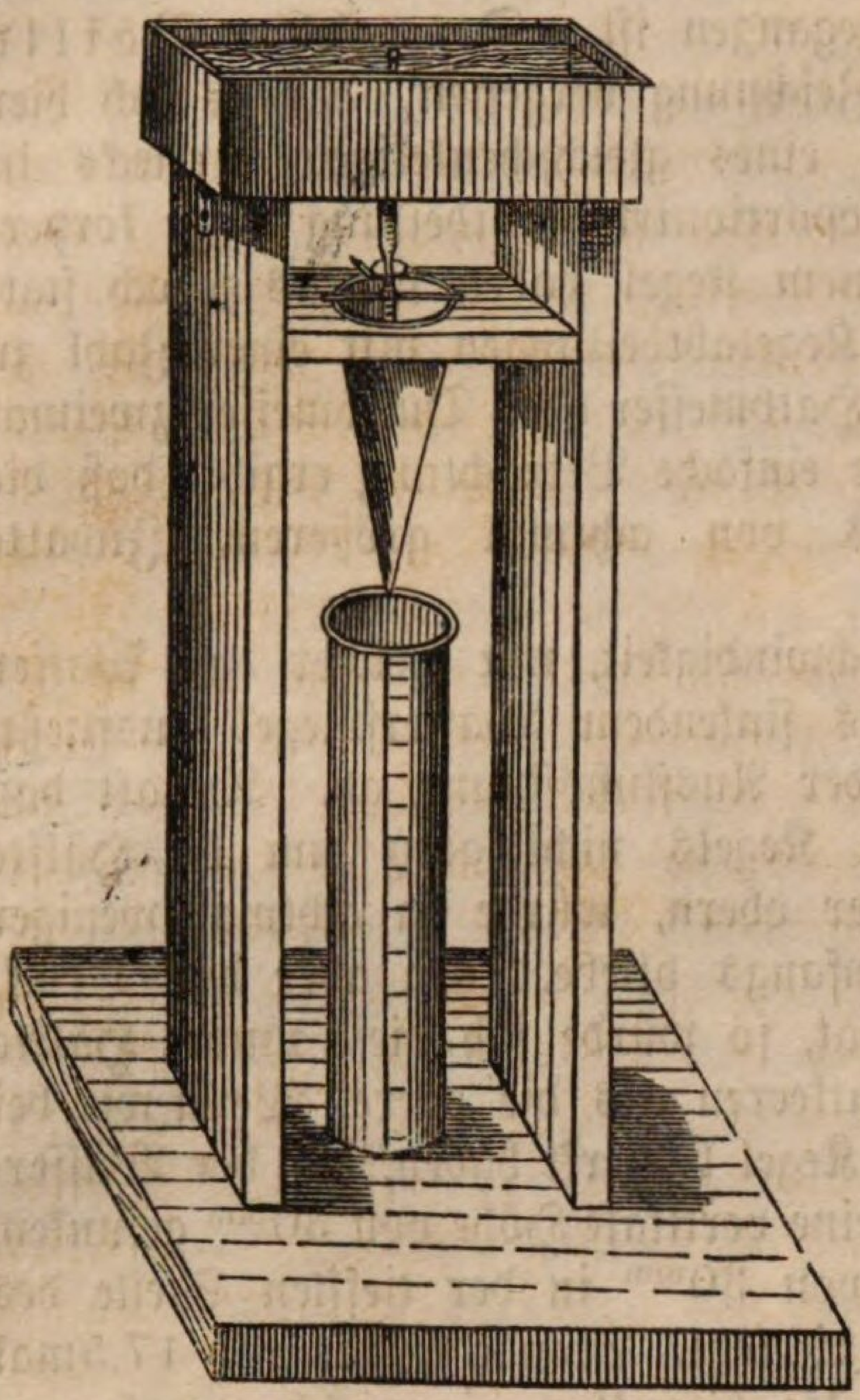
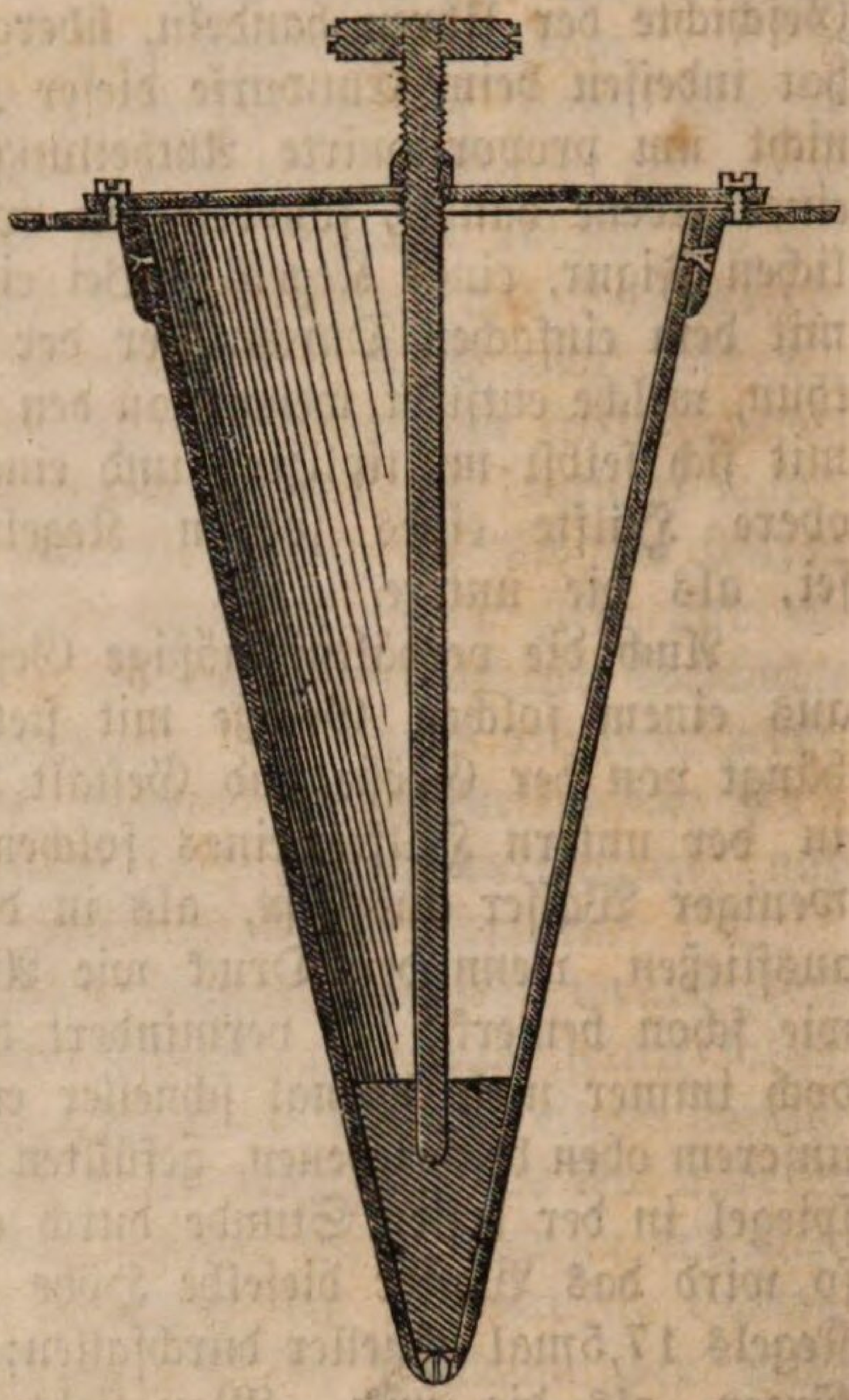


Fig. 3.



Cubikcentimeter. Unten in die etwas abgeschnittene Spitze ist ein Granat eingesetzt, mit einem eingebohrten Löchlein von 0,3mm Weite versehen. Die Basis des Granats an der Messingfassung hat 3,75mm Durchmesser.

Als Stopfkegel ist ein solider Konus eingerieben von nur 46mm Höhe mit gleichfalls etwas abgestumpfter Spitze. Der Stopfkegel trägt in seiner Achse ein rundes Stahlstäbchen, als Leitstengel, welches oben an seinem Halse mit einem Schraubengewinde versehen ist, und am obern Ende einen gerändelten Kopf zum Anfassen trägt. Quer über die Basis des Kegels ist ein Bügel aufgelegt und an beiden Lappen, an welchen der Kegel aufgeführt wird, angeschraubt; er trägt in seiner Mitte eine Schraubenmutter, durch welche das Leitstengelchen des Stopfkegels mit seinem Schraubengewinde geht. Diese Vorrichtung dient dazu, um den Stopfkegel mittelst des Schraubengewindes sanft zu heben oder zu senken. (S. Fig. 3.)

Am Rande dieses Kegels rechtwinkelig zum Bügel ist eine etwas geneigte Rinne aus Messing angebracht, welche das in zu großer Quantität in den Kegel fließende Wasser ableitet.

Ueber diesem Kegel, der in seinem Gestelle aufgehängt ist, habe ich nun das Reservoir angebracht (Fig. 2), ein liegendes Parallelepipedon aus Weißblech von 10″ 2‴ Länge, 4″ 11‴ Breite und 3″ Tiefe, wor-

aus sich ein Inhalt von 150 Cubikzoll bayerisch ergibt, der also das Zehnfache des Kegelinhaltes beträgt. Es liegt, einfach blos durch ein Paar Blechlappen an der Seitenverschiebung gehindert, auf den um $2^1/_2$ Zoll über das Kreuzstück verlängerten Säulen des Gestelles selbst.

In der Mitte seiner Länge, aber nur 29^{mm} von der langen Seite entfernt, ist die Abflußöffnung im Boden angebracht, in welche ein nach unten gerichtetes, 19^{mm} langes Röhrchen eingelöthet ist, welches ein Glasröhrchen von $6^2/_3{}^{mm}$ Dicke und 4^{mm} im Lumen enthält. Es ist unten in eine konische flach gerundete Spitze ausgezogen, welche oberhalb der Rundung $2{,}60^{mm}$ dick ist, während die unterste flache Rundung nur 2^{mm} Dicke besitzt. Die unterste Ausfllußöffnung hat 0,2 bis $0{,}25^{mm}$ Lumen. Die Endspitze des Röhrchens ist zwei Zoll vom Boden des Gefäßes entfernt, so daß wir eine Wassersäule von circa 12,15 Centimeter = 5 Zoll bayer. haben. Ist das Gefäß gefüllt, so läuft das Wasser aus der Oeffnung in einem zarten Faden aus, der nur alle 2—3 Sekunden etwas intermittirend zuckt.

Um nun den Ausfluß nach Belieben zu regeln, habe ich ein zweites Thermometerröhrchen von nur $2{,}75^{mm}$ Durchmesser an einem Ende zugeschmolzen, daß das Ende gerundet wird, und dieses Röhrchen als Stopfkolben gebraucht. Es wird in das Glasröhrchen geschoben und einfach durch ein eckiges Korkstückchen, das oben in die Oeffnung des Blechröhrchens am Boden des Gefäßes gedrückt wird, festgehalten, wodurch das Stopfkölbchen in jeder beliebigen Höhe erhalten werden kann. Wird das Stopfkölbchen so weit als möglich abwärts gedrückt, so hört aller Ausfluß des Wassers auf. Durch zarte Lüftung des Stopfkölbchens kann man den Ausfluß des Wassers in Tropfen bewirken, die in beliebig geschwinden Zeiträumen auf einander folgen. Das Ausflußröhrchen selbst reicht bis auf 10^{mm} Entfernung vom höchsten Wasserspiegel in dem darunter hängenden Kegel herab. Man kann den Ausfluß so reguliren, daß, wenn das Wasser den tiefsten Standpunkt im Reservoir erreicht hat, die Tropfen noch in derselben Menge auf einander folgen, welche der normalen des darunter hängenden Kegels gleichkommt. Da die Tropfen Anfangs geschwinder aufeinander folgen, als das Wasser im Kegel abfließt, so tropft das überflüssige Wasser durch die bereits erwähnte Rinne an dem oberen Rande des Kegels ab.

Man kann das Reservoir auch an und für sich als Wasseruhr brauchen, welche an die Construction erinnert, die Athenäus gibt, wenn man ein Cylinderglas untersetzt (Fig. 3) und das Glas nach einer Uhr eintheilt, was auch, wenn es vollkommen cylindrisch ist, durch Rechnung geschehen kann, wenn man die Höhe der Wassersäule mißt, welche von einem Sonnenaufgang bis zum andern abgelaufen ist. Man braucht da nur zwei Klepsydern so einzurichten, daß sie gleich gehen, und wenn eine bei Sonnenuntergang nahe dem Auslaufen ist, die andere

vollfüllen, und die Zahl der fallenden Tropfen beider Klepsydern miteinander vergleichen.

Ich stellte diese Klepsyder so, daß in einer Minute 37 Tropfen fielen. Zehn dieser Tropfen wogen genau 0,457 Grammes, also ein Tropfen 0,0457 Grammes. Die Zahl der Tropfen hatte sich nach Abfluß der ersten Stunde nicht vermindert, es waren also in dieser ersten Stunde 101,45 Grammes Wasser ausgeflossen = 7,06 bayer. Cubikzoll, oder 5,126 Pariser Cubikzoll, was auch mit dem Maaß, in welchem das Wasser aufgefangen wurde, übereinstimmt. Nach drei Stunden war die Zahl der Tropfen noch immer unverändert. Nach 5 Stunden 46 Min. aber hatte sich die Zahl der Tropfen von 37 auf 30 verringert. Nach Verlauf der zwölften Stunde war die Anzahl der Tropfen auf 20 gefallen, und diese Anzahl blieb nach der 15. Stunde, bei welcher das untergesetzte Cylindergefäß gefüllt war. Am Ende der 15. Stunde waren also in einer Stunde nur mehr 54,84 Grammes = 3,816 bayer. oder 2,75 Pariser Cubikzoll abgelaufen. Die ursprüngliche Höhe des Wasserspiegels im Reservoir war 5″ bayer. Am Ende der Beobachtung, also nach 15 Stunden, betrug er nur mehr 3″ 5,25‴.

Auch hier ging die Ausflußgeschwindigkeit nach dem Torricellischen Gesetze vor sich, gemäß welchem sich die Ausflußgeschwindigkeiten zu einander verhalten wie die Zahlen, durch deren Multiplication mit sich selbst diejenigen Zahlen entstanden sind, welche die gemessenen Druckhöhen angeben. Diejenigen Zahlen nämlich, aus welchen man sich die bei den Zahlen 60 und 18,75, welche die Druckhöhe am Anfang und Ende der Messung angeben, durch Multiplication mit sich selbst entstanden denken kann, würden sehr nahe sein: 7,7459 und 4,33012, und diese verhalten sich zu einander wie 37 : 20,6.

Zehn Tropfen wogen eine Stunde vor dem Ende der Beobachtung gerade so viel wie am Anfang, nämlich 0,457 Grammes. Man sieht daraus, daß die veränderte Druckhöhe der Flüssigkeit nicht die Größe der Tropfen, sondern nur ihre Anzahl in einer bestimmten Zeit verändert. Die Größe der Tropfen hängt also nicht von der Druckhöhe der Flüssigkeit, sondern von der Adhäsionskraft ab, mit welcher die Wassertheilchen sich an einem Körper festsetzen, den sie benetzen. Die Größe des Tropfens hängt also hauptsächlich nur von der Form des Körpers ab, an welchem sich der Tropfen bildet. Wie wir schon angegeben, hat die Spitze des Tropfröhrchens da, wo sie konisch zu werden anfängt, 2,6^{mm} Durchmesser. Das gedrückte flachgerundete Ende, in welchem sich die Ausflußöffnung befindet, hat 2^{mm} Durchmesser.

Das Wasser, so wie es aus der haarfeinen Oeffnung hervorgedrängt wird, breitet sich sogleich über dieses flach gerundete Ende aus, und erst, wenn dieß Ende mit einer Wasserschichte überzogen ist, schwillt diese von dem immer mehr zufließenden Wasser an, bis der Tropfen so groß wird,

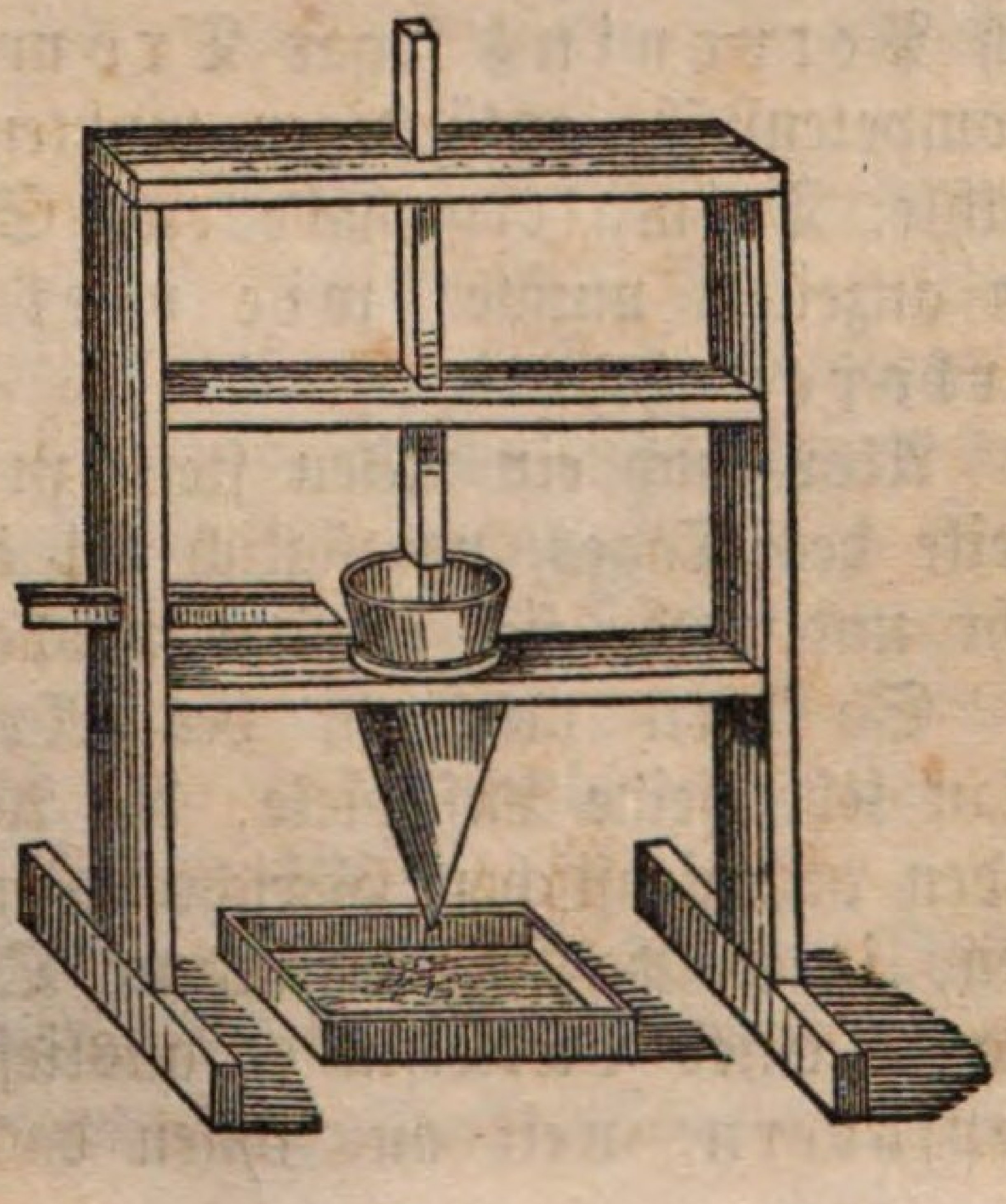
daß die Schwerkraft die Adhäsion des Wassers an der Röhrchenspitze überwindet und den Tropfen losreißt.

Die Basis der Spitze des oben angeführten Kegels unserer Klepsyder, die, wie schon bemerkt, aus einem durchbohrten Granat besteht, hat dagegen 3,75^{mm} Durchmesser, der Tropfen, welcher sich an diesem Granat bildet, wiegt jedoch 0,0715 Grammes, und wir sehen daraus, daß sich die Schwere der Tropfen etwa wie die der Durchmesser der Basen der abgerundeten kegelförmigen Spitzen der Ausflußröhrchen verhalte.

Jede der 12 Tagesstunden war natürlich bei den Alten im Winter kürzer, im Sommer länger. Das war wahrscheinlich die Ursache, daß man einen umgekehrten Kegel als Klepsyder wählte, und an diesem Kegel eine Vorrichtung anbrachte, vermittelst welcher man nach Belieben innerhalb gewisser Grenzen mehr oder weniger Wasser ausfließen lassen konnte. Dieß geschah, indem man die Oeffnung, durch welche das Wasser ausfloß, mehr oder weniger verkleinerte, sie auf die längsten Stunden des Tages einrichtet, worauf man diese Oeffnung so lange verengt, bis nur noch hinreichend Wasser für die kürzesten Stunden des Tages, oder für den kürzesten Tag abfloß. Da die Oeffnung an und für sich haarfein sein mußte, damit man nicht zu große Quantitäten Wassers nothwendig hatte, so mußte man sich auf andere Weise helfen. Man paßte nämlich in die Spitze des Kegels einen zweiten Kegel so genau, daß er die feine Oeffnung ganz verschloß; je höher man den kleinen Stopfkegel lüftete, desto mehr Wasser floß aus der Oeffnung, bis endlich beim längsten Tag die ursprüngliche Oeffnung ganz frei wurde.

Auch diese Andeutung des Vitruv ist nicht verstanden worden und Perrault hat statt einer ventilartigen Kegelspitze einen soliden Kegel in den ursprünglich hohlen der Klepsyder gepaßt, der noch viel höher ist als der ursprüngliche, so daß zwischen beiden Kegeln gar kein Raum oder ein höchst spärlicher für das Wasser bleibt. (Fig 4.) Die Vorrichtung zum Lüften des innern Kegels, um mehr Wasser ausfließen zu machen, ist so roh, daß man beim ersten Anblick gewahr wird, Perrault habe einen wirklichen Versuch mit seiner idealen Vorrichtung nie angestellt; denn da das Wasser nur tropfenweise ausfließen darf, so ist eine Lüftung des Stopfkegels, die kaum eines Haares Breite beträgt, hinreichend, die in einer bestimmten Zeit auströpfelnde Quantität Wassers zu vermehren.

Fig. 4.



Der Alexandriner Ktesibius, ein mechanisches Genie, das um 245 vor Christi Geburt lebte, brachte die Wasseruhren zur eigentlichen Vollkommenheit, indem er mit der Uhr eine Maschinerie, aus Zahnrädern und Getrieben bestehend, verband. Man glaubte deßhalb, Ktesibius habe die Seele unserer heutigen Maschinerien: „Zahnräder und Getriebe" erfunden; allein schon Aristoteles spricht von solchen Maschinen.

Nach der unvollständigen dunklen Angabe des Vitruv hat Cl. Perrault gleichfalls eine solche Uhr construirt und gezeichnet, welche Zeichnung in alle Werke über Geschichte der Uhren unverändert übergegangen ist.

Eine verticale Säule, welche in 12 verticalen Theilen die Monate, und in 24 schräg nach der einen Seite sich immer mehr von einander entfernenden Linien, die 24 Stunden des Tages und der Nacht vorstellend, getheilt war, drehte sich einmal im Jahre um ihre Achse. Auf einer Seite stand sehr sinnreich ein geflügelter, in Trauer versunkener, weinender Genius, aus dessen Augen das Wasser tropfenweise drang. Es sammelte sich zu den Füßen des Knaben und lief auf der andern Seite herab in ein cylindrisches Rohr, in welchem ein Kork schwamm, der auf einem Stabe einen Knaben mit einer Ruthe oder einem Zeiger in der Hand hob. So wie sich das Wasser unter dem Knaben immer mehr sammelte, stieg dieser immer höher und deutete so alle 24 Stunden an. Ein Heber entfernte am Ende jedes Tages rasch dieses Wasser und ließ es in die Schaufeln eines Rades laufen, das 6 Schaufeln hatte und sich innerhalb 6 Tagen einmal umdrehte. Durch 2 Getriebe und 2 Zahnräder drehte es die Stundensäule einmal im Jahre um ihre Achse.

Da die Sonnenuhren natürlich immer im Freien stehen mußten, und bei der eigenthümlichen Bauart der Häuser der Alten nicht leicht zu beobachten waren, so hatte man eigene Leute angestellt, den Stundenherold: ὡρολογητὴν, welcher von mehreren Personen bezahlt als λαβάργυρος diesen die Stunden anzeigte. Reiche Leute hielten sich auch nach Petronius sogar Trompeter, die ihnen die Stunde durch Trompetenstöße ankündigen mußten. Der römische Satyriker Petronius erzählt: Trimalcio habe eine Stundenuhr und einen Trompeter, der ihm anzeigen mußte, wie viel er wieder von seinem Leben verloren hätte.

Aber auch ein Allen stets zu Gebote stehendes Maaß für kürzere Theile des Tages, vorzüglich bei öffentlichen Geschäften, war ein immer mehr und mehr sich fühlbar machendes Bedürfniß.

So hatte man zu des Aristophanes Zeit, 430 v. Chr., (man sehe seine Lustspiele, die Acharner, die Wespen und die Vögel), in den athenienſischen Gerichtssälen Gefäße mit einem zarten Loche versehen, in welche eine bestimmte Quantität Wasser gegossen wurde, das etwa in einer Viertelstunde auslief. Man nannte diese kleinen Maschinen Klepsydern, weil aus ihnen das Wasser gleichsam verstohlen ausfloß.

Sie kamen unter dem dritten Consulate des C. Pompejus auch bei den römischen Gerichtshöfen in Anwendung und Tacitus in seinem wenigstens ihm zugeschriebenen Werke: Dialogus de oratoribus de causis corruptae eloquentiae c. 38 nennt sie recht gut frenos eloquentiae, Zügel der Beredsamkeit.

War das Wasser ausgelaufen, so war auch die Zeit vorüber, welche dem Sachwalter zum Reden vergönnt war. Nur in außerordentlichen Fällen gaben die Richter dem Advokaten mehrere Klepsydern. Das bedeuten die Worte: Clepsydras Clepsydris addere. Trat ein neuer Sachwalter auf, so wurde die ausgelaufene Quantität Wasser wieder in das Gefäß zurückgegossen. Wurde der Redner unterbrochen, oder kamen Dinge vor, die nicht zur Rede gehörten, z. B. die Verlesung einer Urkunde, die Vernehmung von einem Zeugen, so hielt man das Löchlein des Gefäßes mit dem Finger zu; daher der Ausdruck: aquam sustinere (das Wasser aufhalten), bis der Redner wieder fortfahren konnte. Auch diese Uhren mußten beständig überwacht werden. Der Sklave, welcher, wenn das Wasser ausgelaufen war, dasselbe wieder aufgießen mußte, hieß Wasseraufgießer, *ἐφύδωρ*. Daher auch die Ausdrücke *πρῶτον, δεύτερον, τρίτον ὕδωρ* entstanden: erstes, zweites, drittes Wasser.

Von Ktesibius angefangen, wurden die Wasseruhren immer künstlicher, je mehr die mechanische Fertigkeit der Völker wuchs, und wir lesen ununterbrochen von Ktesibius bis selbst in unsere Tage herein von immer vollkommeneren und künstlicheren Wasseruhren, bei welchen Räder und Getriebe, so wie die Gewichte von Ktesibius die Hauptrolle spielten.

Sanduhren waren ebenfalls schon im hohen Alterthum gebräuchlich. Bereits Archimedes bediente sich einer solchen, und auf einem antiken Basreliefe, das die Hochzeit der Thetis darstellt, sieht man den Morpheus mit einer Sanduhr in der Linken. Doch verwendete man sie immer nur, wegen der Eigenthümlichkeit und Schwere des Materials, um kleine Abschnitte des Tages zu messen; denn sie waren viel unsicherer als die Wasseruhren.

Wie die Klepsydern dienten auch die Sanduhren den Klostergeistlichen, ja sogar als Clepsammidia noch in unserer Zeit den geistlichen Rednern, den Predigern auf der Kanzel, und gegenwärtig bedienen sich noch die Matrosen derselben, wenn sie die Schnelligkeit des Schiffes durch das Log bestimmen. In unsern Krankenhäusern verwendet man Sanduhren, die z. B. eine Minute laufen, ja sogar in den Küchen Englands bedient man sich noch kleiner Sanduhren, welche nicht ganz 3 Minuten laufen, die Zeit, welche zum Weichsieden von Eiern nothwendig ist. Die Engländer nennen sie deßhalb egg-boilers, Eiersieder.

Die Wasseruhren waren und blieben immer sehr delikate Instrumente. Die Oeffnung, aus welcher das Wasser abfloß, mußte haarfein sein, wie schon Horapollo bei den ägyptischen Wasseruhren bemerkt —

ein Fäserchen im Wasser konnte den Abfluß des Wassers vermindern oder gar verhindern, daher der lateinische Ausdruck: hic haeret aqua, aqua mihi haeret; aquam perdere, und Quintilian sagt: Actionem aqua deficit, dem Wasser fehlt die Thätigkeit, es geht langsam. Sie konnten noch überdieß nur in nächster Nähe abgelesen werden und waren deßhalb, auch wenn sie öffentlich aufgestellt wurden, für die Gemeinde von geringem Nutzen. Ein Sclave war immer nöthig, um die Maschine zu überwachen.

Man sann deßhalb schon längst auf kräftigere einfachere Maschinen, welche nicht allein aus einer großen Ferne beobachtet werden konnten, sondern auch durch ein hörbares Zeichen bei der Nacht eine bestimmte Stunde angaben, um die Schlafenden zu wecken.

Bei der Einrichtung und Vermehrung der Klöster wurde in Klostergemeinden ein solches Instrument immer nothwendiger. Der Dienst der Klostergeistlichen bestand in einer ununterbrochenen Gottesverehrung; ein Kranz von gemeinschaftlichen Gebeten, der als Psalmengesang durch alle Zeiten des Tages und der Nacht sich schlang, und nur durch die zur Ruhe und zum öffentlichen Gottesdienst nöthigen Stunden unterbrochen wurde. Um 12 Uhr Nachts mußte der Mönch geweckt werden zur Matutin, um 4 Uhr des Morgens zur Prim und Terz. Der Laienbruder, der dieß Amt zu verrichten hatte, konnte sich nur nach seiner Wasseruhr, oder wenn diese wie häufig nicht ging, nach den Sternen richten. Es gab genaue Vorschriften hierüber, in welcher Weise die Mönche ihre Horen nach den Sternen einrichten sollten (Cassianus und Haeftenius). Ebenso wissen wir, daß noch im zwölften Jahrhunderte in dem berühmten Benediktinerkloster Cluny (Departement Saône-Loire) unter dem heiligen Hugo, gestorben im Jahre 1108, der Sakristan, der, von der Festfeier des hl. Petrus ermüdet, die Stunde verschlief, in welcher die Klostergeistlichen zur Mette des Festes des hl. Paulus geweckt werden sollten, durch Geisterhand an seine Pflicht gemahnt wurde. Er stand auf, um an den Sternen zu sehen, ob die Zeit wirklich zum Schlagen des Zeichens herangerückt sei, und als er das wirklich so fand, gab er das Zeichen zum Aufstehen.

Wir haben schon bemerkt, daß Ktesibius Räder und Getriebe und Gewichte anwendete, und daß eigentlich das Wasser nur mehr als regulirende Kraft gebraucht wurde. Schon am Anfange des sechsten Jahrhunderts wurden Automaten mittelst der Räderwerke hergestellt; Vögel sangen, Schlangen zischten, Menschenfiguren bliesen auf der Trompete, der Lauf der Gestirne, die Phasen des Mondes wurden mittelst dieser Maschinen dargestellt. Im Anfange des neunten Jahrhunderts 807 schickte sogar der große Chalif Harun Al-Raschid durch seinen Gesandten an Kaiser Karl den Großen die berühmte, sehr complicirte, überaus künstliche Wasseruhr.

Sie zeigte nicht nur die Stunden des Tages an, sondern sie schlug

auch, d. h. mit jeder Stunde fiel eine kupferne Kugel in ein metallenes Becken, das als Glocke diente. An dem obern Theil der Uhr befanden sich 12 Thüren. Mit jeder Stunde öffnete sich eine der Thüren, aus welcher ein Reiter hervortritt, der die Thür offen ließ. Die Zahl der geöffneten Thüren zeigte die Zahl der verflossenen Stunden, und mit der zwölften Stunde schlossen sich wieder alle Thüren, von den Reitern, wie die Beschreibung sagt, mit ihren Spießen zugestoßen.

Alle diese künstlichen Bewegungen konnten natürlich nur durch eigentliche Gewichte hervorgebracht werden, und das Wasser diente blos als Regulator; denn Gewichte allein sind zur Ausmessung sich immer gleich bleibender Zeitintervalle nie zu brauchen.

Das Gewicht, worunter wir jeden Körper, er mag fest oder flüssig sein, denken können, wirkt natürlich durch seine Schwere.

Wir berühren hier ein Wort, das mit unserer Art zu leben und zu denken so innig verwachsen ist, daß es wohl unter Tausenden kaum Einem je in den Sinn gekommen, sich über die Bedeutung dieses Wortes selbst zur Rede zu stellen. Und dennoch bezeichnen wir mit diesem Worte die Wirkung einer die Welt beherrschenden Kraft, der alles Körperliche unterthan ist. An ihrer Hand wandeln die Lichter des Himmels durch die Räume der Unendlichkeit und alle Milchstraßen und die noch unendlich feineren nebligen Weltenhaufen, welche in den Tiefen des Himmels festgebannt zu stehen scheinen, werden von ihr gehalten und schwanken in der Waage der Unendlichleit auf und nieder. Wir selbst und alles Lebendige ist von seinem ersten Keime an im Kampfe mit dieser Kraft zur Erscheinung gelangend und die Erscheinung erlischt, wenn das Leben von dieser weltbeherrschenden Kraft verschlungen worden ist. Auch unser Geist, der höhere Bruder des Lebens, ist in beständigem Kampfe mit dieser allmächtigen Kraft und mühsam nur und nach langer Arbeit ringt er sich los von ihren Banden.

Des Menschen erste Regung geschah unter ihrem Einflusse und seine erste Bewegung bis zur letzten ist nur ein Ringen mit ihrer Macht. Der Säugling, der auf der Erde kriecht, das Kind, das sich mühselig von der Erde emporrafft, und, sobald im nächsten Augenblicke die schwachen Füßchen versagen, wieder an die Brust der Erde gerissen wird, beginnt seinen offenen Kampf mit ihr; der Greis am Stabe, der zum letzten langen Schlafe auf sein Lager sinkt — bildet das letzte Glied im Triumphzuge der Allgewaltigen. Der Adler, dessen Schwingen die Kugel des Jägers gelähmt, fällt widerstandslos zur Erde, und der Meteorstein, den die Allgewaltige gefaßt hat, nimmt seine letzte Heimath im Schooße der Erde. Unbewußt wirkt der schaffende Mensch unter ihrer Herrschaft und auch das Thier ahnt, kennt und fürchtet ihre Macht, ohne je eine physikalische Vorlesung besucht zu haben. Eine Katze wird es sich gar nicht zu Herzen nehmen, wenn Sie dieselbe über einen Tisch hinabstreifen. Versuchen Sie aber mit ihr dasselbe Experiment etwa

am Rande eines 2 Stock hohen Fensters, so wird sie Ihrem Beginnen mit aller ihr angebornen Kraft Widerstand leisten, und an den zuckenden, vibrirenden Muskeln, an den herausstarrenden Klauen, die sie mit ihrer letzten Kraft zum Anklammern benützt; an dem hochklopfenden Herzen bemerken Sie nur allzuklar, daß Todesangst sie durchschauert. Welcher Professor hat sie gelehrt, die Fallgeschwindigkeiten der Tisch- und Fensterhöhe mit einander zu vergleichen, und diese Endgeschwindigkeit mit der Widerstandsfähigkeit ihres Knochengerüstes in eine Parallele zu stellen?!

Wir wollen uns indessen hier des gewaltigen Wortes Schwere vor der Hand blos in derjenigen speziellen Bedeutung bedienen, gemäß welcher wir uns eine Kraft denken, welche ein aufgehängtes Gewicht ohne Unterlaß nach der Erde herabzieht. Wird es durch irgend einen Körper unterstützt, so äußert sich die Wirkung dieser ziehenden Kraft durch Druck auf diese Unterlage, und wir sagen, um diesen Druck zu bezeichnen, das Gewicht ist schwer. Wird die Unterstützung des Gewichtes weggenommen, so beginnt es ohne Unterlaß dem Zuge der Schwerkraft zu folgen, nach der Erde herabzusteigen, wie es nur immer kann (was man Fallen nennt), vor allem in gerader senkrechter Richtung, wie man das nennt, wenn es nicht durch irgend einen Zwischenkörper gehindert wird.

Aber auch, wenn sich der das Gewicht unterstützende Körper nur nach einer Seite neigt, wird es, wenn die Reibung oder Adhäsion demselben nicht hinderlich ist, von der geneigten Fläche herabgleiten oder, wenn es eine Kugel ist, herabrollen, das heißt, immer mehr der Erde zufallen, wenn dieß auch auf Umwegen geschehen muß. Die Wissenschaft nennt den Fall auf diesem Umwege den Fall auf einer schiefen Ebene. So fällt die Kegelkugel in der Rinne, welche eine schiefe Ebene bildet, dem Spieler zu, und das Wasser des Flusses fällt über die schiefe Ebene des Flußbeetes nach der tiefern Stelle, dem Meere zu, was man mit dem Worte Strömen ausdrückt. Wollen wir uns irgend einer Bewegung, es mag nun ein Fallen oder Strömen sein, mit dem größtmöglichsten Nutzen, also vernünftig bedienen, so müssen wir diese Bewegung messen; denn, spricht schon der Verfasser des Buches der Weisheit im 11. Cap. 21. Vers zum Herrn: „Du hast alles nach Maß und Zahl und Gewicht angeordnet.“ Jede Bewegung kann nur gemessen und mit einer andern verglichen werden, wenn wir den Raum messen, den ein Körper in einer bestimmten Zeit zurücklegt, und eine Kugel, die einen Raum von z. B. 20 Fuß in einer Zeit von etwa einer Secunde zurücklegt, hat eine nochmal so schnelle Bewegung als diejenige, welche blos die Hälfte des Raumes, also 10 Fuß in derselben Zeit zurücklegt, oder auch, was dasselbe ist, die den Raum von 20 Fuß in der Zeit von 2 Secunden zurücklegt.

Wir haben es deßhalb bei jedem Messen irgend einer Bewegung stets mit Raum und Zeit zu thun, und das Verhältniß dieser beiden Begriffe heißt Geschwindigkeit. Da man sich die ganze Masse,

z. B. einer Kugel, in einem einzigen Punkte vereinigt denken kann, so kann man auch den Raum oder den Weg, den die Kugel oder ein bewegter Körper durchläuft, dur meine gerade Linie ausdrücken. Wenn wir nun deßhalb von dem Rauche sprechen, welchen z. B. zwei Kugeln durchlaufen, müssen wir uns erst nach der Zeit erkundigen, in welcher dieses von beiden Kugeln geschehen ist; dann erst können wir über ihre Geschwindigkeit urtheilen. Man muß also den Raum durch die Zeit theilen, um zu sehen, wie viel Raum auf jede Zeit kömmt, und ich erhalte natürlich wieder den vergleichbaren Raum, wenn ich den Quotienten, welcher entstand, wenn ich den ursprünglichen Raum, den der Körper zurückgelegt, mit der Zeit dividirte, wieder mit der Zeit multiplicire.

Man kann den Raum, den ein Körper, z. B. eine Kugel in einer bestimmten Zeit zurücklegt, auch geometrisch entstehen lassen, wenn man zwei Linien miteinander verbindet, von welchen die eine vertikale Linie die Zeit, die horizontale die Geschwindigkeit ausdrückt. Wenn wir nun diese beiden Größen mit einander multipliciren, entsteht ein Rectangel oder auch ein Quadrat □, weßhalb auch in der Arithmetik diejenige Zahl, welche entstehlt, wenn eine Zahl mit sich selbst multiplicirt wird, einfach das Quadrat einer Zahl genannt wird, und die Urzahl selbst, durch deren Multiplication mit sich selbst das Quadrat entstanden ist, nennt man dann die Wurzel des Quadrats oder die Quadratwurzel.

Man kann jede Zahl als eine Quadratzahl betrachten, nämlich als eine Zahl, die durch Multiplication einer Wurzelzahl mit sich selbst entstanden ist. Es gibt indessen viele Zahlen, bei welchen sich keine Urzahl oder Wurzel genau finden läßt, welche mit sich selbst multiplicirt die obige Zahl gäbe, z. B. 2, 3, 5, 6, 7, 8, 10, 11, 12, 13, 14, 15; allein man kann die Wurzeln dieser Zahlen durch ganze Zahlen und Brüche so nahezu genau ausdrücken, daß man den geringen Unterschied in der Praxis nicht bemerkt. Wenn wir z. B. 1,4142 als Wurzel von der Zahl 2 betrachten, so fehlen, wenn wir diese Zahl mit sich se bst multipliciren, nur Hunderttausendsttheilchen und 4 davon würden genau die Zahl 2 hervorbringen.

Wenn wir ferner z. B. eine Kegelkugel nach den Kegeln schieben, so würde die Kugel mit derselben Geschwindigkeit, mit welcher sie aus unserer Hand hervorgeht, ohne Ende fortrollen, wenn nicht die Reibung auf den Brettern und an der Luft die ursprüngliche Geschwindigkeit immer mehr verminderte. Diese Bewegung würde also ohne Ende ganz gleichförmig bleiben.

Wenn wir nun annehmen, die Kugel, nachdem sie in der ersten Secunde einen Raum von 20 Fuß durchlaufen, erhielte von der Hand einen neuen, dem ersten ganz gleichen Schub, so würde sich die Kugel nicht nur mit ihrer ursprünglichen Geschwindigkeit, sondern auch mit der neuen Geschwindigkeit fortbewegen, welche sie, nachdem sie 20 Fuß durchlaufen, neuerdings von der Hand erhielt; sie wird also in der nächsten

oder zweiten Secunde mit doppelter Geschwindigkeit einen Raum von zweimal zwanzig Fuß durchlaufen. Geben wir der Kugel am Ende der zweiten Secunde wieder einen dem ersten gleichen Stoß, so wird sie sich mit dreifacher Geschwindigkeit fortbewegen, und wir sehen daraus nicht nur, daß die Geschwindigkeit der Kugel immer größer wird, sondern daß die Geschwindigleit mit der Zeit wächst. Eine solche immer schneller werdende Bewegung heißt der Mechaniker beschleunigte Bewegung, und da wir uns den nach jeder Secunde der Kugel mitgetheilten Schub als mit vollkommen gleicher Kraft geschehen denken, heißt diese beschleunigte Bewegung einförmig beschleunigte Bewegung. Wir können uns nun die oben bemerkten, nach jeder Secunde erneuten Schube, welche wir der Kugel mittheilen, viel näher aneinander gelegt, also in viel kürzerer Zeit mitgetheilt denken, etwa alle $^1/_{100}$ Secunden und noch viel viel näher, bis endlich alle Abstufungen verschwinden, so daß wir alsdann eine ununterbrochen auf die Kugel wirkende Kraft erhalten.

Eine solche ununterbrochen wirkende Kraft existirt in der Natur wirklich, und das ist das, was wir Schwerkraft nennen, eine Kraft, welche z. B. die nicht unterstützte Kugel ununterbrochen gegen die Erde treibt.

Wenn ich meine Kugel in der Hand halte, so äußern sich die in unendlich kurzen Intervallen auf die Kugel wirkenden Schube der Schwerkraft durch den Druck, den der Stein auf meine Hand ausübt, als Gewicht der Kugel. Lasse ich die Kugel los, so hat sie im Augenblick ihres Freiwerdens gar keine Geschwindigkeit. Sie ward aber schon im nächsten Augenblick von dem Stoße der Schwerkraft in Bewegung gesetzt, und da diese Stöße in unendlich kleinen Zeiträumen ununterbrochen auf einander folgen, immer schneller und schneller zur Erde fallen, und zwar in Geschwindigkeiten, die genau mit der Zeit wachsen, da die Beschleunigung einförmig ist.

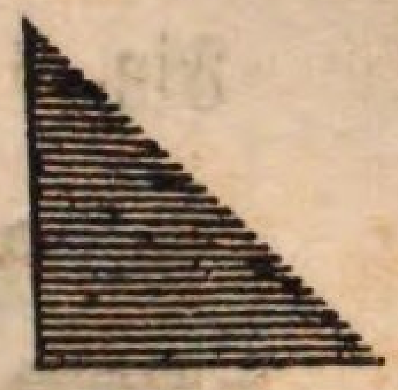
Um unter solchen Umständen den Raum zu messen, welchen ein solcher sich immer schneller bewegender Körper in gleichen Zeitintervallen, wozu wir hier Secunden nehmen wollen, durchläuft, dient uns wieder unser obiges Quadrat, von welchem die vertikale Linie der Zeit, die horizontale Linie die Geschwindigkeit anzeigt, und der Quadratinhalt den Raum. (Fig. 5.) Bei der gleichförmigen Bewegung haben wir also die Zeit durch die vertikale Linie, die Geschwindigkeit durch die horizontale Linie ausgedrückt. Nun kommt aber bei unserer einförmig beschleunigten Bewegung der Fall vor, daß die Kugel anfangs, wenn wir sie loslassen, gar keine Geschwindigkeit besitzt. Wir gehen also hier am Anfang mit unserer vertikalen Linie, welche die Zeit anzeigt, und mit der von ihr ausgehenden wagrechten, welche die Geschwindigkeit anzeigt, von Nichts aus, und da die Geschwindigkeit einförmig beschleunigt ist, also verhältnißmäßig mit der

Fig. 5.



Zeit wächst, so müssen wir, wenn wir den Anfang der senkrechten Linie immer mehr verlängern, auch in demselben Verhältnisse die Querlinien ganz verhältnißmäßig mit der Verlängerung der senkrechten Linie ziehen, da die Beschleunigung einförmig ist. (Fig. 6.)

Fig. 6.



Wenn wir vom Null- oder Anfangspunkte ausgehen, und die einzelnen Geschwindigkeiten in ihren Endpunkten durch eine gerade Linie verbinden, so erhalten wir ein rechtwinkeliges Dreieck, welches recht gut den Raum ausdrückt, den eine Kugel etwa in der ersten Secunde durchfallen wird, welche Anfangs gar keine Geschwindigkeit besitzt und durch die fortgesetzte Wirkung der Schwere immer schneller der Erde zu bewegt wird. Wir sehen zugleich, daß unser rechtwinkeliges Dreieck die Hälfte des Quadrats ist (Fig. 7), welches den Raum ausdrückt, den ein sich bewegender Körper zurücklegen würde, welcher schon Anfangs die Geschwindigkeit besitzt, welche die horizontale Linie ausdrückt, und daraus ergibt sich also von selbst das Gesetz: daß eine Kugel, welche von der Ruhe zu fallen beginnt, nach Verfluß eines bestimmten Zeitraumes gerade die Hälfte des Weges zurücklegt, welche ein mit der Endgeschwindigkeit dieser Kugel sich gleichförmig fortbewegender Körper in derselben Zeit zurücklegen würde, welche gleichförmige Geschwindigkeit also durch unser Quadrat ausgedrückt wird. Diese beiden Figuren geben uns zugleich ein Mittel an die Hand, wenn wir den Raum kennen, welchen ein Körper in der ersten Secunde durchfällt, auf die Geschwindigkeit zu schließen, welche die Kugel am Ende der ersten Secunde erreicht hat, oder umgekehrt, auf den Fallraum in der ersten Secunde zu schließen, wenn wir die Endgeschwindigkeit kennen.

Fig. 7.



Da nämlich der Fallraum nur durch Multiplication der Zeit, welche in der ersten Secunde 1 ist, mit der Geschwindigkeit entstand, welche Einheit diejenige Zahl, die den Fallraum ausdrückt, durch Multiplication nicht verändert, so wird, da der Fallraum in der ersten Secunde die Hälfte unseres Quadrats ausmacht, dieser Fallraum auch die Hälfte der Endgeschwindigkeit ausdrücken, und umgekehrt der doppelte Fallraum die Endgeschwindigkeit angeben. Nun ist durch Versuche ausgemacht, daß z. B. in München eine Kugel in der ersten Secunde durch $16^{8}/_{10}$ bayr. Fuß fällt, oder durch 16′ 9″ $7^{2}/_{10}$‴. Die Endgeschwindigkeit in dieser ersten Secunde wird also $16^{8}/_{10}$mal 2, d. i. $33^{6}/_{10}$ Fuß oder 33′ 7″ $2^{4}/_{10}$‴ sein.

Um bei Berechnung von Bewegungen einen vergleichsweise festen Anhaltspunkt zu haben, wie wir uns im Leben z. B. des bayer. Fuß bedienen, so haben die Mechaniker diese Endgeschwindigkeit bei ihren Berechnungen als Anhalts- oder Vergleichspunkt genommen und in ihrer Buchstabenrechnung mit dem Buchstaben g bezeichnet.

Doch gehen wir wieder zu unserer Kugel zurück, welche bereits durch

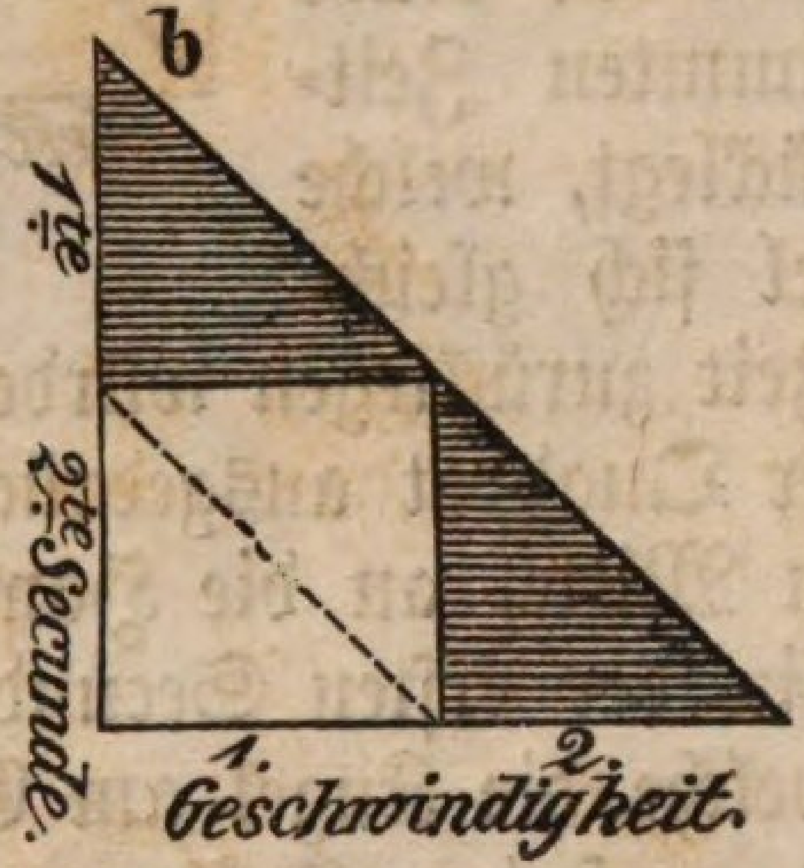
die erste Secunde gefallen ist. Vermöge ihrer Trägheit, wie wir schon oben erläutert, würde nun die Kugel auch in der zweiten Secunde mit der gleichen Geschwindigkeit in gleichförmiger Bewegung fortgehen, welchen Raum in der zweiten Secunde wir wieder durch ein Quadrat b ausdrücken können. (Fig. 8 a.)

Fig. 8 a.



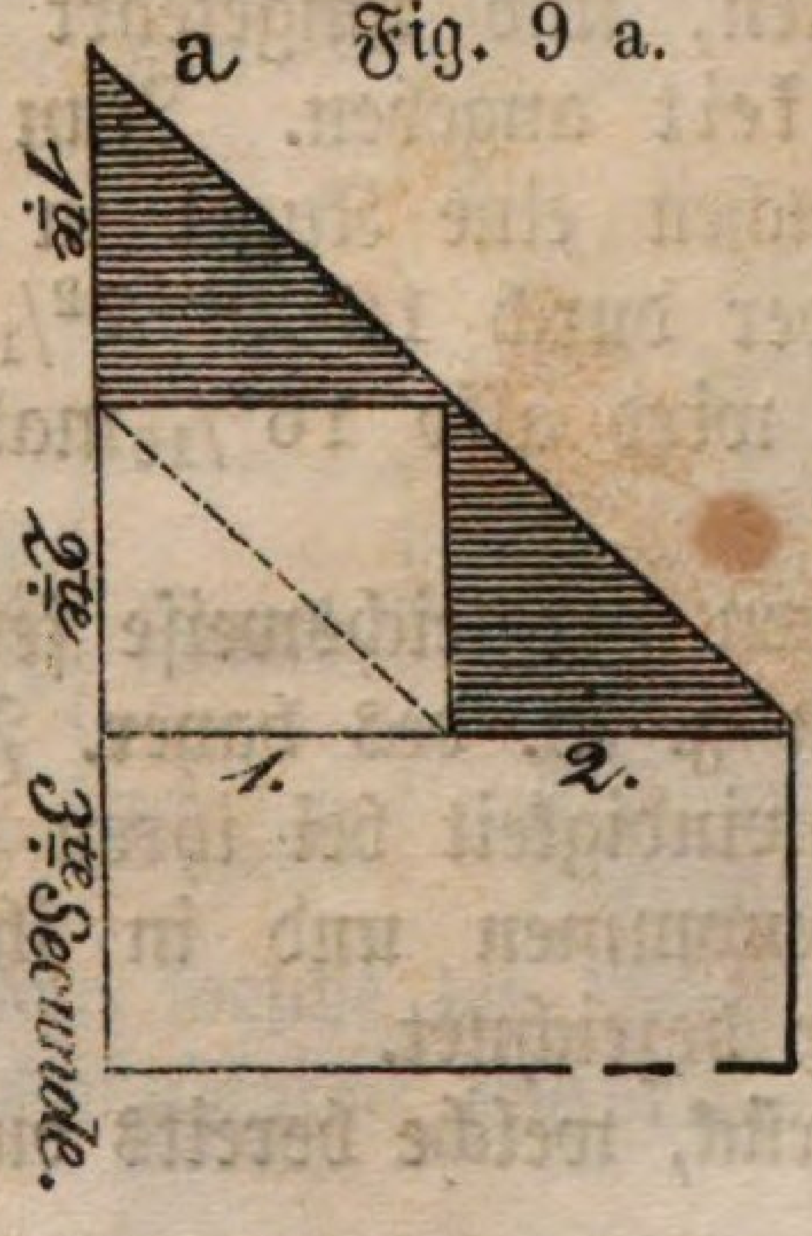
Allein auch die nie unterbrochene Schwerkraft wirkt noch überdieß während dieser Fortbewegung in der zweiten Secunde fort auf die fallende Kugel, wie sie dieß in der ersten Secunde gethan hat, und zwar nach denselben Gesetzen, wie in der ersten Secunde. Wir müssen also zu unserm Quadrat, welches den Raum der gleichförmigen Bewegung ausdrückt, noch das halbe Quadrat a der ersten Secunde hinzufügen (Fig. 8 b.)

Fig. 8 b.



Dadurch erhalten wir, wie uns die Figur zeigt, in der zweiten Secunde drei halbe Quadrate, und wenn wir den Raum der ersten Secunde noch hinzunehmen, vier halbe und zwei ganze Quadrate, welche den Raum ausdrücken, den die Kugel in zwei ganzen Secunden durchfiel. Wenn also das erste Dreieck den Fall der Kugel durch $16\,{}^{8}/_{10}$ bayer. Fuß ausdrückt, so haben wir in der zweiten Secunde noch 3 solcher Dreiecke; also mit dem ersten 4 Dreiecke, und der Raum, den ein Körper in zwei Secunden durchfällt, wird also $16\,{}^{8}/_{10}$mal 4, d. i. $67\,{}^{2}/_{10}$ Fuß sein. Dagegen haben wir am Ende der zweiten Secunde nur die doppelte Geschwindigkeit, welche wir am Ende der ersten Secunde hatten, wie die zwei neben einander liegenden untersten horizontalen Striche andeuten, die $33\,{}^{6}/_{10}$mal 2, gleich $67\,{}^{2}/_{10}$ Fuß sein wird.

Fig. 9 a.



Mit dieser Geschwindigkeit würde die Kugel natürlich auch in gleichförmiger Bewegung die dritte Secunde durchlaufen, wie sie das in der zweiten Secunde gethan hat, und wir können also auch hier wieder den durchlaufenen Raum durch ein Quadrat ausdrücken. (Fig. 9 a.) Allein während die Kugel mit dieser Endgeschwindigkeit die dritte Secunde durchfällt, wirkt zu gleicher Zeit wieder die Schwerkraft ohne Unterbrechung, wie sie in der ersten und zweiten Secunde wirkte. Wir müssen also den Raum der gleichförmigen Bewegung auch durch den

Fig. 9 b.

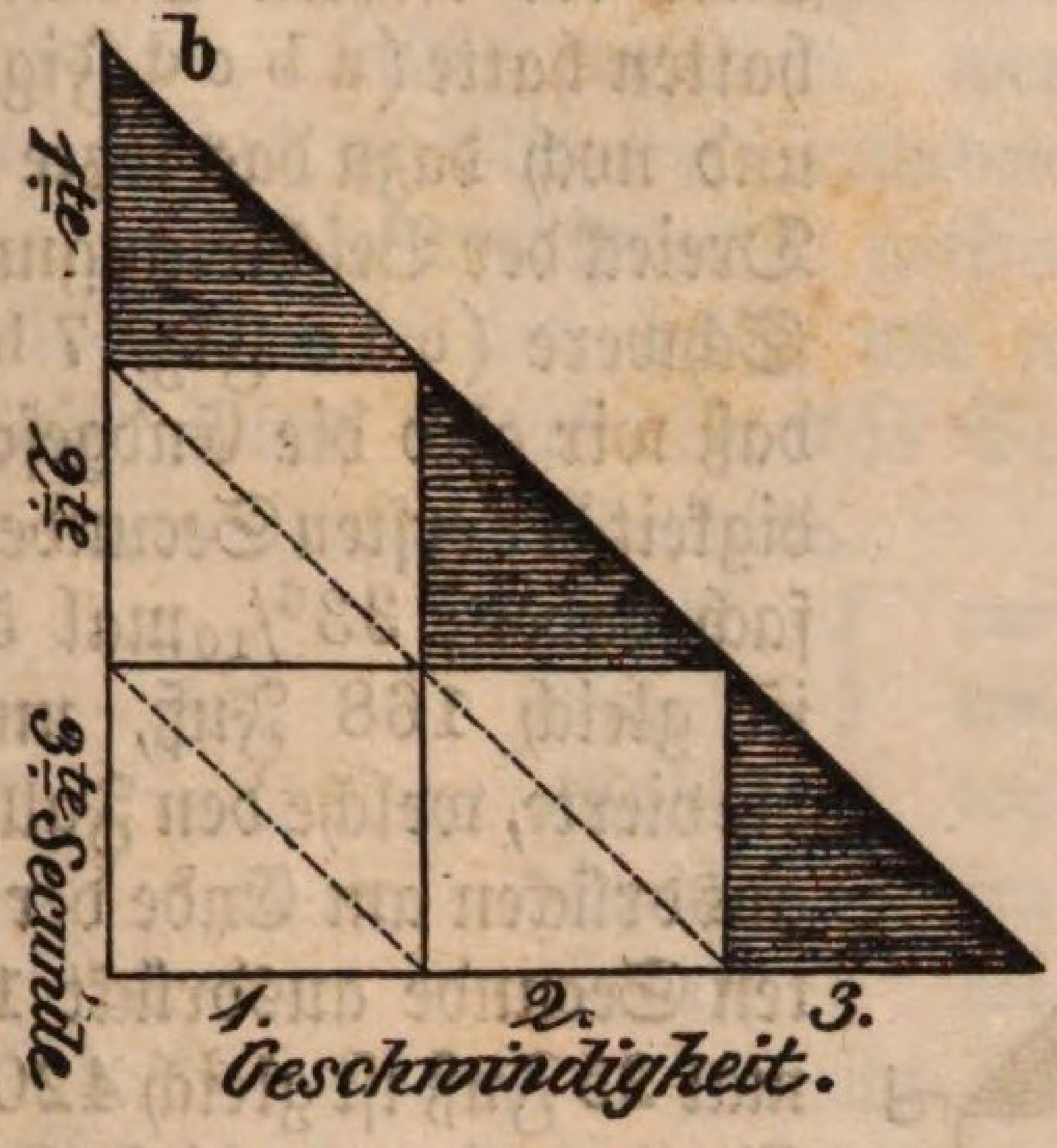
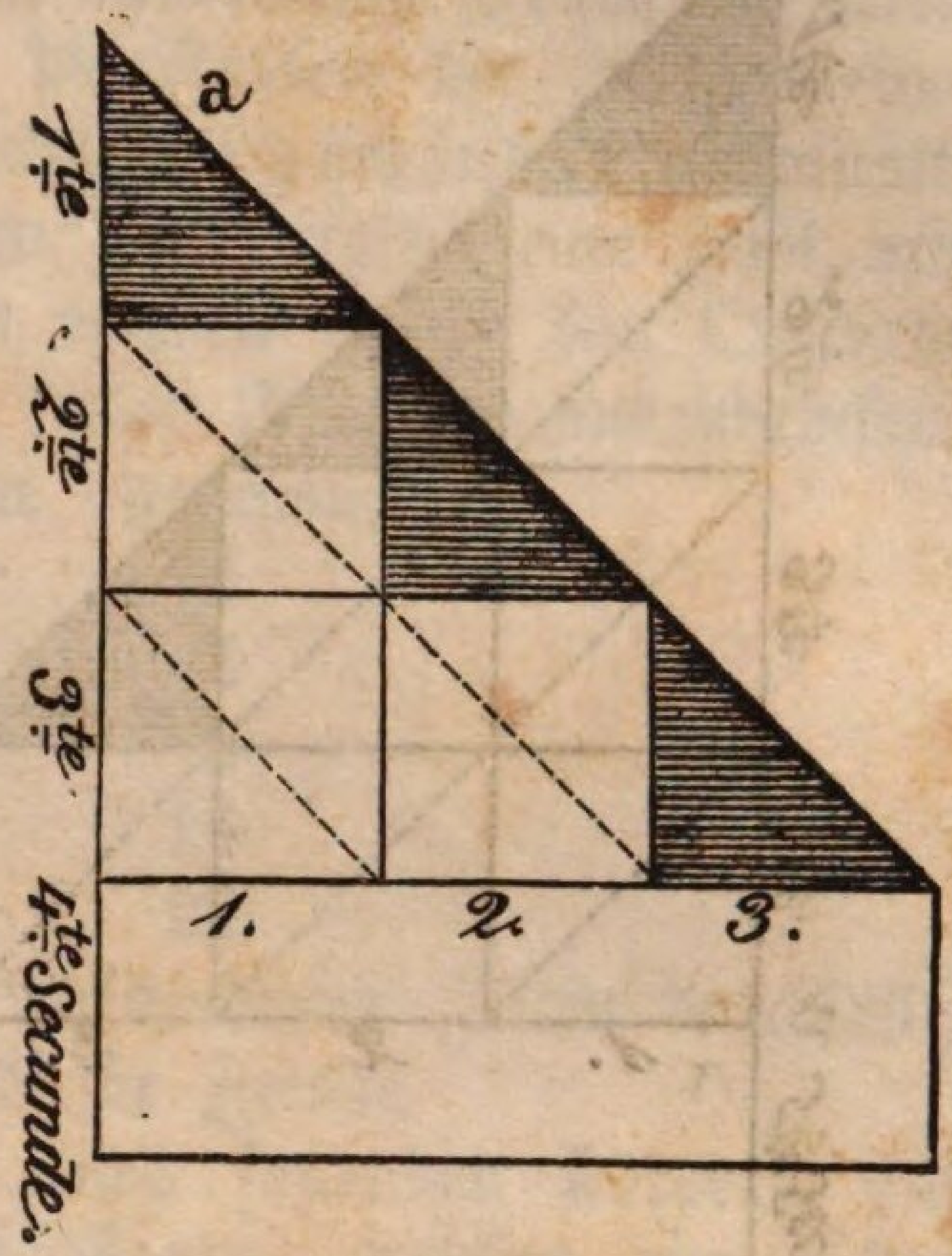
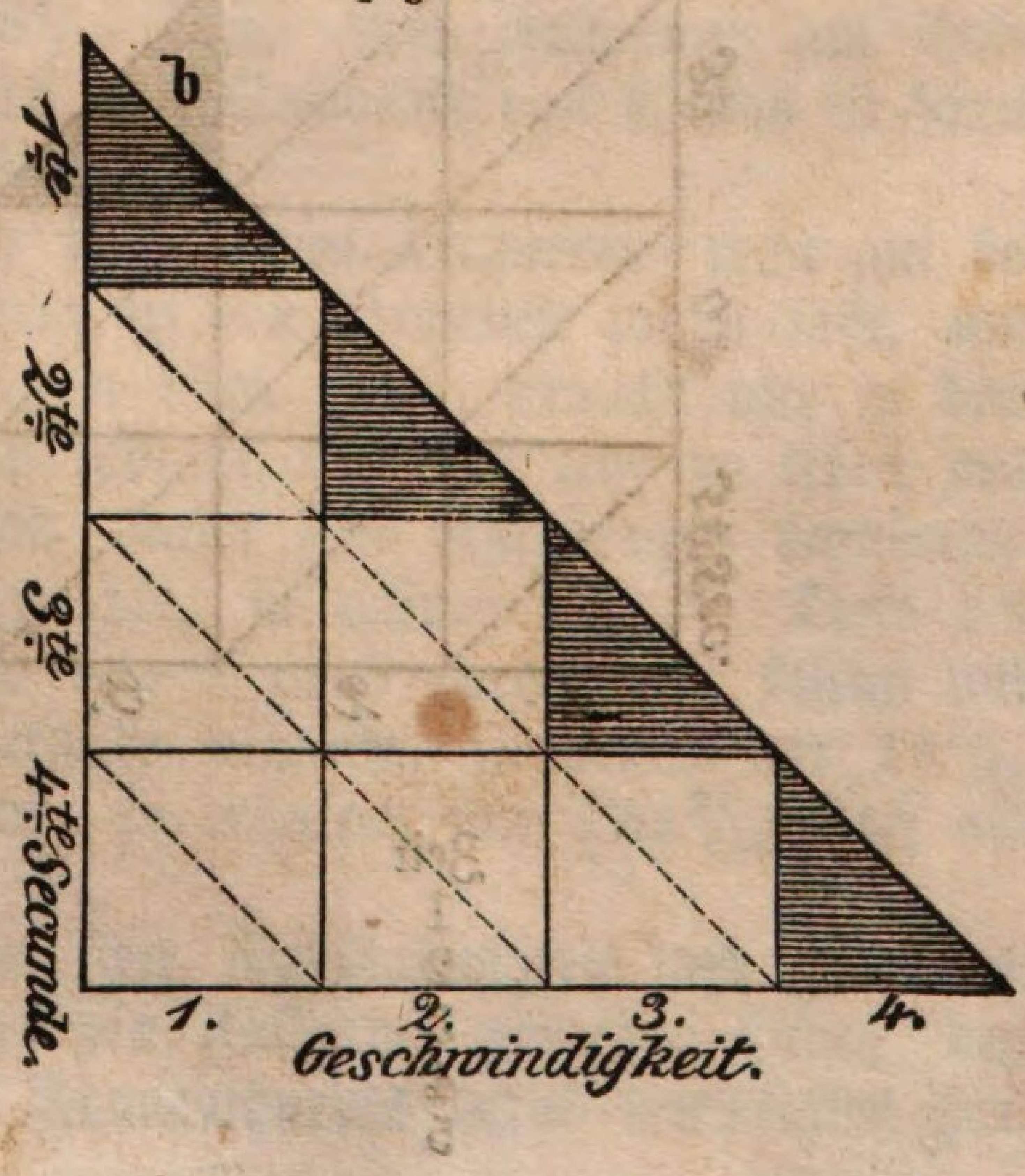


Fig. 10 a.



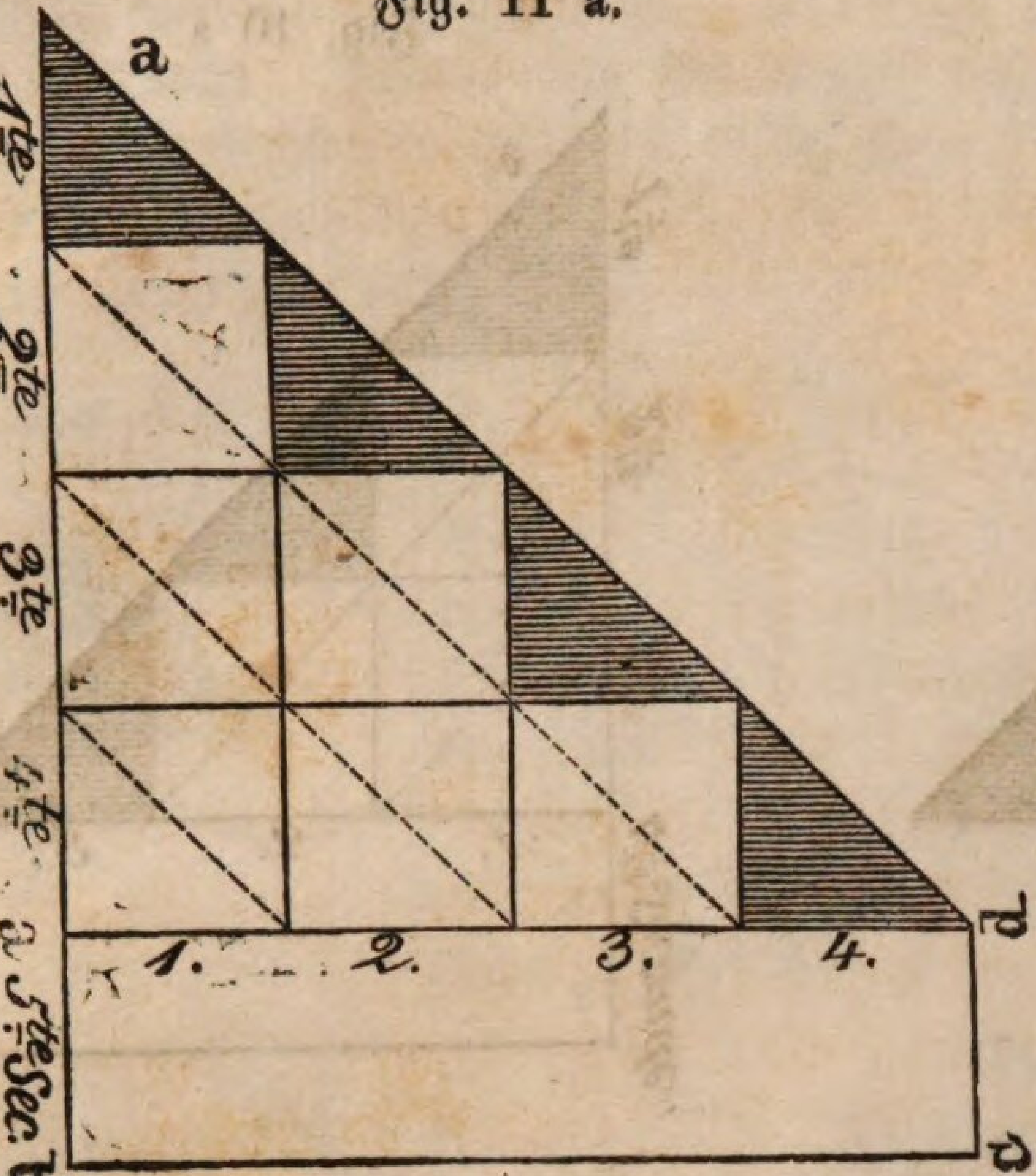
Fallraum der ersten Secunde vermehren. Der Fallraum der dritten Secunde wird also durch fünf solcher Anfangsräume ausgedrückt (Fig. 9 b), und wenn wir die sämmtlichen Dreiecke zusammenzählen, welche durch den Fall von drei Secunden entstanden sind, so haben wir gerade 9 solche Dreiecke, also 16⁸/₁₀mal 9 sind gleich 151²/₁₀ Fuß. Da die Endgeschwindigkeit in der ersten Secunde 33⁶/₁₀ ist, so wird die Endgeschwindigkeit am Ende der dritten Secunde 33⁶/₁₀mal 3 gleich 100⁸/₁₀ Fuß sein. Fahren wir in derselben Weise fort, unsere Dreiecke zu erweitern (Fig. 10 a), so haben wir am Ende der vierten Secunde die vierfache Endgeschwindigkeit der ersten, welche gleich 33⁶/₁₀mal 4 ist, und erhalten also 134⁴/₁₀ Fuß und 16 Dreiecke (Fig. 10 b), welche den Fallraum während der 4 Secunden ausdrücken, wodurch also aus 16⁸/₁₀mal 16 268⁸/₁₀ Fuß entstehen. Fig. 11 a und Fig. 11 b stellen nun dieselben Verhältnisse dar, wenn wir uns die Kugel durch fünf Secunden herabgefallen denken, in welcher Art wir durch eine beliebige Anzahl von Secunden fortfahren könnten.

Fig. 10 b.



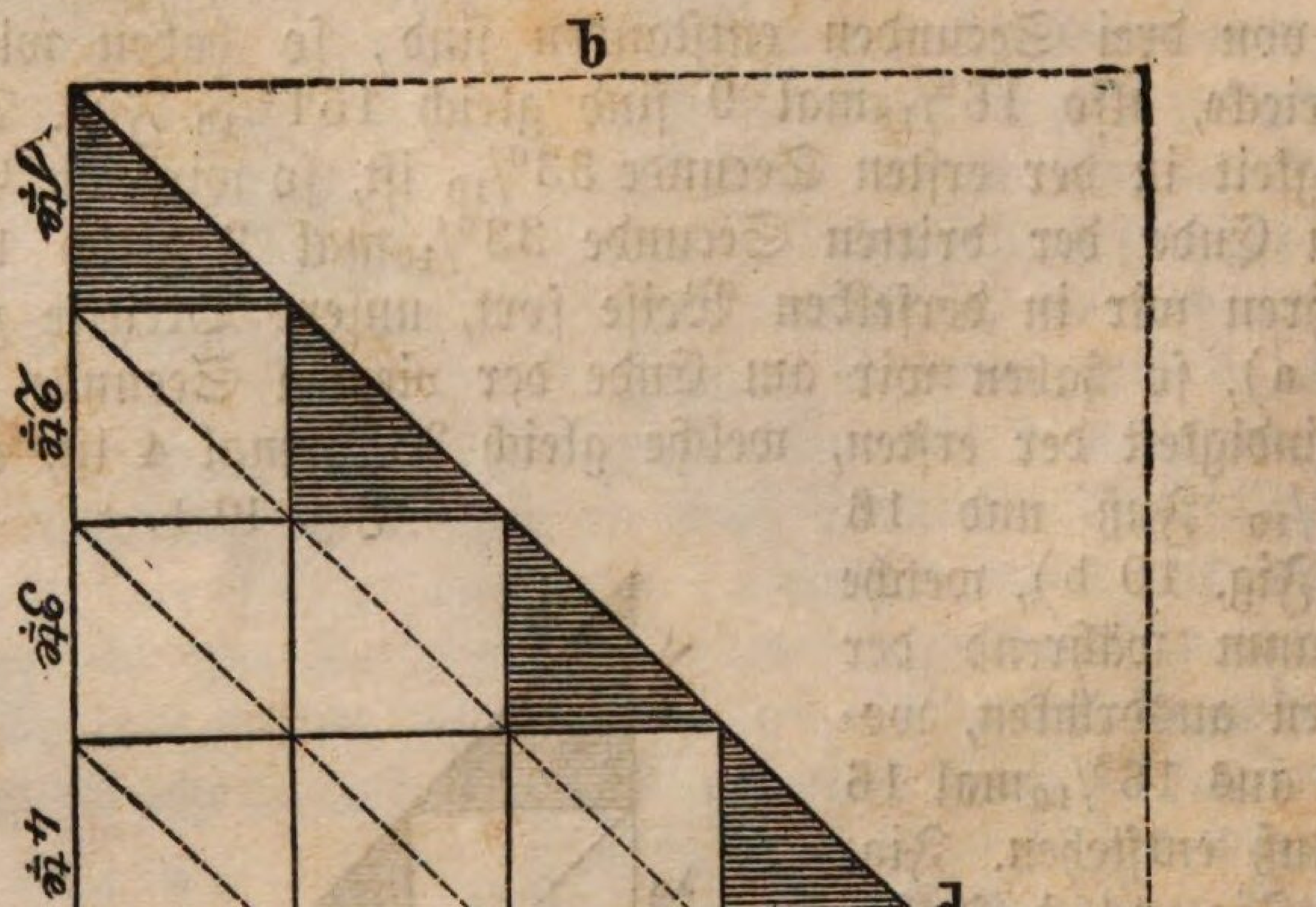
Am Ende der fünften Secunde haben wir wieder die fortgesetzte gleichförmige Be-

Fig. 11 a.



wegung, welche die Kugel am Ende der vierten Secunde erhalten hatte (a b c d Fig. 7 a) und noch dazu das letzte halbe Dreieck der Beschleunigung der Schwere (c d e Fig. 7 b), so daß wir also die Endgeschwindigkeit der ersten Secunde fünffach haben; $33^{6}/_{10}$mal 5 Fuß ist gleich 168 Fuß, und 25 die vierte, welche den Fallraum ausdrücken am Ende der fünften Secunde ausdrückt $16^{8}/_{10}$ mal 25 Fuß ist gleich 420 Fuß. Stellen wir nun diese Zahlen, welche die Zeit und den Raum ausdrücken, nebeneinander, so ergibt sich ein sehr einfaches merkwürdiges Verhältniß.

Fig. 11 b.



Zeit	Fallraum.
1	1
2	4
3	9
4	16
5	25

Bei näherer Vergleichung beider Zahlenreihen sehen wir, daß sich die Zahlen, welche den durchgefallenen Raum ausdrücken, gerade verhalten wie Zahlen, welche entstehen, wenn man die Zahlen der ersten Reihe, welche die Zeit, nämlich die Secunden ausdrücken, durch sich selbst multiplicirt.

Die Zahl, welche aber entsteht, wenn man irgend eine Zahl mit sich selbst multiplicirt, heißt, wie wir schon ersehen haben, das Quadrat der Zahl. Man pflegt also das Gesetz des freien Falles so auszudrücken:

Secunde.			Quadrat.	Fallraum.
1mal	1	=	1	1
2mal	2	=	4	4
3mal	3	=	9	9
4mal	4	=	16	16
5mal	5	=	25	25

Die Räume, welche eine Kugel in verschiedenen Zeiten durchfällt, sind also gleich den Quadratzahlen dieser Zeiten.

Weiß ich nun die Endgeschwindigkeit eines fallenden Körpers am Ende der ersten Secunde, oder auch den Raum, welchen ein solcher Körper in einer Secunde durchfällt, so kann ich auch berechnen, welchen Raum der Körper in 4 Secunden oder in einer beliebigen Anzahl von Secunden durchlaufen haben wird.

In München z. B. haben wir gesehen, fällt ein Körper, etwa eine Kugel, in der ersten Secunde, wenn sie nicht durch den Widerstand der Luft gehindert wird, $16^8/_{10}$ bayer. Fuß oder 16′ 9″ $7^2/_{10}$‴. Der Fallraum während 2 Secunden ist gleich dem Quadrate von 2 als dem Vierfachen des ersten Fallraumes, und dieß Vierfache ist $67^2/_{10}$ Fuß. Der Fallraum nach 3 Secunden ist also das 9fache des ersten Fallraumes. Demgemäß ist $16^8/_{10}$mal 9 gleich $151^2/_{10}$ Fuß. Der Fallraum in 4 Secunden ist gleich der Quadratzahl von 4, das ist 16; also $16^8/_{10}$mal 16 ist gleich $268^8/_{10}$ Fuß. Der Fallraum am Ende der fünften Secunde ist ferner gleich dem Quadrate von 5, das ist 5mal 5; also $16^8/_{10}$mal 25 ist gleich 420 Fuß.

Man kann deßhalb z. B. die Tiefe eines Brunnens recht gut berechnen durch einen Stein, den man in den Brunnen fallen läßt, und horcht bis man unten sein Aufschlagen hört. Man braucht nur in dem Augenblick, in dem man den Stein losläßt, auf die Uhr zu sehen und die Secunden zu zählen, bis man unten sein Aufschlagen vernimmt. Hätten wir z. B. 3 Secunden gezählt, so würde sich die Tiefe des Brunnens wie 1 zu 3mal 3, also wie 1 zu 9 verhalten. Wenn wir nun den Fallraum der ersten Secunde nehmen, so haben wir $16^8/_{10}$ Fuß, und dieß mit 9 multipliciren, so erhalten wir $151^2/_{10}$ Fuß als Tiefe des Brunnens.

Bei weiterer Vergleichung von Zeit, Geschwindigkeit und Fallraum sehen wir, daß wenn wir umgekehrt den Fallraum gemessen haben, den eine Kugel z. B. vom Knopfe des Frauenthurms herab durchfallen hat,

wir auch die Zeit berechnen können, welche der Stein zu diesem Falle gebraucht hat; denn wenn sich nach unserer bisherigen Betrachtung die Fallräume verhalten, wie die Quadrate der Zeit, während welcher ein Körper gefallen ist, so werden sich auch umgekehrt die Zeiten verhalten wie die Zahlen, durch deren Multiplication mit sich selbst die Fallräume entstanden sind, oder wie die Wurzeln aus den Fallräumen. Wenn wir unsern Frauenthurm 336 Fuß hoch annehmen, so müssen wir diese Zahl betrachten als ein Vielfaches der Zahl von Füßen, durch welche die Kugel in der ersten Secunde fiel.

In der ersten Secunde fiel die Kugel bekanntlich durch $16^8/_{10}$ Fuß. Nun 336 durch $16^8/_{10}$ getheilt, gibt als Quotient 20; wir haben nun das Verhältniß: $16^8/_{10}$ zu 336 wie 1 zu 20. Wenn wir aus der Zahl 20 die Quadratwurzel ziehen, so erhalten wir $4^{47}/_{100}$; eine Zahl, die die Secunden bedeutet, welche die Kugel braucht, um von der Spitze des Frauenthurmes die Erde zu erreichen. Da sich hier die Endgeschwindigkeiten verhalten wie die Zeiten, so haben wir das Verhältniß: 1 verhält sich zu $4^{47}/_{100}$ Secunden, wie sich die Geschwindigkeit am Ende der ersten Secunde verhält zur ganzen Geschwindigkeit. Die Endgeschwindigkeiten am Ende der ersten Secunde, hatten wir gesehen, ist 33,6 Fuß, also 33,6mal $4^{47}/_{100}$ ist $150^{26}/_{100}$ Fuß.

Nach diesem einfachen Fallgesetze gehen alle Bewegungen mit gleichförmiger Beschleunigung vor sich, und wenn wir bei der Untersuchung der Ausflußgeschwindigkeit des Wassers aus unsern Klepsydern das Gesetz bewährt gefunden haben, daß sich die Ausflußgeschwindigkeiten verhalten wie die Wurzeln aus den verschiedenen Höhen, so haben wir schon dort von unserm nun klarer gewordenen Fallgesetze Anwendung gemacht; denn die Ausflußgeschwindigkeit ist nach obigem Gesetze nahezu gleich der Endgeschwindigkeit, welche das Wasser angenommen haben würde, wenn es durch einen Raum frei herabgefallen wäre, welcher durch die Quadratwurzelzahl der Höhe des Wassers in der Klepsyder ausgedrückt wird.

Noch eine andere, vielleicht nicht minder interessante Aufgabe löst sich bei der näheren Zergliederung unserer Figur.

Wir haben bereits gefunden, welchen Raum ein fallender Körper zurücklege, oder wie tief er falle z. B. nach Verlauf von 2, 3 oder 4 Secunden. Wir haben gesehen, daß er in der ersten Secunde $16^8/_{10}$ Fuß durchfalle und so immer an Geschwindigkeit zunehme. Man könnte nun auch noch fragen: wie weit fällt er in der zweiten, in der dritten, in der vierten Secunde? nämlich jede einzeln genommen.

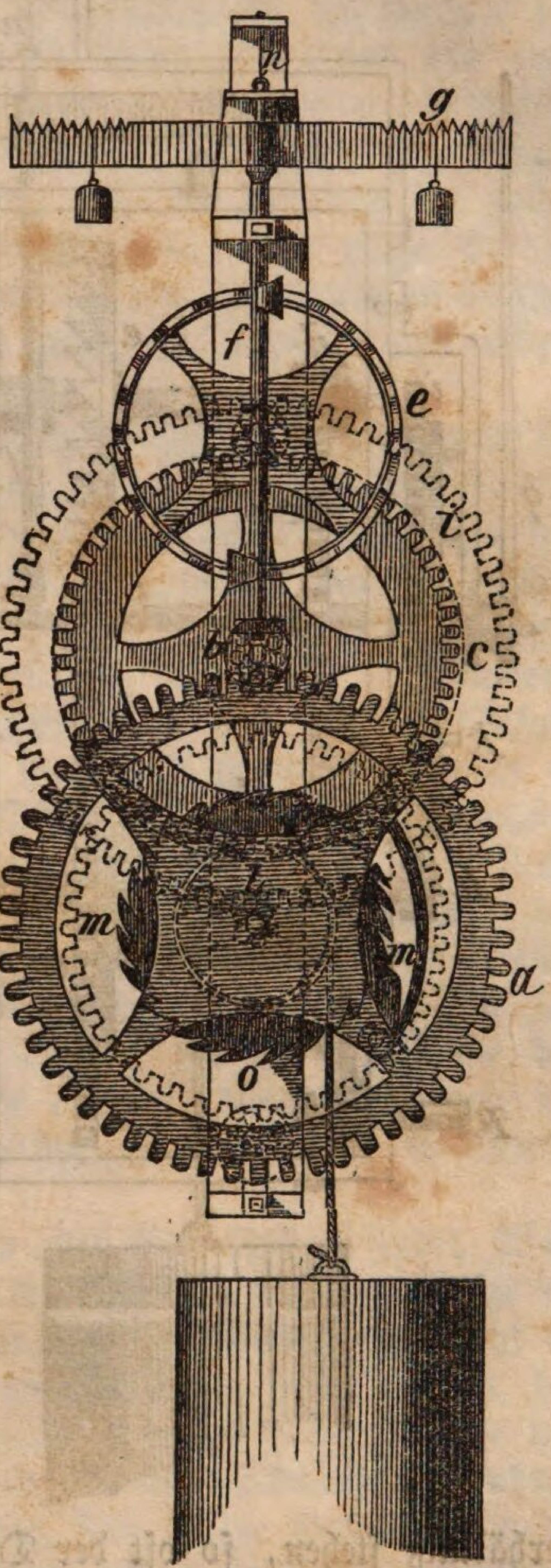
Auch diese Frage löst unsere Figur. Wir brauchen nur die Anzahl der rechtwinkeligen Dreiecke in jeder Reihe zu zählen, so haben wir auch den Fallraum in jeder einzelnen Secunde. In der zweiten Secunde haben wir 3, in der dritten Secunde haben wir 5, in der vierten 7 und in der fünften 9 rechtwinkelige Dreiecke. Stellen wir diese Zahlen zusammen, so erhalten wir

Secunden	Dreiecke
in der 1ten	1
2ten	2
3ten	5
4ten	7

Die oberflächliche Betrachtung dieser 2 Zahlenreihen lehrt uns, daß sich die einzelnen Fallräume für jede einzelne Secunde wie die ungeraden Zahlen 1, 3, 5, 7 ꝛc. ꝛc. verhalten, welche auch entstehen, wenn wir in der natürlichen Folgenreihe der Zahlen die nächstfolgende zur vorausgehenden addiren, und die Summe an die Stelle der Zahl setzen, welche wir zur vorausgehenden addirt haben.

Secunden	einzelne Fallräume	
1	1	
2	3	d. i. 2 u. 1 sind 3
3	5	„ „ 3 u. 2 sind 5
4	7	„ „ 4 u. 3 sind 7
5	9	„ „ 5 u. 4 sind 9
6	11	„ „ 6 u. 5 sind 11

Fig. 12.



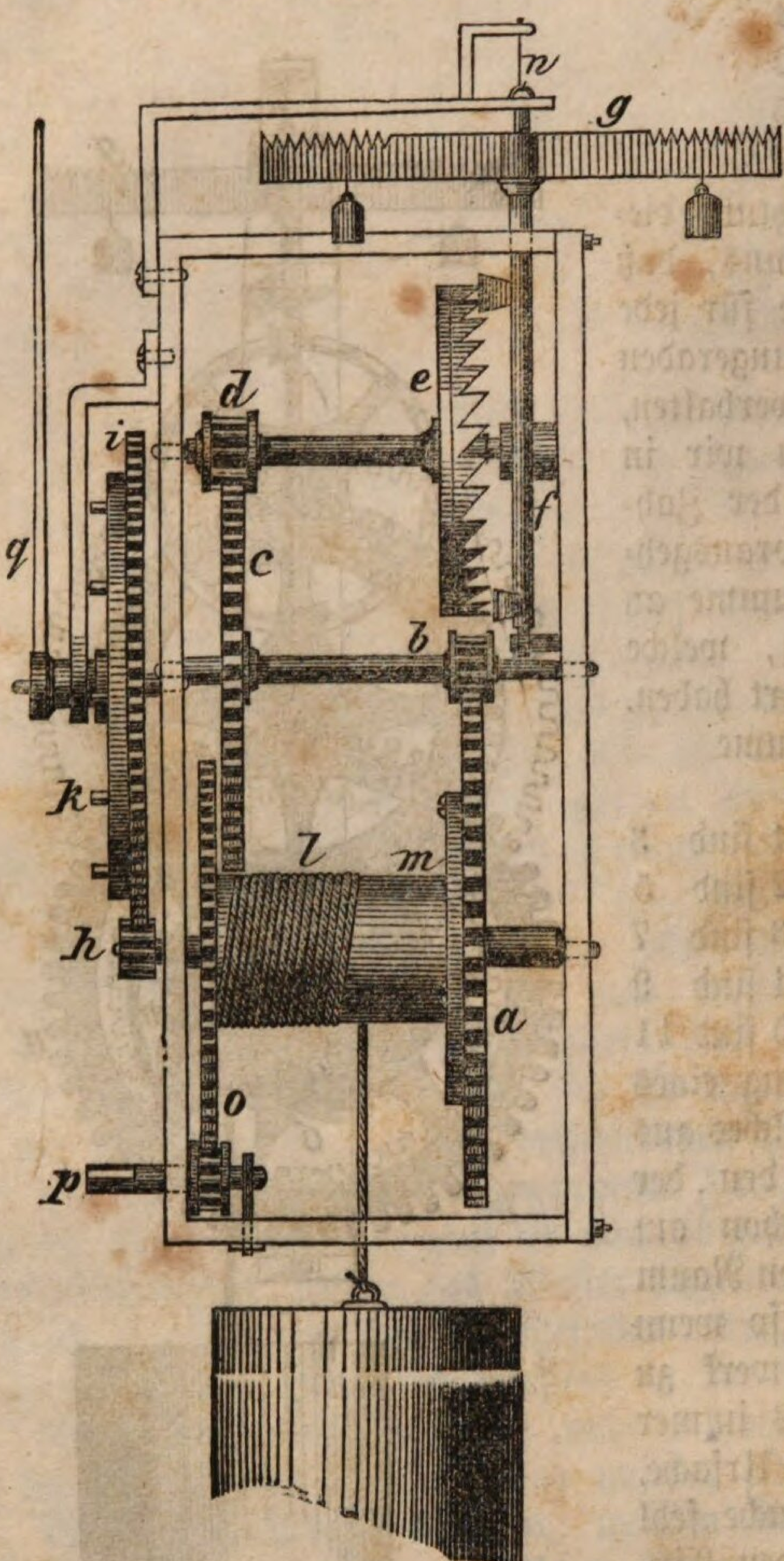
Die beschleunigte Bewegung eines herabfallenden Gewichtes, welches aus dem Zustand der Ruhe in den der Fallbewegung übergehend, schon am Ende der ersten Secunde einen Raum von $16^{8}/_{10}$ Fuß durchfällt, also wenn es bei seinem Falle Räderwerk zu bewegen hat, dieses gleichfalls immer schneller laufen macht, ist die Ursache, daß so lange Zeit alle Versuche fehl schlugen, ohne den regulirenden Einfluß des Wassers die Stunden durch Gewicht und Räderwerke anzuzeigen.

Unter Räderwerk verstehen wir eine Verbindung von einer bestimmten Anzahl von Räderpaaren, die ich Laufglieder nennen will, in steigender Ordnung durch je eine gemeinschaftliche Achse.

Ein Laufglied oder Räderpaar besteht immer aus 2 Rädern von sehr verschiedenem Durchmesser, von welchen das kleine von 6 bis 16 gewöhnlich blos von 7 bis 8 Zähne besitzt und in der Kunstsprache das Getriebe oder auch Trieb heißt. (Fig. 12 u. 13 b u. d.).

Ursprünglich bestand es aus zwei an einer Achse nebeneinanderstehenden

Fig. 13.



parallelen Scheiben, deren Umkreise durch 3 bis 15 der Achse parallele Stäbe oder Triebstöcke mit einander in Verbindung standen. Wegen der Form eines solchen Getriebes vorzüglich im großen Maßstabe bei Mühlen hieß das Getriebe auch die Laterne.

Auch bei den stählernen Getrieben der Taschenuhren sind die Zähne der Getriebe immer breitre als die der Räder.

Das große Rad a muß immer eine größere Anzahl von Zähnen erhalten, welche ein Vielfaches der Zähne des Getriebes ausmacht.

Bei einem solchen Laufgliede wird natürlich das kleine Rad oder das Getriebe schneller umlaufen als das größere, und zwar so viel schneller als das große, so vielmal der Umfang des kleineren im Umfang des großen enthalten ist, oder da die Umkreise der Räder mit ihren Durchmessern im Verhältniß stehen, so oft der Durchmesser des kleinen Rades im großen enthalten ist.

Wenn das große Rad 64 Zähne hat, das kleine oder das Getriebe 8 Zähne, so wird es $^{64}/_{8}$ gleich 8mal umlaufen, während das große einmal herumkömmt. Damit hätten wir also das erste Laufglied.

Nehmen wir das große Rad c des zweiten Laufgliedes zu 60 Zähnen und das Getriebe, in welches es eingreift, wieder zu 8 Zähnen, so wird es $7^1/_2$mal herumlaufen, während das große Rad einmal herumkömmt.

Setze ich nun dieses zweite Laufglied auf die Getriebachse des ersten Laufgliedes, das 8mal herumlauft, so erhalten wir den Umlauf des zweiten Getriebes gleich 8mal $7^1/_2$, das ist 60mal, während das erste große Rad einen einzigen Umgang macht. Wenn wir einfach die Zahlen der Zähne der beiden großen Räder miteinander multiplizieren, also 64mal 60 ist gleich 3840, und auf gleiche Weise mit dem Produkte der Zahnzahl der beiden Getriebe, also 8mal 8 gleich 64, das große Produkt durch dieses kleine theilen, $^{3840}/_{64}$, so erhalten wir als Quotient 60 Umgänge für das letzte Getriebe, wie wir soeben auf einem etwas andern Wege gefunden.

Um solch ein Räderwerk in Bewegung zu setzen, bediente man sich natürlich, wie schon bemerkt, der Gewichte, und später auch spiralförmig aufgerollter, dünner, elastisch gehärteter Stahlschienen. Da das Gewicht durch seinen Fall wirkt, so mußte natürlich darauf gesehen werden, daß dasselbe während seines Falles die möglichst geringste Höhe durchfalle; denn die Höhe ist natürlich, vorzüglich in Zimmern, beschränkt, während die Größe des Gewichtes viel weniger Beschränkung erleidet. Es war also natürlich, daß man das treibende Gewicht an dasjenige Rad anbrachte, welches die längste Zeit zu seinem Umlaufe nothwendig hatte, nämlich an das unterste größte oder erste. Man steckte nämlich auf seine Achse einen hölzernen Cylinder, Walze genannt (Fig. 13 m), um welche das Seil l gewunden wurde, an welchem das Gewicht hing. Durch die Walze wurde in der Richtung, in welcher das Gewicht zog, mittelst eines Sperrkegels (Fig. 12 m), der in die Zähne des Sperrrades (Fig. 12 o) am Hauptrade eingriff, dieses Hauptrad um seine Achse gedreht, welches natürlich die übrigen Räderpaare in Bewegung setzte.

Daher heißt dieses Rad, das sich in allen Gewichtuhren findet, Walzenrad (lit. a.). Bei den Schwarzwälderuhren ist statt der Walze ein Schnurrad angebracht, in dessen Stirnrand eine Rinne eingedreht ist, innen durch stufenförmige Absätze oder auch Stiftchen rauh gemacht, daß die Schnur mit ihrem Gewichte nicht gleite, sondern hängen bleibe und das Schnurrad mit herumziehe. Bei den neuesten Schwarzwälderuhren, deren Räder von Messing gemacht werden, sind in die Hohlkehle an der Stirne des Schnur- oder Kettenrades solche Vertiefungen eingeschnitten, daß gerade die einzelnen Glieder der Kette, an welcher das Gewicht hängt, darin liegen und festgehalten werden.

Wenn nun das letzte Getriebe 60mal schneller umläuft als das erste Rad, so hat es aber auch in eben dem Verhältnisse an Kraft abgenommen, mittelst deren es auf ein anderes Rad wirken kann. Hänge ich z. B. an das erste Rad 60 Pfund, so wird ein Gewicht von 1 Pfund das letzte Getriebe aufzuhalten im Stande sein. Dagegen wieder umgekehrt, ziehe ich an dem letzten Getriebe mit einer Kraft von 1 Pfd., so werde ich am letzten Rade 60 Pfd. heben können, allerdings nur wieder

in derselben Zeit auf den 60sten Theil des Raumes, durch welchen ich das Getriebe bewege.

Bei der Verbindung auch nur zweier solcher Laufglieder läßt sich durch eine geringe Kraft, wie wir gesehen haben, am Ende des letzten Gliedertheiles angebracht, der Fall des schweren Gewichtes, das am ersten Rade wirkt, sehr leicht beherrschen, und da das letzte Getriebe 60mal umlaufen muß, bis das erste Rad nur einmal herumläuft, so ist der freie Fall des Gewichtes schon durch Reibung und die Trägheit der zu bewegenden Rädermasse gehindert, und deßhalb seine ursprüngliche Fallzeit an und für sich bedeutend beschränkt. Wenn wir deßhalb mit der Achse des obersten oder letzten Rades etwa einen Zeiger verbinden wollten, welcher bestimmt wäre, Theile eines Kreises, den er beim Umgange des Getriebes durchläuft, anzuzeigen, so läßt sich wohl ohne große Beschwerde durch irgend eine erdenkbare Vorrichtung der Fall des untersten Gewichtes so sehr verzögern, daß es zum Herabsteigen durch eine Höhe von 6—7 Fuß eine Zeit von 24 Stunden nöthig hat.

Man hatte verschiedene Mittel versucht, das immer schnellere Fallen des Gewichtes zu verhindern. Der erste Versuch der Art war wohl derjenige, welchen man jetzt noch bei den Schlagwerken und allen sogenannten Laufwerken anwendet, um ihr immer schnelleres Ablaufen zu verhindern — man verband nämlich das letzte, am schnellsten und immer schneller laufende Rad mit dem und zwar recht gut sogenannten Windfange, — einer umlaufenden Stange, mit 2 breiten Flächen, welche, da sie sich rasch durch die Widerstand leistende Luft bewegte, dieselbe vor sich hertreiben mußte. Der Widerstand oder die sogenannte Trägheit der Luft machte die Bewegung sehr bald gleichförmig. Allein diese gleichförmige Bewegung hing von der immer gleich wirkenden Kraft der Räder und der immer gleichen Dichte der Luft ab. Die immer gleiche Wirkung der Räder hängt von der immer gleichbleibenden Dichtigkeit des Oeles ab, mit welchem sie geschmiert werden müssen, wenn sie nicht stocken oder sich durch Anreibung selbst sehr rasch zerstören sollen. Die gleichförmige Dichtigkeit der Luft ist aber sehr abhängig von der Temperatur, der Wärme und Kälte, die jede Stunde eine andere ist; dann von der Höhe der Luftsäule an der Stelle der Erde, wo die Uhr aufgestellt ist. Da sich diese Elemente unaufhörlich veränderten, so war auch hier an eine gleichförmig bleibende, zur Zeitmessung taugende Bewegung nicht zu denken.

Das einzige Hilfsmittel, welches noch übrig blieb, war, das fallende Gewicht in den möglichst kurzen Zeiträumen aufzuhalten, zum Stehen zu bringen, und es dann wieder durch eine gleich kurze Zeit von Neuem durch einen eben so kurzen Raum fallen zu lassen. Eine Vorrichtung, welche diesem Zweck entsprach, erforderte in der That den allerscharfsinnigsten Mechaniker. Die Lösung dieser höchst schweren Aufgabe ging indessen wieder aus den Klöstern hervor, welchen die Lösung am

meisten am Herzen lag, und deren Mitglieder sich beinahe ausschließlich mit den Wissenschaften und vorzüglich den mechanischen beschäftigten. Der Archidiakon Pacificus zu Verona unter Lothar gegen das Jahr 850 machte wohl die ersten Versuche. Glücklicher scheint um das Jahr 996 der Benediktiner Gerbert in der Abtei St. Gerhard zu Aurillac im Departement Cantal in Frankreich gewesen zu sein, der sogar im Jahre 999 zur päpstlichen Würde als Sylvester II. erhoben wurde.

Es war vielleicht eine schwingende Wage, oder ein schwingender Wagbalken, welcher zuerst den Erfinder der Räderuhren auf den Einfall brachte, die Trägheit solcher schwingenden Massen als Mittel anzuwenden, die Bewegung der Räder und den Fall des Gewichtes während der Dauer einer solchen Schwingung aufzuhalten oder zu hemmen, weßhalb alle solche Vorrichtungen zu deutsch Hemmungen genannt werden. Man hatte sich also zuerst der Trägheit der Massen bedient, welche der Wirkung der beschleunigenden Kraft entgegen zu arbeiten hatte.

Ich muß hier meine verehrten Leser bitten, bei diesem Worte ja nicht an die Todsünde zu denken, womit unsere Theologen die Trägheit bezeichnen.

Wir haben es hier bloß mit der Materie zu thun und unsere philosophischen Mechaniker sind darin übereingekommen, mit diesem Worte eine Eigenschaft der Materie zu bezeichnen, vermöge deren sie in irgend einem Zustande, in welchem sie sich befindet, zu verharren strebt. Ist sie in Ruhe, so strebt sie in Ruhe zu bleiben, ist sie aber in Bewegung, so strebt sie auch immer in Bewegung zu bleiben. Wenn ich einen Stein in die Höhe schleudere, so würde er ohne Aufhören zu steigen fortfahren über die Sonne und den Sternenhimmel hinaus. Allein die Schwerkraft, welche den Stein zur Erde zieht, raubt ihm, wenn er in die Höhe geworfen steigt, successive alle die Geschwindigkeit wieder, welche ihm meine Hand gegeben; dazu kommt noch die Reibung des Steines an der gleichfalls trägen Luft, die er durchschneidet. Da die Trägheit eine Eigenschaft der Materie ist, so wird die Trägheit mit der wachsenden Quantität von Materie oder der Masse im Verhältniß stehen. Auf der Trägheit der Masse beruht die Wirkung z. B. der Schwungräder, und es ist deßhalb leicht einzusehen, daß Schwungräder innerhalb gewisser Grenzen einerseits desto mehr leisten, je schwerer sie sind.

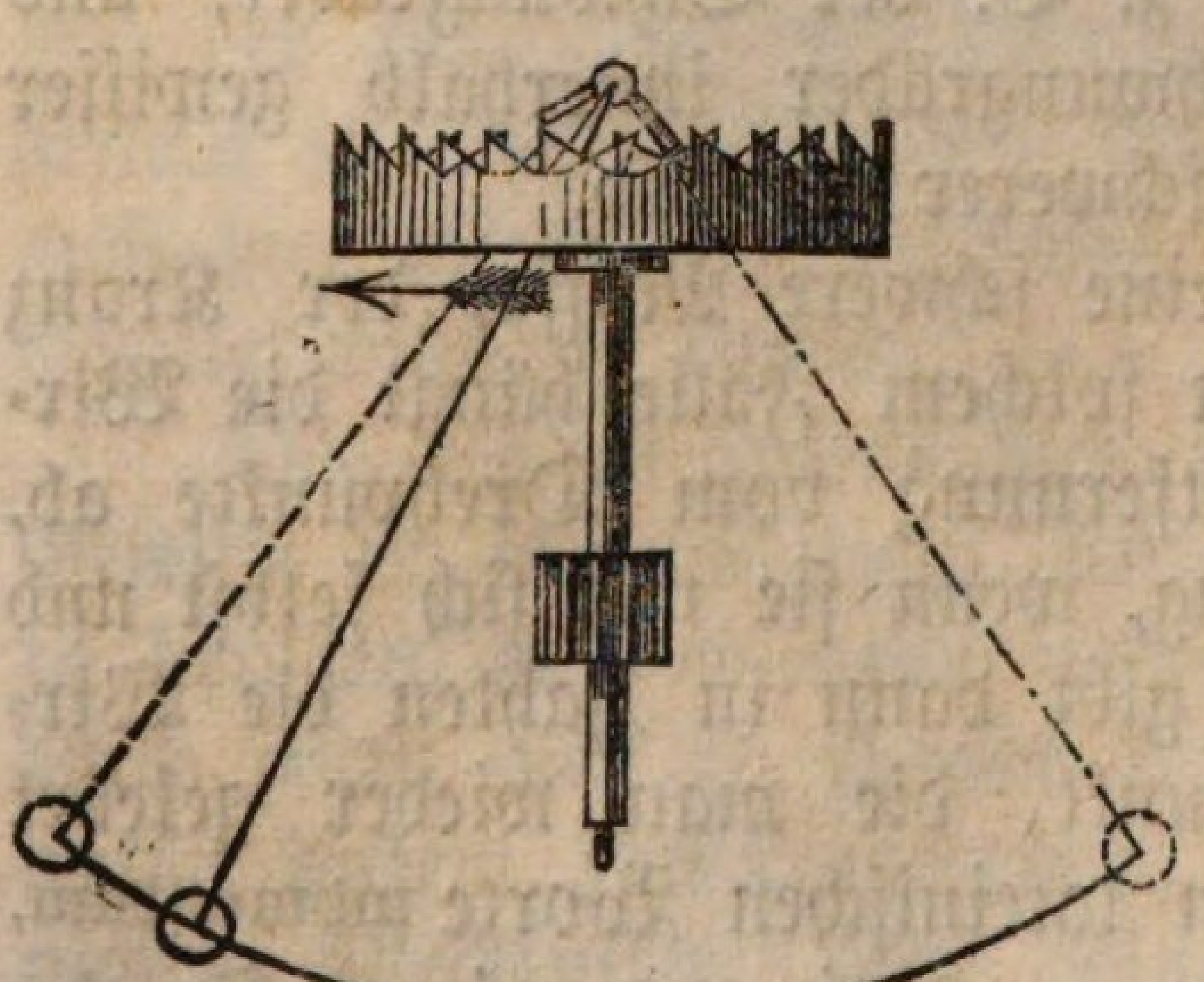
Bei einem Schwungrad dreht sich eine schwere Masse, der Kranz des Schwungrades an einer Achse, und in solchem Falle hängt die Wirkung der Masse auch noch von ihrer Entfernung vom Drehpunkte ab, und diese in Zahl ausgedrückte Entfernung, wenn sie mit sich selbst und mit der trägen Masse multiplizirt wird, gibt dann in Zahlen die Wirkung dieser trägen Masse auf den Drehpunkt, die man wieder gelehrt das Trägheitsmoment nennt, von dem lateinischen Worte momentum, durch welches dasjenige bezeichnet wird, was irgend eine Sache bewegt. Die alten Lateiner bedienten sich dieses Wortes vorzüglich

für das Gewicht, das, in die Wagschale gelegt, den Ausschlag gibt, indem sie dieselbe zum Sinken bringt.

Eben so heißt die Wirkung jeder Kraft an einem Hebel, wodurch dieser in Hinsicht auf seinen Drehpunkt im Gleichgewichte gehalten wird, ohne daß die Masse der Kraft in Rechnung kömmt, Moment, indem man die Kraft mit seinem Abstande vom Drehpunkte des Hebels z. B. einfach multiplicirt. Zum Unterschiede vom Trägheitsmomente, wo die Masse des wirkenden Körpers in Rechnung kömmt, nennen die gelehrten Mechaniker dieses, das bloß auf die Kraft Rücksicht nimmt, statistisches Moment. Noch ein drittes Moment haben wir, wenn wir die Kraft ausdrücken, mit welcher ein sich in Bewegung befindlicher Körper, z. B. ein fallender Stein, eine abgeschossene Kanonenkugel gegen einen Widerstand stößt. Dieses Moment heißen die Franzosen Bewegungs-Moment, und es wird gemessen, wenn man die Geschwindigkeit des Körpers mit seiner Masse multiplizirt. Man sieht daraus, daß z. B. ein sehr schnell bewegter Körper, wenn auch von geringer Masse, doch eine überaus große Wirkung hervorbringen kann; z. B. ein kleines Steinchen, das von der Höhe eines Thurmes herabfällt.

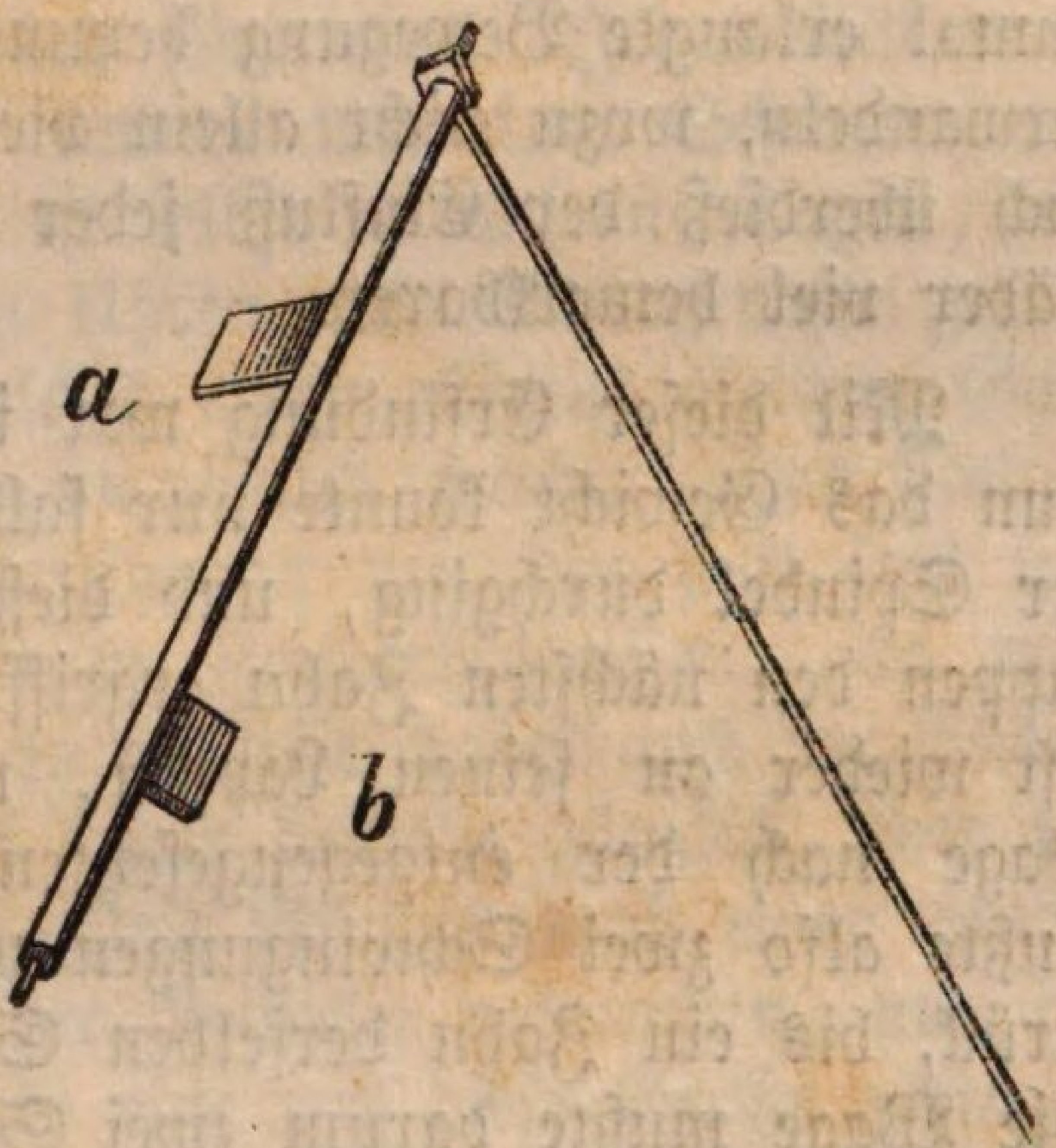
Wir haben also hier einen auf- und niederschwingenden Wagbalken, dessen Trägheit wir benützen wollen, daß die Räder langsam und gleichförmig durch das fallende Gewicht umgedreht werden. Dabei war es indessen eine nicht leicht zu lösende Aufgabe, die Weise ausfindig zu machen, mit welcher der oscillirende Wagebalken mit dem stets in einer Richtung sich fortbewegenden Räderwerke in Verbindung zu bringen sei, namentlich wenn man den oscillirenden Wagbalken horizontal legte, wo dieser sogenannte Wagbalken (siehe Fig. 12 und 13 lit. g) allein durch seine Trägheit sich nach der einmal erhaltenen Richtung fortzubewegen strebt, ohne im Geringsten an seine Umkehr zu denken. Das Rad läuft ununterbrochen in einer Richtung; der Wagbalken dagegen schwingt auf und nieder. Es gehörte, wie schon bemerkt, aller mögliche Scharfsinn dazu, um beide, die hin- und hergehende, und die gleichförmig fortschreitende Bewegung mit einander zu verbinden. — Wenn wir die Bewegung eines horizontalen Kronrades oder Steigrades betrachten (Fig. 14), so bemerken wir sogleich, daß Zähne, die einander diametral gerade gegenüber liegen, auch nach entgegengesetzten Richtungen sich bewegen. Während sich die gegen uns gerichtete Zahnreihe nach der Rechten bewegt, schreitet die entgegengesetzte Zahnreihe nach der Linken fort, und gerade diese Eigenschaft des sich drehenden Rades macht es möglich, unsere auf- und

Fig. 14.



niederschwingenden Wagbalken mit dem Räderwerke in ununterbrochener Verbindung zu erhalten. Legt man nämlich die Achse des Wagbalkens (Fig. 14) quer über die Mitte des horizontalen Rades, und versieht diese Achse, Spindel genannt, mit einem rechtwinkeligen auf diese gestellten herabhängenden Plättchen, (Fig. 15) dem sogenannten Lappen lit. a, an welchen der Zahn des Rades stößt und ihn bei seiner Fortbewegung so weit bei Seite schiebt, indem er zugleich die Spindel dreht, daß er endlich unter ihm durchgehen kann, während der eine Arm der Wage nahezu seinen höchsten Standpunkt erreicht hat, so dürfen wir nur ein gleiches Plättchen (Fig. 15 lit. b) am andern Ende dieser Spindel oder Achse über den Zähnen befestigen, welche sich nach entgegengesetzter Richtung bewegen, und das Plättchen so stellen (Fig. 15 b), daß, während der oben beschriebene, wir wollen annehmen uns am nächsten liegende Zahn den Lappen so weit bei Seite geschoben hat, daß er unter ihm durchgehen kann — der entgegengesetzte Zahn in dem Augenblick vor den entgegengesetzten zweiten Lappen tritt, und von diesem Lappen an seiner Weiterbewegung aufgehalten wird. Dieser Zahn bestrebt sich zwar, durch seine Vorwärtsbewegung den Lappen zurückzudrängen, und die Weiterbewegung des Balkens zu verhindern und in die rückkehrende umzuwandeln: allein der Druck des Zahnes ist nicht im Stande, die Bewegung des trägen Wagbalkens plötzlich zu vernichten. Er muß ihm sogar noch einige Zeit in rückgängiger Bewegung folgen, was man Rückfall nennt, bis es ihm gelungen ist, die Bewegung des Wagebalkens nach und nach zu vernichten. Nun erst, nach vernichteter Bewegung, kann der Lappen, und durch ihn das Gewicht seine Wirkung äußern, um dem Wagbalken, nach einem Moment ohne Bewegung die rückkehrende Bewegungsrichtung zu ertheilen.

Fig. 15.



Da, wie schon oben bemerkt, nur auf einen der zwei Lappen ein Zahn wirkt, um den Lappen vorwärts zu schieben und den Wagebalken rückwärts, d. h. in die entgegengesetzte Richtung zu bringen — der Wagebalken vermöge seines Moments nicht plötzlich, nämlich beim Antritt des Zahnes an den Lappen zum Stillstand zu bringen ist, so wird Anfangs der Zahn von dem Schwunge des Wagbalkens genöthigt, wieder einen Theil seines Weges zurückzugehen, ehe er durch seinen Druck die Bewegung des Wagbalkens vernichtet hat.

In Fig. 12 und 13 sehen wir mit lit. g den Wagbalken wagrecht, die Spindel mit ihren Lappen f und das Steigrad e senkrecht gestellt. Der Secundenzeiger ist da gewöhnlich an der Achse des Steigrades befestigt. Er macht also alle Bewegungen des Steigrades mit, daher sieht man auch z. B. bei gewöhnlichen Spindeltaschenuhren, daß der Zeiger immer wieder etwas zurücktritt, ehe er seine Bewegung vorwärts vollendet hat. Man nennt diese Art von Hemmung die zurückfallende Hemmung. Da das Gewicht das Rad vorwärts treibt, so muß, wenn durch den zu Ende schwingenden Wagbalken das Rad wieder rückwärts getrieben wird, auch das Treibgewicht gehoben werden, und man sieht sehr wohl, daß dadurch die Reibung vermehrt wird und viel Kraft verloren geht.

Wenn der Wagbalken in einer vertikalen Ebene schwang, konnte man seinen Schwerpunkt tiefer legen, als seinen Drehungspunkt, wie dieß bei allen Wagbalken der Fall sein muß, dann schwang der Wagbalken auch ohne einander entgegenwirkende Lappen von selbst hin und her, und man hatte hier schon eine Art versteckten Pendels.

Allein wenn man wie gewöhnlich der Bequemlichkeit halber den Wagbalken horizontal legt (Fig. 12 und 13 lit. g), d. i. ihn in einer horizontalen Ebene schwingen läßt, so muß das Steigrad allein seine einmal erlangte Bewegung hemmen und sie wieder in die entgegengesetzte verwandeln, wozu nicht allein viel Kraft vonnöthen ist, sondern es wird noch überdieß der Einfluß jeder Unregelmäßigkeit in der Wirkung der Räder viel bemerkbarer.

Mit dieser Erfindung war indessen außerordentlich viel gewonnen; denn das Gewicht konnte nur fallen, so oft ein Zahn unter dem Lappen der Spindel durchging, und dieß nur so weit, bis der entgegengesetzte Lappen den nächsten Zahn ergriff. Der nächste Zahn derselben Seite kam erst wieder an seinen Lappen, nachdem der entgegengesetzte Zahn die Wage nach der entgegengesetzten Richtung gedreht hatte. Die Wage mußte also zwei Schwingungen machen, die eine hin, die andere wieder zurück, bis ein Zahn derselben Seite von seinem nächsten abgelöst wurde. Die Wage mußte darum zwei Schwingungen machen, bis ein Zahn derselben Seite frei durchgehen konnte, und deßhalb mußte die Wage immer noch einmal so viel einfache Schwingungen machen, als das Kronrad Zähne besaß. Deßhalb bewegen sich bei allen unseren Uhren die scheinbar laufenden Zeiger doch nur ruckweise, d. h. nach Intervallen der Ruhe vorwärts, und wenn diese Intervallen auch außerordentlich klein sind, so existiren sie doch, und gar kein Uhrzeiger durchschreitet in ununterbrochenem Laufe seinen Kreis, und ebenso sinkt natürlich auch das Uhrgewicht nur ruckweise. Wenn ein Uhrgewicht z. B. in 24 Stunden 5 Fuß herabsteigt, wie bei den meisten Uhren, die täglich aufgezogen werden, so fällt es in einer Secunde nur um $^8/_{100}$ einer Linie, während, wenn es frei

herabfiele, dasselbe in einer Secunde durch einen Raum von 16,8 bayr. Fuß fallen würde.

Je nachdem man den Arm der Wage länger oder kürzer machte, schwang sie langsamer oder geschwinder, und um die Trägheit der Masse noch zu vermehren, hing man Gewichte an die beiden Enden des Wagbalkens. (Fig. 12 und 13 lit. g.)

Man hatte also die erste Maschine, die Wage (Fig. 12 u. 13) welche das Räderwerk mit seinem Gewichte zum Messen gleicher Zeitabschnitte brauchbar machte. Allein noch war immer eine große Unvollkommenheit mit dieser Vorrichtung verbunden. Die Zeit, in welcher der Wagbalken hin- und herschwang, hing zum Theil von der Größe des Weges ab, welchen sein Arm beschrieb, und diese Größe hing wieder je nach der Lage der Wage ganz oder größtentheils von der Wirkung des Räderwerkes auf den Wagbalken ab. Die geringste Abnahme in der Wirkung des Räderwerkes hatte auch eine Verminderung der Schwingungsgröße zur Folge, und diese auch eine Verminderung der Zeit, in welcher eine solche Schwingung vollbracht wird. Nun bleibt zwar das Gewicht immer von gleicher Schwere, allein das Gewicht kann nur vermittelst mehrerer, d. i. wenigstens dreier Räder und Getriebe auf die Wage wirken. Jedes Rad wird durch Reibung an den zwei Zapfen seiner Achse an seiner Bewegung verhindert und ebenso durch Reibung seiner Zähne an den Zähnen des Getriebes. Jedes Räderwerk muß deshalb an diesen Reibungsstellen immer mit einer Schmiere, mit Oel versehen werden, und dieses Oel ist selbst in unsern Tagen, wie unser Mannhardt durch seine neuesten Uhren aufs Schlagendste gezeigt hat, beinahe das einzige Hinderniß, welches einen absolut gleichen Gang auch der feinsten astronomischen Uhren unmöglich macht. Das Oel ist ein organischer Körper, der sich in Berührung mit der Luft fort und fort verändert, jedoch nicht in bestimmten Zeitverhältnissen. Es wird immer dickflüssiger, wozu auch der Staub mithilft, daher auch der Widerstand größer, ja es schwindet manchmal sogar beinahe gänzlich, oder wie die Uhrmacher sagen, es wird verzehrt. Das Gewicht muß einen großen Theil seiner Kraft zur Ueberwindung der Reibung verwenden, um das Räderwerk zu bewegen, es wird deßhalb eine um diese Größe geringere Kraft auf die Wage wirken. Dazu kommt noch, daß auch das feinste Oel in der Kälte dickflüssig, also zäher, in der Wärme wieder dünnflüssig wird, und deßhalb bewirken allein schon Veränderungen in der Temperatur auch Veränderungen im Gange der Wage; ja bei den feinsten und neuesten und besten astronomischen Uhren ist dieß ebenfalls der Fall. So mußte der Saal, in welchem die astronomische Normaluhr der Akademie der Wissenschaften aufgestellt ist, heuer mit einem temporären Ofen versehen und geheizt werden; denn die Uhr kam in den kältesten Tagen völlig zum Stillstand; ein Umstand, der sich beinahe regelmäßig alle Jahre erneuerte.

Um die Wage regelmäßiger schwingen zu machen, hat man die vertikal gestellte Spindel des Wagbalkens an einer Schnur aufgehängt (Fig. 12 u. 13 lit. n). Die Schnur wird, wenn sich die Spindel mit dem Wagbalken nach einer Seite wendet, immer stärker gedreht, sie strebt also wie eine Spiralfeder, in ihren ursprünglichen Zustand zurückzukehren, wirkt also der Bewegung des Wagbalkens entgegen und wird ihn auch ohne Wirkung der Zähne und der Lappen wieder in seiner Bewegung rückgängig machen. In diesem Faden, der stärker gedreht, sich wieder aufzudrehen sucht, also die entgegengesetzte Bewegung anzunehmen strebt, haben wir schon versteckt die Spiralfeder unserer Taschenuhren.

Die Schnur wird bei der Bewegung der Wage um ihre Achse nach einer Seite zusammengedreht, widersteht also der weitern Drehung der Wage immer mehr und macht so eine Vermehrung der bewegenden Kraft weniger bemerkbar. Mit dieser Art der Aufhängung gewann die Uhr an größerer Genauigkeit und nun erst erhielt sie auch größere Verbreitung. Es waren indessen immer Uhren im größten Maßstabe, nämlich Thurmuhren, mit denen man sehr bald eine Vorrichtung verband, welche zuerst bloß zu einer willkürlich zu bestimmenden Stunde eine Glocke anzog oder einen Hammer auf die Glocke fallen ließ — dieß war unser Wecker. Später bezeichnete der Hammer auch jede Stunde des Tages und damit entstanden unsere Schlagwerke. Schon an den künstlichen Wasseruhren, hatte man solche Vorrichtungen anzubringen versucht, wovon uns die berühmte Uhr des schon angeführten Benedictiners Gerbert zu Magdeburg ein Beispiel gibt. Man hatte jedoch bei allen diesen Uhren nicht bloß im Auge, die Stunden des Tages und der Nacht anzugeben (Werke derart hatten wahrscheinlich bereits viele existirt, ohne daß uns Schriftsteller davon Nachricht ertheilen); das Hauptbestreben der Mechaniker der damaligen Zeit ging hauptsächlich dahin, den Lauf des Himmels, der Sonne, der Planeten, der Sterne, der Jahreszeiten in Verbindung mit dem ewigen Kalender durch ein Uhrwerk darzustellen und diese künstlichen Werke waren es vor Allem, welche die Aufmerksamkeit der Chronikenschreiber und Autoren überhaupt auf sich zogen.

Gegen 1080 beschäftigte sich der berühmte Abt Wilhelm von Hirschau in Schwaben mit einer sehr künstlichen Uhr, welche neben den Stunden auch den Lauf der Planeten und der Fixsterne anzeigte. Noch merkwürdiger ist, daß im Jahre 1232 der Sultan von Aegypten dem Kaiser Friedrich II. eine astronomische Räderuhr übersandte, welche neben der Bewegung des Himmels und der Sonne und Planeten die Stunden der Nacht und des Tages zeigte, weßhalb denn auch Manche glaubten, die Räderuhren seien eine saracenische Erfindung. Es ist indessen wohl möglich, daß die Uhr dennoch von einem Christen verfertigt worden sei.

Von dem 10. Jahrhunderte an begannen die Uhren immer häufiger zu werden, und man findet deßhalb auch immer mehr genauere

und sicherere Nachrichten darüber in den gleichzeitigen Schriftstellern. In Italien und England finden sich bereits Schlaguhren auf Thürmen und öffentlichen Gebäuden verzeichnet.

Gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts erhielt Padua eine sehr künstliche Thurmuhr, welche neben dem Sonnen- und Sternenlauf auch die Feste des Kalenders zeigte.

Geschickte Uhrmacher waren indessen selten. Eduard III. ließ im Jahre 1368 niederländische Uhrmacher unter bedeutenden Privilegien nach England kommen; ebenso mußte der deutsche Uhrmacher Heinrich von Wick zu Karl V., König von Frankreich, nach Paris kommen und für den Thurm seiner Residenz eine Schlaguhr verfertigen, welche von Julius le Roi genau beschrieben wurde. Sie ist die erste Thurmuhr, von deren Construction wir eine genaue Nachricht besitzen. Die Figuren 12 und 13 geben uns ein gutes Bild von ihr. Man sieht, daß zu dieser Thurmuhr, die 30 Stunden lang gehen soll, 2 Laufpaare angewendet sind, von welchen das letzte Rad e schon das Hemmungsrad ist — nämlich ein Kronrad mit schiefen oder Sägezähnen. Das unterste Walzen- oder Bodenrad, oder auch Hauptrad a, macht in jeder Stunde einen Umgang. Wenn es 64 Zähne enthält, und in ein Getriebe b von 8 Stäben oder Zähnen eingreift, so wird dieß Getriebe $^{64}/_{8}$ d. i. 8mal umlaufen, bis das Bodenrad einmal herumkommt. Wenn das zweite Rad c 60 Zähne trägt, und das Getriebe, in welches es eingreift d, wieder 8 Stäbe, so macht dieses Getriebe des zweiten Laufpaares $7\frac{1}{2}$ Umgänge, während das treibende zweite Rad c Einen Umgang macht. Dieses zweite Rad läuft aber 8mal herum, bis das unterste oder Bodenrad Einmal herumkommt; deßhalb läuft das letzte Rad oder zweite Rad des zweiten Laufpaares e $7\frac{1}{2}$mal 8, das ist 60mal um, während das unterste Rad Einen Umlauf in einer Stunde vollbringt. Dieses letzte, oberste Rad heißt seiner Form wegen, weil seine Zähne auf einem Kranze oder Ringe rechtwinkelig zur Fläche des Rades stehen, auch Kronrad, gewöhnlich Steigrad, und bewegt mit seinen 30 Sägezähnen abwechselnd einen Lappen der Spindel oder der Wagachse f nach dem andern, und da, wie wir wissen, die Wagachse zwei Schwingungen machen muß, bis ein Zahn des Kronrades von dem nächsten abgelöst wird, so muß die Wage 60mal hin- und herschwingen, bis das Kronrad oder Steigrad Einmal herumläuft. Wenn die Wage also Eine Schwingung in einer Secunde macht, so wird das Kronrad in Einer Minute Einen Umlauf machen, also ein wahres Minutenrad oder auch Secundenrad sein, wenn wir auf seine Achse einen Zeiger, den Secundenzeiger setzen.

Gegenwärtig setzt man auf das Haupt- oder Bodenrad den Minutenzeiger, da sich das Rad in einer Stunde einmal herumdreht, weßhalb es auch Minutenrad genannt wird; allein die ersten Uhren zeigten nur Stunden. Man sah sich deßhalb genöthigt, mit der Achse dieses Haupt-

rades a ein Getriebe h zu verbinden (Fig. 13), welches in ein großes Rad von 96 Zähnen i eingriff, das sich einmal herumbewegte, während sich das Getriebe h des Hauptrades a bereits 12mal umgewälzt hatte. Auf die Achse dieses Hauptrades setzt man den Stundenzeiger q. Das Rad k auf dem Stundenrade i gehört nicht mehr zum Geh-, sondern zum Schlagwerk. Die 12 an seinem Umkreise hervorragenden Zäpfchen heißen Hebnägel, sie heben nämlich mit jeder Stunde einen Hebel in die Höhe, welcher das Schlagwerk auslöst, wie die Uhrmacher sagen, daß es nun frei laufen kann, bis die gehörige Anzahl von Stunden geschlagen hat.

An den Zapfen p, welcher mittelst seines Getriebes in das große Rad o eingreift, wird eine Kurbel gesteckt, um das Gewicht, wenn es abgelaufen ist, wieder in die Höhe zu winden.

Man kann sich einen Begriff von der Größe solcher Maschinen machen, wenn man hört, daß das Gewicht dieser Uhr, welche das Schlagwerk trieb, allein 5 Zentner wog, und in 24 Stunden 32 Fuß herabstieg, ja es gab solche Uhren mit Gewichten von 12 Zentnern. Noch befinden sich auf den meisten Thürmen unserer größeren Kirchen solche Ungethüme von Uhren, ganz aus Schmiedeisen verfertigt, mit Rädern von einem Durchmesser zu 2—3 Fuß und einem Pendel von 36 und mehr Fuß Länge. Im Jahre 1398 wurde die erste Uhr zu Augsburg aufgestellt, und 1462 erhielt die Marienkirche zu Nürnberg die erste Uhr.

Diese Uhren mußten natürlich gleich den Wasseruhren überwacht und regulirt werden, da sie, wie die Wasseruhren, den stets veränderlichen, wirklichen Tag von Sonnen-Aufgang bis Untergang in zwölf Theile theilten.

Zu astronomischen Zwecken konnte man indessen diese Uhren noch immer nicht gebrauchen. Erst 1484 hatte der Astronom Bernhard Walther eine Nürnberger-Uhr, von der er versichert, daß sie sehr genau ging und die er zu astronomischen Beobachtungen verwenden könnte. So beobachtete er die Zeit des Aufganges des Merkur, und die Mondesfinsterniß am 8. Februar 1487 wurde wahrscheinlich zum ersten Male mittelst einer Räderuhr beobachtet. Der berühmte dänische Astronome Tycho de Brahe (sprich Tüko de Brah), der eigentliche Gründer der praktischen Astronomie um 1560 hatte vier Räderuhren, die größte bestand aus 3 Rädern, von welchen das Bodenrad 3′ Durchmesser und 1200 Zähne besaß; allein er konnte sie zu Beobachtungen nicht brauchen und nahm seine Zuflucht zwar nicht zur Wasser-, aber doch zur Quecksilberuhr.

Während die Thurmuhren in einem gigantischen Maßstabe aus Schlosserarbeit bestanden, beschäftigte sich der geniale Peter Hele in Nürnberg um 1530, Uhren im kleinsten Maßstabe zu verfertigen, welche man sogar in der Tasche tragen konnte. Diese Taschenuhren waren indessen noch weniger zu feinen Messungen dienlich, als die Waguhren. Man versuchte jedoch immer wieder von Neuem, die Waguhren zu astro-

nomischen Messungen zu verwenden. Der Astronom Michael Mößlin zu Tübingen maß mittelst seiner Uhr, die während einer Stunde 2528 Schläge machte, den Durchmesser der Sonne im Jahre 1577 und bestimmte ihn zu 34′ 13″. Die Aegyptier hatten mittelst ihrer Wasseruhren schon den Durchmesser der Sonne auf 30′ 52″ und 28′ 48″ bestimmt. Nach der gegenwärtigen Beobachtung beträgt der größte scheinbare Durchmesser der Sonne am 1. Jänner 32′ 33″, der kleinste am 2. Juli 31′ 29″ 2‴. Die Aegyptier hatten ihn also mittelst der einfachen Wasseruhr genauer gemessen, als Mößlin mit seiner Räderuhr.

Durch den genialen Peter Hele hatte man vorzüglich einsehen gelernt, daß Räderuhren auch in kleinerem Maßstabe verfertigt werden könnten, und dieß gab Veranlassung, daß diese verkleinerten Maschinen neben den Klöstern auch in Privatwohnungen Eingang fanden.

Die Räder bewegten sich bei solchen kleinen Uhren nicht mehr in Gestellen, sondern zwischen zwei einander parallelen Platten aus Messing, die durch vier auf der dem Zeiger zugekehrten Platte festgenietete Pfeiler in ihren bestimmten Entfernungen von einander gehalten und von den deutschen Uhrmachern Böden genannt wurden und noch so heißen.

Das Rad, dessen eine vordere Achse verlängert durch den vorderen Boden hindurchgeht, um hier außerhalb des Bodens an seiner vordern Seite, wo das Zifferblatt angebracht ist, ein Getriebe oder auch einen Zeiger zu tragen, heißt deßhalb auch Bodenrad, weil es dem Boden am nächsten liegt. Bei Thurmuhren und Schwarzwälderuhren mit zwei Laufpaaren ist es zugleich das Walzen- oder Schnurrad, auch Hauptrad genannt. Das erste des zweiten Laufpaares geht gewöhnlich unter dem Namen Mittelrad (manchmal auch kleines Bodenrad genannt) Fig. 12 und 13 c, welches ins Getriebe d des Steigrades e eingreift. Eine Thurmuhr bedarf eigentlich nur zweier Räder, des Bodenrades und des Steigrades. Je mehr Räder zwischen das Hauptrad und Minutenrad eingeschoben werden, was man übersetzen nennt, desto länger geht eine Uhr. Eine solche mit 4 Rädern geht 8 Tage, eine solche mit 5 Rädern einen Monat, eine solche mit 6—7 Rädern ein ganzes Jahr lang.

Daß der Preis solcher Uhren in der damaligen Zeit sehr hoch war und ihrer allgemeinen Verbreitung entgegenstand, ist wohl von selbst klar. Indessen die außerordentliche Nützlichkeit dieser neuen Zeitmesser war es, welche wahrscheinlich irgend ein mechanisches Genie in irgend einem armen Kloster auf den Einfall brachte, eine solche werthvolle Maschine anstatt aus theurem Messing und Stahl, aus Holz zu verfertigen. Solche Uhren fanden nach und nach namentlich in den Mendicantenklöstern im Mittel des 17. Jahrhunderts eine immer größere Verbreitung, ja gegenwärtig führen sie noch hie und da den Namen Kapuzineruhren. Da brachte ein einfacher und industriöser Wallfahrer eine solche Uhr in seinen damals der civilisirten Welt kaum bekannten Winkel des südlichen, gegenwärtig badischen Schwarzwaldes mit nach Hause.

In grasreichen Thälern zwischen hügeligen Hochplateaus mit dunklen Tannenwäldern bekleidet, lebte ein einfaches, armes Völklein in zerstreuten Höfen, hauptsächlich mit Viehzucht und im Winter mit Holzschnitzerei und Holzdreherei beschäftigt; denn in den rauhen Hochebenen mit den langen schneereichen Wintern gedieh der Getreidebau nur kümmerlich. Haferbrod, Rüben und Kohl, vorzüglich in Sauerkraut umgeschaffen, nebst Milch, machte des Wäldlers ganze Nahrung aus.

Die damals neue und angestaunte Maschine, die hölzerne Uhr, erweckte in ihrer einfachen Construction das schlummernde mechanische Talent der abgeschiedenen, urkräftigen Gebirgsbewohner, und rasch versuchten nun die ohnehin im Schnitzen und Drehen von Holzwaaren nicht ungeübten Schwarzwälder die so nützliche Maschine nachzumachen.

Es ist nachgewiesen, daß die Familie Kreuz im Glashofe, zur Abtei St. Peter gehörig, eine hölzerne Waguhr verfertigt hatte, welche 1667, also vor nahezu 200 Jahren in den Besitz des Pfarrverwesers zu Neukirch kam.

Manche andere Familien, gewöhnliche Holzarbeiter, ahmten in ihren langen Wintertagen und Abenden sehr bald der Familie Kreuz nach, welche für mehrere der benachbarten Höfe gleichfalls Holzuhren verfertigten. Noch mehr wurde die schlummernde geistige Thätigkeit der Waldbewohner geweckt, als der Abt Paul vom Kloster dem hl. Petrus geweiht in der Nähe von St. Märgen in den Klosterwaldungen eine Glashütte anlegte. Eine Menge von Menschen fand hier die erwünschte und ganz neue Beschäftigung; ein anderer Theil zog als Hausirer mit Glaswaaren auf dem Rücken durch die benachbarten Länder. Allein der Krieg am Schlusse des sechzehnten Jahrhunderts verheerte auch die Gegenden des Schwarzwaldes, und so wäre beinahe der neu emporsprossende Zweig der Uhrmacherei wieder ganz untergegangen.

Da rafften sich einige kräftige Geister neuerdings vertrauend wieder aus ihrer Muthlosigkeit auf und wendeten ihre Thätigkeit, so gut es gehen wollte, wieder der Uhrenfabrikation zu.

Zwei Männer waren es vorzüglich, Franz Ketterer aus Schönwald, und der Drechsler Dilger aus Schollach, welche die Begründer des gegenwärtigen, so blühenden, originellen Fabrikzweiges geworden sind. Mit den einfachsten Werkzeugen, Schnitzmesser, Säge, Bohrer, Feile und Zirkel wurden diese Uhren verfertigt. Da sie außerordentlich wohlfeil waren, fanden sie sehr viel Absatz, so daß nach und nach sich immer mehr und mehr die Waldbewohner mit dieser Fabrikation beschäftigten. Dadurch sank der Preis einer solchen Unruh-Uhr, welche Anfangs 3 fl. kostete, auf 50 kr. herab.

Von den Bemühungen dieser beiden Männer stammt also die eigentliche Verbreitung wohlfeiler Uhren durch die ganze Welt her, und noch gegenwärtig wetteifert dieser Industriezweig, wie wir später sehen wer-

den, in der That würdig mit Fabrikaten der eigentlichen, wenn wir so sagen dürfen, höhern Uhrmacherkunst.

Indessen auch bei der sorgfältigsten mechanischen Ausführung der Waguhren war es nicht möglich, denselben eine für astronomische Beobachtungen hinreichende verläßliche Genauigkeit zu ertheilen, und man bediente sich darum zu astronomischen Zeitbestimmungen bald der Quecksilber- bald der Wasseruhren, als eines Tages im Jahre 1584 (also gerade vor 280 Jahren) ein zwanzigjähriger Student, Galileo Galilei, Sohn eines armen florentinischen Edelmannes, an der Universität zu Pisa studirend, den Beginn des Nachmittags-Gottesdienstes im Dome zu Pisa erwartete. Der Küster hatte eben die Lampe, welche mit dem ewigen Lichte vor dem Hochaltar vom Gewölbe herabhing, und unter dem Dache durch ein Gegengewicht balanzirt war, herabgezogen und sein Lichtlein angesteckt, um die Kerzen des Hochaltars damit anzuzünden. Die Lampe wurde wieder in ihre gewöhnliche, ohne Beihilfe eines Instrumentes nicht erreichbare Höhe zurückgeschoben und schwang natürlich, aus ihrem Gleichgewichte gebracht, in gleichmäßiger Bewegung hin und her, ohne zum Stillstand zu kommen. Dem jungen Studenten fielen diese so lang andauernden, nur langsam an Breite abnehmenden und anscheinend dennoch so gleichmäßigen Schwingungen auf. Er betrachtete die schwingende Lampe lang und aufmerksam, und ging, als sie ohne Aufhören zu schwingen fortfuhr, nach Hause, um diese lang andauernden Schwingungen näher zu untersuchen. Da ahmte er die Lampe im Kleinen nach, indem er eine kleine Kugel an einen Faden aufhing und nun die Schwingungen dieser Kugel genau untersuchte, indem er dabei den Faden, an welchem die Kugel hing, bald verlängerte, bald verkürzte. Der ganzen Vorrichtung gab er den barbarischen Namen Pendulum von dem lateinischen Beiwort pendulus, herabhängend, wovon das deutsche Wort Pendel. Er stellte nach diesen Versuchen als Gesetz auf, „daß ein Pendel von einer bestimmten Länge immer eine bestimmte Anzahl von Schwingungen mache in einer bestimmten Zeit," weßhalb ihm das Pendel sogleich als ein vortrefflicher Zeitmesser erschien und noch überdieß als das richtigste Maß für sehr kleine Zeitintervalle, welche mittelst der zu seiner Zeit gebräuchlichen Waguhren gar nicht mehr gemessen werden konnten.

Schon bei der ersten Vergleichung fand er, daß kürzere Pendel schneller schwingen als längere, daß sich diese Schwingungszeiten aber nicht einfach verhielten wie die Fadenlänge; denn er fand, daß ein Pendel, das noch einmal so schnell schwingen sollte als ein anderes, viermal kürzer gemacht werden müsse. Schon dieß Verhältniß dürfte uns wieder an unser soeben entwickeltes Fallgesetz erinnern; denn die Zahl 4 ist das Quadrat von 2, welche Zahl 2 die doppelten Schwingungen ausdrückt, während das Pendel in derselben Zeit nur Eine Schwingung macht. Er betrachtete auch wirklich das Maß der

Länge zweier Pendel als eine zusammengesetzte Zahl, welche durch Multiplikation einer gewissen Zahl mit sich selbst entstanden ist, und so gaben die Grundzahlen, durch deren Multiplikation mit sich selbst die Zahlenausdrücke für die 2 Pendellängen entstanden sind, im umgekehrten Verhältnisse die richtigen Schwingungszahlen zweier Pendel an, oder um mich eines schon geläufiger gewordenen Ausdruckes zu bedienen, die Schwingungszahlen zweier ungleich langer Pendel verhalten sich wie die Quadratwurzeln aus den Pendellängen, und ebenso verhält sich die Pendellänge verkehrt wie die Quadrate der Zeiten oder der Zahlen, welche entstehen, wenn man die Grundzahlen, welche die Schwingungszeiten ausdrücken, mit sich selbst multiplizirt.

Er machte von dieser Entdeckung sogleich Gebrauch, indem er die Höhe des Gewölbes, von welcher die Lampe herabhing, berechnete. Er verglich nämlich die Schwingungszeit seines kleinen Pendels von einer ihm bekannten Länge mit der Schwingungszeit der Lampe, welche vom Gewölbe herabhing.

Diese Verhältnisse hatten eine zu große Analogie mit den Gesetzen des Falles der Körper, als daß nicht Galilei den Grund der Bewegung des Pendels in denselben Gesetzen hätte finden sollen. Denn auch bei einem freifallenden Körper sind die Räume, welche ein Körper in bestimmten Zeiten durchfällt, wie wir so viel als möglich klar auseinandergesetzt haben, wie die Quadrate der Zeiten.

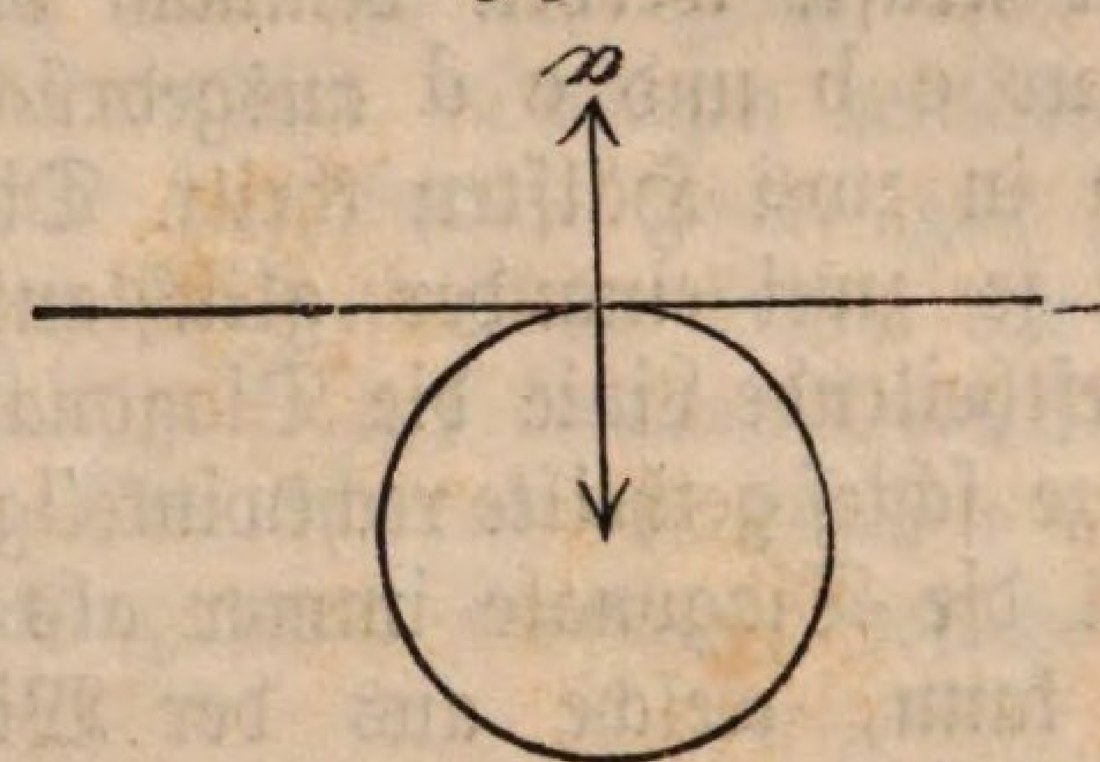
Es konnte ihm nicht entgehen, daß, obwohl die Kugel seines Pendels nicht frei fiel, dieselbe, obwohl seitwärts abgelenkt, endlich dennoch auf ihre tiefste Stelle herabfiel, ganz wie ein Körper, der über eine schiefe Ebene herabrollt.

Wir haben schon oben gesehen, daß alle schweren Körper, wenn sie nicht vollkommen unterstützt sind, zu fallen beginnen, und wenn sie nicht gerade herabfallen können, immer wenigstens auf Umwegen herabfallen. Wir haben da als Beispiel die Flußbeete angeführt. Die allgemeinen Fallgesetze, welche wir schon betrachtet haben, gelten jedoch auch, wenn z. B. die Kugel genöthigt ist, auf einem Umwege herabzufallen, nur treten hier Modifikationen ein, welche durch das Hinderniß hervorgebracht werden, welches sich dem Falle mehr oder weniger entgegenstellt Um auch hier das modifizirte Fallgesetz in Zahl und Maß zu erhalten, betrachtet man einfach eine gegen die wagrechte Fläche geneigte oder schiefe Ebene; denn auch andere mehr oder weniger geneigte Flächen, wenn sie auch verschiedene Krümmungen haben sollten, können immer betrachtet werden als zusammengesetzt aus einer unendlich großen Zahl von verschieden geneigten Ebenen. Unsere obige schiefe Ebene wird durch ein liegendes, rechtwinkeliges Dreieck dargestellt, dessen obere längste Seite die Länge der schiefen Ebene, dessen kürzeste gerade senkrechte Seite die Höhe der schiefen Ebene, und dessen wagrechte kürzere Seite die Grundlinie oder Basis des schiefen Dreiecks heißt.

Wenn wir nun unsere Kugel oben auf die schiefe Ebene aufsetzen und freilassen, so wird sie herabrollen. Ist sie unten angekommen, so ist sie im eigentlichen Sinne gefallen, und zwar obwohl auf einem langen Seitenwege, doch durch die senkrechte Höhe der schiefen Ebene.

Wenn wir uns die schiefe Ebene zuerst wagrecht denken, so wird die Ebene unsere Kugel gerade in der Richtung der Schwerkraft unterstützen. Wir können uns also den Widerstand der Ebene als eine Kraft denken, welche der Wirkung der Schwerkraft gerade und in entgegengesetzter Richtung entgegenwirkt. Die beiden Kräfte, die der Schwerkraft und die der Ebene, können wir durch Linien andeuten, deren Größe und Lage gegeneinander uns auch zugleich als Richtungs- und Maßverhältniß dieser Kräfte dient. In dieser Figur fallen also beide Kräftelinien in einander nach entgegengesetzten Richtungen wirkend und deßhalb einander in ihrer Wirkung vernichtend. (Fig. 16.)

Fig. 16.



Erhöhen wir nun unsere wagrechte Ebene auf einer Seite, z. B. der linken, so wird die nun geneigte Ebene die Kugel nicht mehr in der Richtung der Schwerkraft, d. i. senkrecht unterstützen (Fig. 17), denn beide Kräfterichtungen werden nicht mehr in einander fallen und einander entgegengesetzt aufheben. Die Schwerkraft c a beginnt nun zu wirken, aber nur so viel, als es die entgegenwirkende Seitenkraft b c erlaubt. Die Schwerkraft wird aber desto mehr frei wirken, je mehr sich die entgegenwirkende Kraft b c von ihr trennt. Wir können natürlich diese größere Trennung der Kraft b c von der Schwerkraft b c nur auf die Linie b c messen, und da die Kugel weder der einen Kraft c a noch der andern b c folgen kann, so wird sie einen Mittelweg zwischen beiden Kräften nehmen müssen, den uns wieder die Linie b a (Fig. 18) ausdrückt. Denn wenn wir die Figur genau betrachten, so werden wir sogleich sehen, daß die schiefwirkende und die Kugel theilweise unterstützende Kraft der schiefen Ebene b c desto geringer ausfällt, je mehr wir die linke Seite der schiefen Ebene erhöhen (Fig. 18); in eben dem Verhältnisse dagegen wird die Schwerkraft c a immer mehr und mehr das Uebergewicht über die mehr und mehr schief werdende, in entgegengesetzter Richtung wirkende Kraft b c der Ebene

Fig. 17.

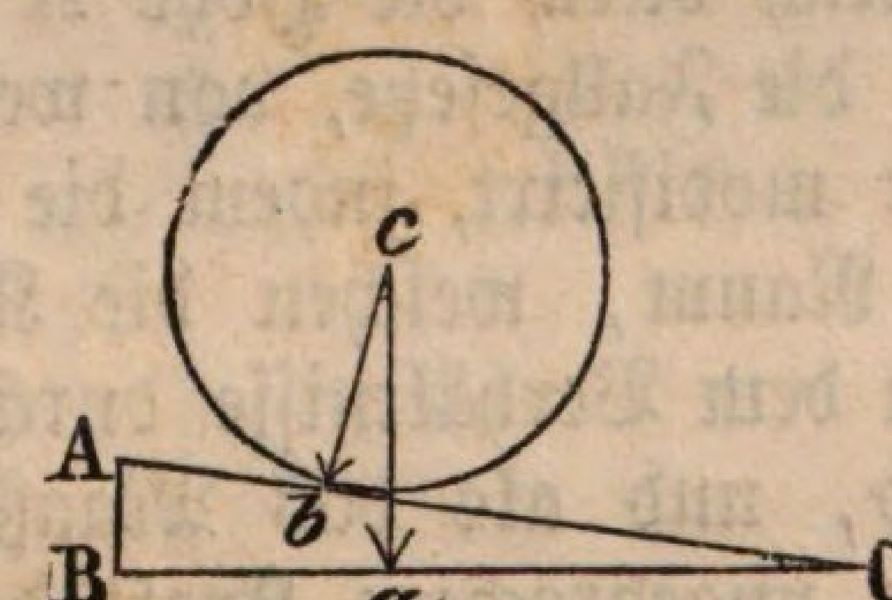
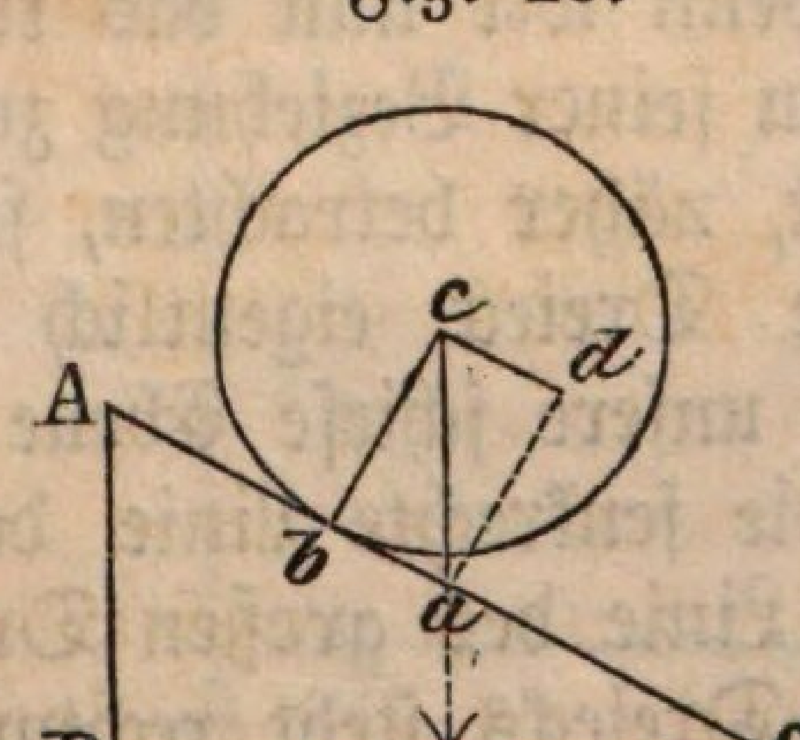


Fig. 18.



A C erhalten. Diese drei Linien c a, c b, b a bilden aber ein rechtwinkeliges Dreieck.

Wenn wir nun diesem Dreieck ein gleich großes in entgegengesetzter Richtung anfügen, c d mit b a gleichlaufend ziehen, und d a mit c b, so erhalten wir ein Rechteck, das von einer durch zwei einander entgegengesetzte Ecken laufenden geraden Linie c a durchschnitten und in zwei einander gleiche Dreiecke getheilt wird. Wenn wir uns in diesem Rechtecke zwei unter rechtem Winkel auf einander wirkende Kräfte denken, z. B. c b und c d, und diese zwei Linien zugleich als Maaß der Größe und Richtung dieser Kräfte denken, so ist diese schief theilende Linie c a die einzige mögliche denkbare, welche die sogenannte Mittelkraft auszudrücken im Stande ist, welche natürlich aus der Wirkung zweier unter verschiedenen Winkeln auf einander wirkenden Kräfte hervorgehen muß. Diese zwei Kräfte werden demnach durch die zwei Seiten unserer vierseitigen Figur c b und c d ausgedrückt, welche Figur unsere quertheilende Linie c a in zwei Hälften theilt. Die Geometer nennen eine vierseitige Figur von je zwei einander gleichlaufenden Seiten ein Parallelogramm, die schieftheilende Linie die Diagonale. Die Mechaniker nennen dagegen unsere ganze schief getheilte rechtwinkelige Figur das Kräfte-Parallelogramm, weil die Diagonale immer als Ausdruck der Mittelkraft betrachtet werden kann, welche aus der Wirkung von je zwei aneinander liegenden Seitenlinien hervorgehen muß.

Da die Kugel während ihres Herabrollens über die schiefe Ebene wirklich durch die Höhe A B (Fig. 13 u. 14) herabgefallen ist, so gelten alle die Fallgesetze, von welchen wir früher gesprochen haben; sie werden aber modificirt, indem die Kraft, und also auch die Geschwindigkeit und der Raum, welchen die Kugel in einer bestimmten Zeit durchfällt, in eben dem Verhältnisse durch die seitliche Unterstützung der Kugel gebrochen wird, und als das Maaß dieser gebrochenen Kraft in Hinsicht auf die ganz ungebrochene Kraft des Falles c a gilt uns das Verhältniß der Linie a b zur Linie a c.

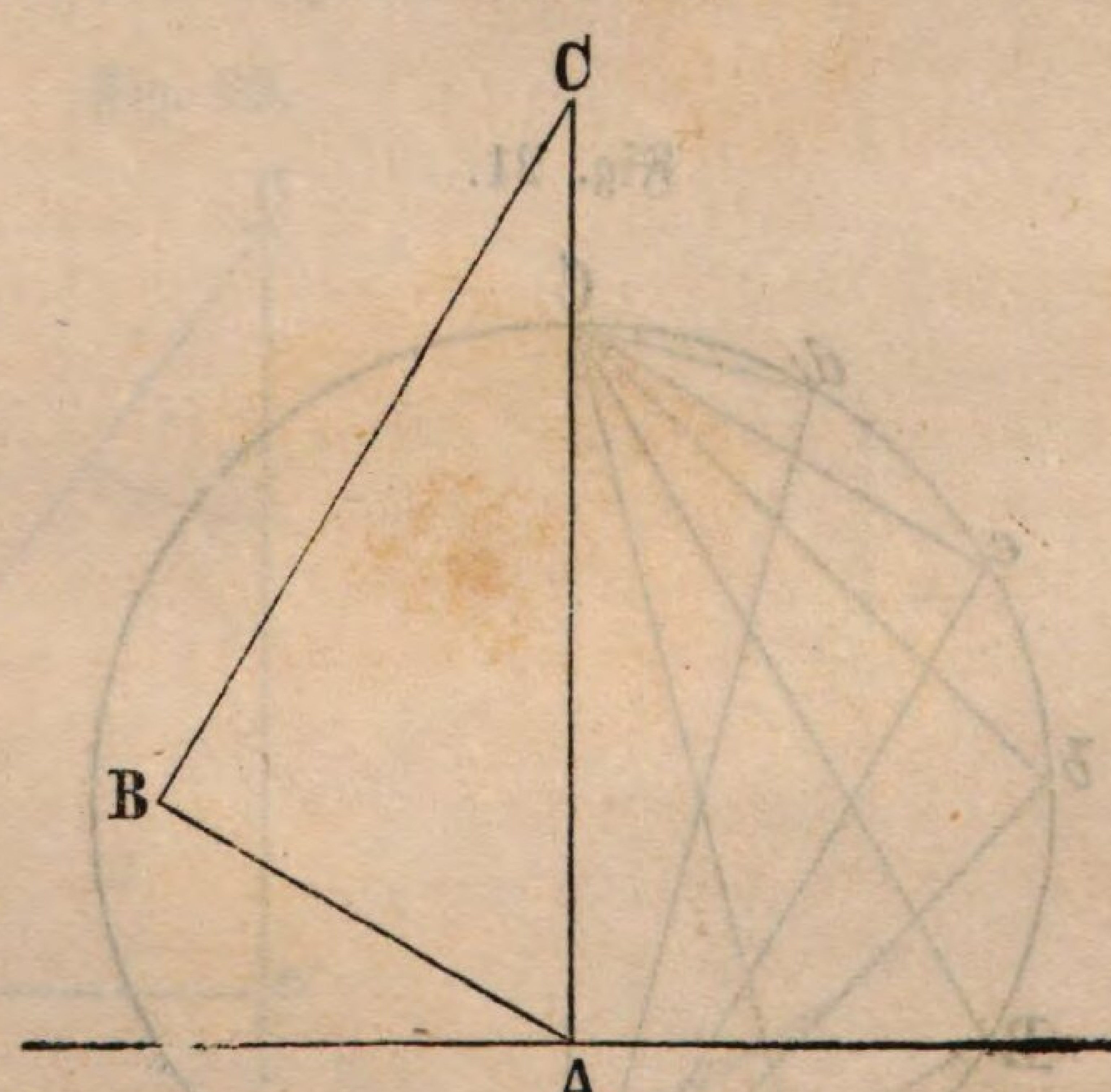
Wenn wir nun das kleine, unserer Kugel eingeschriebene Dreieck b c a in seiner Beziehung zum großen liegenden, welches die schiefe Ebene darstellt, näher betrachten, so werden wir sogleich ahnen, daß dieses kleine stehende Dreieck eigentlich nur ein Abbild des großen liegenden ist, welches unsere schiefe Ebene bildet.

Die senkrechte Linie des kleinen Dreiecks c a läuft mit der senkrechten Linie des großen Dreiecks A B parallel, die kürzere Linie c b des kleinen Dreiecks steht rechtwinkelig auf der schiefen Ebene, wie die Basis oder die wagrechte Linie B C des großen liegenden Dreiecks auf der Höhenlinie A B dieses Dreiecks. Die senkrechte Linie c a des kleinen Dreiecks repräsentirt also die Linie, welche die Länge der geneigten Ebene darstellt, die kürzere Linie c b des kleinen Dreiecks stellt demnach die wagrechte Linie des großen Dreiecks oder seine Basis dar, und die

kürzeste Linie b a oder c d des kleinen Dreiecks repräsentirt die Höhe des großen liegenden Dreiecks. Alle die Eigenschaften, die wir also am kleinen Dreieck erkannt haben, können wir auch auf das große übertragen. Wenn wir demnach gefunden haben, daß sich die Kraft und Geschwindigkeit, mit welcher eine Kugel über die schiefe Ebene im Vergleich zum Falle in der senkrechten Linie A B hinabrollt, und der Raum, welchen die Kugel zurücklegt, im Vergleich zu einem Raum, welchen die Kugel frei fallend zurücklegen würde, sich verhalte wie die Linie a b zur Linie a c, so können wir einfach sagen: 1) Bei jeder schiefen Ebene verhält sich die reduzirte Kraft der Kugel zur ganzen ungebrochenen, ferner 2) die Geschwindigkeit, mit welcher eine Kugel über eine schiefe Ebene herabrollt, zu ihrer Geschwindigkeit beim senkrechten Fall in gleicher Zeit, 3) der Raum, den die Kugel über eine schiefe Ebene durchläuft zum Raum, den sie fallend durchläuft, ganz wie sich die Höhe A B der schiefen Ebene (Fig. 14) zur Länge B C verhält. Dagegen verhält sich 4) die Zeit, in welcher eine schiefe Ebene durchlaufen wird, zur Zeit, in welcher die Kugel durch die Höhe der schiefen Ebene fällt, wie die Länge B C zur Höhe A B; denn die Linie a b des kleinen Dreiecks ist wie die Linie A B der Höhe des großen Dreiecks und die Linie c a des keinen Dreiecks ist wie die Linie A C des großen Dreiecks, welche die Länge der schiefen Ebene bildet.

Unser Dreieck als Hälfte des oben genannten Kräfte-Parallelogramms läßt uns in dieser Beziehung noch andere merkwürdige Eigenschaften erkennen.

Fig. 19.



Wir sehen bald ein, daß wir in unserem rechtwinkeligen Dreiecke, der Hälfte des Kräfte-Parallelogramms, das liegend unsere schiefe Ebene darstellte, in allen seinen Stellungen eine Form besitzen, deren einzelne Theile in ihren Verhältnissen und Neigungen zu einander auch die Verhältnisse der vollen ungestörten zur gebrochenen Kraft darstellen, welche den schweren Körper zur Erde führt. Stellen wir z. B. unser Dreieck so (Fig. 19), daß die Linie C A senkrecht zu stehen kommt, so wird unsere Kugel in derselben Zeit frei von C nach A fallen, in welcher sie von B bis A rollte. Noch mehrere Eigenschaften dieses halben Parallelogramms ergeben sich, wenn man dasselbe mit einem Kreis umzieht, da jede Seite dieses

Dreiecks als eine gerade Linie betrachtet werden kann, deren Endpunkte mit den Endpunkten eines Theiles des Kreisumfanges zusammenfallen. Der Mittelpunkt einer solchen Linie wird deßhalb immer auch den Mittelpunkt des Kreisbogens darstellen, welcher über der geraden Linie gezogen ist, welche man die Spannlinie oder Sehne des Kreises nennt. Wenn wir nun um unser stehendes rechtwinkeliges Dreieck einen Kreis gezogen haben (Fig. 20), so wird die längste Seite dieses Dreieckes den Durchmesser des Kreises oder seine größte Spannlinie oder Sehne darstellen. Bei weiterer Betrachtung sehen wir ferner, wie viele Linien z. B. a, b, c, d (Fig. 21) wir von den beiden Endpunkten eines solchen Durchmessers ziehen, so daß sie sich in dem Umkreise schneiden oder einander berühren — daß diese zwei Linien immer mit einander einen rechten Winkel machen werden. Wir können also in einem Kreise auf obige Weise eine unendliche Anzahl von rechtwinkeligen Dreiecken ziehen, und alle werden die Hälfte eines Kräfte-Parallelogramms darstellen. Jede der 3 Seiten A a, A B, A b, A c, A d, C d, C c, C b, C B, C a, ist eine Sehne dieses Kreises, woraus sich wieder das merkwürdige Gesetz ergibt, daß alle Sehnen, welche man immer in einem Kreise ziehen wird, sie mögen kurz oder lang sein, in gleichen Zeiten, aber natürlich mit verschiedenen Geschwindigkeiten von einer fallenden Kugel durchlaufen werden.

Fig. 20.

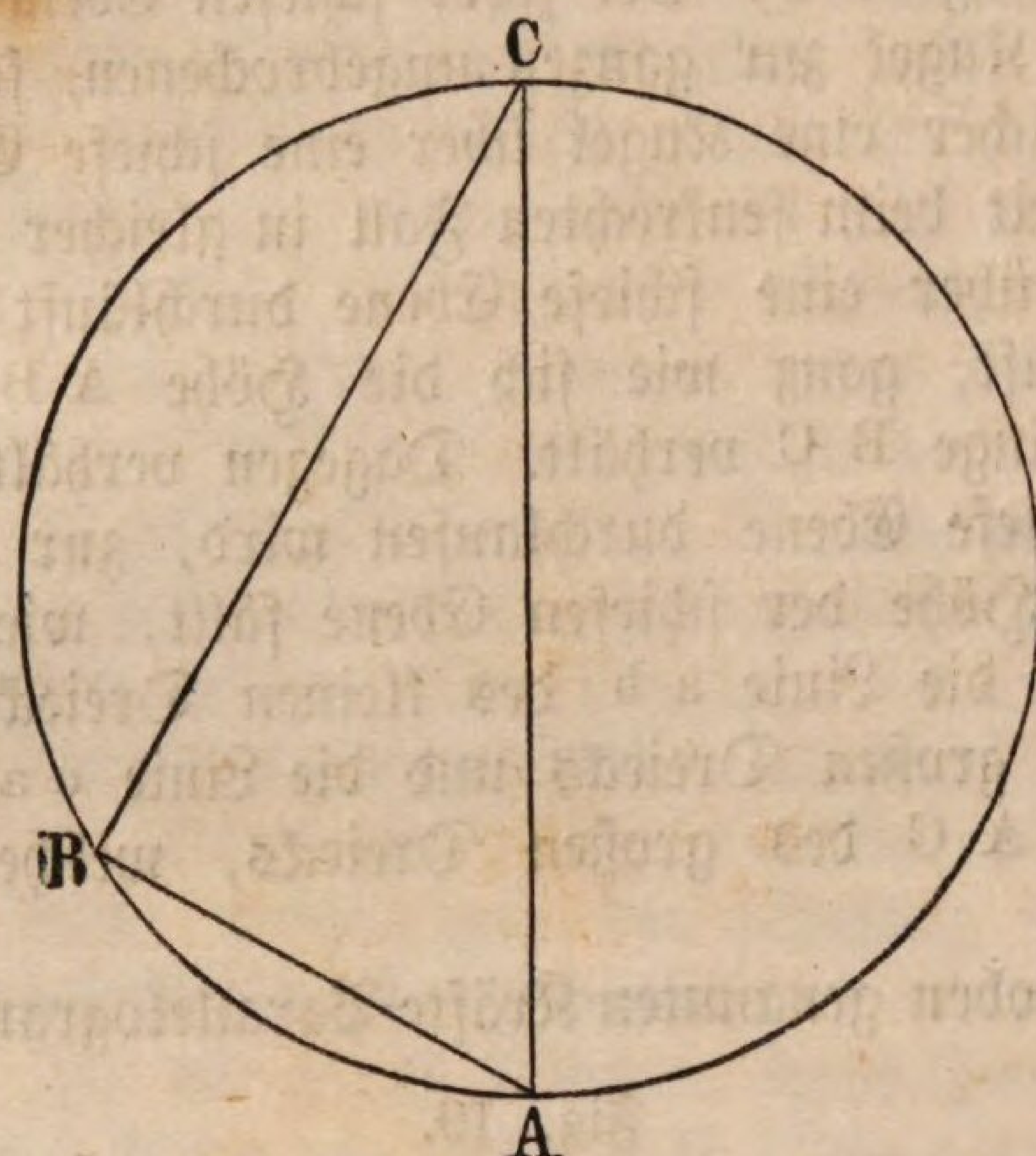
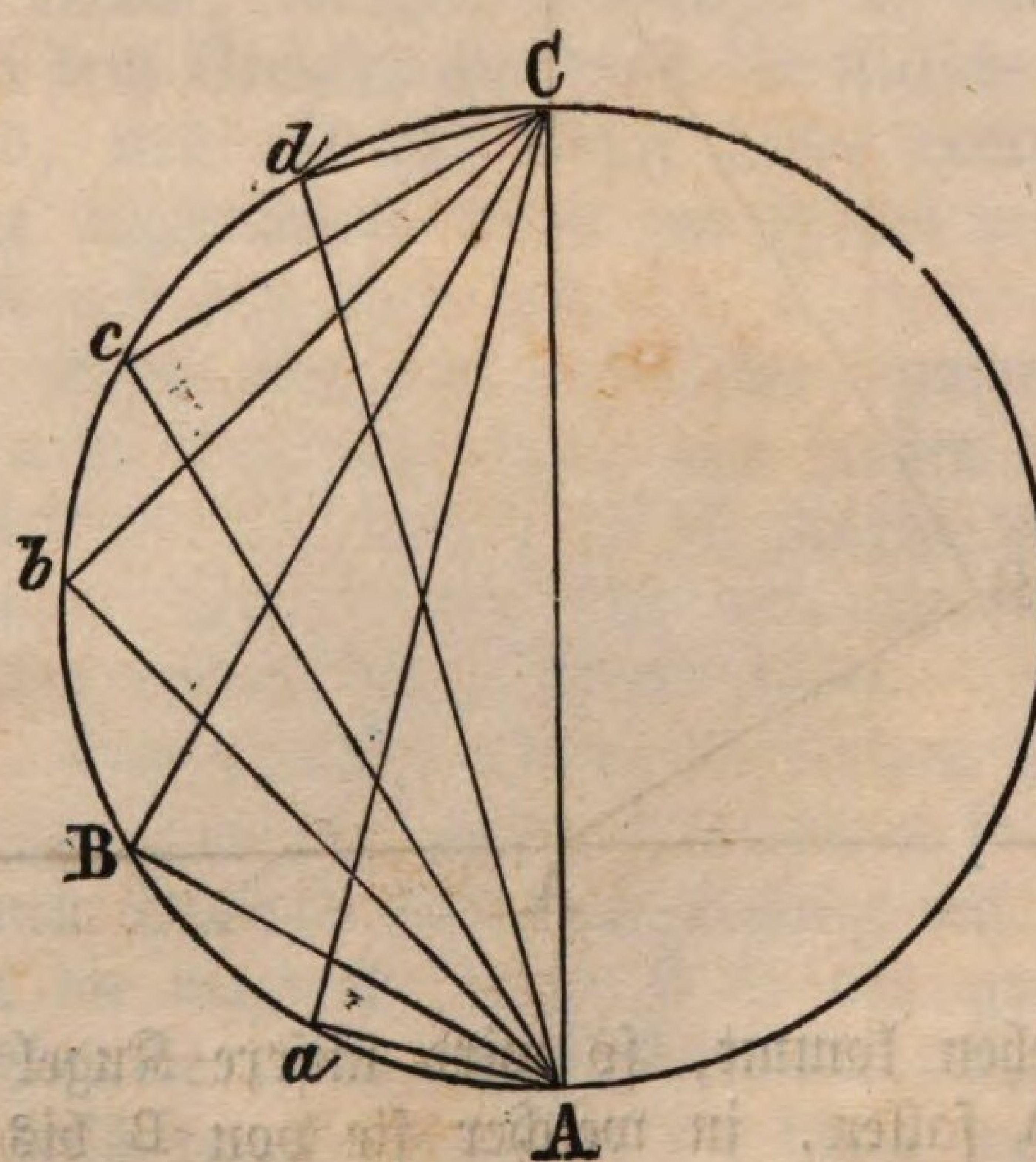


Fig. 21.

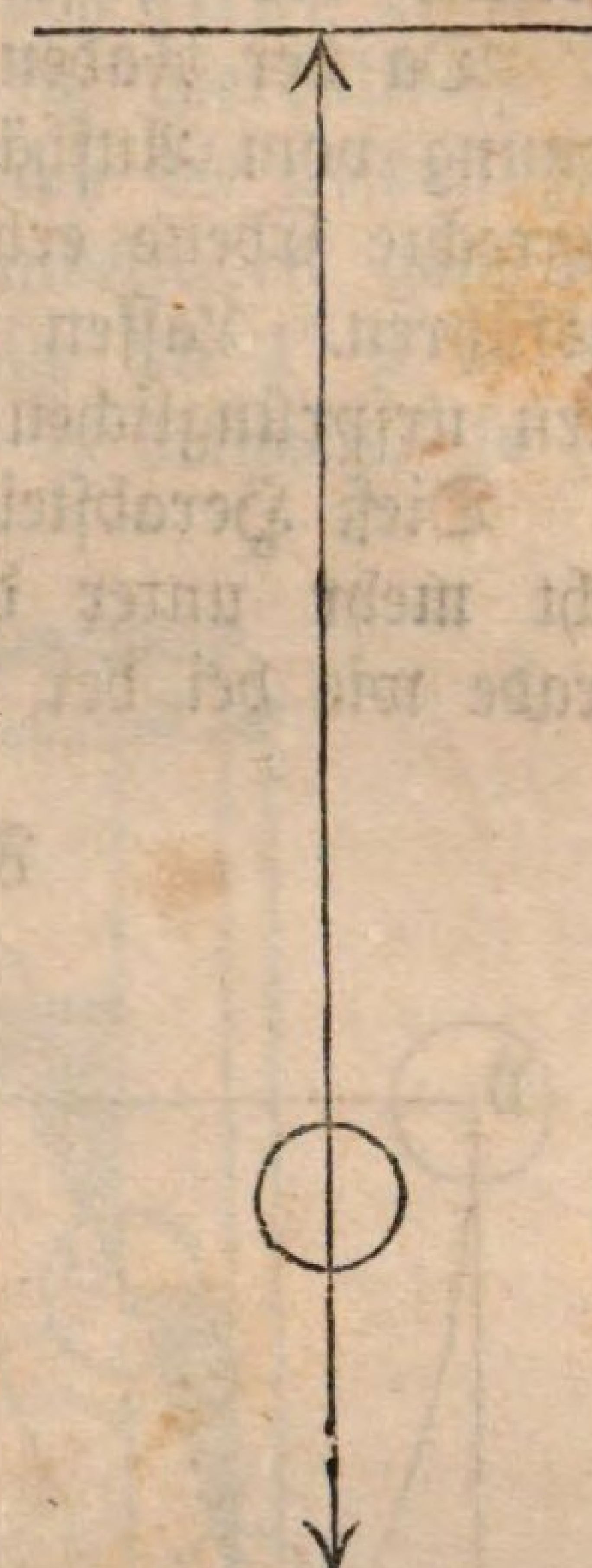


In der schiefen Ebene haben wir den gebrochenen seitwärts abgeleiteten Fall kennen gelernt, indem eine zweite Kraft schief der Richtung

der Schwerkraft entgegenwirkt und die ganze Kraft derselben verminderte, im Verhältniß der Größe des Maßes des Winkels, den diese Kraft mit der ungebrochenen Kraft bildet.

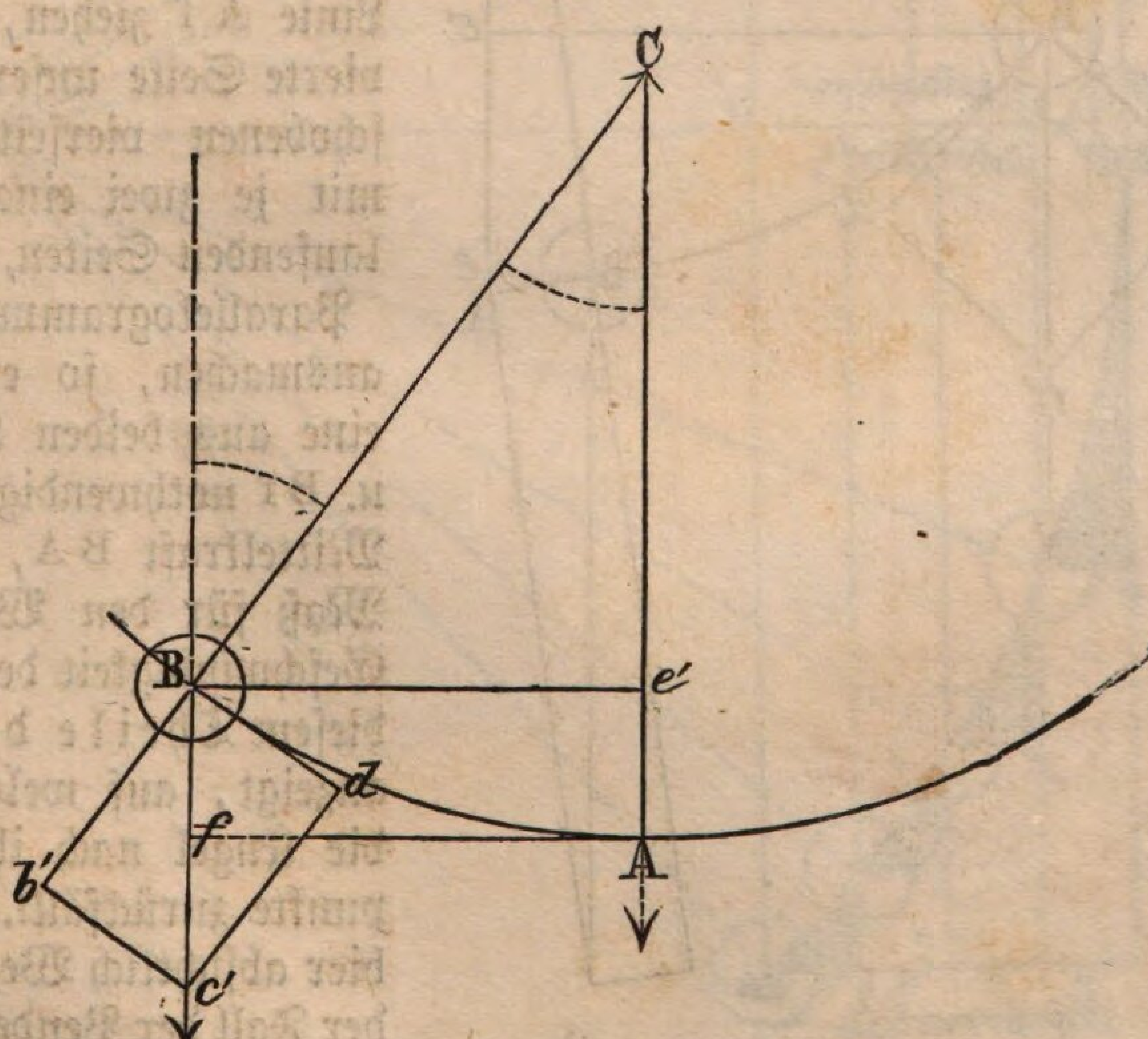
Einen ganz verwandten Fall haben wir beim Pendel unseres Galilei. Eine Bleikugel an einem feinen Seidenfaden aufgehängt, stellt uns das Pendel in seiner möglichst einfachen Form dar (Fig. 22). Ist dieses Pendel in Ruhe, so zieht die Schwerkraft unserer Kugel in gerader Richtung zur Erde nieder. Der feine Faden wirkt aber dem senkrechten Zuge der Schwerkraft in derselben Richtung entgegen, beide einander entgegengesetzte Kräfte fallen in eine senkrechte Richtung und heben deßhalb einander gegenseitig auf; die Kugel wird also in Ruhe bleiben, wie bei unserer ersten Kugel, welche auf einem wagrechten Brett ruhte; denn durch den der Schwerkraft entgegengesetzten Widerstand des Brettes blieb auch hier die Kugel in Ruhe.

Fig. 22.



Bewegen wir jedoch unsere Kugel z. B. nach der linken Seite bis B (Fig. 23), so fällt der senkrechte und stets senkrecht bleibende Zug e der Schwere nicht mehr mit dem Zuge des Fadens zusammen, beide Kräfte machen einen Winkel mit einander, ganz wie wir dieß bei un-

Fig. 23.

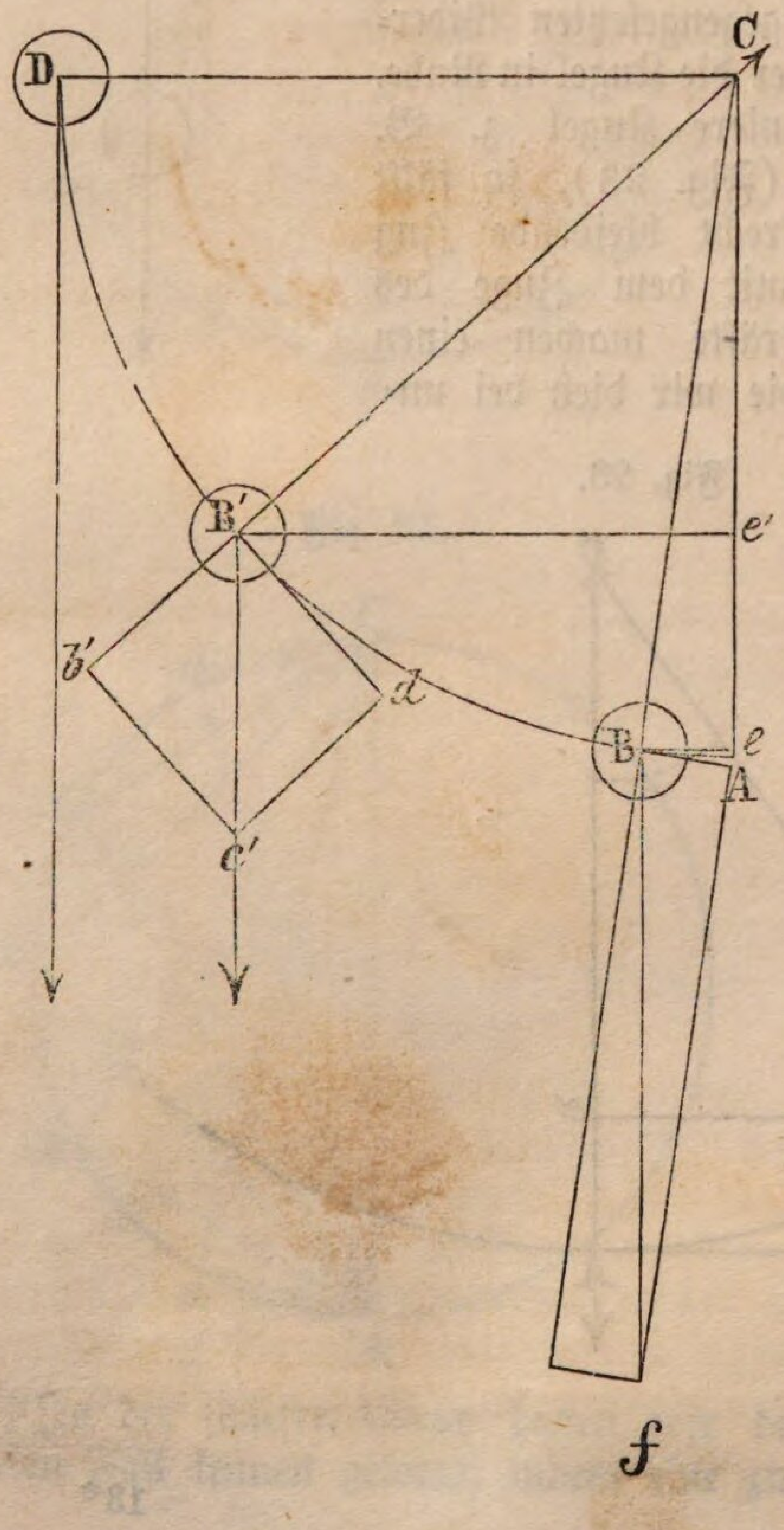


ſerer Kugel (Fig. 20) geſehen haben, deren Unterlage wir auf der linken Seite (Fig. 21 und 22) erhöhten, und die zwei Linien vom Mittelpunkte unſerer Kugel nach der ſchiefen Ebene ausſtrahlend, werden ganz durch die zwei Linien erſtens der Richtung der Schwerkraft C A und zweitens der ſchiefen Linie des Pendelfadens C B repräſentirt.

Da der Faden die Pendelkugel nothwendig immer in gleicher Entfernung vom Aufhängspunkte erhält, ſo muß ſich die Kugel über die wagrechte Ebene erheben, ſo bald wir ſie aus der ſenkrechten Lage herausführen. Laſſen wir die Kugel los, ſo wird ſie wieder nach ihrer alten urſprünglichen Tiefe A zurückfallen.

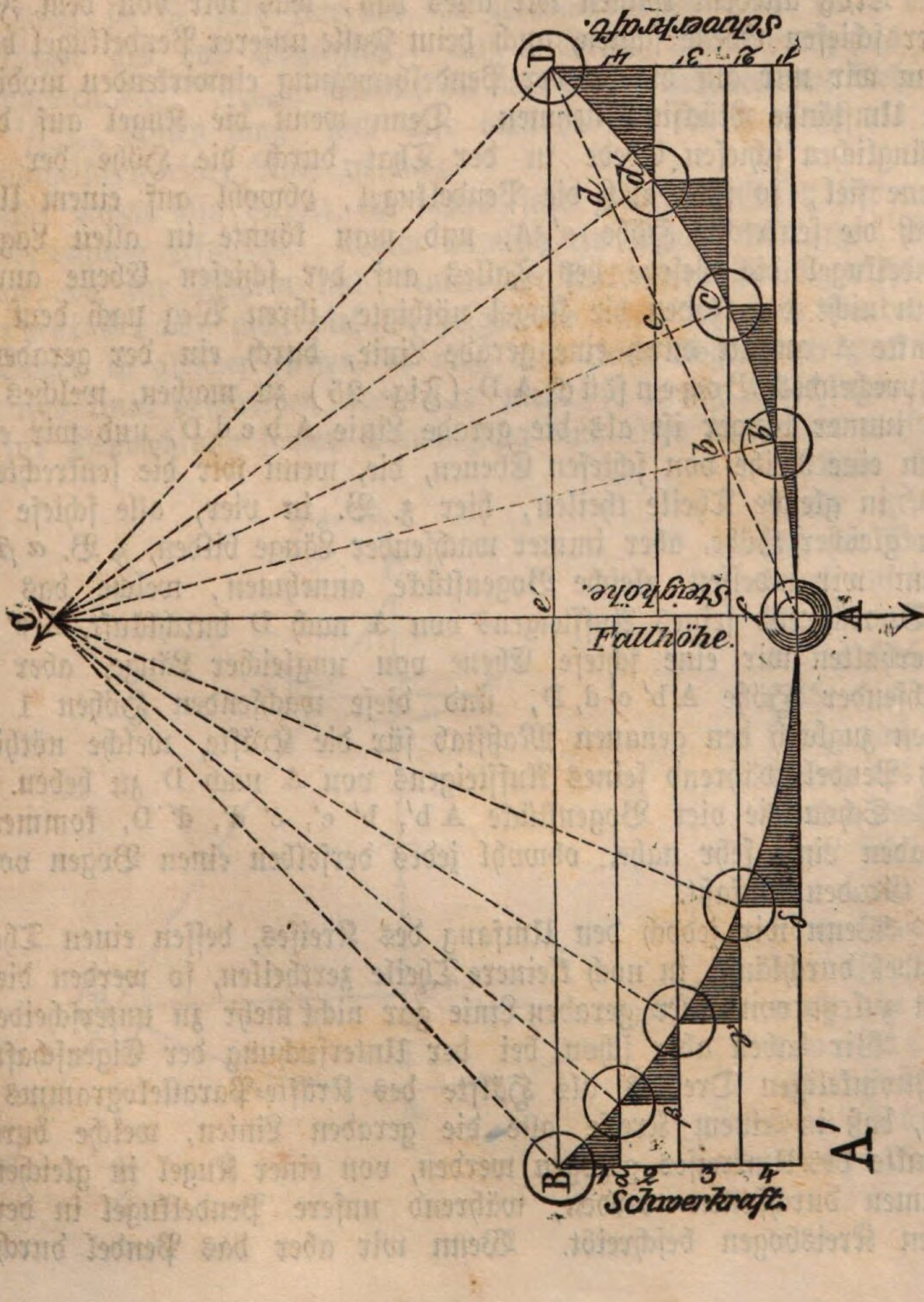
Dieß Herabſteigen oder Herabfallen der Pendelkugel geſchieht aber nicht mehr unter der Wirkung der ungebrochenen Schwerkraft allein, gerade wie bei der Bewegung auf einer ſchiefen Ebene (Fig. 18). Der Zug des Fadens nach der der Schwere entgegengeſetzten Richtung bricht die Wirkung der Schwere, wie die ſchiefe Linie c b auf unſerer ſchiefen Ebene, und wenn wir der Vereinfachung der Zeichnung halber, den Winkel vom Aufhängpunkt C (Fig. 24) herab an's Ende des Pendels B tragen und hier ergänzend noch die mit C B parallele Linie A f ziehen, welche die vierte Seite unſerer hier verſchobenen vierſeitigen Figur mit je zwei einander gleichlaufenden Seiten, des Kräfte-Parallelogramms nämlich, ausmachen, ſo erhalten wir eine aus beiden Kräften CB u. B f nothwendig entſtehende Mittelkraft B A, welche das Maß für den Weg und die Geſchwindigkeit der Kugel auf dieſem Theile des Weges anzeigt, auf welchem Theile die Kugel nach ihrem Ruhepunkte zurückfällt. Ich ſpreche hier abſichtlich Wegtheil; denn der Fall der Pendelkugel durch ihr ganzes Bogenſtück unter-

Fig. 24



scheidet sich allerdings vom Falle einer Kugel über eine schiefe Ebene dadurch, daß auf der schiefen Ebene der Winkel, den die beiden Kräfte C B, B f miteinander machen, immer gleich bleibt, während er sich bei unserer Pendelkugel immer ändert, am kleinsten ist, je näher die Pendelkugel der senkrechten Linie des Gleichgewichtes ist (Fig. 24), dagegen desto größer wird, je weiter sich der Pendelfaden von dieser Linie C A nach einer oder der andern Seite entfernt. Ganz im Verhältnisse des geradlinigen Maßes dieses Winkels B e, D C tritt auch die ursprüngliche Wirkung der Schwere, welche in C A durch den Pendelfaden ganz aufgehoben wurde, immer mehr und mehr hervor (Fig. 25 1′ 2′ 3′ 4′), bis sie, wenn wir die Pendelkugel (Fig. 24) nach D bringen, so daß

Fig. 25.



der Faden eine wagrechte Lage annimmt, in ihrer vollen ungebrochenen Kraft wirkt. Da die beschleunigende Kraft in dieser Lage der Kugel ganz ungehindert wirkt und also die Kugel sich hier am Ende des ersten Zeitraumes am schnellsten bewegen muß, so nimmt die Kugel, trotzdem, daß die Schwerkraft während des Fallens der Kugel immer mehr und mehr beschränkt und gebrochen wird, doch im Verlaufe ihres Falles eine immer größere Geschwindigkeit an. Denn die Schwerkraft wirkt ohne alle Unterbrechung also fort und fort beschleunigend, und so kommt es, daß die Kugel in ihrer Bewegung immer schneller wird und zuletzt mit der größten Geschwindigkeit in ihrem Gleichgewichtspunkte, nämlich an ihrer tiefsten Stelle A anlangt.

Trotz alledem können wir alles das, was wir von dem Fall auf einer schiefen Ebene sagten, auch beim Falle unserer Pendelkugel benutzen, wenn wir nur auf die bei der Pendelbewegung einwirkenden modifizirenden Umstände Rücksicht nehmen. Denn wenn die Kugel auf der ursprünglichen schiefen Ebede in der That durch die Höhe der schiefen Ebene fiel, so fällt auch die Pendelkugel, obwohl auf einem Umwege, durch die senkrechte Höhe e' A, und man könnte in allen Lagen der Pendelkugel die Gesetze des Falles auf der schiefen Ebene anwenden, wenn nicht der Faden die Kugel nöthigte, ihren Weg nach dem tiefsten Punkte A anstatt durch eine gerade Linie, durch ein der geraden Linie entsprechendes B o g e n s t ü c k A D (Fig. 25) zu machen, welches natürlich immer länger ist als die gerade Linie A b c d D, und wir erhalten dann eine Reihe von schiefen Ebenen, die, wenn wir die senkrechte Kraft B A' in gleiche Theile theilen, hier z. B. in vier, alle schiefe Ebenen von gleicher Höhe, aber immer wachsender Länge bilden, z. B. $\alpha \beta \gamma \delta$ A; wenn wir indessen gleiche Bogenstücke annehmen, welche das Pendel z. B. während seines Aufsteigens von A nach D durchläuft, A b' c' d' D, so erhalten wir eine schiefe Ebene von ungleicher Länge, aber immer wachsender Höhe A b' c' d, D, und diese wachsenden Höhen 1 2 3 4 geben zugleich den genauen Maßstab für die Kräfte, welche nöthig sind, das Pendel während seines Aufsteigens von A nach D zu heben.

Schon die vier Bogenstücke A b', b' c', c' d', d' D, kommen einer geraden Linie sehr nahe, obwohl jedes derselben einen Bogen von nahe 12 Graden umfaßt.

Wenn wir jedoch den Umfang des Kreises, dessen einen Theil das Pendel durchläuft, in noch kleinere Theile zertheilen, so werden die Theilchen zuletzt von einer geraden Linie gar nicht mehr zu unterscheiden sein.

Wir haben aber schon bei der Untersuchung der Eigenschaften des rechtwinkeligen Dreiecks als Hälfte des Kräfte-Parallelogramms ermittelt, daß in einem Kreise alle die geraden Linien, welche durch zwei Punkte des Umkreises gezogen werden, von einer Kugel in gleichen Zeiträumen durchfallen werden, während unsere Pendelkugel in der That einen Kreisbogen beschreibt. Wenn wir aber das Pendel durch einen

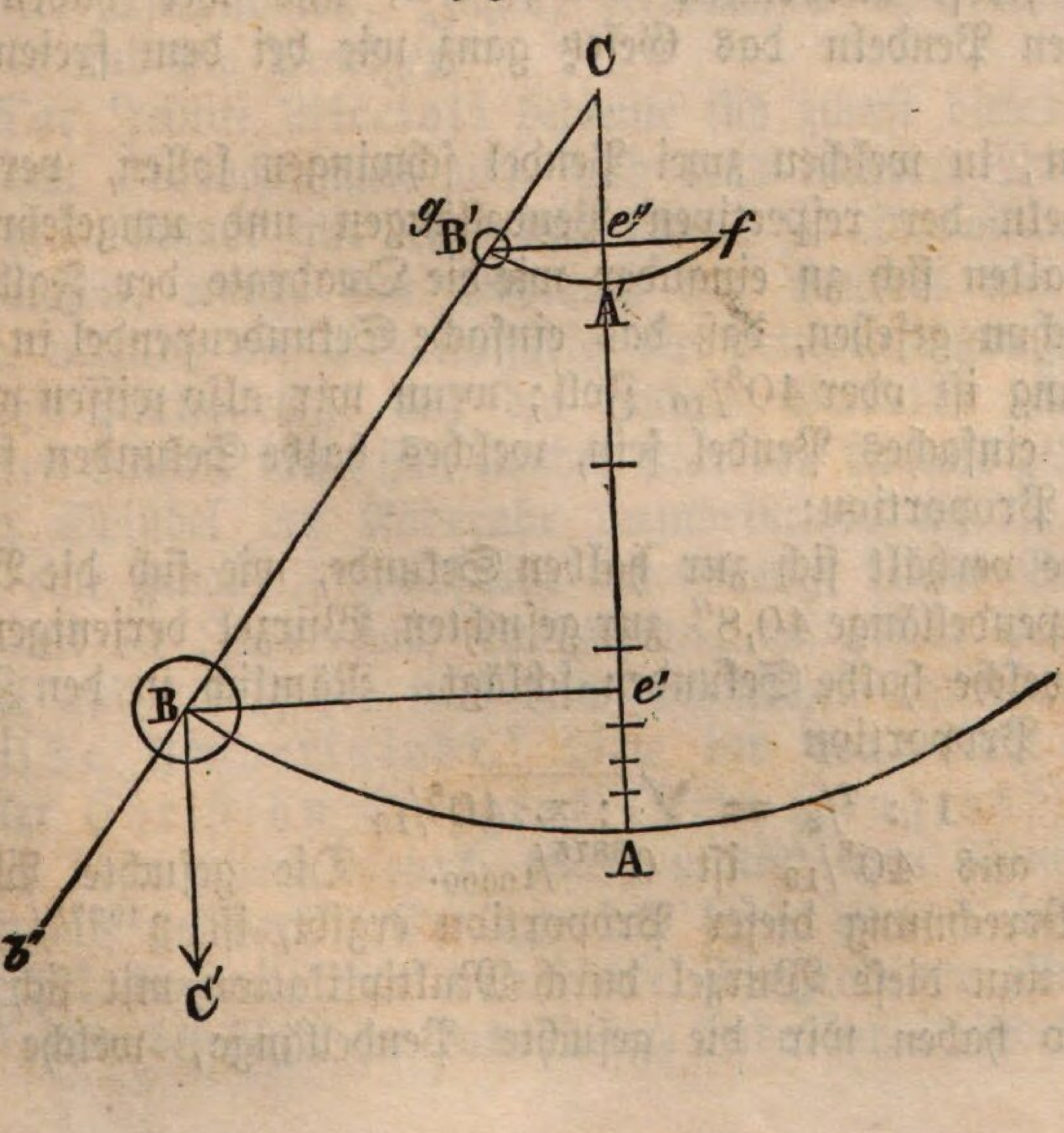
sehr kleinen Theil des Kreisumfanges fallen lassen, so kann man diesen kleinen Theil des Kreisumfanges als eine gerade Linie betrachten, und dann können wir das Gesetz des gleichzeitigen Falles einer Kugel durch alle Sehnen eines Kreises auch auf die niedersteigende Bewegung unserer Pendelkugel anwenden. Ein Beispiel wird das Gesagte besser erläutern.

Wenn wir nämlich bei unserm einfachen Sekundenpendel stehen bleiben und bringen unsere Kugel da um einen Grad, d. i. den 360sten Theil des ganzen Umkreises, dessen kleinsten Theil das Pendel durchläuft, so wird dieses Bogenstück von der Größe eines sogen. Grades $8^{55719}/_{100000}$ Linien betragen.

Die diesem Bogenstücke entsprechende gerade Linie unserer schiefen Ebene, also die dem Bogen entsprechende Sehne dagegen ist $8^{55708}/_{100000}$ Linien lang, sie ist also nur um den zehntausendsten Theil einer bayer. Linie kürzer als das Bogenstück. Auf 3 Grade Ausschwung des Pendels kommen $25^{67157}/_{100000}$ Linien; die dem Bogen entsprechende Sehne ist $25\ ^{6687}/_{10000}$ Linien lang, und also auch da nur etwas mehr als zwei Tausendtheilchen einer Linie zu kurz.

Wir haben also hiemit ein neues sehr wichtiges Gesetz für unsere Pendelbewegung gefunden. Wenn nämlich ein Pendel in kurzen Bögen schwingt, die zur Rechten und Linken der senkrechten Gleichgewichtslinie C A zwei Grade nicht viel übersteigen, so durchläuft das Pendel alle diese Bögen in gleichen Zeiten, es mag nun einen Bogen von zwei Grad rechts und links beschreiben oder nur mehr so wenig ausschlagen, daß man zur Beobachtung seiner Schwingung eine Lupe anwenden muß.

Fig. 26.



Wir haben ferner gesehen, daß die Pendelkugel auf ihrem Wege von B nach A wirklich die Höhe c' A durchfällt, nach dem Gesetze des freien Falles, nach welchem sich der Raum wie das Quadrat der Zeiten und die Zeiten wie die Wurzeln aus den Räumen verhalten.

Wenn wir nun einen zweiten Kreis f g (Fig. 26) aus demselben Mittelpunkte im ersten ziehen, und hier die neue Pendellänge C A′ und den Pendelausschwung e″ B′, nehmen, so werden sich die Verhältnisse aller einzelnen Linien in diesem kleinen Kreise gerade wie im großen Kreise verhalten, da alle Kreise nur die getreuesten Abbilder von einander sind, und deßhalb müssen sich auch die Größen der einzelnen im kleinen Kreise gezogenen Linien wie z. B. die Größe des Durchmessers des großen Kreises zum Durchmesser des kleinen verhalten. Wenn wir nun annehmen, die Pendelkugel ist im großen Kreise die Höhe e′ A, die wir gleich 9 Linien annehmen wollen, in Zeit einer Sekunde durchfallen und wir fragen wie groß der Raum sein muß, welchen eine Pendelkugel in der Zeit einer halben Sekunde durchfällt, so wissen wir aus dem Gesetze des freer Falles, daß sich die Fallzeiten wie die Wurzeln aus den Fallhöhen verhalten, oder wie die Zahl, aus welcher die Zahl für die Fallhöhe durch Multiplikation mit sich selbst entstanden ist. Wir haben deßhalb also diese einfache Proportion:

Eine volle Sekunde verhält sich zu einer halben Sekunde wie die Wurzel aus der Fallhöhe 9‴, welche Wurzel gleich 3 ist, zu der gesuchten Wurzel der neuen Fallhöhe. Die aus der Proportion gefundene Wurzel ist 1,5‴ und wenn wir sie nun mit sich selbst multiplizirend zum Quadrate erheben, so haben wir die neue gesuchte Fallhöhe 2,25 Linien

Wie sich nun diese zwei Linien e′ A, e″ A′ zu einander verhalten, so verhalten sich auch alle andern gezogenen Linien e′ B e″ B′ in den beiden Kreisen zu einander, und deßhalb natürlich auch die Linien, welche die Pendellängen selbst ausdrücken C B′, C B, und wir haben deßhalb auch bei allen Pendeln das Gesetz ganz wie bei dem freien Fall der Körper.

Die **Zeiten**, in welchen zwei Pendel schwingen sollen, verhalten sich wie die Wurzeln der respectiven Pendellängen und umgekehrt: die Pendellängen verhalten sich zu einander wie die Quadrate der Fallzeiten.

Wir haben schon gesehen, daß das einfache Sekundenpendel in München $3^4/_{10}$ Fuß lang ist oder $40^8/_{10}$ Zoll; wenn wir also wissen wollen: wie lang muß ein einfaches Pendel sein, welches halbe Sekunden schlägt, so haben wir die Proportion:

Eine Sekunde verhält sich zur halben Sekunde, wie sich die Wurzel aus der Sekundenpendellänge 40,8″ zur gesuchten Wurzel derjenigen Pendellänge verhält, welche halbe Sekunden schlägt. Nämlich in den Zeichen einer gewöhnlichen Proportion

$$1 : {}^1/_2 = \sqrt{} : x.\ 40^8/_{10}$$

Die Wurzel aus $40^8/_{10}$ ist $6^{3875}/_{10000}$. Die gesuchte Wurzel, welche sich durch Berechnung dieser Proportion ergibt, ist $3^{19375}/_{100000}$.

Erheben wir nun diese Wurzel durch Multiplikation mit sich selbst zum Quadrate, so haben wir die gesuchte Pendellänge, welche halbe

Sekunden schlägt, 3,193mal 3,193 ist gleich $10^2/_{10}$ Zoll, welche Zahl gerade den vierten Theil der Länge unseres Pendels beträgt, welches ganze Sekunden schlägt und, wie wir oben gesehen haben, 40,8 Zoll mißt.

Wenn wir umgekehrt fragen: wie viele Sekunden schlägt ein Pendel, das $10^2/_{10}$ Zoll lang ist, wenn ein $40^8/_{10}$ Zoll langes eine Sekunde schlägt, so haben wir umgekehrt: $40^8/_{10}$" verhält sich zu $10^2/_{10}$", wie sich das Quadrat von eins verhält zum Quadrat der gesuchten Zeit. Die Rechnung gibt $40\ ^8/_{10} : 10^2/_{10} = 1 : {}^{25}/_{100}$ und die Wurzel aus $^{25}/_{100}$ ist $^1/_2$; ein Pendel von 10,2 Zolllänge wird also eine halbe Sekunde schlagen, wenn das Pendel von 40,8 Zoll eine Sekunde schlägt.

Wollen wir die Anzahl von Schlägen haben, welche ein Pendel vollbringt, die desto größer wird, je kürzer wir das Pendel machen, so brauchen wir blos die ersten zwei Glieder des Verhältnisses in verkehrter Ordnung anzuschreiben, nämlich das zweite kleinere Glied voraus, also anstatt $40^8/_{10} : 10^2/_{10}$ schreiben wir $10^2/_{10} : 40^8/_{10} = 1 : x$, so erhalten wir an der Stelle von x die Zahl 4, deren Wurzel nun 2 ist. Dieses Pendel von $10^2/_{10}$" Länge machte zwei Vibrationen, während das Pendel von $40^8/_{10}$ Zoll eine in der Sekunde macht.

Im Jahre 1638 machte Galilei seine große Entdeckung in einem Schriftchen bekannt, in welchem er sein Pendel „physische Universaluhr" nannte, und die Anwendung desselben angibt, um nämlich geographische Längen und Sonnenfinsternisse, die Zeit des Falles der Körper, sie mögen nun frei fallen oder über eine schiefe Ebene herabrollen u. s. f. zu messen.

Er zeigt die Nützlichkeit des Gebrauchs seiner physischen Universal-Uhr für Astronomen, Jäger, Feldmesser oder Markscheider, für die Musiker und die Prediger.

Der Jesuite Riccioli bediente sich zuerst dieses Pendels zu astronomischen Beobachtungen und fand bald mehrere Nachfolger. Indessen hatte man immer mit einer nur schwer zu überwindenden Schwierigkeit zu kämpfen, welche den Gebrauch des Pendels nie allgemein machen konnte, nämlich die Schwierigkeit, die Pendelschingungen zu zählen. Es ist höchst merkwürdig, daß der geniale Galilei nie auf den so nahe liegenden Einfall kam, sein Pendel statt der damals gebräuchlichen Wage an der Spindel der Räderuhr anzubringen, um so auf die leichteste Weise eine genaue Zählmaschine der Schläge seines Pendels zu erhalten.

Erst 74 Jahre nach Beobachtung der ersten Pendelbewegung durch Galilei und 18 Jahre nach dem Schriftchen desselben über seine „physikalische Universaluhr," löste der holländische Mathematiker und Physiker Christian Huygens (sprich Heugens) diese Aufgabe und hat sich schon allein dadurch einen unsterblichen Namen im Gebiete der Astronomie gesichert. Er legte das schon einmal in einer horizontalen Ebene sich drehende nun vertikale Steigrad der Waguhr wieder horizontal und befestigte an das hintere Ende der Spindel anstatt der Wage

sein Pendel und auf diese einfache Weise war die unsterbliche Entdeckung gemacht, um die bis zu diesem Augenblicke so unregelmäßige Waguhr zu dem wichtigsten und genauesten Zeitmesser zu erheben und zwar durch eine an's Wunderbare grenzende Erfindung.

Wir haben schon oben gesehen, daß es gerade die beschleunigte Wirkung der Schwere war, welche es unmöglich zu machen schien, ein von einem fallenden Gewichte getriebenes Räderwerk zum Messen absolut gleicher Zeitintervalle tauglich zu machen, und nun war es gerade diese beschleunigende Eigenschaft, welche dazu dienen mußte, sich selbst zu corrigiren, und durch das, was eine gleichförmige Bewegung unmöglich zu machen schien, gerade die höchst mögliche Gleichförmigkeit zu erzeugen.

Wir lernen auch hier wieder, daß man beinahe nie an der Lösung eines auch noch so schwierigen und unlösbar scheinenden Problems verzweifeln darf.

Daß die Schwere auf eine solche wunderbare Weise gezwungen wird, ihre beschleunigende Wirkung durch sich selbst zu vernichten, und so sich selbst in die gleichförmigste Bewegung zu verwandeln, hat einfach darin seinen Grund, daß durch die Art der Einrichtung des Instrumentes selbst der fallende Körper, nämlich die Kugel oder Linse des Pendels genöthigt wird, denselben Weg, welchen sie fallend, in steter und zwar ungleichförmiger Beschleunigung zurückgelegt hat, wieder im verkehrten Verhältnisse rückwärts zu durchlaufen, d. h. nachdem sie den Gleichgewichtspunkt oder ihre tiefste Stelle erreicht, der Richtung der Schwere entgegen auf der andern Seite wieder empor zu steigen. Was nun die fallende Linse an Beschleunigung bis zu ihrer tiefsten Stelle gewonnen, verliert sie nicht nur in eben dem Verhältnisse wieder, sondern ihre der Richtung der Schwere entgegengesetzte steigende Bewegung hört zuletzt gänzlich auf, um wieder eine fallende Bewegung anzunehmen.

Dieses mechanische Wunder verrichtet einfach ein Faden, an welchem die fallende Linse aufgehängt wurde (Fig. 21), nach dem aus den Gesetzen des Falles hervorgehenden weiteren Gesetze, daß z. B. die Kugel, welche von unserm Frauenthurm herabfällt und mit der Geschwindigkeit von $150^{26}/_{100}$ Fuß in der Sekunde ankömmt, gerade wieder die Spitze des Frauenthurms erreichen würde, wenn sie aus ihrer Ruhe mit derselben Anfangsgeschwindigkeit von $150^{26}/_{100}$ Fuß emporgeschleudert oder geschossen würde.

Die Erfindung dieser einfachen Maschine liegt allerdings so nahe, daß man staunen muß, wie spät die Gelehrten zur Auffindung dieser einfachen Vorrichtung kamen. Es fehlte auch nicht an Schriftstellern, welche nachweisen wollten, daß sich schon die Araber des Pendels zur Messung der Zeit bedient hätten; alle diese Aussagen stützen sich aber blos auf eine Angabe des Edward Bernard, Professor der Astronomie zu Oxford, welcher in einem arabischen Manuskripte der Universitätsbibliothek fand, daß die Araber zu ihren Messungen kleiner Zeit-

intervalle sich der Sonnenuhren, Wasseruhren und der Pendel bedient hätten. Die Sache mag sich vielleicht verhalten wie bei der Erfindung der Dampfmaschine. Wenn man auch die Wirkung des Dampfes schon seit Jahrhunderten kannte, diejenigen, welche die Dampfmaschine eigentlich zur Seele der neueren Industrie machten, waren einzig und allein Watt und Boulton. Wenn auch das Pendel schon früher zur Zeitmessung benützt worden sein sollte: die Wissenschaft erhielt das unschätzbare Werkzeug erst durch Galilei und Huygens.

Der Erfinder legte am 16. Juni 1658, also vor 208 Jahren, die erste Pendeluhr dem holländischen Staate vor. Aber Huygens erwarb sich noch größere Verdienste. Galilei hatte den Isochronismus der Schwingungen des Pendels mehr gefühlt, als wissenschaftlich bewiesen; dem großen Geometer Huygens stießen sogar Zweifel auf über die angenommenen gleich langen Schwingungen eines solchen Pendels auch in ungleich großen Bogen. Er wies auch bald nach, daß die Schwingungen eines und desselben Pendels einander nur dann gleich seien wenn diese Schwingungen in einem so kleinen Theile der Curve stattfinden, daß diese einer geraden Linie gleich geschätzt werden kann, und daß im Gegentheil die größeren Bögen, welche das Pendel durchlief, auch in immer größeren Zeiträumen durchlaufen werden. Es haben nämlich alle Sehnen oder Linien, welche in einem Kreise von einem Punkte der halben Peripherie zu irgend einem andern Punkte des Umkreises gezogen werden, wenn man sie geneigt, oder auch ganz vertical stellt, die Eigenschaft, daß sie als schiefe Ebene betrachtet, von einem fallenden Körper in gleicher Zeit durchlaufen werden, diese Linien mögen lang oder kurz sein. Da aber eine Pendel-Kugel nicht die gerade Linie, sondern die ihr entsprechende Curve durchlaufen muß, welche natürlich länger ist, als die gerade Linie, so braucht sie auch dazu eine längere Zeit, und Huygens hat nachgewiesen, daß, wenn ein Pendel in einer bestimmten Zeit bei seinen kürzesten Vibrationen 34 Schwingungen macht, dasselbe Pendel, wenn es bei seinen Schwingungen einen halben Kreis durchläuft, 5 Schwingungen in derselben Zeit weniger macht, also nur 29. Damit schien das Pendel wieder einen Theil seines Werthes zu verlieren. Dieß veranlaßte Huygens, die tiefsinnigsten geometrischen Untersuchungen anzustellen über den Weg, welchen die Pendellinse beschreiben müßte, wenn die Schwingungen, sie mögen nun groß oder klein sein, in gleichen Zeiträumen erfolgen sollten. Dieser Weg bildete eine krumme Linie, welche die Geometer „Cycloide,“ die Radlinie genannt haben. Der große Mann dachte sich deßhalb eine sinnreiche Vorrichtung aus, die großen Schwingungsbogen seines Pendels in dieser Radlinie vor sich gehen zu lassen. Allein der Erfolg entsprach nicht der Theorie, denn Huygens hatte wie auch Newton bei seinen Berechnungen immer ein mathematisches Pendel vor Augen.

Wir haben bei unsern Betrachtungen gleichfalls immer das einfache

mathematische Pendel im Auge gehabt, nämlich einen schweren Punkt, der sich an einem gewichtlosen Faden bewegt. Allein in unserer Bleikugel ist schon viel mehr als ein schwerer Punkt, und wir müssen die Bleikugel, wenn wir genau rechnen wollen, stets als ein Aggregat von vielen schweren Punkten betrachten, von welchen der schwere Punkt des obersten Theiles der Kugel dem Aufhäng- und Drehpunkte des Pendels viel näher liegt als der unterste Punkt, so daß selbst dieses möglichst einfache Pendel als ein nicht ganz gewichtloser Faden betrachtet werden muß, an dessen Ende mehrere schwere Punkte übereinander aufgehängt sind, deren Zahl durch das oberste und unterste Ende der Bleikugel begrenzt wird. Es wäre deßhalb genau genommen ein Fehler, wenn man den Mittelpunkt der Bleikugel als Schwingungsmittelpunkt und als Ende des Pendels betrachten wollte. Wenn wir den Faden gewichtlos annehmen und die Bleikugel allein betrachten, so fällt der Schwingungspunkt etwas unter den Mittelpunkt der Kugel. Unsere Bleikugel hat $6^{46}/_{100}$ Linien bayer. Durchmesser; ihr Halbmesser ist daher $3^{23}/_{100}$ und der eigentliche Schwingungsmittelpunkt oder das Pendelende würde deßhalb unter den Mittelpunkt der Kugel fallen, obwohl noch nicht um den $^{2}/_{100}$ Theil streng und um den $^{9}/_{1000}$ Theil einer Linie. Wenn wir, um das eben Gesagte durch ein Beispiel zu erläutern, z. B. unser halbe Sekunden schwingendes Pendel mit dem ganze Sekunden schwingenden Pendel verbinden, so erhalten wir ein recht sichtbar zusammengesetztes Pendel, das in seinem gegenwärtigen Zustande nicht mehr so langsam schwingen kann als das reine einfache Sekundenpendel, aber auch nicht mehr so rasch als das halbe Sekundenpendel. Es wird also bei der Bewegung des Pendels eine mittlere Geschwindigkeit des zusammengesetzten Pendels entstehen, welche sich einestheils nach der Entfernung der beiden Kugeln von einander und vom Aufhängungspunkte, und wie wir schon gesehen haben, nach dem Quadrate der Entfernung der Massen vom Schwingungspunkte richtet; denn die obere Kugel des halben Sekundenpendels muß, da sie nicht mehr für sich allein schwingen kann, als eine träge Masse betrachtet werden, welche einen Theil der Wirkung der Schwerkraft vernichtet. Es wirken hier die beiden Bewegungsmomente, von welchen wir schon, als wir uns mit der Trägheit der Körper befaßten, eine Erklärung gaben.

Wir haben es hier natürlich mit zwei Trägheitsmomenten zu thun, indem zwei Kugeln miteinander verbunden schwingen. Ihr Trägheitsmoment erhalten wir, indem wir ihre Masse mit den quadratischen Entfernungen vom Aufhängepunkte multiplizieren und beide Producte addiren. In derselben Weise bestimmen wir die statischen Momente, indem wir einfach die Massen mit ihrer Entfernung vom Aufhängepunkte multiplizieren und mit ihrer Summe die Summe der Trägheitsmomente theilen; denn für die Wirkung der beschleunigenden Kraft bleibt eigentlich nur der Unterschied zwischen der Summe und dem Unterschied der beiden zu bewegenden Gewichte.

Das zusammengesetzte Pendel wird zu seinem Schwunge nur noch 0,9219 oder $^{92}/_{100}$ einer Sekunde Zeit zu einer Schwingung vonnöthen haben oder unser zusammengesetztes Pendel, das früher 60mal in einer Minute schlug, wird gegenwärtig nur wenig mehr als 65 Schwingungen in derselben Zeit vollenden, nämlich ganz genau $65^{797}/_{10000}$ Schwingungen.

Wir können uns nun so viele Kugeln als an dem Faden Platz haben, übereinander gereiht denken und dann noch mehrere, bis sie zuletzt ganz ineinander fließen und einen einzigen Körper, eine cylindrische Stange ausmachen. Und in der That besteht jedes physische Pendel aus einer, und wie wir bald sehen werden, oft mehreren schweren Stangen.

Jedes an einer Uhr wirklich schwingende Pendel muß also erstens als aus einem Faden bestehend gedacht werden, an welchem mehrere Kugeln übereinander aufgereiht sind, als bei unveränderter Kugelform Platz haben würden. Jede Pendelstange ist also schon ein zusammengesetztes Pendel, und wenn wir nach der oben angegebenen Rechnungsweise verfahren und statt 2 Kugeln uns sehr viele aneinander gereiht denken, so würde unser Stab in noch viel kürzerer Zeit als unser nur aus 2 Kugeln zusammengesetztes Pendel seine Schwingung vollenden, das ist, nur weniger mehr als $^{8}/_{10}$ einer Sekunde schlagen. Um deßhalb den Stab ganze Sekunden schlagen zu machen, müßte man ihn nach unserm bekannten Gesetze $5^{1}/_{10}$ Fuß lang machen, d. i. gerade um $^{1}/_{3}$ länger als unser erstes möglichst einfaches Pendel. Unser Stab muß also $5^{1}/_{10}$ Fuß lang gemacht werden, wenn er so langsam schwingen soll als unser $3^{4}/_{10}$ Fuß langes Sekundenpendel.

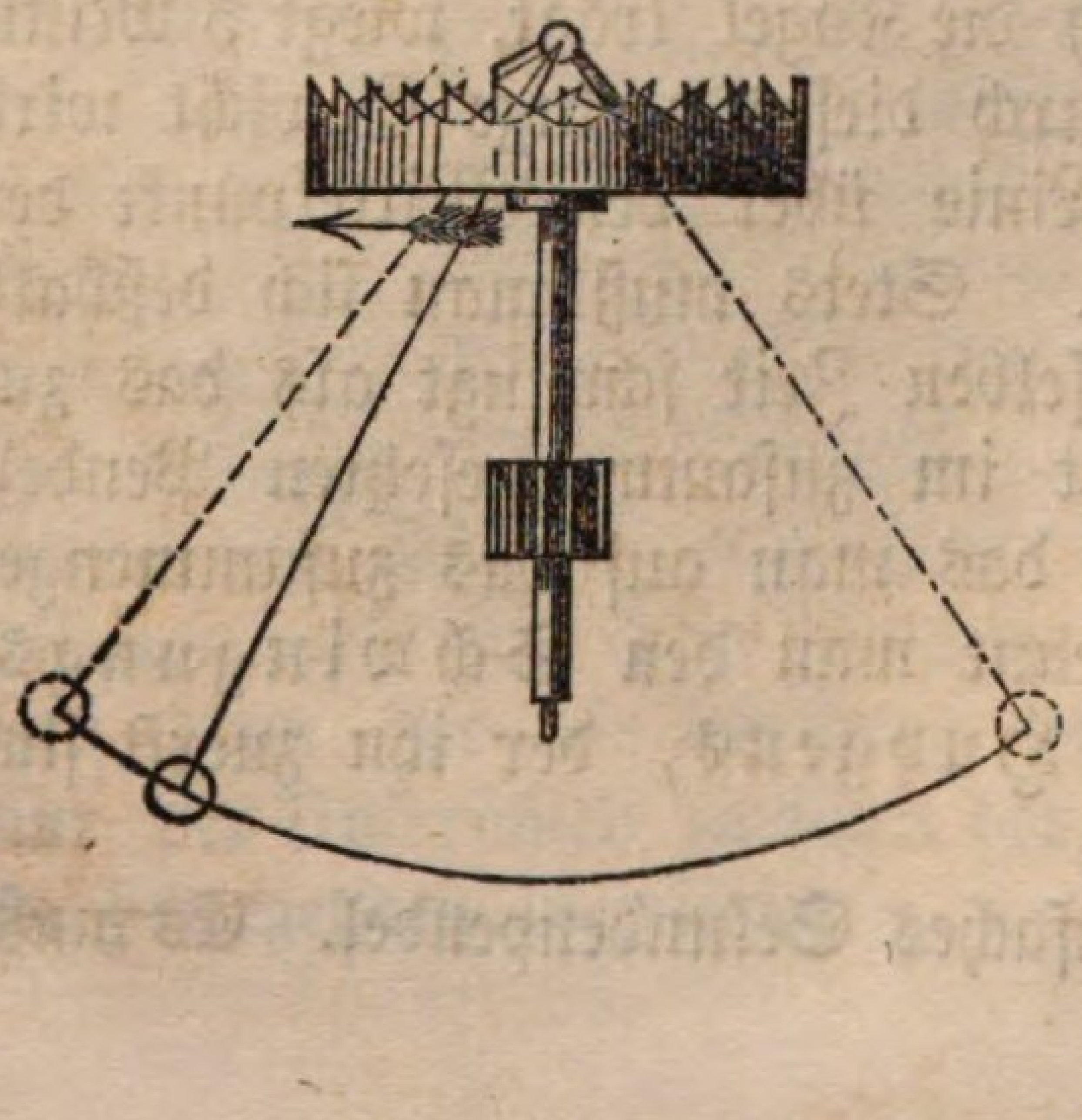
Hängen wir aber an diesen Stab eine schwere Linse aus Blei, so überwiegt die schwere Linse die Masse des Stabes, und wir nähern uns wieder dem Verhältnisse des einfachen Pendels in der Art, daß nun der Schwingungspunkt über den Mittelpunkt der Linse oder Kugel heraufrückt. Selbst wenn wir bei der Berechnung des Schwingungspunktes unserer Bleikugel das geringe Gewicht des Fadens mit in Rechnung ziehen, rückt der Schwingungspunkt schon über den Mittelpunkt der Kugel herauf. Der Seidenfaden der $^{83}/_{100}$ Loth. bayer. schweren Bleikugel unseres Sekundenpendels, der gerade noch die Kugel trägt, wiegt 5 Milligramm oder $^{39}/_{100000}$ eines Lothes. Durch dieses geringe Gewicht wird der Schwingungspunkt um $^{2}/_{100}$ einer Linie über den Mittelpunkt der Kugel dem Aufhängepunkt näher gerückt. Stets muß man sich deßhalb ein einfaches Pendel denken, das in derselben Zeit schwingt als das zusammengesetzte Pendel, und der Punkt im zusammengesetzten Pendel, wohin das Ende des einfachen Pendels, das man auf das zusammengesetzte Pendel gelegt annimmt, trifft, nennt man den **Schwingungspunkt** des Pendels. Es war wieder **Huygens**, der ihn zuerst finden lehrte.

Nehmen wir als Beispiel unser einfaches Sekundenpendel. Es muß,

wie wir wissen, $40^{85}/_{100}$ Zoll lang sein vom Aufhängpunkte bis zum Mittelpunkte der Bleikugel.

Anstatt des Coconfadens nehmen wir eine eiserne Stange von etwa 3 Linien Durchmesser und lassen sie in obiger Länge bis zum Mittelpunkt einer Bleikugel reichen, welche 7 Zoll im Durchmesser und 50 Pfd. Schwere besitzt. Das Gewicht des Stabes soll 10 Pfd. sein. Die Rechnung, wenn wir, wie schon bemerkt, die Summe der Trägheitsmomente durch die Summe der sogenannten statischen Momente theilen, gibt aus diesen Daten die Entfernung des Schwingungspunktes vom Aufhängepunkte des Pendels 39,63 Zoll. Der Schwingungspunkt liegt also um $1^{26}/_{100}$ Zoll höher oben, als der Kugelmittelpunkt des zusammengesetzten Pendels. Ein solches zusammengesetztes Pendel von der Länge des einfachen Sekundenpendels macht also nur 59 Schwingungen in der Minute, während das einfache Pendel 60 Schwingungen vollbringt; ein zusammengesetztes Pendel müßte also $42^{12}/_{100}$ Zoll lang sein, wenn es Sekunden schwingen soll. Würde es auch gelingen, ein solches körperliches Pendel in einem cycloidischen Bogen schwingen zu lassen, so wäre die Aufgabe, welche nur ein mathematisches Pendel im Auge hat, doch nicht gelöst worden; denn der Schwingungspunkt des Pendels verrückt sich, sobald der Kreisbogen in die Cycloide übergeht. Indessen selbst die mechanischen Schwierigkeiten, das Pendel in einer wahren Cycloide schwingen zu lassen, waren so groß, daß man sich genöthigt sah, wieder zu einer andern Eigenschaft, der des Kreisbogens zurückzukommen, in welchem jedes Pendel schwingt. Wir haben schon oben bemerkt. daß diejenigen Schwingungen des Pendels isochronisch sein werden, welche so klein sind, daß die Curve, welche das Pendel beschreibt, von einer geraden Linie nicht mehr unterschieden werden könne. Man kam also auf die Idee, die Schwingungen oder Schwingungsbogen des Pendels so klein als möglich zu machen. Das war jedoch mit der Art und Weise, wie Huygens sein Pendel mit der Uhr verband, nämlich mittelst der Spindellappen und des Steigrades, nicht möglich, denn hier sind die Schwingungen immer sehr groß, obwohl die kurzen Lappen unter einem Winkel von nahezu 110 Graden auf der Spindel befestigt sind. Man mußte deßhalb die Lappen an der Spindel und das Kronrad (Fig. 27) mit schiefen oder Sägezähnen durch eine andere Vorrichtung ersetzen, welche dem Pendel erlaubte, seine Schwingungen so kurz als möglich zu machen.

Fig. 14.



Schon im Jahre 1680 stellte der ondoner Uhrmacher Wilhelm Clement der vielleicht auch Dr. Hook das Steig-

rad wieder vertikal, und setzte seine Sägezähne auf die Stirne des Rades (Fig. 28). Statt der Lappen construirte er einen unseren Zimmermanns-Klammern ähnlichen Haken, oder ein kurzes Bogenstück aus Stahl, welches über einen Theil des Steigradumfanges reichte und an seinen beiden Enden eine eigenthümliche hakenförmige Krümmung erhielt, wie die vorstehende Zeichnung Fig. 28 lehrt. Auf der linken Seite der Zeichnung bildet der innere Theil a des bogenförmigen Hemmungsstückes eine geneigte, etwas ausgehölte Ebene; auf der rechten Seite des Bogenstückes findet sich dagegen eine flügelförmige Verlängerung, deren unterster Theil b gleichfalls eine etwas nach außen gekrümmte schiefe Ebene bildet. Obwohl beide schiefe Ebenen a und b eine Steigung nach der rechten Seite besitzen, ist die Steigung der rechten schiefen Ebene kleiner als die der linken. Während ferner bei dem wagerecht liegenden Steig- oder Kronrade die nach vorne geneigte Spitze der Zähne auf den Lappen wirkt, wirkt hier der geneigte schiefe hintere Theil der Steigradzähne abwechselnd auf die schiefe Ebene des hakenförmigen Bogenstückes. Sobald die linke schiefe Seite des Hackens auf die schiefe Fläche des Steigrades fällt, verhindert sie nicht nur die weitere Umdrehung des Rades, sondern sie zwingt auch, während das Pendel in derselben Richtung vollkommen bis zum Punkte seiner Umkehr ausschwingt, indem sie noch etwas über die schiefe Fläche des Radzahnes herabgleitet, das Steigrad wieder etwas zurückzugehen, ehe dieser hintere Theil des Steigradzahnes dem Pendel bei seiner Rückkehr einen neuen Antrieb nach der linken Seite ertheilt. Der beiliegende Holzschnitt zeigt den ursprünglichen Clement'schen Haken, wie eben die linke schiefe Fläche des Hackens auf die schiefe Ebene des Zahnes des Steigrades wirkt und selbes zum Zurückgange nöthigt, ehe der Zahn selbst auf diese schiefe Fläche des Hackens wirkt und dem Pendel bei seinem Zurückgange von der linken Seite neuen Antrieb ertheilt; denn das Pendel würde durch den Widerstand der Luft und den Widerstand des Fadens, an dem es aufgehängt ist, oder durch die Reibung an seinem Aufhängepunkte immer mehr an Bewegung verlieren, bis es endlich ganz stille stünde. Die schiefen Flächen an den beiden Enden des Bogenstückes des Hackens wirken deßhalb nicht allein aufhaltend auf die Bewegung des Steigrades, sondern sie erhalten bei ihrem schiefen Abgleiten vom Zahne vor dem Ende des Ausschwunges des Pendels vom sich immer nach einer Richtung fortbewegenden Steigrade einen neuen Impuls, der wieder ersetzt, was das Pendel an Bewegung aus obigen Ursachen verloren hat.

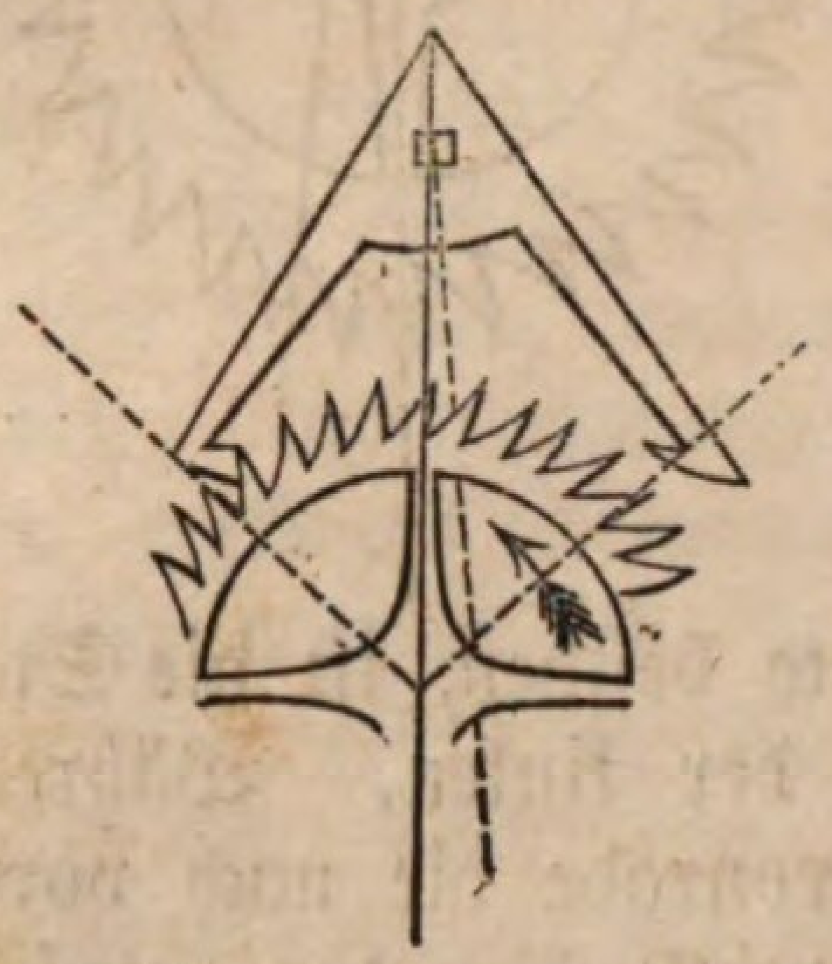
Fig. 28.



Man nannte diese neue Hemmung wegen ihrer Gestalt den englischen Hacken oder auch kurzweg obwohl später den Anker, und die Hemmung selbst heißt Anker-Hemmung.

Diese neue Hemmung hatte noch den Vortheil, daß man die Schwingungen so klein machen konnte als man wollte, da nicht mehr so viel Kraft nöthig war, die Linse mittelst der kurzen Lappen durch einen so großen Bogen zu treiben. Man brauchte nur den Drehpunkt c höher zu legen, woraus die sogenannte Dreieckshemmung (Fig. 29) entstand, die aber auch natürlich in eben dem Verhältnisse mehr Zähne mit ihren Lappen umspannt. Dadurch wurde es nun praktisch ausführbar, das Gewicht der Linse nach Belieben zu vergrößern; das Pendel erhielt dadurch ein größeres Moment, und die Einwirkungen der Luft und des Räderwerkes auf das Pendel waren also von geringerem Einflusse auf die sich bewegende viel schwerere Masse, indem sich diese Einwirkungen im Durchschnitte verhalten wie die Veränderungen in der bewegenden Kraft zur ganzen Kraft, welche das Pendel in die entgegengesetzte Richtung drängen soll.

Fig. 29.



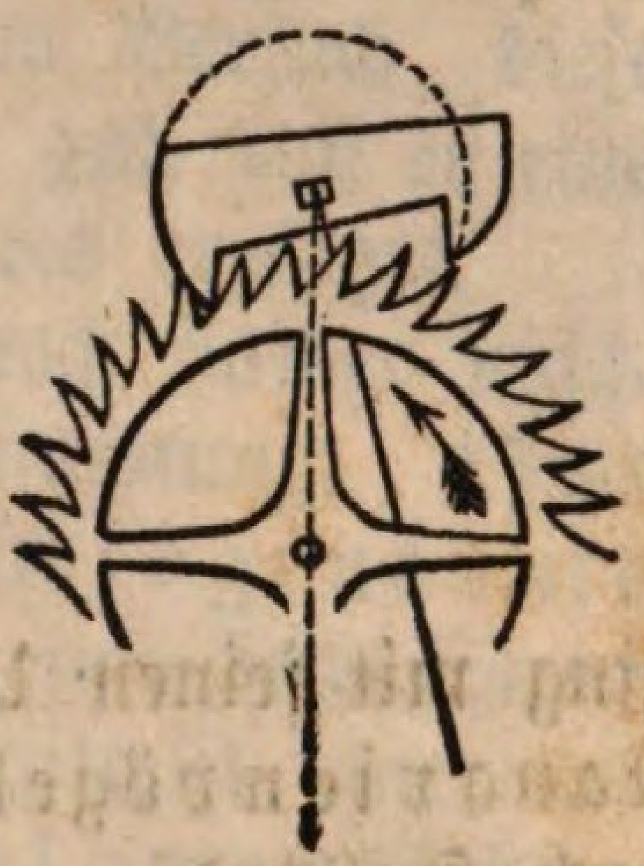
Da, wie wir soeben gesehen haben, bei den Spindeluhren der entgegengesetzte Zahn schon an den Lappen tritt, ehe noch das Pendel seine Schwingungen oder seinen Ausschwung ganz vollendet hat, so kann der Trägheit halber der an den Lappen fallende Zahn das Pendel nicht sogleich in die entgegengesetzte Richtung drängen. Der Zahn wird also dem Pendel so lange folgen, bis er ihm nach und nach in Verbindung mit der Schwere alle Bewegung geraubt hat, und nun erst seine volle Wirkung in der der früheren entgegengesetzten Richtung auf das Pendel ausüben kann.

Bei dieser Hemmung wird also das Steigrad nicht allein während jeder Schwingung festgehalten, es wird sogar vom Pendel nach seinem Stillstande noch etwas rückwärts getrieben und das Uhrgewicht etwas gehoben, ehe es durch diesen Zahn auf den Lappen vorwärts treibend wirken kann. Bei Uhren der Art, welche mit einem Sekundenzeiger versehen sind, der auf der Achse des Steigrades befestigt ist, sehen wir deßhalb den Zeiger nicht ruhig von Sekunde zu Sekunde fortschreiten, sondern wenn er einen Sekundenstrich verlassen hat, geht er, ehe er den nächsten Sekundenstrich erreicht, wieder etwas zurück, ehe er auf dem nächsten Sekundenstrich wieder für einen Augenblick stehen bleibt.

Hemmungen der Art nennt man zurückfallende Hemmungen. Dieser Zurückfall hat unter gewissen Umständen wieder etwas Gutes, indem erstens die Zeit der Ruhe zwischen dem Fortschreiten zweier Zähne verlängert wird, oder indem er unter gewissen Umständen, wenn er nämlich nach richtigen Prinzipien mathematisch genau gearbeitet ist,

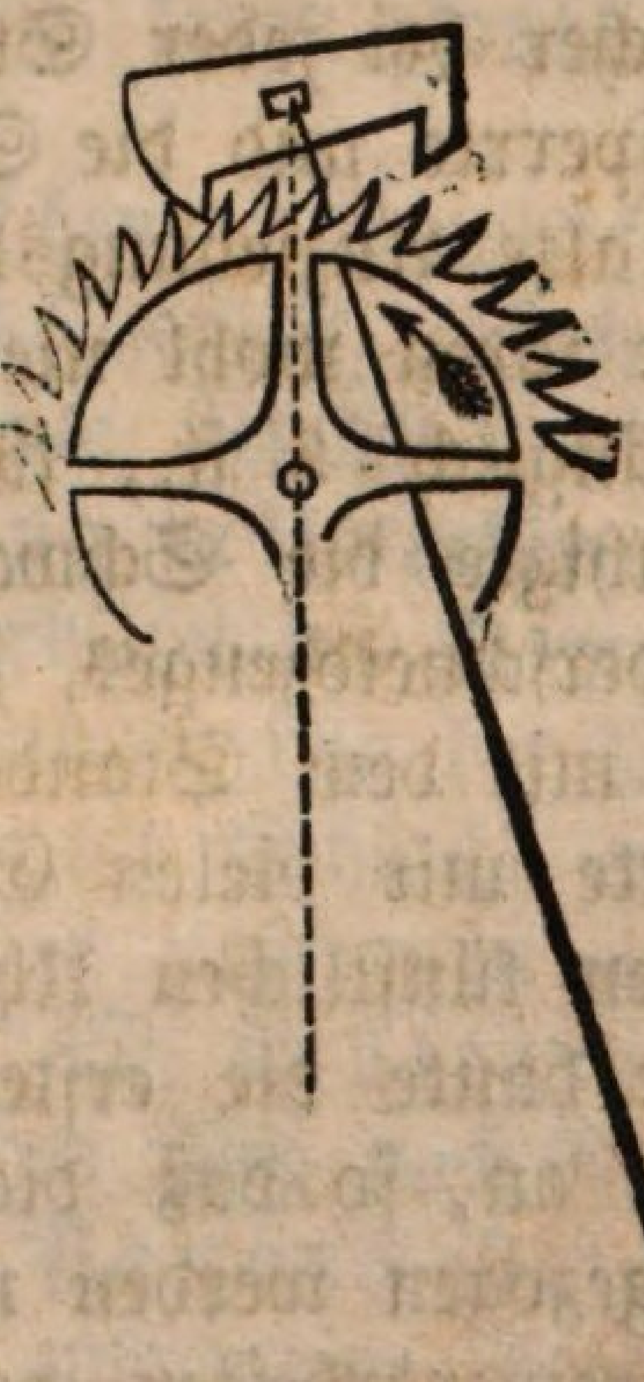
dazu dienen kann, die Vibrationen des Pendels unempfindlich gegen Veränderungen in der Wirkung der Triebkraft, also unter allen Umständen so viel als möglich isochronisch zu machen; allein er hat wieder den noch größeren Nachtheil, daß die Reibung mit steter Beziehung auf den Einfluß des Oeles, ebenso die Abnützung sehr vergrößert wird, und dadurch eine aller Controle sich entziehende Quelle von fremden, verändernden Einflüssen auf den Gang des Pendels eröffnet ist. Dessen ungeachtet hat man diesen Zurückfall bei allen Schwarzwälderuhren, bei allen unseren Stutzuhren und den Spindeltaschenuhren noch bis auf den heutigen Tag beibehalten. (Fig. 30.) Franzosen haben noch den Clement'schen Hacken so abgeändert, wie die beiliegende Figur zeigt, daß nämlich nur die eine Hälfte des Hackens den Zurückfall erhält. (Fig. 31.).

Fig. 30.



Schon die Waguhren hatten sich den Weg in die engen Kreise des häuslichen Lebens gebahnt, und als endlich statt der Waage das Pendel an der Spindel befestigt und so ihr Gang regelmäßiger gemacht wurde, gewannen diese Uhren auch für das bürgerliche Leben eine desto größere Bedeutung. Es waren, wie wir schon bemerkt, die guten Schwarzwäldler, welche schon anfangs die Waguhren in's bürgerliche Leben einführten; denn es dürfte wohl wenige Bürger gegeben haben, die nicht im Stande gewesen sein sollten, die mäßige Summe von einem oder auch ein Paar Gulden für ein solch' nützliches Werkzeug aufbringen zu können.

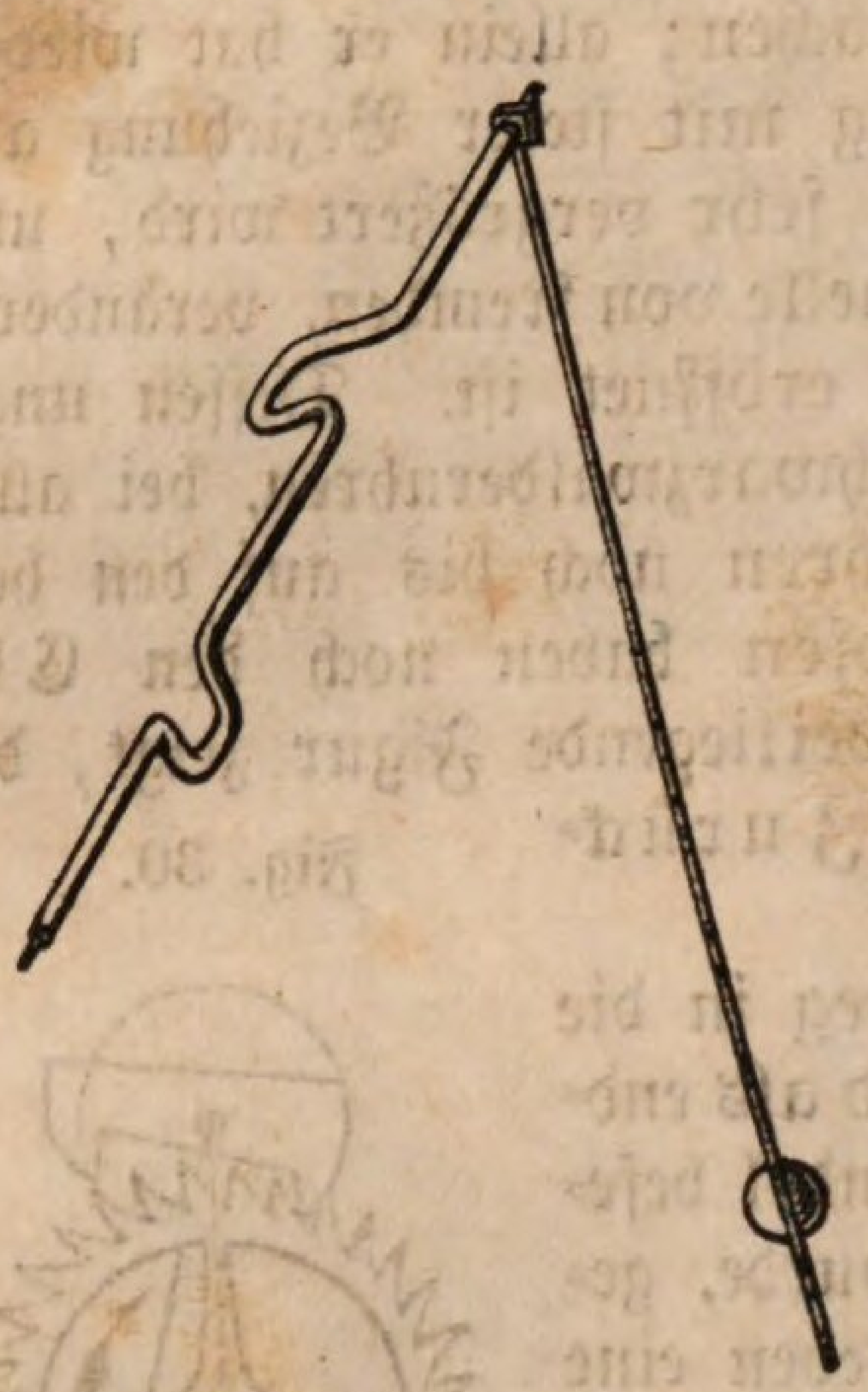
Fig. 31.



Daß dieses wirklich der Fall war, beweist die ungeheure Nachfrage und der ungeheure Absatz dieser Schwarzwälderuhren. Wir haben bereits gesehen, als sich zuletzt so viele Wäldler mit Verfertigung von Uhren beschäftigten, daß der Preis derselben kaum mehr die auf ihre Verfertigung verwendete Zeit lohnte. Indessen auch da half sich der fröhliche, stets rege Scharfsinn dieser einsamen Naturkinder bald wieder aus der Klemme. Wir haben schon bemerkt, mit welch' einfachen unvollkommenen Werkzeugen diese ersten Weltuhren verfertigt worden sind. Die Zähne der Räder wurden mittelst des Zirkels abgestochen und dann mühsam mit der Säge pyramidal, also in einer ganz falschen Form hergestellt. Ja die Spindel, anstatt mit ihren Lappen aus einem Metallstücke gefeilt, bestand aus einem bloßen nach dem Umrisse der Lappenspindel gebogenen Drahte. (Fig. 32.)

Durch diesen Umstand veranlaßt, erfand sich endlich der Sohn des Begründers dieser Uhrenfabrikation, Friedrich Dilger, die erste Theil-

Fig. 32.



maschine und Franz Löffler 1720 das erste Räderschneidezeug. Nun konnte ein Arbeiter eine Uhr in einem Tage machen, während er sonst in 6 Tagen kaum eine zu Stande gebracht hatte. Die Uhren-Verfertiger selber verließen ihr heimathliches Haus nur höchst selten. Es waren Bewohner des nördlichen Schwarzwaldes, welche mit Strohhut- und Glaswaaren in's Ausland zogen und zugleich den Verschleiß der Uhren besorgten. Erst um's Jahr 1720 fingen diese Uhrmacher selbst an, mit ihren Fabrikaten Breisgau, die Schweiz und Sachsen zu durchziehen. Es zeigte sich auch da wieder die Regsamkeit und der spekulative Geist der Schwarzwäldler. Ein gewisser Jakob Winterhalter ging mit seinen Uhren nach Sachsen, nahm jedoch von da als Rückfracht Kanarienvögel mit und verhandelte sie am Rhein und zuletzt selbst nach Holland.

Bald jedoch sank der Preis dieser Fabrikate wieder; aber der Schwarzwäldler verlor den Muth nicht, er dachte nur auf neue Verbesserungen. Anton Ketterer, Sohn des Franz Ketterer, erfand und setzte den ersten Kukuck 1730, also vor 136 Jahren, auf seine Uhren, welcher bei jeder Stunde hervortrat, den Schnabel so weit als möglich aufsperrte und die Stunden abrief. Diese Erfindung hat auch heute noch die alte Anziehungskraft und verleiht den Schwarzwälder-Uhren noch immer ihren wohl nie versiegenden Reiz. Eine solche Kukucksuhr kostete anfänglich 3 fl., fiel aber wieder auf 1 fl. 40 kr. herab. Dieß entmuthigte die Schwarzwäldler nicht im Geringsten. Der Erfinder des Räderschneidzeuges, Friedrich Dilger, begab sich nun nach Paris, um sich mit dem Stande der dortigen Uhrmacherei vertraut zu machen. Er kehrte mit vielen Erfahrungen bereichert zurück und verfertigte nun die ersten künstlichen Uhren mit beweglichen Figuren. Franz Ketterer baute die erste Repetiruhr und brachte ein sogenanntes übersetztes Rad an, so daß die Uhren nun anstatt alle 12 erst alle 24 Stunden aufgezogen werden mußten. Statt daß man die Zifferblätter wie unsere Schreinerarbeiten von Tölz aus freier Hand bemalte, ließ Mathias Grieshaber in Gütenbach das ganze Ziffer- und Uhrblatt in Kupfer stechen und illuminirte den Abdruck mit Wasserfarben. Das Praktische der Sache leuchtete ein. In kurzer Zeit entstanden drei Druckpressen in Gütenbach und zwei in Neukirch. Der schon genannte geniale Friedrich Dilger versuchte zuerst statt der gebrechlichen Glasglocken metal-

lene auf die Uhr zu setzen, welche er aus Solothurn bezog. Um 1740, also vor 126 Jahren, verschwand endlich auch die Wage, welche 73 Jahre diese Uhren regulirt hatte, und wurde mit dem Pendel vertauscht, welches schon gegen 80 Jahre an den besseren Uhren angebracht war. In den Jahren 1750 brachten Uhrenhändler aus England bessere Werkzeuge nach dem Schwarzwalde, die sogleich nachgemacht wurden. Statt aus Solothurn bezog man die Glocken nun wohlfeiler aus Nürnberg, und dort wurden auch die ersten metallenen Räder, das Pfund zu 45 Kreuzer, gegossen, welche bald die Holzräder verdrängten. Es verdroß indessen die industriösen Schwarzwäldler, für diese einfachen metallenen Glocken so viel Geld in's Ausland zu senden. Paul Krug aus der Gemeinde Walden machte um's Jahr 1760 den ersten Versuch, diese Glocken selbst zu gießen, und das Experiment gelang so gut, daß er eine Gießhütte errichtete, und zuletzt 40,000 Stück des Jahres erzeugte.

Der Erfindungsgeist der Schwarzwäldler ruhte noch immer nicht. Er bereicherte seine Kukuksuhr mit einer neuen Vervollkommnung. 1768 nämlich baute Johann Wehrle in Simonswald die erste sogenannte Spieluhr. Hölzerne Kügelchen an Drähten schlugen nun beim Stundenschlage auf gestimmte Glasglocken und spielten mittelst einer bestifteten Walze kümmerlich eine einfache Melodie ab. Salomon Scherzinger aus Furtwangen nahm um's Jahr 1770 statt der schwierig zu stimmenden Glasglocken Holzpfeifen, und somit war der Grund zu jener merkwürdigen Fabrikation sogenannter Spielwerke und endlich automatischen wirklichen Kunstwerken gelegt, welche unter dem erst 1847 gestorbenen Martin Blessing von Furtwangen eine kaum glaubliche Höhe erreichte.

Martin Blessing hatte unter mehreren solchen automatischen Spielwerken eines nach England um den Preis von 15,000 fl. geliefert, das dem Mälzl'schen Orchestrion wohl an die Seite gestellt werden kann. Sein Sohn und Nachfolger Hubert Blessing in Unterkürnach hat diesen Fabrikationszweig noch mehr ausgedehnt; er arbeitet mit Dampfmaschinen. Sein größtes Orchestrion spielt 13 Ouverturen, von der Weber'schen Jubelouverture angefangen durch Beethoven's Schlacht von Vittoria ꝛc. hindurch und schließt mit der Ouverture zu Lohengrin und zu Santa Chiara von Herzog Ernst von Koburg. M. Wölte von Voehrenbach öffnete seinen Orchestrions 1840 zuerst den Weg nach Rußland. Duffner in Tryberg hatte schon 1838 sein Panorchestrion während der Saison in Baden-Baden aufgestellt, das ungemeine Sensation erregte. Der Absatz solcher sinnreichen, complizirten und theueren Werke nimmt merkwürdiger Weise einen eigenthümlichen Weg. Bei uns, die wir an vorzüglichen Orchestern und ihren Produktionen keinen Mangel haben, ist an einen Absatz dieser kostspieligen Werke nicht zu denken. Sie gehen alle nach England, Nordamerika und Rußland. Nur kleine Spielwerke, etwa Achttaguhren, mit einem Flötenwerke

von 22 Tönen und 8 Musikstücken verbunden, zu dem Preise von etwa 42 bis 50 fl. finden Absatz.

Von 1740 bis 1770 hatte sich der Uhrenhandel über England, Irland, Schottland, Rußland, Polen, Ungarn, Siebenbürgen, Italien, Spanien, Portugal, Dänemark, Schweden, Nordamerika, Türkei und Aegypten ausgedehnt. Die fünf Gebrüder Faller aus dem Schafhofe bei Friedenweiler im Amtsbezirke Neustadt waren es vorzüglich, welche den Handel auf der ganzen Welt einleiteten. Sie hatten einen reinen Gewinn von 40,000 fl. mit ihren Uhren gemacht, bahnten sich den Weg mit ihren Fabrikaten durch die Türkei und handelten im Jahre 1790 mit ihren Maschinen bis in's Innere von Asien. Namentlich waren es die Kukuksuhren, welche die wilden Einwohner in unnennbares Erstaunen versetzten; denn sie hielten diese Uhren für ein Werk der Zauberei. Um diese Zeit befanden sich wenigstens 500 Schwarzwäldler hauptsächlich vom Bezirke Neustadt und Tryberg mit Uhren hausirend im Auslande, und diese gigantischen Handels-Unternehmungen, welche beinahe alle zugänglichen Länder umfaßten, wurden über ein Jahrhundert lang von Leuten geleitet, die ohne alle Kenntniß der Buchhaltung und ohne alle Theorie der Wechsel- und Handels-Negotiationen waren. Ihre socialen und commerciellen Verhältnisse waren ganz die des allereinfachsten Naturzustandes.

Indessen brachten diese einfachen Kinder der Natur neben viel Geld aus der Fremde, wie das gewöhnlich zu gehen pflegt, auch eine Menge anderer Sünden und Untugenden in die Heimath zurück, welche früher in diesem abgeschlossenen Gebiete ganz unbekannt waren. Das Geschäft wurde von den Schlingen eines nothwendigen aber nichtsdestoweniger großen Uebels umgarnt — es gerieth nämlich in die Hände von Spediteuren, dort Packer, bei uns in Altbayern Verleger genannt. Die Preise wurden immer mehr und mehr herabgedrückt; der sonst so lebendige Sinn der Schwarzwäldler für Fortschritt in ihrem Geschäfte schien immer mehr und mehr erdrückt und erlöschend; die Formen und Constructionen der Uhren hatten sich seit mehr als einem halben Jahrhunderte nicht mehr geändert, waren überhaupt für kindliche Naturen berechnet und bereits als geschmacklos veraltet. Da trat die Concurrenz anderer Länder, selbst der Nordamerikaner auf. Sie gaben ihren Uhren geschmackvollere Formen, benützten bei ihrer Fabrikation die neuesten Hilfsmittel der Mechanik, und so war dieser merkwürdige Fabrikationszweig nahe daran, von der Concurrenz überflügelt, aus dem Schwarzwalde zu verschwinden. Da legte sich die großherzogl. badische Regierung in's Mittel und trachtete schon in dem unglücklichen Jahre 1848 eine Uhrmacherschule zu errichten, welche auch 1850 wirklich zu Furtwangen in's Leben trat, welches ohnedieß schon das Herz des ganzen Uhrenfabrikationsdistriktes zwischen Hornberg und St. Blasian bildete.

Diese musterhafte Uhrmacherschule besteht aus einer Gewerbsschule, nämlich aus einer praktischen Schule und zwei Werkstätten, in deren einer die Lehrlinge in der Stockuhrmacherei, in der andern, in einem ganz neuen Industriezweige des Schwarzwaldes, in der Taschenuhrenfabrikation unterrichtet werden.

Die guten Früchte dieser Schule zeigten sich sehr schnell. Nicht allein haben die eigentlichen Schwarzwälderwerke an Solidität, an rationellem Bau so gewonnen, daß sie mit jeder durchaus aus Metall gefertigten eleganten Salonuhr im richtigen Gange wetteifern; auch die äußere Ausstattung ist ebenso elegant geworden. Die matten Papierschilde wurden schon im Jahre 1775 von Gg. Gfell durch lackirte Schilde verdrängt. Cajetan Kreuzer in Furtwangen, Dionys Steurer und Martin Körner in Eisenach erfanden 1780 die gegenwärtige Art der Schildmalerei, indem diese Schilder nun mit Leimwasser, Bleiweis und Kreide grundirt wurden, worauf man erst mit Terpentinfarben malte. Nun wurden auch Künstler angestellt, z. B. Frank, Heinemann, Reich, welche durch Zeichnungen, Entwürfe für die Herstellung eines geschmackvollen Aeußeren arbeiteten, und so auch die Formen der Uhren dem Geiste der Zeit anpaßten. Mit dem monotonen Kukuk wechselte nun die Wachtel; statt der schrillenden Glockentöne erinnern Tonfedern an den majestätischen Klang unserer Domglocken, so daß diese Uhren, anstatt wie früher in den Bauernstuben und Söldnerhäuschen kümmerlich die Zeit anzuzeigen, nun in ihrem noch dazu überaus mäßigen Preise die Salons der Kaiser und Kaiserinen, Fürsten und Fürstinen zieren.

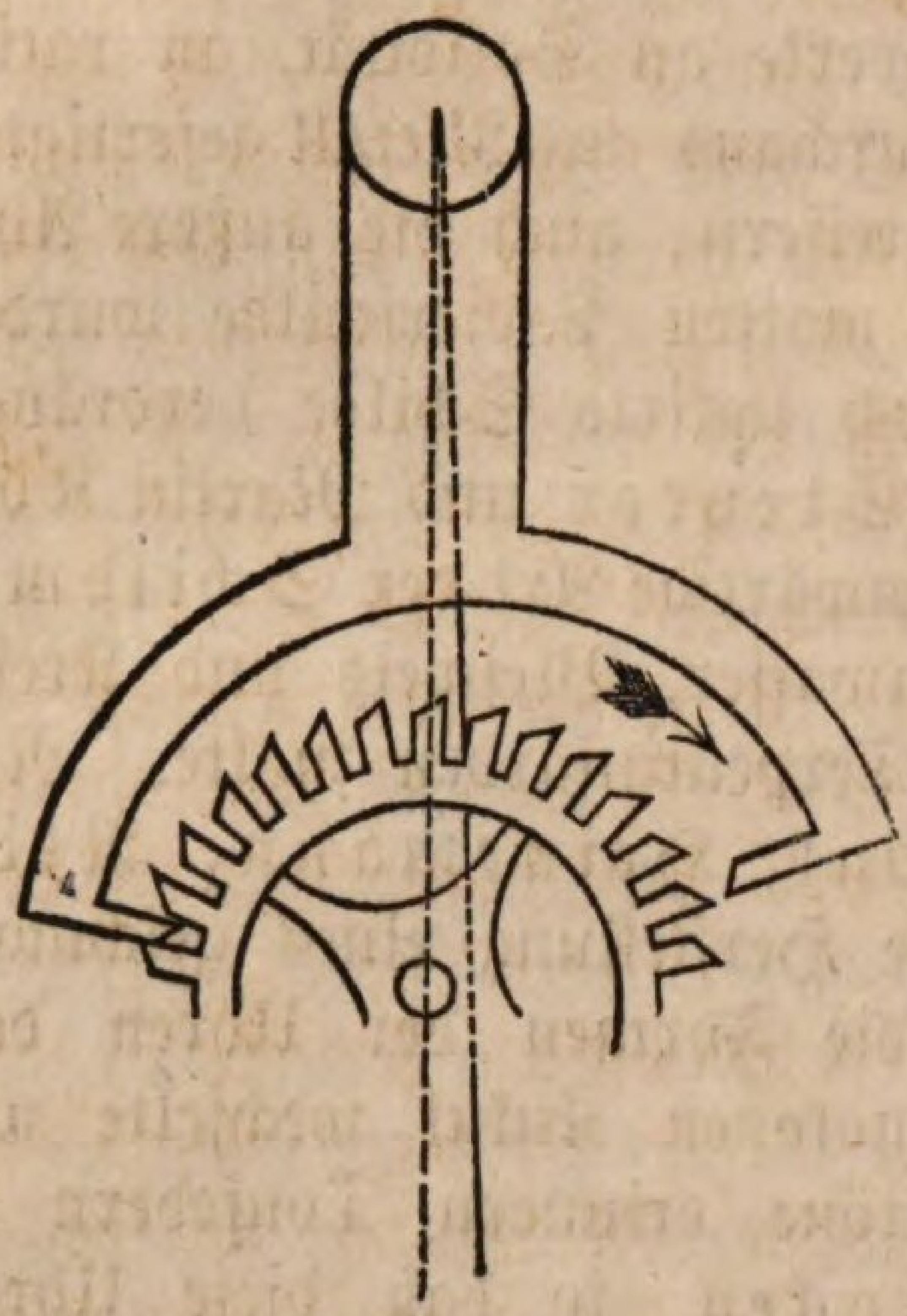
Im badischen Schwarzwalde allein sind 1568 Meister, 2566 Gesellen, also 4134 Personen, ohne Frauen und Kinder, beschäftigt, und es gehen jährlich 600,000 bis 700,000 Stücke aus diesem kleinsten Winkel Deutschlands in die Welt, der sich höchstens in einer Länge von 10 Stunden von Norden nach Süden ausdehnt.

Das Pendel war es also, welches auch den Schwarzwälderuhren einen neuen Grad von Vollkommenheit ertheilte und ihnen den Weg durch die ganze Welt bahnte.

Für das bürgerliche Leben haben und hatten diese Ankeruhren eine ganz ausreichende Genauigkeit. Allein den Astronomen, deren übrige Meßwerkzeuge sich von dieser Zeit an immer mehr und mehr zu vervollkommnen anfingen, und denen zur Prüfung ihrer Uhren ein untrügliches Mittel, die Sonne und die Sterne, zu Gebote stand, waren mit der Genauigkeit dieser Uhren nicht mehr zufrieden. Die geschicktesten Mechaniker beschäftigten sich mit Vervollkommnung der Uhren. Mehreren, welche von der bisher üblichen, zurückfallenden Hemmung Alles erwarteten, traten einzelne geniale Köpfe entgegen, welche wohl einsahen, daß der Zurückfall die Reibung bedeutend erhöhe, und deßhalb wenigstens theilweise Veranlassung zu der von den Astronomen gerügten Unregelmäßigkeit der Pendeluhren gäben.

Es war deßhalb der berühmte George Graham wieder der erste, welcher den Zurückfall verabschiedete und den Gang mit der sogenannten ruhenden Hemmung herstellte (Fig. 33.) Graham bewirkte die Ruhe der Hemmung dadurch, daß er alle Anhängsel oder Verlängerungen der Ankerlappen, welche außerhalb des Bogenstückes fielen, das die Lappen von ihrer Drehungsachse aus beschrieben, abschnitt, nämlich den einen Theil vom inneren Rande des einen Lappens, den andern von dem äußern Rande des andern Lappens; die beiden Spitzen der Lappen also, welche den Zahn zurücktrieben, fallen weg, und statt dessen legt sich der Zahn des Steigrades, der wieder gerade wie bei der Spindel mit seiner Zahnspitze auf die Lappen wirkt, während des letzten Theiles des Ausschwungs des Pendels an den äußern oder innern durch den Abschnitt der Lappenspitze entstandenen Lappen-Bogen, welcher vom Centrum der Ankerbewegung aus beschrieben wurde, und deßhalb bleibt das Steigrad während des größten Theiles der Bewegung des Pendels in Ruhe, wie die Figur 33 lehrt, in welcher der linke Zahn eben an der Außenfläche des linken Bogenstückes des Ankers ruht.

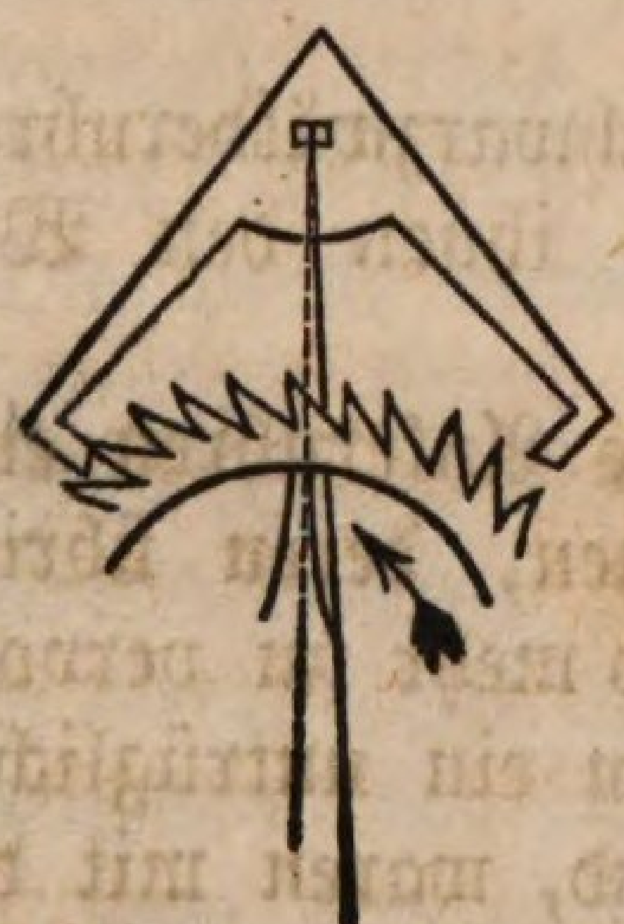
Fig. 33.



Auch die Dreieckshemmung (Fig. 29) läßt sich so einrichten, daß sie ruhend wird, wie Figur 34 lehrt.

Man wird bei dieser Art der Hemmung zugleich bemerken, daß nun die Spitzen des Steigrades auf die Lappen wirken, gerade wie beim Kronrade, während für die früheren Ankerhemmungen die hintere schiefe Fläche der Steigradzähne auf die Lappen wirkte.

Fig. 34.



Die ungleichförmige Wirkung des Räderwerkes wurde also durch diese ruhende Hemmung so viel als bei dem damaligen Stande der mechanischen Ausführung des Räderwerkes möglich war, beseitigt.

Die ersten Zähne der Räder waren nämlich keilförmig, wie wir schon bei den ersten Schwarzwälderuhren gesehen haben, und an dem Mechanismus der Garnhaspel für das Landvolk, der die Umgänge des Haspelrades zählt, besitzen die Zähne noch diese kindliche Gestalt. Da diese Zähne beim Beginne ihres wechselseitigen Angriffes blos mit ihren Spitzen auf einander wirken, und sich deßhalb immer mehr in einander schieben, bis die einander berührenden Zahnseiten in jene gerade Linie fallen, welche die Mittelpunkte beider Räder verbindet, worauf sie sich allmählig wieder auseinander schieben,

bis das nächste Zahnpaar in Wirkung tritt, so entsteht nicht allein eine bedeutende Reibung, sondern noch überdieß eine höchst ungleichförmige Wirkung in Hinsicht auf die Kraft und das Geschwindigkeitsverhältniß beider Räder, indem dieß Verhältniß bei jeder neuen Stellung der einander berührenden Zähne ein anderes wird, in dem Maße als die Winkel anders werden, unter welchen die Zähne einander berühren, während eine Gleichförmigkeit in Uebertragung der Kraft und Bewegung von einem Rade auf das andere nur dann stattfinden wird, wenn der Radzahn immer senkrecht auf den Radius des Getriebes wirkt. Wenn beide Räder Zähne mit ebenen Seiten besitzen, ist dieß niemals zu machen möglich. Es müssen die Seiten wenigstens des einen Radzahnes nach bestimmten Gesetzen gekrümmt werden, wenn die Bewegung, welche das eine Rad auf das andere überträgt, demselben vollkommen gleichförmig mitgetheilt werden soll, ohne daß Stöße und Unterbrechungen entstehen. Es muß also das Verhältniß in Hinsicht auf Kraft und Geschwindigkeit der beiden Räder bei jeder Stellung der zwei aufeinander wirkenden Räder dasselbe bleiben.

Die besten Räder wären deßhalb die sogenannten Friktionsräder, bei welchen beide Räder blos mit ihren ganz ebenen Stirnen aneinandergedrückt durch wechselseitige Reibung einander Bewegung mittheilen. Man kann sie als Räder mit einer unendlich großen Anzahl von Zähnen versehen betrachten. Leider ist die Reibung nicht hinreichend genug, um sicher zu sein, daß statt der Drehung nicht ein Uebereinandergleiten der Radstirnen entstehe. In jedem Falle geht schon aus diesem Umstande hervor, daß die Bewegung zweier in einander greifender Räder desto sicherer und gleichförmiger sein wird, je größer die Anzahl von Zähnen ist, welche man beiden Rädern gibt.

Die Praxis, durch die Form herbeigeführt, welche diese keilförmigen Zähne während ihres längern Gebrauches erlitten, hatte die intelligenten Uhrmacher bald auf eine Zahnform geführt, welche viel gleichförmiger wirkte, als die keilförmige.

Wissenschaftlich wurde indessen in den früheren Tagen kaum etwas darüber untersucht. Die alten Mechaniker, z. B. Sturm, hatten deßhalb vorgeschlagen, die Spitzen der Zähne kreisförmig abzurunden. Dadurch erhielt indessen der Zahn eine noch schlimmere Form. Wir haben es allerdings bei der Wirkung zweier Radzähne zweier sich drehender Räder aufeinander, wenn diese Wirkung gleichförmig werden soll, mit kreisähnlichen Linien zu thun, welche die Seiten der Zähne begrenzen; allein diese kreisähnlichen Linien sind mehr in die Länge gezogenen Kreislinien ähnlich.

Wenn wir uns einen zu unterst stehenden Nagel in dem Felgenkranze eines Kutschenrades betrachten, in dem Augenblicke, wo er die Erde berührt, und nun das Rad fortrollen lassen, bis derselbe Nagel sich wieder an der tiefsten Stelle des Rades in Berührung mit der Erde findet, so hat dieser Nagel während des Fortrollens des Rades eine krumme

Linie beschrieben, deren höchster Punkt natürlich der Höhe des Rades gleich ist, und deren beide Enden um die Länge des Umkreises des Rades auseinander liegen. Da die krumme Linie kreisähnlich ist, so daß man kleine Stücke desselben mit Kreisbogenstücken in der Praxis verwechseln kann, hat man sie Cyclois oder Cycloide genannt, vom griechischen κύκλος, Kreis. Huygens hatte sich schon, wie wir bereits gesehen, dieser Linie bedient als einer solchen, welche das Pendel nothwendig immer in gleichen Zeiten durchläuft, die Radlinie mag so groß als möglich, oder unendlich klein sein.

Der berühmte dänische Astronom Olaus Römer kam 1680 zuerst auf den Gedanken, daß eine der Cycloide verwandte Linie bei der Bewegung gewisser Punkte zweier Zähne eines sich bewegenden Laufpaares beschrieben werden müßte, und er wies theoretisch nach, daß bei dieser Bewegung ein Theil einer solchen krummen Linie beschrieben werde, welche entsteht, wenn ein Rad, anstatt wie bei der Cycloide auf einer ebenen Linie, hier auf einer krummen Linie, das ist auf dem Umfang eines andern Rades oder in seinem innern Umkreise fortrollt. Rollt das Rad über dem Radumfang des einen Rades fort, so heißt die Linie Epicycloide; rollt das Rad im innern Kreisumfange fort, so heißt die krumme Linie Hypocylcoide. Von den Astronomen und Mathematiker De la Hire, Camus, Euler und Kästner wurde diese Linie theoretisch mit immer steigendem Scharfsinne untersucht; allein mit der Ausführung dieser krummen Linie bei so kleinen Zähnen hatte es trotzdem nicht unbeträchtliche Schwierigkeiten. Die geraden Seiten der früher keilförmigen Zähne wurden nun auch in der Praxis in krumme verwandelt, die man immer, da sie sehr kurz waren, als Kreisbogenstück betrachten kann. Indessen war die Herstellung dieser krummen Seiten mit freier Hand, was der Uhrmacher Wälzen heißt, immer sehr schwierig. Die Uhrmacher bedienten und bedienen sich größtentheils noch jetzt zu dieser Arbeit kleiner zarter Feilen mit etwas gewölbter Oberfläche, die auch im Handel den Namen Wälzfeilen führen. Eine gleiche richtige Form aller Zähne dadurch zu erhalten, gelang indessen nur der höchsten mechanischen Fertigkeit. Da erfand der berühmte französische Uhrmacher Ferdinand Berthoud die Wälzmaschine, welche den eingeschnittenen Zähnen die richtige epicycloidische Form gibt, und somit war nun für den gleichförmigen Gang der astronomischen Uhren ein neues Element auch von dieser Seite her gefunden.

Durch die richtige Figur der Radzähne und durch die ruhende Hemmung erlangten die Uhren einen Grad der Vollendung, an welchen man bisher nicht gedacht hatte. Sie bildeten für die Astronomen die vollkommensten Zeitmesser, da die geringen Ungleichheiten im Gang der Uhr mit außerordentlicher Regelmäßigkeit stattfanden und sich erst nach langen Zeiträumen bemerkbar machten. Es hatte nun auch keine Schwierigkeit, den Gang der Uhr von Zeit zu Zeit mit den Sternen zu vergleichen, und so das richtigste Maß für die mittlere Zeit zu erhalten.

Man glaubte den Grund der noch übrig bleibenden regelmäßigen Ungleichförmigkeiten im Gang der Uhren endlich gefunden zu haben; denn schon im Jahre 1669 hatte der Franzose Picard beobachtet, daß die Uhren sämmtlich im Winter geschwinder, im Sommer langsamer gingen; ja sie gehen oft um 20 Sekunden per Tag im Sommer zu langsam, wenn sie im Winter richtig gehen, und so umgekehrt. Da Gottfried Wendelin, der Ptolemäus seiner Zeit genannt, schon am Anfang des 17. Jahrhunderts die Erfahrung gemacht hatte, daß alle Körper sich durch Wärme ausdehnen und durch Kälte wieder zusammenziehen, so wurde man sehr bald auf den Gedanken gebracht, es möchten wohl diese noch übrigen Ungleichheiten im Gange der Uhren von der Ausdehnung und deßhalb erfolgten Verlängerung der eisernen Stange des Pendels im Sommer, und von der Zusammenziehung und Verkürzung derselben im Winter herrühren. Ja, Versuche wiesen sogar nach, daß Seeuhren aus einer Temperatur von 27° R. bis zum Nullpunkte des Thermometers gebracht, in 24 Stunden $6^1/_2$ Minuten gewannen, ebenso ergibt eine leichte Rechnung, daß ein Sekundenpendel, welches nur $^1/_{100}$ von einer Linie verlängert oder verkürzt wird, in 24 Stunden 1 Sekunde gewinne oder verliere. Unser schon einmal genannter Mechaniker Georg Graham bediente sich, um diesem Uebel zu steuern, zuerst einer Stange aus Holz, das sich innerhalb bestimmter Grade nur sehr unmerkich ausdehnt, nämlich nur um 0,0000051016 seines körperlichen Inhaltes für 1° R. Allein die hygroscopische Eigenschaft des Holzes hob diesen Vortheil der äußerst geringen Ausdehnung wieder auf, welchen das Pendel durch die unbedeutende Veränderlichkeit des Holzes an und für sich gewann.

Der Astronom Schröter firnißte deßhalb seine Pendelstange; der Dubliner Uhrmacher John Croftwaite trocknete das Holz im Backofen, ohne es jedoch anzubrennen, kochte es zuletzt in Leinöl und legte noch einen Firniß darüber. Mehrere Astronomen bedienten sich solcher Pendel und lobten sie sehr, dennoch konnten sie bei den Astronomen keinen rechten Eingang finden; denn eine wenn auch noch so kleine Veränderung durch Kälte und Wärme blieb doch zurück, welche, was wohl die Hauptursache ihrer nicht häufigeren Anwendung sein mochte, sich nicht immer gleich blieb.

Der geniale Uhrenbauer und Mechaniker Graham nahm deßhalb sehr bald zu einem andern Mittel seine Zuflucht, welches sich besser beherrschen ließ als Holz. Er wußte nämlich, daß sich verschiedene Metalle in von einander verschiedenen Größen ausdehnen. Er wählte deßhalb ein Metall, welches sich viel stärker ausdehnte als die Pendelstange von Stahl, nämlich das Quecksilber, das sich unter allen Metallen am meisten ausdehnt, um den $^1/_{55}$ Theil seiner Länge vom Eispunkte bis zum Siedepunkte, während sich der Stahl um nur $^1/_{927}$ seiner Länge ausdehnt.

Anfangs im Jahre 1715 wendet er als Pendel blos einen Flin-

tenlauf an und füllte ihn auf eine bestimmte Höhe mit Quecksilber. Später wählte er eine gefälligere und schönere gewöhnliche Pendelstange, die er unten spaltete, in einen Bügl umwandelte, und in diesen Raum ein cylindrisches mit Quecksilber gefülltes Glasgefäß setzte, welches die Linse vertrat. Wenn sich die Pendelstange ausdehnt, sinkt natürlich das cylindrische Gefäß, das Quecksilber aber dehnt sich in einem viel größeren Verhältniß nach oben aus, und so wird der Schwingungsmittelpunkt immer in gleicher Höhe erhalten, wenn das Quecksilber z. B. 6 Zoll 2 Linien hoch gewesen. Die Ausdehnung der Stahlstange wurde deßhalb durch die in der entgegengesetzten Richtung stattfindende des Quecksilbers wieder ausgeglichen, oder compensirt, daher der Name Compensationspendel.

Obwohl diese Pendel namentlich in ungeheizten Sälen ihren Zweck vollkommen erfüllten, hatte man Anfangs so viele Vorurtheile dagegen, daß im Jahre 1726 Graham ein anderes Metall als Ausgleichungsmittel vorschlug, welches sich zwar nicht so viel als Quecksilber, aber doch noch mehr als Stahl ausdehnte. Das war Kupfer oder auch Messing, welches sich vom Gefrierpunkte bis zum Siedepunkte um $^1/_{535}$ ausdehnt, während der Stahl, wie wir schon oben beschrieben, nur um $^1/_{927}$ seiner Länge wächst. Da sich das Messing also viel mehr ausdehnt als der Stahl, so kann man die Messingstange, welche die Ausgleichung bewirken soll, in eben dem Verhältnisse kürzer machen, als die Stahlstange, welche das Pendel trägt. Das über die Messingstange hervorragende Ende der Stahlstange dient also als eigentliches Sekundenpendel. Man muß demnach die Länge der Stahlstange so wählen, daß noch $3^4/_{10}$ Fuß frei bleiben, wenn die ausgleichende Messingstange mit ihr verbunden ist. Wenn wir Metallstangen von beliebigen, aber einander gleichen Längen bis zum Gefrierpunkte abkühlen, ihre Länge da genau messen, sie nun in Wasser bringen, das allmählig bis zum Siedepunkte erhitzt wird, und dann die Stangen wieder messen, so werden wir finden, daß sie sich sämmtlich ausgedehnt haben; aber jede Stange verschieden nach der Natur ihres Metalles. Bei der Stahlstange hat man gefunden, daß sie sich vom Eispunkte bis zum Siedepunkte des Wassers um $^{1079}/_{1000000}$ ihrer Länge ausdehnt.

Beim gezogenen Rundeisen ist die Ausdehnung eines Stabes von gleicher Länge $^{1235}/_{1000000}$, beim Messing $^{1875}/_{1000000}$, beim Zink $^{2942}/_{1000000}$.

Da die Nenner dieser Brüche alle einander gleich sind, können wir sie füglich weglassen, sobald wir blos die gegenseitigen Verhältnisse der Ausdehnung der Metalle betrachten. Um unsere Ausgleichsstange zu kompensiren, müssen wir also die Stange, die sich am meisten ausdehnt, am kürzesten machen.

Wir wollen zuerst unsere Pendelstange aus Eisen gemacht annehmen. Der Unterschied zwischen der Ausdehnung des Eisens und Messings ist, wenn wir ihre kleine Zahl von der größeren abziehen

Messing . . . 1878
Eisen . . . 1235
643

Dieser Unterschied gibt nun die Vergleichungszahl für irgend eine Pendelstange von bestimmter Länge. Wenn wir unser Sekundenpendel zu $3^4/_{10}$ Fuß annehmen, so muß die Länge mit derjenigen Länge, um welche die Messingstange über eine ihr gleiche Eisenstange bei irgend einer Temperaturerhöhung über dem Gefrierpunkte des Thermometers hervorragen wird, in ein Verhältniß gebracht werden. Wir nehmen also die zwei Zahlen, 643 und 1235 als die Verhältnißzahlen an, nach welchen wir unsere Pendelstange zusammensetzen. Die Länge unseres zusammengesetzten Sekundenpendels ist, wie wir gesehen haben, $3^4/_{10}$ Fuß, und wir erhalten demnach folgende Proportionen:

643 : 1235 = $3^4/_{10}$ Fuß : $6^5/_{10}$.

Die Eisenstange wird also $3^4/_{10} + 6^5/_{10} = 9^9/_{10}$ Fuß lang und die Messingstange $6^5/_{10}$ Fuß. Bei Stahl haben wir

1878 Messing
1079 Stahl
799 Rest;

also 799 : 1079 = $3^4/_{10}$ Fuß : $4^{55}/_{100}$ Fuß. Die Stahlstange wird also $3^4/_{10} + 4^{55}/_{100} = 7^{95}/_{100}$, also nahe 8 Fuß, und unsere Messingstange $4^5/_{10}$ Fuß lang werden müssen.

Bei Zink und Eisen haben wir

2942 Zink
1235 Eisen
1707 Rest

1707 : 1235 = $3^4/_{10}$: $2^4/_{10}$ Fuß.

Unsere Eisenstange wird also $5^8/_{10}$ Fuß und unsere Zinkstange $2^4/_{10}$ Fuß lang werden.

Bei Zink und Stahl haben wir

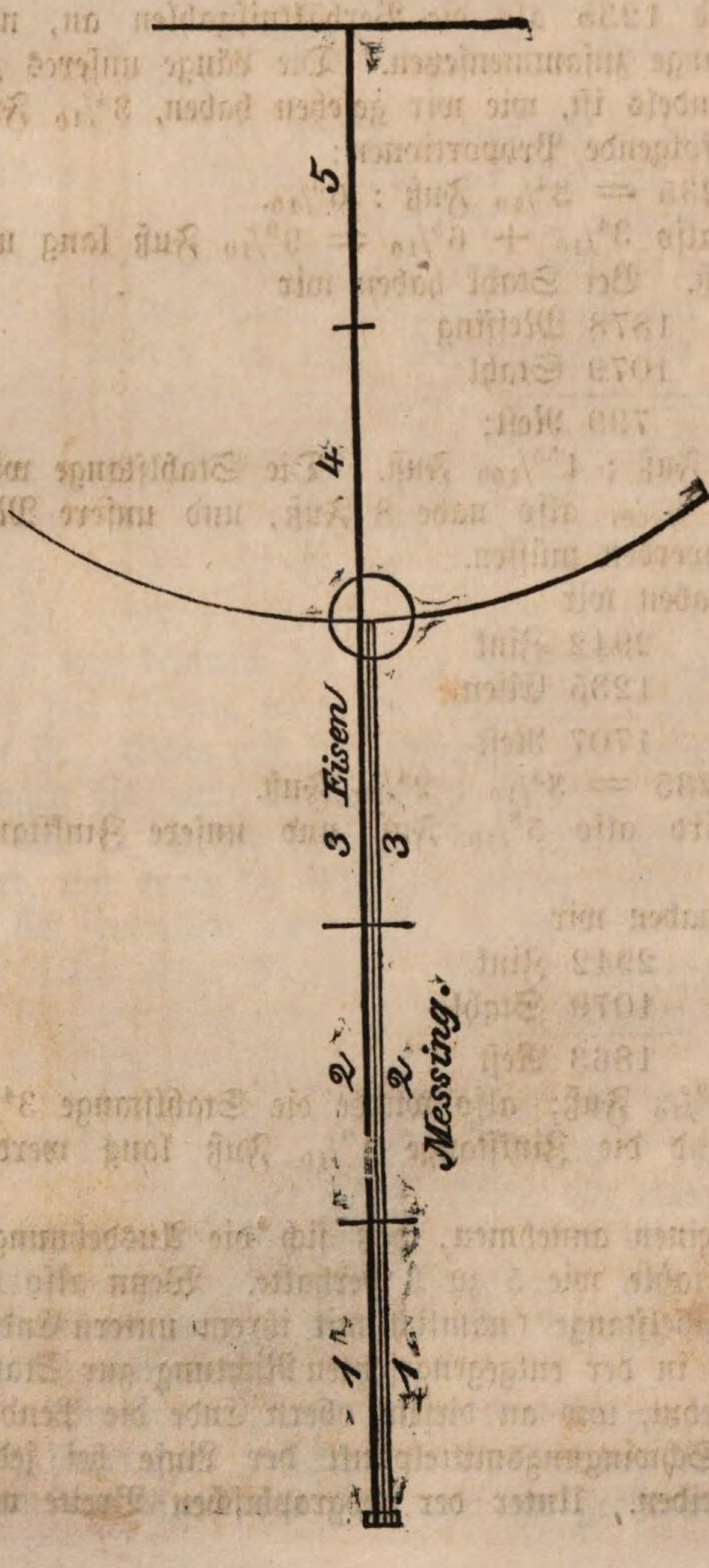
2942 Zink
1079 Stahl
1863 Rest

1863 : 1079 = $3^4/_{10}$: $1^9/_{10}$ Fuß; also würde die Stahlstange $3^4/_{10} + 1^9/_{10} = 5^3/_{10}$ Fuß und die Zinkstange $1^9/_{10}$ Fuß lang werden müssen.

Man kann im Allgemeinen annehmen, daß sich die Ausdehnungszahl des Messings zum Stahle wie 5 zu 3 verhalte. Wenn also die Messingstange so mit der Pendelstange (nämlich mit ihrem untern Ende) verbunden wird, daß sie sich in der entgegengesetzten Richtung zur Stahlstange, also nach oben ausdehnt, und an diesem obern Ende die Pendellinse trägt, so wird der Schwingungsmittelpunkt der Linse bei jeder Temperatur unverändert bleiben. Unter der geographischen Breite von

München muß ein zusammengesetztes Pendel, das Sekunden schwingt, wie wir schon gesehen haben, $42^{24}/_{100}$ Zoll lang sein. In dieser Entfernung vom Aufhängepunkte, welche also $42^{24}/_{100}$ Zoll beträgt, muß ungefähr der Mittelpunkt der Linse zu stehen kommen, die hier also von dem obern Ende der Messingstange getragen werden müßte, welche sich eben so weit nach oben ausdehnt, als die Stahlstange nach unten. Wir müssen deßhalb die $3^{4}/_{10}$ Fuß lange Stahlstange des Pendels noch um die ganze Länge der Messingstange nach unten verlängern, daß das obere Ende der Messingstange mit dem untern Ende der Sekundenpendelstange zusammenfällt. Wenn wir unsere Sekundenpendelstange von 3,4 Fuß Länge in zwei Hälften theilen, jede also von 1,7 Fuß lang und an ihr unteres Ende noch 3 solcher Hälften hinzufügen, so haben wir eine $8^{1}/_{2}$ Fuß langen in 5 Theile getheilte Eisenstange, und 3 solcher Theile geben uns die Länge einer Messingstange zu 5,1', deren oberes Ende man mit dem untern Ende der Stahlstange verbindet, während ihr oberes Ende gerade bis zum Mittelpunkt der Linse des Sekundenpendels reichen wird. (Fig. 35.)

Fig. 35.



Da aber auf diese Weise ein viel größerer Theil der Stange (nämlich 5,1 Fuß) unter der Linse als über derselben zu stehen kommen würde, so mußte man auf eine Vorrichtung denken, die Stange so zu verkürzen und ihre Theile so mit einander zu verbinden, daß man den Stangen-Apparat über der

Linse anbringen kann. Wenn man deßhalb das Stück der Stahlstange, welches sich unter dem Mittelpunkt der Linse befindet, in 3 Theile zerschneidet, und die Messingstange in 2, so erhält man 5 Stäbe die über der Linse zwischen ihr und dem Aufhängspunkte selbst wohl Platz finden. Hier legt man nun die Stangen abwechselnd neben einander und verbindet sie so miteinander, daß die etwas längere Stahlstange, die zugleich als Aufhängepunkt des Pendels dient, unten eine etwas kürzere Messingstange trägt (Fig. 36), welche sich natürlich aufwärts ausdehnt, während sich die Stahlstange nach unten verlängert. Wenn man nun weiter mit dieser Messingstange ein zweites Fünftheil unserer Stahlstange verbindet und mit ihrem untern Ende die zweite Hälfte der Messingstange, so wird sich dieselbe zweite Messingstange wieder nach oben ausdehnen. Hier an ihrem obern Ende befestigt man nun das letzte Fünftheil der Stahlstange und hängt an dieses endlich unten die Pendellinse. Diese einzelnen abwechselnd miteinander verbundenen Stücke Stahl und Messing werden nun eben so wirken, als wenn sie noch unzerschnitten miteinander verbunden wären. Da es aber bei dieser Construction schwer sein würde, die 5 Stangen parallel miteinander zu erhalten, ohne daß die Stangen durch die Linse auseinander gebogen würden, so hat man auf der entgegengesetzten Seite noch vier Stangen, gleich denen auf der rechten Seite aus Stahl und Messing hinzugefügt, und je zwei durch einen Querstab verbunden, blos deßhalb, damit die Schwere der Linse auf alle Stangen gleichmäßig wirke. (Fig. 37.) Dadurch entsteht nun eine, einem Stangenroste ähnliche Figur, weßhalb das Pendel in England Rostpendel genannt worden ist. Das erste Rostpendel verfertigte Graham für den Lord Macclesfield 1740.

Fig. 36.

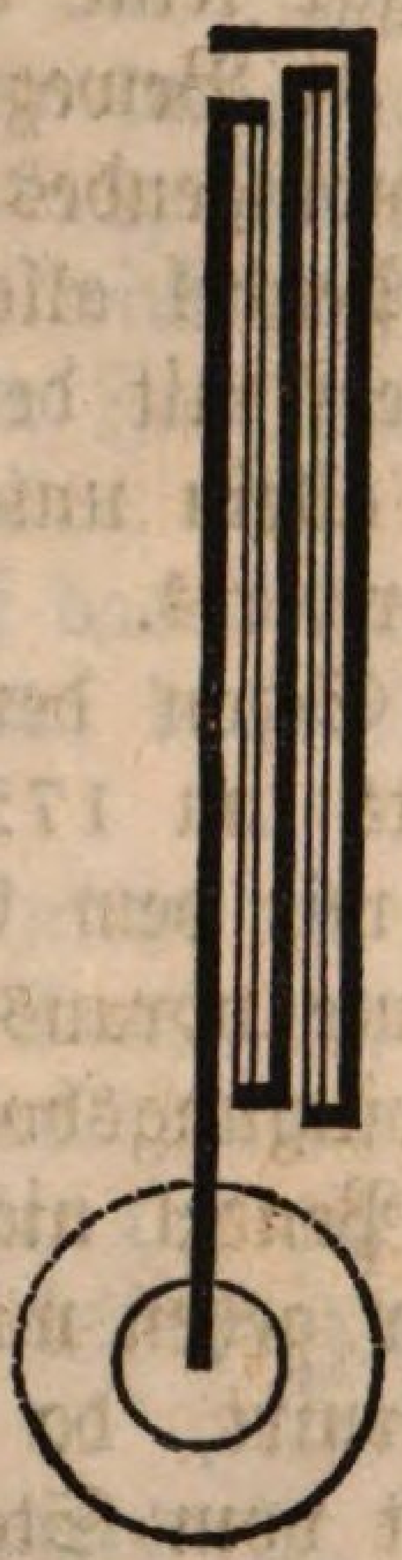


Fig. 37.



Da sich das Zink noch stärker ausdehnt als das Messing, so hatte man zu den neuen Rostpendeln statt der Stangen aus Messing Stangen aus Zink genommen, wodurch eine geringere Anzahl von Stangen nothwendig wurde. Das Pendel besteht nur mehr aus 3 Stangen von Eisen und 2 von Zink.

Auch Urban Jürgensen machte die Pendel seiner astronomischen Uhren aus Zink oder Eisenstangen.

Das Prinzip, nach welchem die ersten Compensationspendel der Art gebaut wurden, ist nun im Laufe der Zeit unter beinahe unzähligen Veränderungen in der Art seiner Anwendung und Ausführung bis auf den heutigen Tag angewendet worden.

Bourdin zu Paris z. B. hat bei seinem Pendel sogar Glas, Zink, Platin und Stahl miteinander verbunden; indessen wird ein gut ausgeführtes Zinkrostpendel und ein gutes Quecksilberpendel für alle astronomischen Uhren wohl bis zu dieser Stunde noch der Regulator sein.

Indessen fanden doch auch bei den besten Compensationspendeln noch immer kleine Unregelmäßigkeiten im Gange statt, welche von andern Umständen herrühren, die wir jetzt betrachten wollen. Selbst der große Huygens hatte seine theoretischen Betrachtungen immer auf das einfache, allein durch den Einfluß der Schwere schwingende Pendel gerichtet, und gar keine Ahnung gehabt, daß ein Pendel mit einem durch ein Gewicht in Bewegung gesetzten Räderwerk verbunden, nicht mehr als ein freischwingendes einfaches Pendel betrachtet werden kann; denn schwingt das Pendel allein, so wirkt blos die unveränderliche Schwere auf das Pendel; mit dem Uhrwerke verbunden wird die Wirkung dieser Schwere nicht allein unterstützt, sondern auch modifizirt durch die Einwirkung des Räderwerks.

Schon der in Paris etablirte Engländer Heinrich Sully hatte bereits um 1720 die Bemerkung gemacht, daß eine sehr gut gearbeitete Uhr mit dem Clement'schen Hacken (Fig. 28) täglich um eine ganze Minute vorausging, als man das Gewicht verdoppelte, obwohl sich der Schwingungsbogen des Pendels vergrößerte, weßhalb die Uhr, wäre das Pendel nicht vom Hacken schneller angetrieben worden, hätte langsamer gehen müssen. Allerdings war der Hacken nicht geometrisch richtig construirt, da er in seinen verschiedenen Neigungen mit verschiedener Kraft vom Steigrade angetrieben wurde, allein dieser Vorgang liefert uns den deutlichsten Beweis, daß auch beim Pendel mit der Uhr verbunden sich die Schwingungszeit ändert, wenn sich die Kraft, die auf das Pendel wirkt, ändert.

Bei der ersten Hemmung des Steigrades mittelst der Spindel und des englischen Hackens war das Pendel sogar beständig auf das Räderwerk wirkend, also von verhältnißmäßig großer Anreibung; dazu kömmt noch die Einwirkung der Luft, welche das Pendel zu durchschneiden hat, und der Einfluß des Oeles.

Die Einwirkung der Räder auf das Pendel beschleunigt den Fall des Pendels und widersetzt sich eben so sehr dem Steigen des Pendels, ein Umstand, der indessen oft die Regelmäßigkeit des Ganges des Pendels bei verschiedenen Elongationen verbessert.

Ja mehre Uhrmacher haben absichtlich dem Steigrade einen Zurückfall gegeben, um durch die Einwirkung des Lappens dem Steigen des Pendels am Ende seines Ausschwunges entgegenzuwirken und überhaupt die Dauer der Ruhe zu verlängern, um so das zu erstreben, was Huygens durch die theoretische cycloidische Bewegung des Pendels vergebens zu erreichen suchte.

Wir haben schon gesehen, daß noch gegenwärtig alle Schwarzwälder-

Uhren und die neuesten Stutzuhren, welche durch eine Feder bewegt werden, mit ganzem Rückfall (Fig. 30) oder wenigstens mit halbem gehen.

Die allerschlimmste störende Wirkung auf den Gang der Uhren übt das Oel aus, da seine Einwirkung die unregelmäßigste durch gar kein Mittel zu controlirende ist. Alle Uhren gehen schneller, wenn das Oel rein und flüssig ist. Die Wirkung des Oeles ist auf alle sich bewegenden Theile in der Uhr vom größten Einflusse und von verschiedener Wirkung je nach der Geschwindigkeit der Bewegung. Jede Veränderung in der Consistenz des Oeles wirkt auf das Steigrad und die Lappen des Ankers am stärksten, aber auch auf alle Zapfen.

Wenn wir eine 8 Tage gehende Uhr annehmen und den Umlauf des Bodenrades gleich 1 annehmen, des Minutenrades = 12, des übersetzten Rades = 96, des Steigrades = 720 annehmen, so wird der Einfluß des Oeles auf die durch 7, 3, $1^1/_2$, 1 ausgedrückten Zapfendurchmesser dieser Räder sich nach obigem Verhältnisse vertheilen. Auf das Bodenrad wird er durch 7 ausgedrückt werden können, auf das Minutenrad durch 36, auf das übersetzte Rad durch 144 und auf das Steigrad durch 720.

Die Wirkung des Oeles auf die Lappen des Ankers ist noch größer als auf die Zapfen, denn jedes Zunehmen der Consistenz des Oeles hat das Bestreben, nicht allein das Moment des Pendels zu vernichten, sondern auch die unterhaltende Kraft zu schmälern, da die Peripherie des Steigrades zur Peripherie seiner Zapfen wie 50 zu 1 ist.

Der Einfluß des Oeles auf die Zapfen des Steigrades ist, wie wir so eben gesehen haben, wohl viermal so groß als auf alle übrigen Zapfen; also erhalten wir $4 \times 50 = 200$, eine 200malige größere Einwirkung des Oeles auf die Lappen, als auf alle übrigen Zapfen, die Zapfen des Steigrades ausgenommen, und 40mal so groß, als auf alle Zapfen miteinander.

Gleiche Veränderungen in der Temperatur werden indessen nicht jedesmal die gleiche Wirkung auf das Oel hervorbringen, da es sich immer, nicht allein in mechanischer, sondern auch in chemischer Hinsicht verändert und zuletzt an Quantität immer abnimmt.

Dieser gewaltige Einfluß des Oeles kann also nicht compensirt werden. Daß er namentlich bei schlechten Uhren nicht immer in seiner ganzen Größe fühlbar ist, rührt daher, daß sich glücklicher Weise oft verschiedene störende Einwirkungen wieder compensiren. Die zunehmende Wärme dehnt die Pendelstange mehr aus, sie geht deßhalb langsamer, das Oel wird aber da auch flüssiger; das Steigrad wirkt kräftiger auf den Lappen und so geht die Uhr namentlich bei zurückfallender Hemmung oft um eben so viel schneller, als sie wegen Verlängerung des Pendels langsamer gehen würde. Das trifft aber nicht überlla in gleichem Maß ein, denn die Gegenwirkung hängt

von der sich immer und ohne alle controlirbare Regel verändernden Consistenz des Oeles ab.

Diesen gewaltigen Einfluß des Oeles bei allen guten Uhren hat unser Mannhardt durch die sinnreichste Construction seiner Uhren so klar und augenscheinlich, wie dieß nie geschehen, vor Augen gelegt, und es ist dadurch dieser Einfluß wirklich meßbar und korrigirbar gemacht worden.

Es ist ferner klar, daß eine bewegende oder unterhaltende Kraft, welche zur Bewegung des frisch geölten Triebwerkes gerade hinreichend ist, den vermehrten Widerstand bei verdicktem zähen Oele nicht mehr oder nur mit Mühe wird überwinden können. Es muß deßhalb hinreichend Kraft oder Gewicht vorhanden sein, auch die vermehrten Hindernisse zu überwinden, und es ist immer ein Irrthum, wenn man den Gang der Uhr mit dem allergeringsten Gewichte bewirken will.

Aus dem bisher Gesagten folgt auch, daß bei der zurückfallenden Hemmung die Reibung und der gewaltige Einfluß des Oeles sich am auffallendsten zeigen, ferner, daß sich die Einflüsse der Reibung und des Oeles da am wenigsten störend bemerklich machen werden, wo der größte Zurückfall stattfindet, und wo überhaupt die Zeit der Ruhe so kurz als möglich ist.

Alle die Versuche, deren Zahl Legion ist, zur endlichen Verbesserung der Pendeluhren gingen dahin: erstens den Einfluß des Oeles so sehr als möglich zu vermindern, und zweitens, eine konstante Kraft auf das Pendel wirken zu lassen.

Schon bei der ruhenden Hemmung ist der Einfluß des Oeles viel geringer als bei der zurückfallenden; bei der ruhenden ist er nämlich wie 92 zu 1, bei der zurückfallenden wie 120 zu 92.

Bei der Mannhardt'schen ruhenden Stiftenhemmung ist der Einfluß des Oeles noch geringer, als bei der ruhenden Ankerhemmung.

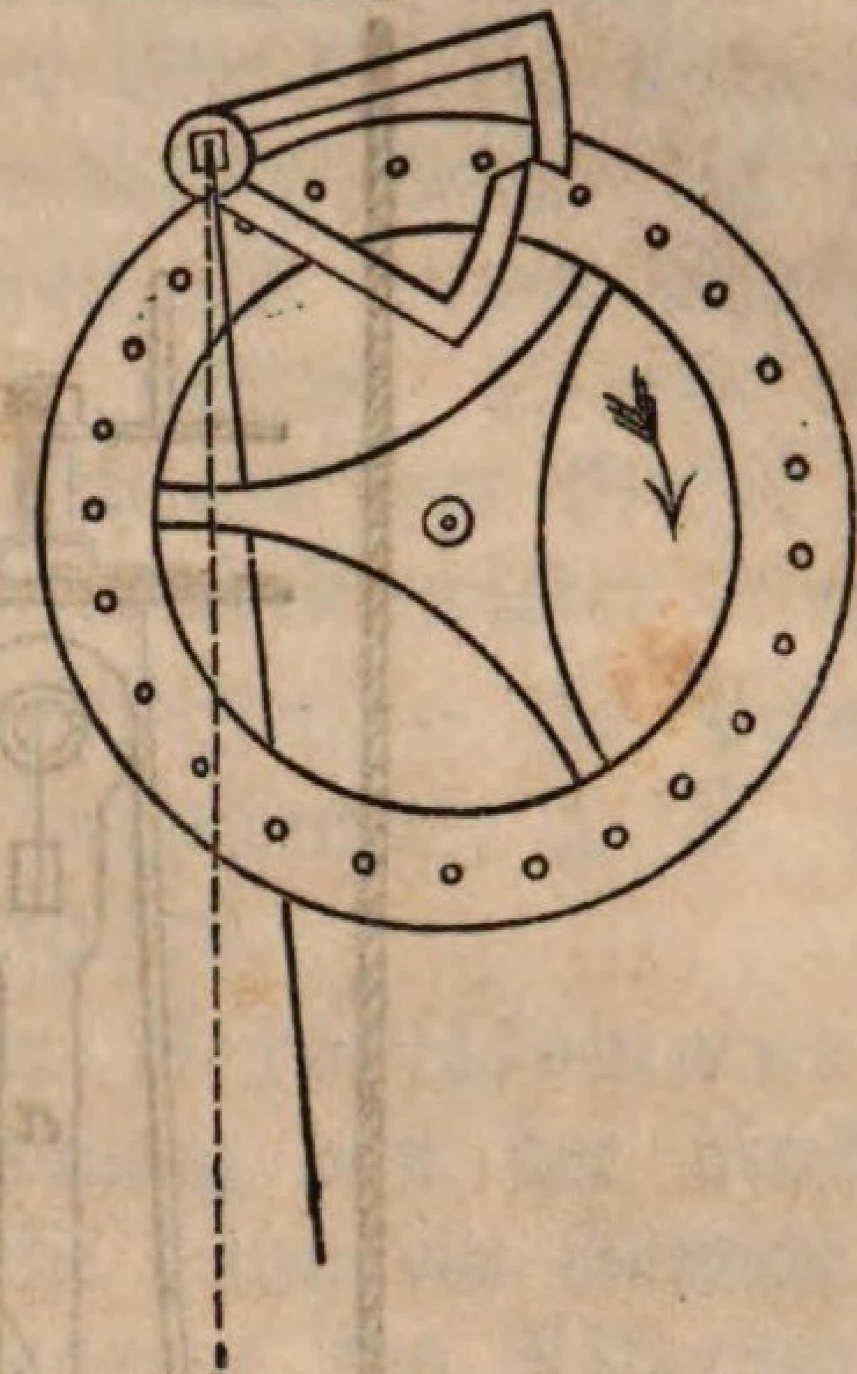
Es konnte kaum fehlen, daß man nicht einmal auf den Gedanken gerieth, die beiden Arme eines Graham'schen Ankers, wovon der eine Lappen immer zwischen den 11. und 12. Zahn des Steigrades greift, zusammenzurücken und auf eine Seite zu legen.

Statt des Stirnrades machte man eine Art Kronrad, indem auf die Seite des Radkranzes rechtwinkelig statt der Zähne halbrunde Stifte gestellt wurden, welche mit ihrer untern Seite abwechselnd von den übereinander gestellten Lappen oder schiefen Flächen des gabelförmigen Ankers abgleiten. Man nannte deßhalb diese Hemmung nach den Stiften des Steigrades Echamppement à chevilles, deutsch Stiftenhemmung oder wie unsere Uhrmacher sagen: Stiftengang. (Fig. 38.)

Sie ist leichter auszuführen, als die Ankerhemmung, dauernder und weniger von Unregelmäßigkeiten des Räderwerkes affizirt. Man macht ihr den einzigen Vorwurf, daß sich das Oel auf den Stiften nicht hinreichend lange hält.

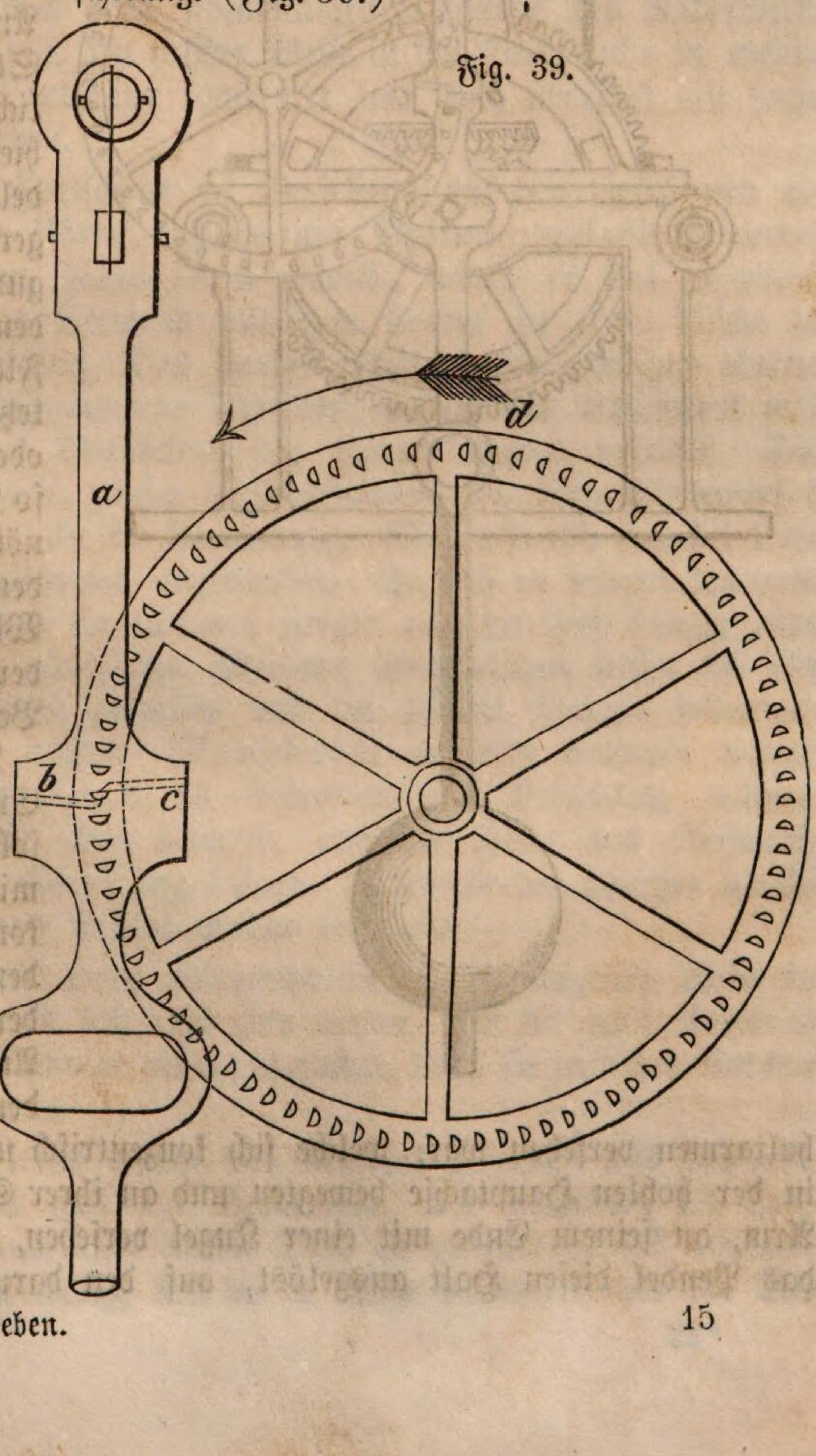
Ein französischer Uhrmacher Amant soll diese Hemmung zuerst versucht haben; die berühmten Uhrmacher Le Paute, Onkel und Neffe, zu Paris haben indessen von dieser Idee eine praktische Anwendung um das Jahr 1780 gemacht und mehrere liegende Uhren mit dieser Hemmung gebaut.

Fig. 38.



Mannhardt hat beinahe bei seinem ersten Erscheinen in München an diesem Stiftengang eine wesentliche Vereinfachung angebracht, indem er den gabelförmigen Anker (Fig. 38) ganz wegließ und die beiden Lappen (Fig. 39 b c) unmittelbar an der Pendelstange a befestigte, welche dicht vor dem Stiftenrade d schwang. (Fig. 39.)

Fig. 39.

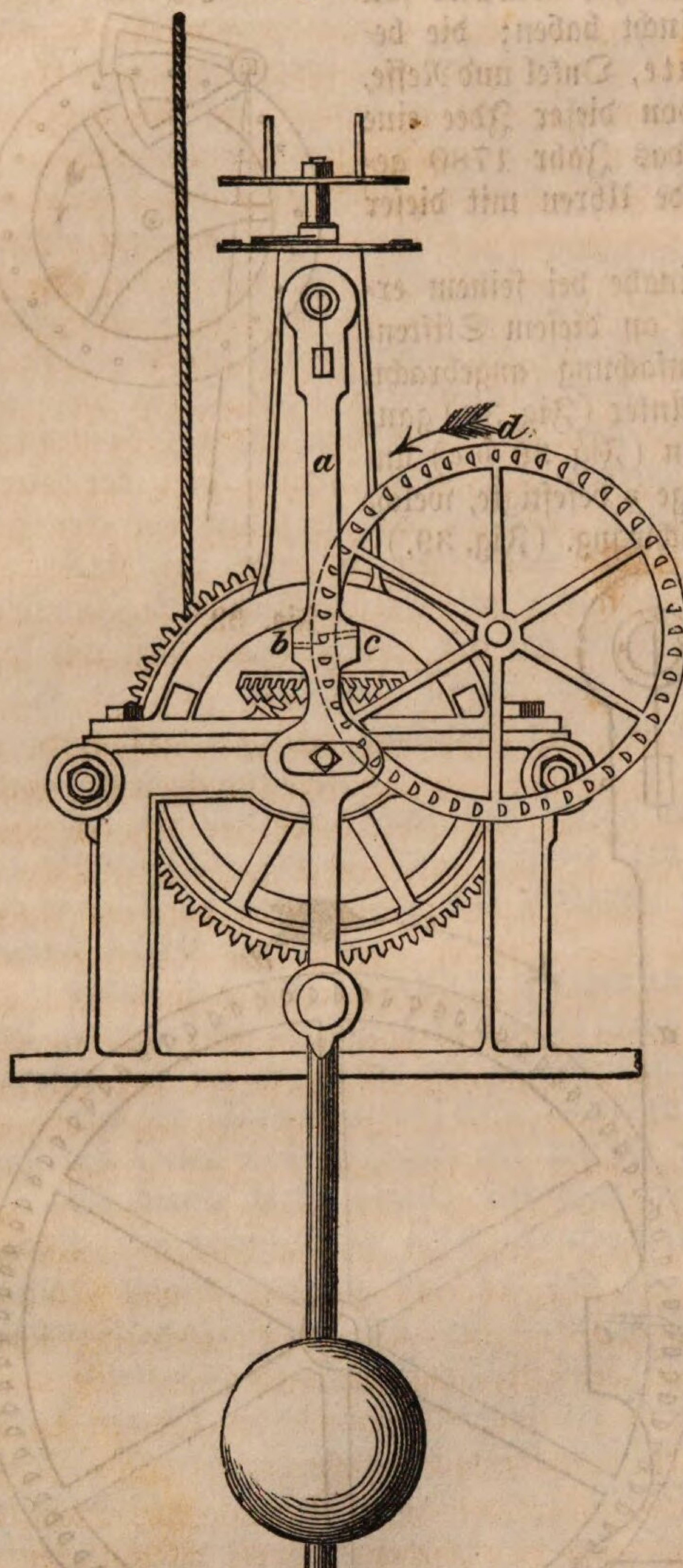


Statt der zwei schiefen Flächen an den Ankerlappen bediente er sich höchst sinnreich des untern Theiles der Stifte am Stiftrade d, der schon an und für sich in der Form eines Halbkreises die schiefen Flächen als zwei Quadranten in sich vereinigt, also die zwei schiefen Flächen an den Lappen ganz überflüssig macht.

Man sieht an diesem genialen Kunstwerk noch überdieß, daß die Mannhardt'sche Uhr nur zwei Hauptträder besitzt. (Fig 40.)

Allein, obwohl das Steigrad auf diese Weise während beinahe eines ganzen Pendelschwunges ruht: die Reibung ist dennoch nicht ganz

Fig. 40.



vermieden; denn es findet noch immer ein Auf- und Niedergleiten der äußern und der innern Fläche des Hackens an den Zähnen des Steigrades während dieser Ruhe statt. Man suchte deßhalb auch diese gleitende Reibung so viel als möglich vom Gange zu entfernen, indem man, nachdem das Steidrad dem Pendel am Ende seines Ausschwunges den nöthigen Antrieb gegeben, dasselbe Steigrad durch einen plötzlich einfallenden Hacken festhielt. Nun kann das Pendel den größten noch übrigen Theil seiner Schwingungen ganz frei vollenden, indem man die schiefe Fläche der Hacken erst am letzten Ende der Elongation oder des Ausschwunges nur so weit einwirken läßt, als nöthig ist, dem Pendel den Theil seiner durch den Widerstand der Luft und der Aufhängfeder verlornen Bewegung wieder zu geben.

Der englische Mechaniker Cumming lieferte eine solche freie Hemmung mit konstanter Kraft. Die konstante Kraft bestand aus dem gewöhnlichen Anker, der aber mit zwei dem Ankerarme parallel laufenden ihnen ähnlichen Aufhaltarmen versehen war, welche sich konzentrisch um eine besondere Achse in der hohlen Hauptachse bewegten und an ihrer Seite einen horizontalen Arm, an seinem Ende mit einer Kugel versehen, trugen, welcher, wenn das Pendel diesen Halt ausgelöst, auf den darunter hervorspringenden

Kreuzarm des Pendels fiel, und so durch seinen Druck die verlorne Bewegung des Pendels wieder ersetzte, während der Einfall oder Aufhalter auf der andern Seite die Zähne des Steigrades festhielt, bis das Pendel am Ende seines Ausschwunges den Einfall mit seinem Gewichte fortstieß, das nun auf den darunter liegenden zweiten Seiten- oder Kreuzarm des Pendels fiel und mittelst seiner Schwere dem Pendel den Theil seiner verlornen Geschwindigkeit auch auf dieser Seite wieder ersetzte.

Diese Hemmung ist natürlich ziemlich komplizirt — ihr Prinzip wurde jedoch unter verschiedenen Modifikationen angewendet, z. B. von dem Franzosen Verité und dem Deutschen Wagner.

Ein nicht unbedeutender Fortschritt in der Vervollkommnung der freien Hemmung war, daß man die Hemmung von der direkten Einwirkung der Räder ganz frei machte, und sie durch ein Gewicht in Bewegung setzte, welches beim jedesmaligen Umgange des Räderwerkes wieder aufgezogen wurde. In solcher Weise ist die Normaluhr in unserer Akademie 1821 von Liebherr konstruirt und noch überdieß mit springenden Minuten versehen.

Einen großen Fortschritt in Beziehung auf den gesicherten und richtigen Gang großer Uhren, welche auf Thürmen aufgestellt werden, hat Mannhardt im Jahre 1834 gemacht, indem er das eigentliche Gehwerk, nämlich das Steigrad mit dem Pendel in einer Nische der Thurmwand selbst aufhing. Das Pendel erhielt seinen nöthigen Antrieb durch eine lange spiralgewundene Uhrfeder, welche das Räderwerk während des jedesmaligen Vorrückens der Zeiger wieder aufzieht. Dieß Gewerk steht nur mittelst zweier Wechselstangen mit dem Räderwerk in der Mitte der Thurmstube in Verbindung. Mannhardt hat bei dieser Thurmuhr gleitende Minuten angewendet. Er sah in seinem bekannten Scharfsinne voraus, daß ein schwerer Zeiger von 12 Fuß Länge, wenn man ihn nach der gebräuchlichen Methode überspringen ließe, in nicht unbedeutende Vibrationen gerathen und bei seinem Einfalle bedeutende Stöße hervorbringen mußte. Mannhardt erlaubte demnach mittelst eines Laufwerkes dem Zeiger 15 Sekunden zum Vorrücken, während welcher Zeit selbe, wie schon bemerkt, auch die Feder des Gehwerkes wieder in die frühere Spannung bringt. Während der übrigen 45 Sekunden bleibt dagen das Pendel wieder in Ruhe.

Die Uhr geht mit einer außerordentlichen Genauigkeit; allein der Einfluß des Oeles macht sich auch hier wieder wie bei allen Uhren bemerklich. Für den Sommer richtig regulirt, hielt sie mit der Normaluhr ganz gleichen Schritt.

Am 31. August 1863 wurde das Gehwerk gereinigt und neu geölt. Hier eilte sie nun bis zum 15. September, also innerhalb 15 Tagen um 40 Sekunden voraus. Von diesem Tage an näherte sie sich allmählig wieder ihrem richtigen Gang, den sie so lange beibehielt, bis die Tem-

peratur sehr tief sank. Da fand man nun, daß sie bis zum 15. Februar 1864 37 Sekunden verloren hatte.

Das ganze Trachten Mannhardt's ging nun dahin, den Einfluß des Oeles auf die Lappen des Ankers so viel als möglich einzuschränken und erfand nun einen neuen höchst sinnreichen Gang, welcher wohl das Höchste zu leisten schien, was in dieser Hinsicht mechanisch erreichbar wäre.

Er verband mit dem nach oben gewendeten und das Steigrad umspannenden Gabelarme seines Pendels einen horizontalen, am hintern Ende mittelst einer Charniere mit der Spitze der Gabel verbundenen Einfall. Dieser Einfall fiel nahezu rechtwinkelig in einen der obern Zähne des Steigrades ein, wodurch der Zahn des Steigrades die Hackennase des Einfalls und somit das Pendel in der Richtung seiner Bewegung fortzog, weßhalb dieser Einfall den Namen Schöpfer trägt. Dieß geschieht jedoch nur während das Pendel den sechsten Theil seines Schwingungsbogens durchläuft. Dann wird das Steigrad durch einen unten einfallenden Sperrhacken festgehalten und das Pendel durchläuft, seine Bewegung fortsetzend, den übrigen Theil seines Schwingungsbogens ganz frei. Erst nach jeder Minute löst ein im ausgedrehten Kranze des Steigrades befindlicher Hebel das Walzenrad aus, welches den Zeiger um eine Minute vorwärts bewegt. Das Pendel erhält seinen neuen Antrieb erst bei jeder Doppelschwingung, in demselben Augenblicke, in welchem es den untern Sperrhacken, der das Steigrad einstweilen festgehalten, ausgelöst hat. Diesen Antrieb durch die Drehung des Steigrades bewegt ein fallendes Gewicht auf eine äußerst sinnreiche Weise mittelst der Achse des Steigrades selbst auf das Walzenrad einwirkend; denn die ganze Uhr hat nur drei Räder. Die Dauer und die Größe der Wirkung des Steigradzahnes auf den Einfall läßt sich durch Stellschrauben an der Pendelachse haarscharf reguliren, und so die Kraft sogar mit wissenschaftlicher Schärfe abmessen, welche gerade nöthig ist, dem Pendel denjenigen Theil des Schwingungsbogens wieder zu ersetzen, um den er durch Reibung in der Luft &c. verkürzt worden ist.

Dadurch ist dieser Gang sogar zu einem ausgezeichneten Thermometer geworden. Wird der Zug nämlich so genau regulirt, daß alle Kraft des Zuges bloß so weit reicht, die verloren gegangene Bewegung wieder zu ersetzen (ein Gewicht von 15,965 Grammes an einen Zahn des Steigrades gehängt, war hinreichend, die Thurmuhr in ununterbrochenem Gange zu erhalten), so bleibt das Pendel stehen, sobald sich durch Abnahme der Temperatur auch das Oel zu verdichten anfängt, und zwar in einer so regelmäßigen Weise, daß ein Unerfahrener leicht auf den Gedanken hätte geführt werden können, Schwankungen in der Wirkung der Schwerkraft anzunehmen.

Da der Einfall und die Zähne selbst nun kein Oel mehr bedürfen, und nur die Zapfen des Räderwerks geölt sind, so dient gerade diese Maschine dazu, den gewaltigen Einfluß recht klar darzulegen, welchen

das Oel stets wechselnd je nach der Temperatur auf den Gang der Uhr ausübt. Diese Uhr hat den klarsten Beweis geliefert, daß, so lange der Einfluß des Oeles auf das Gehwerk nicht möglichst ganz entfernt werden kann, an einen ganz genauen Gang selbst der mit dem besten Rostpendel versehenen astronomischen Uhr nicht gedacht werden kann. — Die Liebherr'sche astronomische Normaluhr unserer Akademie blieb in jedem kalten Winter regelmäßig stehen, und im heurigen strengen Winter mußte sogar ein temporärer Ofen in dem Saale, in welchem sich das Gehwerk befindet, aufgestellt werden, um die Uhr im Gange zu erhalten.

Das merkwürdige Uhrwerk Mannhardt's' das zu diesen Beobachtungen diente, ist in dem Thurme des Isarthores aufgestellt. Ein zweites ziert den Thurm des Karlsthores.

Ich hatte mit Mannhardt öfters Besprechungen über die Punkte, welche nothwendig berücksichtigt werden müßten, wenn man die Einwirkung störender Einflüsse auf das Pendel so viel als möglich beseitigen wollte. Dazu gehört natürlich eine höchst vorsichtige und umsichtige Anwendung der sogenannten unterhaltenden Kraft, welche den Gang des Pendels unterhält. Es wird, der herrschenden Meinung gerade entgegengesetzt, das Sicherste sein, die unterhaltende Kraft nur in der Nähe desjenigen Bogenstückes seiner Curve wirken zu lassen, wo das Pendel seine größte Geschwindigkeit und sein größtes Moment erreicht hat, weil da irgend eine kleine Unregelmäßigkeit in der unterhaltenden Kraft am wenigsten Einfluß äußern wird. Ein zweites Haupterforderniß dürfte sein: Anwendung der unterhaltenden Kraft so selten als möglich und Anbringung derselben dem Schwingungspunkte so nahe als möglich. In allen Uhren mit konstanter Kraft und freiem Pendel, die bisher gebaut worden sind, löst das Pendel wenigstens mit jeder ganzen Schwingung aus. Einfälle werden mittelst schiefer Ebenen gelöst; das fallende Gewicht wird eben so oft wieder gehoben; kurz es ist eine ewig stoßende und reibende Bewegung, ein ewiges Geklapper, wodurch sich die Maschine eben so schnell abnützt.

Eine weitere Forderung ist die Reduzirung alles Räderwerkes am Gange selbst auf die allergeringste nur absolut nothwendige Anzahl, und Ausführung des einen unentbehrlichen Rades in den allerkleinsten Dimensionen.

Mannhardt hat auch diese Aufgabe gelöst. In seinen neuesten Thurmuhren ist das Steigrad ganz entfernt und deßhalb sind aber auch die Lappen, ein Hauptquell aller Unregelmäßigkeiten, nicht mehr vorhanden. Das Pendel bewegt sich eine ganze Minute frei. Dasjenige, mit welchem unsere Versuche angestellt wurden, war an Federn aufgehängt, 92 Zoll 10 Linien bayr. bis zum Mittelpunkt der Linse lang, und machte 40 Schwingungen in der Minute. Sein Schwingungsbogen betrug 4° 19′ 30,8″. Am Ende einer Minute hatte es $45^{4}/_{10}$ Bogensekunden am Ausschwung verloren. Seinen Ersatz für die verlorene

Bewegung erhält es erst wieder nach Umfluß dieser Minute. Der Mechanismus selbst, welcher das Pendel in gleicher Bewegung erhält, ist höchst einfach. In irgend einer dem Schwingungspunkte nahen Höhe ist das Pendel gespalten. Eine horizontale Querstange aus Stahl verbindet beide Schenkel. Diese horizontale Stange trägt eine schiefe Ebene. Nach jeder Minute legt sich, wenn das Pendel seiner größten Geschwindigkeit am nächsten ist, auf den höchsten Punkt dieser schiefen Ebene sachte die ungeölte Friktionsrolle eines Hebelarmes, dessen Gewicht durch ein Gegengewicht genau regulirt werden kann. Die Friktionsrolle gleitet über die schiefe Ebene herab und ertheilt dadurch dem Pendel genau so viel an Bewegungsersatz, als man ihm geben will. Der bewegende Hebelarm wird, nachdem er diese Wirkung ausgeübt, durch das Uhrwerk, welches die Zeiger vorwärts schiebt, sogleich wieder auf seine ursprüngliche Höhe mittelst einer eigenen ellipsoidischen Scheibe gehoben.

Die Auslösung dieses Hebels wird durch ein kleines Zahnrädchen hervorgebracht, dem Aufhängspunkte des Pendels nahe und in der Pendelstange selbst angebracht, das ohne alles Oel läuft. Mit jeder Rückkehr des Pendels auf derselben Seite stößt ein zweiter am Gestelle befestigter und genau balanzirter Stößer einen Zahn des Rädchens vorwärts, welches einen zweiten Stößer fest an seine Achse befestigt trägt, und hat das Rädchen einen Umlauf gemacht, so steht sein Stößer wagrecht und das Pendel wirkt nun mittelst dieses Stößers am Ende seines Rückganges momentan auf einen zweiten vertikalen Hebelarm, welches den Fallhebel und das Gehwerk zugleich auslöst. Das ist auch der einzige Widerstand, welchen das Pendel zu überwinden hat. Dieser Widerstand ist dem Aufhängspunkte so nahe als möglich gerückt, und verschwindet schon deßhalb durch das Moment der schweren sinnreich geformten Pendellinse beinahe gänzlich. Die zarten Zapfen des Rädchens sind ohne Oel, das Oel kann also auch hier nicht mehr als aufhaltendes Mittel wirken, und die Erfahrung hat auch wirklich bestätigt, wie richtig die Prinzipien gewählt waren, nach welchen Mannhardt diese neue Thurmuhr gebaut hat.

Das Mittel einiger der genaueren Versuche über den Gang der verschiedenen von Mannhardt construirten Uhren gibt nachfolgendes Schema.

Es wurden nämlich in diesem strengen Winter vom 19. Jänner bis 16. Februar die Elongations- oder Ausschwungs-Grade der Pendel an 3 Uhren mehreremale des Tages genau gemessen.

Die erste Uhr war der Manhardt'sche Stiftengang mit Oel. Die zweite Uhr ist die Mannhardt'sche Uhr mit dem ziehenden Steigrade ohne Oel. In der dritten Uhr haben wir die neueste ohne Steigrad und ohne Oel.

Der Temperaturunterschied war von — 10⁰ bis + 3⁰ R.

Fig 38. 1. Stiftengang mit Steigrad u. Oel.	Fig. 39. 2. Ziehendes Steigrad ohne Hacken u. Oel.	Fig. 40. Uhr ohne Steigrad u. ohne Oel.
Schwingungsunterschiede bei allen Temperatur-Differenzen.		
von 5° bis 6¾°	von 4¼° bis 4½°	unverändert 5¼°

Hiemit scheinen wir also wirklich an einem Punkte angelangt zu sein, welchen auch ein kommendes mechanisches Können kaum mehr bedeutend überschreiten wird. Ich will hier die wunderbare technische Einfachheit und höchste Simplifikation eines solchen Uhrwerks gar nicht berühren, welche der Maschine eine außerordentliche Dauer sichert, die regelrechte Behandlung und Reinigung eines solchen Uhrwerkes auch dem Ungewandtesten möglich macht, wodurch die fabrikmäßige Herstellung von Uhren, die an Genauigkeit manche astronomische Uhr übertreffen, eine verhältnißmäßig leichte Sache wird.

Die Liebherr'sche Normaluhr mit Rostpendel und freiem Stiftengang und springenden Minuten verlor durchschnittlich von 1858 bis zu dieser Zeit im Winter 2—3 Minuten monatlich; im Sommer dagegen gewinnt sie monatlich gewöhnlich eine Minute. Eine Thurmuhr zu Lemberg unter Leitung des Professors Stampfer ausgeführt, bei welcher alle theoretischen Forderungen so viel als möglich erfüllt waren, zeigte nach Verlauf eines Jahres eine Differenz von 2—3 Sekunden täglich. Man hatte nämlich auch hier wieder allen Werth auf die Cycloide gelegt, in welcher das Pendel schwingen sollte; eine Curve, welche bei einem physischen Pendel den beabsichtigten Zweck schon theoretisch verfehlen muß, wenn man auch ein mit einem Uhrwerk verbundenes Pendel nöthigen könnte, wirklich den Anforderungen der Theorie entsprechend, in einer solchen Curve zu schwingen. Den eigentlichen störenden Einfluß des Oeles scheint man gar nicht berücksichtigt zu haben.

Ich will hier nicht behaupten, daß unsere Liebherr'sche Normaluhr, namentlich was das Rostpendel betrifft, hinreichend genau regulirt sei; denn schon vor einem Jahrhundert hat man eine Uhr mit Rostpendel gemacht, welche viel weniger von der mittleren Zeit abwich. Eine Uhr z. B. von dem berühmten Harrison, verfertigt um 1760, wich während eines Zeitraumes von 147 Tagen nur um 2 Sekunden von der mittleren Zeit ab.

Daß solche Leistungen ein Triumph menschlichen Scharfsinns und menschlicher Ausdauer sind, wird dem mit solchen Verhältnissen nicht

genau Vertrauten erst recht klar, wenn wir solche Resultate auf ihren Ursprung und ihre ersten Elemente zurückführen.

Wir werden dann sehen, wie gerechtfertigt die minutiöse Sorgfalt ist, mit welcher man bei solchen Uhren auch die scheinbar unbedeutendsten Einflüsse zu entfernen suchen muß.

Eine Sekundenpendeluhr macht in der Stunde 3600 Schläge, und deßhalb in 24 Stunden 86,400, in 7 Tagen 604,800, in 30 Tagen 2,592,000, in 365 Tagen 31,536,000 Vibrationen. Der 86,000ste Theil, um welchen ein einziger Schlag zu kurz ist, macht deßhalb täglich schon eine Sekunde Unterschied, der 604,000ste Theil eines Schlages macht wöchentlich einen Unterschied von einer Sekunde, und der 2,592,000ste Theil eines Schlages macht schon im Monat eine Secunde.

Und dennoch hat es die Mechanik in der neuen Zeit dahin gebracht, daß jeder Schlag des Pendels nicht um den 2,592,000 Theil unrichtig ist. Welch' ein Triumph menschlichen Scharfsinns und menschlicher Ausdauer. Aber wenn auch eine solche Pendeluhr selbst des Monats nur eine Sekunde fehlt, so wird dieß im Jahre schon zwölf Sekunden betragen.

Obwohl man also die Genauigkeit bei Ausführung von Maschinen, welche die Zeit zu messen haben, zu einem staunenswerthen Grade der Vollkommenheit getrieben hat: eine absolute Vollkommenhelt werden unsere zeitmessenden Maschinen ebenso wenig erreichen, als Alles, was aus den Händen der Menschen hervorgeht.

Auch die allerbesten Uhren müssen deßhalb regelmäßig mit der absolut genauen Uhr des Himmels, mit der Sternenuhr verglichen werden. Jede Sternwarte hält ein ununterbrochen geführtes, sehr genaues Tagebuch über den Gang ihrer zeitmessenden Maschinen im Vergleiche mit der Uhr des Himmels. Ja die Uhren der Sternwarten gehen nicht einmal mit den Uhren des Sonnentages oder auch des bürgerlichen Tages. Die Sonne bewegt sich nämlich nicht mit gleichförmiger Geschwindigkeit, im Winter schneller, im Sommer langsamer. Dagegen ist der Sternentag von unwandelbarer gleicher Dauer, obwohl kürzer als unser Sonnentag. Der Sternentag ist 23 Stunden, 56 Minuten, 4,09 Secunden lang. Dieser Tag ist mit aller Gewißheit 150 Jahre vor Christus, also vor 1914 Jahren ganz derselbe gewesen, und wir haben Hoffnung, daß er es noch für unermeßliche Zeiten bleiben werde; die mechanischen Gesetze, nach welchen der Schöpfer den Gang der großen Weltuhr eingerichtet, trachten trotz aller Schwankungen immer und immer zur Erhaltung des ganzen wundervollen Mechanismus, und was wir Zeit nennen, wäre also eine Art von Ewigkeit.

Die Astronomen haben nämlich die Bewegung der Weltkörper in einem nicht widerstehenden Mittel angenommen, und unter dieser Voraussetzung ist nach den Gesetzen, unter deren Einfluß sich die Gestirne bewegen, so weit wir sie nämlich kennen, den Gestirnen eine unendliche

Dauer gesichert. Allein neuere Beobachtungen scheinen es mit jedem Tage gewisser zu machen, daß auch die Sterne sich in einem widerstehenden Mittel bewegen — wird dieß noch strenger bewiesen, so ist schon dadurch das Ende alles sich Bewegenden am Himmel unabänderlich festgestellt. Die Kreise der Planeten müssen immer kleiner werden und diese Weltkörper sich zuletzt in die Sonne stürzen und so zu existiren aufhören, ganz wie es die Bibel verkündet.

Allein schon auf unserer Erde sehen wir, daß Alles, was in der Bewegung existirt, nicht für eine ewige Dauer geschaffen ist. Jedes einzelne Wesen tritt in's Dasein aus unscheinbaren, oft dem bewaffneten Auge verschwindenden Keimen entstanden, wächst, sich immer mehr entwickelnd, nimmt aber sehr bald wieder allmählig ab, bis es zerfällt und Staub wird, von dem es genommen ist. Aus diesem allgemeinen Gesetze des Todes läßt sich nach allen Analogien schon schließen, daß, was den Gesetzen der Bewegung unterworfen ist und in der Bewegung existirt, einmal zur Ruhe kommt und kommen muß. Eine hohe Wahrscheinlichkeit, beinahe an Gewißheit gränzend, ist es, daß auch die Welten jenseits der Sonne von diesen Gesetzen keine Ausnahme machen. Alle werden „veralten und wie ein Kleid vergehen.“

„Es gibt einmal einen letzten Menschen“, um mit unserm Jean Paul zu reden; „er wird auf einem Berge unter dem Aequator stehen und herabschauen auf die Wasser, welche die weite Erde überziehen — festes Eis glänzt an den Polen herauf — der Mond und die Sonne hängen ausgebreitet und tief und nur blutig über der kleinen Erde, wie zwei trübe feindliche Augen oder Kometen — das aufgethürmte Gewölk strömt durch den Himmel und stürzet sich in's Meer und fährt wieder empor, und nur der Blitz schwebt mit glühenden Flügeln zwischen Himmel und Meer und scheidet sie. — Schau auf zum Himmel, letzter Mensch! Auf deiner Erde ist schon Alles vergangen — deine großen Ströme ruhen aufgelöset im Meere.

Die alten Menschen, in welchen die früheren Alten lebten, wie Versteinerungen in Ruinen, zergehen unter dem Meere — nur die Welle klinget noch und Alles schweigt, und das Geläute der Uhren, womit deine Brüder die Jahrhunderte wie einen Bienenschwarm verfolgten, regt sich nicht im Meeressand. — Bald flattert das noch von dir bewohnte Sonnenstäubchen hinauf, und die größeren blinkenden Staubkörner auch; aber die Sonne trägt den Kindersarg der Menschheit leicht im Arm und hüpfet, von deiner Flugerde schwach bestäubt, jugendlich, obwohl kinderlos, mit andern Schwestern um die Muttersonne weiter . . . Schwacher Sterblicher! der du vor Allem zitterst, was älter wird als du, höre weiter! Auch die Sonnen der Milchstraßen ergreifen endlich einander feindlich und umschlingen sich kämpfend zu Einer Riesenschlange, und eine chaotische Welt aus Welten arbeitet brennend und fluthend. — Aber im unendlichen Himmel hängt ihre schwarze und

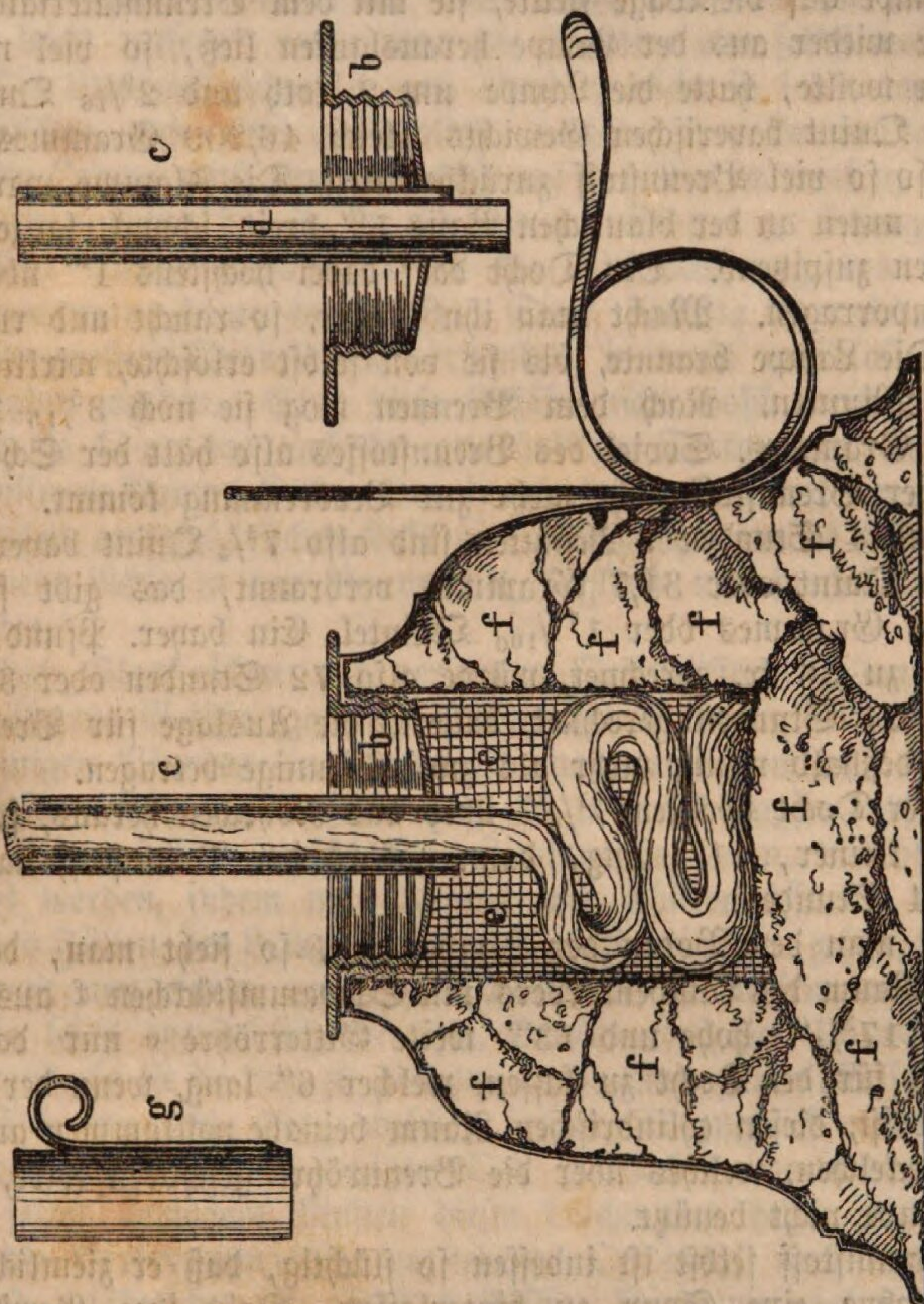
feurige Gewitterwolke nur unbemerkt und klein, weit über ihr und unter ihr schimmern die Sterne friedlich in ihren tausend Milchstraßen. — Vernimm weiter, Erschrockener! In der Ewigkeit kommt ein Tag, wo auch alle diese Straßen und weißen Wölkchen sich verfinstern, und wo in der weiten Unermeßlichkeit nur Gewitterwolken ziehen, aus Sonnen gemacht, und wo es dämmert in der ganzen Schöpfung .... Dann ist Gott noch, er steht licht in der Nacht, seine Sonne zog die Sonnenwolken auf, seine Sonne zertheilt sie wieder" — „Er ist immer derselbe." und wie der Psalmist sagt: Seine Jahre allein sind ohne Wandel.

---

2. Etwas über die neue Li-gro-ine- oder Petroleum-Gas-Lampe.

Von Prof. Dr. Schafhäutl.

Wir lasen unlängst in Zeitungen von einem Künstler, welcher einen Brennstoff erfunden habe, mittelst dessen man bloß einen Lampenkörper auszuschwenken brauche, um hier bei gleichsam leerer Lampe hinreichenden Brennstoff für eine mehrere Stunden andauernde Flamme zu erhalten. Das erforderliche Ausschwenken des Lampenkörpers mit dem neuen Brennstoffe ließ natürlich auf einen sehr flüchtigen Körper, also auf eine sehr flüchtige Kohlenwasserstoffverbindung schließen; die geringe Quantität dieses Brennstoffes dagegen, welche blos durch Adhäsion an den Wänden des Lampenkörpers zurückbleiben kann und doch hinreichend sein sollte, eine leuchtende Flamme durch mehrere Stunden zu unterhalten, widersprach allen bisherigen Erfahrungen über die zur Erhaltung einer leuchtenden Flamme absolut nöthige Quantität des Brennmaterials. Indessen existirten diese neuen Lampen nichts destoweniger in Wirklichkeit, fanden ihren Weg auch nach München, und der Spenglermeister Herr Karl Schreiber am Karlsthor war wohl der erste, welcher sie rasch in den Handel brachte. Die neue Lampe konnte bisher nur im kleinen Maßstabe ausgeführt werden, deßhalb kann sie vor der Hand nicht als Studirlampe, sondern nur für Küche, Keller u. dgl. gebraucht werden. Eine solche Lampe aus auf der Drehbank gedrücktem Meßingbleche bestehend, bildet eine abgestumpfte Pyramide, unten an der Basis 3″ $3^2/_3$‴ mit, und ohne die Brennröhre 2″ $2^1/_2$‴ hoch lit. a, oben mit einem darauf zu schraubenden Deckel b versehen, welcher die obere Oeffnung von 11‴ im Lichten verschließt. Selbst die beiden Schraubengewinde der Oeffnung sind auf der Drehbank gedrückt. In dem um die Höhe des Schraubengewindes versenkten Deckel steht das Brennröhrchen c 1″ 5‴ lang, eigentlich aber nur 11‴ über den oberen Lampenrand hervor. Dieses Röhrchen ist $2^3/_4$‴ im Lichten weit, enthält aber erst die eigentliche Dochtröhre d in sich, welche letztere $1^2/_3$‴ weit den dicht eingepaßten Baumwollendocht enthält und bloß an einer Stelle unten seitwärts an



die äußere Röhre angeheftet einen Raum von etwa $^3/_8'''$ auf jeder Seite frei läßt. Dieser Raum bildet die einzige Oeffnung, durch welche das Innere der Lampe mit der Luft kommunizirt. Man kann indessen die Lampe umkehren, ohne daß irgend ein Brennstoff entwischen könnte. Selbst wenn der aufgeschraubte Deckel mit der Brennröhre abgenommen wird, kann man die Lampe umkehren, ohne daß irgend eine Flüssigkeit zum Vorschein käme. Allein der Geruch, der sich dann entwickelt, erinnert sogleich an Petroleumnaphtha und im Grunde bemerkt man einen Waschschwamm f, von einer die Weite der Deckelöffnung etwas überschreitenden 13''' im Durchmesser haltenden Röhre e aus einem Drahtgeflechte von 1 Quadratmilimeter Gitteröffnung niedergehalten, welche sogleich das Räthsel löst, wie man eine Lampe hinreichend mit flüssigem Brennstoff füllen könne, ohne daß derselbe beim Umkehren der offenen Lampe wieder zum größten Theil herauslaufe. In der That, als ich

die leere Lampe auf die Wage stellte, sie mit dem Brennmateriale füllte und dasselbe wieder aus der Lampe herauslaufen ließ, so viel nämlich herauslaufen wollte, hatte die Lampe um 2 Loth und $2^9/_{16}$ Quintchen oder $10^9/_{16}$ Quint bayerischen Gewichts gleich 46,209 Grammes zugenommen, also so viel Brennstoff zurückbehalten. Die Flamme war dabei $23^1/_2'''$ hoch, unten an der blaulichen Basis $5'''$ breit, schmal, lanzettartig sich nach oben zuspitzend. Der Docht darf dabei höchstens $1'''$ über das Röhrchen emporragen. Macht man ihn länger, so raucht und rußt die Flamme. Die Lampe brannte, bis sie von selbst erlöschte, wirklich vier Stunden 5 Minuten. Nach dem Brennen wog sie noch $3^5/_{15}$ Quint, gleich 14,49 Grammes. Soviel des Brennstoffes also hält der Schwamm zurück, welcher Brennstoff nicht mehr zur Verbrennung kömmt.

Während 4 Stunden 5 Minuten sind also $7^1/_4$ Quint bayer. oder 1 Loth $3^1/_4$ Quint oder 31,7 Grammes verbrannt, das gibt für die Stunde 4,46 Grammes oder $1^{77}/_{100}$ Quintel. Ein bayer. Pfund dieses Brennstoffes zu 36 kr. gerechnet, würde also 72 Stunden oder 3 Tage, den Tag zu 24 Stunden gerechnet, dauern, die Auslage für Brennstoff per Stunde deßhalb wenig mehr als zwei Pfennige betragen.

Ragt der Docht höchstens $^1/_4'''$ über das Röhrchen heraus, so wird die Flamme kleiner, $11'''$ lang, dann währt der Brennstoff natürlich länger als 4 Stunden.

Nimmt man den Boden der Lampe weg, so sieht man, daß der ganze leere Raum des Lampenkörpers mit Schwammstückchen f ausgefüllt und daß die $17^3/_4'''$ hohe und $13'''$ weite Gitterröhre e nur dazu da ist, um Platz für den Docht zu lassen, welcher $6''$ lang, wenn der Deckel aufgeschraubt ist, diesen cylindrischen Raum beinahe vollkommen ausfüllt. g ist ein Deckelchen, welches über die Brennröhre geschoben wird, wenn man die Lampe nicht benützt.

Der Brennstoff selbst ist indessen so flüchtig, daß er ziemlich rasch verdampft, ohne eine Spur zu hinterlassen. Sein spez. Gewicht bei 15° R. ist 0,711, also gerade das Gewicht desjenigen Theiles des rohen Steinöls, welcher den Transport desselben so gefährlich macht. Ist vom rohen Steinöl dieses flüchtige Produkt, das man im Handel gewöhnlich Benzin oder Petroleumgeist nennt, abdestillirt, so erhält man erst bei gesteigerter Hitze das eigentliche Petroleum-Photogen oder schlechtweg Petroleum genannt, welches weniger flüchtig und weniger leicht entzündlich ein spez. Gewicht von 0,78 hat.

Auf dieses folgt bei fortgesetzter Erhöhung der Temperatur das sogenannte Solaröl von 0,82 spec. Gewicht, das am allerwenigsten entzündlich ist, und oft statt des Photogens verkauft in den Photogenlampen eine rauchende Flamme erzeugt.

Diese neuen Lampen sind also wirklich Sparlampen, und wenn sie einmal gefüllt sind, vollkommen geruchlos. Man kann sie ohne die geringste Gefahr in der Tasche tragen; sie lassen sich leicht anzünden;

der Docht selbst verbrennt nie, oder wird höchstens an seiner obersten Fläche leicht versengt, wenn man die Flamme von selbst auslöschen läßt.

Die Lampenflamme ist noch überdieß nicht so leicht durch den Zug auszulöschen, wie eine gewöhnliche Kerzen- oder Lampenflamme, man kann die Lampe umstoßen, ja selbst auf den Boden werfen, ohne Gefahr durch Entzündung des in ihr enthaltenen Stoffes zu besorgen.

Das einzige Gefährliche ist die Aufbewahrung des Leuchtstoffes, der sogenannten Li-gro-ine selbst. Diese Naphta oder Li-gro-ine muß, wenn in großen Quantitäten vorhanden, in wohl verschlossenen Gefäßen aufbewahrt werden. Sind diese Gefäße nicht wohl verschlossen, so verdampft die Li-gro-ine auch bei gewöhnlicher Temperatur und bildet im verschlossenen Raume, Keller oder dergleichen zuletzt mit der diesen Raum erfüllenden atmosphärischen Luft eine Mischung, welche sich, wenn man mit einem Lichte in den Raum tritt, sogleich mit furchtbarer Explosion entzündet.

Auch Glasflaschen mit geringern Quantitäten sollten in blecherne oder hölzerne Gefäße gestellt, aufbewahrt bleiben. Sollte eine Flasche mit einigen Pfunden in einem Zimmer zerbrechen und das Oel auf die Dielen laufen, so muß vorher, ehe man es wagen darf, mit einem Lichte in das früher verschlossene Zimmer zu treten, das Zimmer wohl gelüftet werden, indem man Fenster und Thüren öffnet. Deßhalb darf auch das Füllen der Lampen durchaus nicht bei Licht geschehen, und muß überhaupt nur einem verläßigen Menschen überlassen werden. Geräth diese so leicht entzündliche Naphta, Benzin oder hier Li-gro-ine genannt, in Brand, so ist sie nur zu löschen, wenn man große Massen von Sand oder Asche vorräthig hat, welche, indem sie zugleich abkühlend wirken, auch den Luftzutritt zum erhitzten Oele gänzlich zu verhindern im Stande sind; selbst geringere Massen dieser Löschmittel helfen nicht, weil der durch die Verbrennungshitze entstehende Oeldampf noch leichter entzündlich und gefährlicher ist, als das flüssige Brennmaterial selbst.

Sollte sich das Oel in kleinen Gefäßen, Schaalen u. dgl. entzünden, so erlischt die Flamme, wenn man einen Deckel rasch auf die Schaale wirft, ein Brettchen oder dergleichen darauf legt.

Will man deßhalb z. B. in Brauereien das Licht dieser Lampe die ganze Nacht hindurch benützen, so wird es am besten sein, wenigstens 3 bei Tag gefüllte Lampen vorräthig zu halten, um die eine anzuzünden, wenn die vorausgehend gebrauchte erlöschen will.

Ein Fehler bei der Construktion dieser neuen Lampen ist, daß die Schwammstückchen, mit welchen das Innere der Lampe ausgefüllt ist, nicht gehörig ausgewaschen und ausgesüßt sind. Die Chloride in dem Schwammstückchen zerstören in Berührung mit dem Gitter-Drahtcylinder die eisernen Drähte sehr bald, so daß zuletzt die Schwammstückchen auch den Raum für den Docht ausfüllen werden.

D.

Aufsätze pädagogischen Inhaltes.

1. Wesen und Zweck der christlichen Familie.

(Von Dr. Huller.)

Wir leben in einem Zeitalter der Reformen. Alles Dichten und Trachten ist auf die Verbesserung unserer socialen Verhältnisse gerichtet.

Wir sind auch für zeitgemäße Reformen.

Auch wir wünschen, uns an dem Baue des socialen Verbesserungswerkes betheiligen zu können, und bieten zu diesem Zwecke unsere guten Dienste an.

Ferne aber von der Anmaßung, daß wir als geniale und kunstgerechte Baumeister Plan und Zeichnung zu entwerfen und die Leitung des Baues zu übernehmen berufen seien, bescheiden wir uns mit dem unansehnlichen Dienste von Handlangern und Tagwerkern, weil auch diese nothwendig und in gewisser Beziehung höchst wesentlich sind.

Wir wollen die Erde ausgraben und ein solides Fundament für den Steinbau hineinlegen: dann mögen die Bauleute höherer Ordnung thun, was ihre Kunst und Pflicht ist, und wenn ihnen dann ihr Werk leichter und besser von Statten geht, werden sie die Hände loben, welche ihnen mit Spaten und Hammer in der Tiefe vorgearbeitet haben.

Die Grundbedingung der Gesellschaft im engeren, wie im weiteren Sinne ist die Familie. Von ihrer Beschaffenheit, Fähigkeit und Thätigkeit hängt es vor Allem ab, welche Hoffnungen die Gesellschaft für ihre Wohlfahrt schöpfen, welche Plane sie ausführen kann.

Um der Gesellschaft bei ihrem weitaussehenden Reformwerke an die Hand zu gehen, ziehen wir uns aus dem Geräusche der Oeffentlichkeit zurück, um das häusliche Stillleben der Familie zu betrachten und in Bildern dasselbe darzustellen. Damit aber Licht und Schatten in unsere Malerei kommen, werden wir das Ideal und die Wirklichkeit neben einander gruppiren. Die Wirklichkeit soll nicht immer das Ideal erreichen: denn das hieße Unmögliches begehren, aber sie soll sich wenigstens nach dem Ideale reformiren.

Wenn wir die Familie nach ihrem Wesen, Zwecke und Leben allsei-

tig betrachten, werden wir die Conturen zu 12 Bildern herausfinden, welche uns darstellen:

1) den Begriff, 2) den Ursprung, 3) den Beruf, 4) das Recht, 5) die Pflicht, 6) die Kraft, 7) die Last, 8) die Hilfe, 9) die Arbeit, 10) den Segen, 11) den Trost, 12) den Lohn der Familie.

Erstes Bild.

Begriff der Familie.

Die Familie ist ein mit sittlich freier Bestimmung organisirter Verein von zwei oder mehreren Menschen nach dem Verhältnisse der Ueber-, Bei- und Unterordnung.

Die Familie besteht demnach wesentlich aus Haupt und Gliedern, die zu einem organischen Ganzen verbunden sind, entweder durch ein natürliches Gesetz oder durch Vertrag.

Die naturgesetzliche Grundlage der Familie ist die Abstammung, die vertragsmäßige die Adoption und das Dienstverhältniß.

Was Glied der Familie ist, sei es nun natürliches oder vertragsmäßiges, steht unter dem Haupt. Das Verhältniß der Glieder zu einander ist das Verhältniß der gleichberechtigten Beiordnung.

Diese ist unter den natürlichen Gliedern gegenseitig und unbedingt, desgleichen auch unter den vertragsmäßigen. Anders gestaltet sich das Verhältniß der natürlichen Glieder zu den vertragsmäßigen. Dieses ist bedingt und beschränkt je nach den Bestimmungen des Vertrages.

Daß man an diesem Begriffe der Familie gerüttelt, und seine Grenzen emporgezogen hat, indem man die vertragsmäßige Fortbildung der Familie auf die Adoption beschränkend, das Dienstverhältniß vom Familienverbande abschnitt, das ist die Ursache vieler und großer Uebel in unsern socialen und sittlichen Zuständen geworden.

Die Unbotmäßigkeit, Unstetigkeit, Arbeitsunlust und sittliche Entartung datirt von jenem Zeitpunkte her, wo man die dienende und arbeitende Klasse als nicht zum Familienverbande gehörig betrachtete. Dieses Verfahren, anfangs mehr aus humaner Connivenz von Seite des Familienhauptes entsprungen, bildete sich bald zu einer förmlichen, auf Grund der persönlichen Freiheit sich stützenden Emancipation aus.

Dadurch ward ein integrirender Theil vom einheitlichen Organismus der Familie losgetrennt, die numerische Stärke und sittliche Kraft derselben in ihrer Totalität geschwächt, und die Gefahr der Unbotmäßigkeit und sittlichen Corruption der natürlichen Glieder nahe gedrückt.

Soll eine gründliche Besserung unserer socialen Verhältnisse angebahnt werden, so muß der Anfang hiezu unten gemacht werden mit der Regeneration der Familie. Denn das Familienleben ist die Grundbe-

dingniß und der Typus des socialen Lebens. Sie ist die Gesellschaft in der Wurzel.

Aber unser Familienleben wird so lange sich nicht zum Bessern gestalten, bis man richtige Begriffe von der Familie und ihrer Organisation und Bestimmung sich gebildet hat.

Die Berichtigung und Läuterung der gängigen Anschauungen des Familienlebens ist aber wesentlich bedingt von einer richtigen Auffassung des Eheinstituts.

Denn die Ehe ist der Grundkeim und Kern der Familie. Aus guten Ehen haben wir gute Familien zu erwarten und umgekehrt.

Was ist die Ehe?

Sie ist eine auf Grund göttlicher Anordnung nach freier Wahl geschlossene Vereinigung von Mann und Weib zum Zwecke ungetheilter und unauflöslicher Lebensgemeinschaft der Individuen, sowie der Erhaltung und Wohlfahrt des Geschlechtes.

Die realsittliche Unterlage der Ehe ist die göttliche Anordnung und die gegenseitig durch freie Wahl vermittelte Annäherung der Geschlechter; die ideale Vollkommenheit der Ehe ruht in ihrem sakramentalen Charakter.

Nach dieser begrifflichen Unterscheidung ergeben sich zwei Arten von Ehen:

1) die von Gott geordnete natürliche Ehe;

2) die von Gott begnadigte sakramentale Ehe.

Ad I. Wäre die Ehe weiter nichts als ein bürgerlicher Vertrag ohne realsittliche Unterlage göttlicher Ordnung, dann stünde es dem Ehecontrahenten frei, von sich aus die Bedingnisse des Vertrages und die Dauer desselben zu bestimmen, und folgerecht auch von sich aus in Folge freien Uebereinkommens den Vertrag zu lösen.

Da aber der Ehevertrag seine realsittliche Unterlage von Gott hat, in welche zweckgemäß die Bestimmung der Einheit, Ungetheiltheit und Unauflöslichkeit aufgenommen sind, so können die Ehekontrahenten ihren Vertrag nicht rechtsgiltig vor dem Forum ihres Gewissens schließen, ohne diese, von Gott selbst gewollten und im Wesen und Zwecke der Ehe nothwendig enthaltenen Bestimmungen in denselben als unantastbare Voraussetzung aufzunehmen.

Unter dieser Voraussetzung sind in der Ehe natürlich göttlicher Ordnung, d. h. in der nicht sakramentalischen Ehe, Einheit (Monogamie), Unauflöslichkeit (Unzulässigkeit der Scheidung vom Bande), ungetheilte Lebensgemeinschaft (mit Ausschluß jeder Art Unzucht und Ehebruchs) wesentliche Merkmale.

Keine Macht der Erde kann diese Grundlagen der natürlich-sittlichen Ehe aufheben, oder ändern, ohne das Wesen und die Zwecke der Ehe zu gefährden, zum empfindlichen Nachtheile der Familie und der Gesellschaft.

Aber die Leidenschaften des Menschen achten keine Schranken; weder göttliche, noch menschliche Gesetze vermögen sie zu binden.

Sie haben aus dem sittlich-reinen Bilde der Ehe ein Zerrbild geschaffen, seine Einheit zerrissen durch die simultane Polygamie, seine Unauflöslichkeit verhöhnt durch die willkürliche Scheidung vom Bande, seine Reinheit getrübt durch den Concubinat und Ehebruch. Das sind tiefe Schatten, welche in das erhabene Lichtbild der natürlich-sittlichen Ehe hineinfallen und seine Schönheit entstellen. Das ist die Nachtseite eines Instituts, welches die Grundfeste der Familie und Gesellschaft ist. Daher so viele Thränen, geweint über Familien- und Staatenverfall; aber nutzlos. Besser, auf den Quell der Uebel zurückzugehen, und, diesen verstopfend, die heilende Hand anlegen.

Die Ehe muß heilig, untheilbar, unauflöslich sein, selbst auf ihrer natürlichen Grundlage; und so auch auf der der Kirche, und die Gesetzgebung hat die von menschlichen Leidenschaften hervorgerufenen, widernatürlichen Ausnahmen und Ausschweifungen nicht zu privilegiren, sondern zu beseitigen.

Einheit und Sittlichkeit ist die Grundlage des Familienbestandes und Glückes. Aber diese Grundlage ruht in der Einheit und Sittlichkeit des Eheinstituts.

Ad. 2. Um die Ehe auf ihre realsittliche Grundlage, welche in Folge der Sünde und der durch sie korrumpirte Begierlichkeit verlassen worden war, zurückzuführen, und dieses ehrwürdige und zur Erhaltung und Wirksamkeit der Familie unentbehrliche Institut über den Naturzustand durch übernatürliche Begnadigung hinauszusetzen, erhob der Stifter des Christenthnms die Ehe zum Sakrament.

Als Sakrament ist die Ehe das Gegenbild der gnadenreichen, untheilbaren und unauflöslichen Verbindung Christi mit seiner Kirche.

Christi Verbindung mit seiner Kirche ist das Ideal der Vollkommenheit, welches christliche Eheleute mit Hilfe der sakramentalen Gnade sich zur Nachahmung vorsetzen sollen.

In der christlich-sakramentalen Ehe hat die Liebe der Ehegatten eine höhere Einheit gefunden. Christus ist der Gegenstand ihrer gemeinsamen Liebe. Im Geiste dieser Liebe werden die christlichen Eheleute nicht blos Ein Leib, sondern auch Ein Herz und Eine Seele, eine natürlich-sittliche Gesammtpersönlichkeit.

Da Christus der Gegenstand der gemeinsamen Liebe der christlichen Eheleute ist, so ist er auch der Mittelpunkt aller ihrer Bestrebungen und das Ziel ihrer christlichen Wünsche.

Indem sie ihre Gemüther in der Sorge und dem Bestreben vereinigen, dem Herrn zu gefallen, seinen Willen zu vollbringen, ihm in aufopfernder Treue ähnlich zu werden, verleihen sie ihrem Dasein eine himmlische Weihe, und ihrem Seelenbunde eine ewige unvergängliche Bedeutung.

Das Ideal der christlichen Ehe zeichnet Tertullian in wenigen, aber treffenden Zügen, wenn er schreibt:

Welch' eine Verbindung zwischen zwei Gläubigen! Sie haben eine Hoffnung und eine Richtung ihrer Wünsche, sie dienen einer Lehre und einem Herrn; es ist eine Verbindung des Geistes wie des Fleisches, ein Geist und ein Fleisch.

Sie lesen miteinander die Schrift, sie beten miteinander, sie fasten miteinander, sie belehren und ermahnen einander gegenseitig, sie finden sich miteinander in der Kirche beim Mahle des Herrn ein, Leid und Freud theilen sie miteinander, keines hat vor dem andern ein Geheimniß keines entzieht sich dem andern, keines ist dem andern lästig; frei kann der Kranke besucht, der Arme unterstützt, dem Opfer beigewohnt und die tägliche Andacht verrichtet werden; Psalmen und Hymnen ertönen aus ihrem Munde, und sie wetteifern miteinander, wer das Lob seines Gottes am besten singen kann.' (Tertull. ad uxor. II. 8.)

Die Kehrseite dieses idealen Bildes der sakramentalen Ehe ist die außerhalb der Kirche eingegangene eheliche Gemeinschaft; die sogenannte Civilehe, welche der sakramentalen Gnade sich entziehend, auf nichts Geringeres abzielt, als das Eheinstitut von seinen übernatürlichen, unwandelbaren Grundlagen durch Nichtanerkennung der göttlichen Einsetzung und sakramentalen Erhebung loszureißen und in die Kategorie der bürgerlichen Verträge einzureihen.

Welche Gewährschaft die Familie und der Staat von solchen widerchristlichen Ehen für ihre Wohlfahrt zu hoffen haben, dafür sprechen die Erfahrungen aus jenen Ländern und Provinzen, wo die Civilehe gesetzlich besteht.

Daß in der Civilehe das kirchliche Bewußtsein und Leben untergehen müsse, ist begreiflich. Was müßte aus einem Staate werden, wo die Civilehe zu allgemeiner Geltung gelangte? Die erste und sicherste Grundlage der Sittlichkeit und Civilisation wäre untergraben: und Anarchie, Gewaltthätigkeit und Barbarei würden früher oder später im Kleinen und Großen über die Gesellschaft hereinbrechen. Eine Abweichung von dem Lichtbilde des Ideals der christlichen Ehe ist die sogenannte gemischte Ehe, die Ehe zwischen Christen verschiedenen Bekenntnisses.

Die gemischte Ehe ist zwar nicht widerchristlich, sie ist aber auch nicht vollkommen; sie bleibt weit zurück hinter der Schönheit jenes Ideals, welches Tertullian von der christlichen Ehe entwirft.

Es fehlen die Vorbedingnisse zur vollkommenen Einheit und Unauflöslichkeit, von den Unzukömmlichkeiten im Familienleben gar nicht zu reden.

Um also bessere und richtigere Begriffe von der Familie und dem Familienleben zu ermöglichen, müssen wir dahin trachten, daß die Familie selbst auf die allein mögliche und wahre Grundlage zurückgeführt

werde durch Beseitigung alles Ungehörigen und Widernatürlichen in ihren Anfängen. Nur eine gesunde Wurzel verspricht einen gesunden, lebensfähigen Baum. Die Wurzel der Familie ist die Ehe.

Gewährleisten wir der Ehe ihre naturgemäße, sittliche und gottbegnadigte Existenz wider alle Ausschreitungen menschlicher Leidenschaften und alle Willkühr menschlicher Satzungen, dann geben wir der Familie Häupter reiner Sitte nach dem Herzen Gottes.

Solche Familienhäupter sind fähig und willig, sich reine Begriffe von dem Wesen, Leben und der Bestimmung der Familie selber zu bilden, und Anderen zu vermitteln.

Die Abweichungen vom wahren Begriffe der Familie stehen, wie bereits erwähnt, im Zusammenhange mit der religiösen Gleichgiltigkeit und sittlichen Entartung. Die religiöse Gleichgiltigkeit ist Ursache, daß man den Glauben an den göttlichen Ursprung der Familie aufgegeben, und nach Beseitigung dieses Glaubens mußte die Familie der menschlichen Willkühr anheimfallen und mit ihr sittlicher Entartung entgegengehen.

Es muß also die Berichtigung der in der Gegenwart herrschenden irrigen Begriffe davon anheben, daß man auf den geschichtlichen Ursprung der Familie zurückgeht.

Zweites Bild.

Ursprung der Familie.

Da die Familie die Grundlage der Gesellschaft, und die Gesellschaft die Erscheinungsform der Menschheit ist, so fällt der Ursprung der Familie nothwendiger Weise mit dem Ursprung der Menschheit zusammen.

Der Ursprung der Menschheit aber ist nicht ein Problem wissenschaftlicher Hypothesen, sondern ein der Geschichte angehöriges Faktum.

Wenn Gott vermöge seiner Allmacht zwar aus Steinen Söhne Abrahams zu schaffen vermag, wie er denn wirklich aus Erde den Leib des ersten Menschen bildete, so folgt daraus nicht, daß Deukalion und Pyrrho nach der pelasgischen Fluth durch rücklings geworfene Steine einem neuen Geschlechte das Dasein verleihen konnten, und wenn Gott den zweiten Menschen aus einer Rippe des ersten machte, so berechtigt dieses Verfahren Gottes in keiner Weise zur Hypothese gewisser Coryphäen der Naturwissenschaft, das Menschengeschlecht sei eine sublimirte Raçe des Affengeschlechtes.

Was möchte wohl ein Gelehrter dieser Sorte denken und sagen, wenn wir ihm das Kompliment machten, er müsse, nach seiner wissenschaftlichen Ausbildung und seinen verfeinerten Manieren zu schließen, unstreitig einer der kultivirtesten Affenraçen entstammen? — Nach seiner Theorie müßte er diese Schlußfolgerung ohne Widerrede hinnehmen. Aber seine von geheimer Entrüstung in pavianischen Figuren spielenden

Mienen und seine mit Donnergepolter sich entladende Stimmbatterie könnten uns gar bald die unerwartete Aufklärung verschaffen, daß er entweder selbst an die Wahrheit seiner wissenschaftlichen Unterstellung nicht glaube, oder doch wenigstens auf seine werthe Persönlichkeit die Anwendung derselben sich freundlich oder unfreundlich verbeten haben wolle.

Wir lassen also einer glaubenslosen Wissenschaft ihre Probleme, und wenden uns an das geschichtliche Factum der Entstehung des Menschengeschlechtes.

Hierüber kann uns die älteste geschichtliche Urkunde, nämlich die mosaische Geschichte, allein Auskunft geben.

Sie lautet also: Und er sprach (Gott), lasset uns den Menschen machen nach unserm Bilde und Gleichnisse; und er soll herrschen über die Fische des Meeres, über die Vögel des Himmels, und über die Thiere und über die ganze Erde, und über alles Gewürm, das sich reget auf Erden.

Und Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde; Mann und Weib schuf er sie.

Und Gott segnete sie und sprach: Wachset und mehret euch, und erfüllet die Erde und machet sie euch unterthan. (1. Mos. 1, 26—28.)

Aus diesen Worten der Schrift lassen sich in Absicht auf den Ursprung der Familie folgende Sätze ableiten:

1) Das ganze Menschengeschlecht führt seinen Ursprung auf eine Familie zurück; von Einem Elternpaare stammen alle Menschen auf Erden ab, welcher Race sie angehören mögen.

2) Dann durch einen Schöpferact Gottes hat die Menschheit ihr Dasein empfangen.

Er hat aber nur Ein Menschenpaar im Anfange erschaffen und ihm die Bestimmung gegeben, sich zu vermehren, und die Erde zu bevölkern: wachset und mehret euch und erfüllet die Erde. (1. Mos. 1, 28.)

Diese Wahrheit verkündet Paulus auf dem Areopag zu Athen den heidnischen Griechen, anknüpfend an die Offenbarung des unbekannten Gottes. Nachdem er diesen als den einen wahren, wenn auch unsichtbaren Gott und höchsten Herrn über Alles, und die ganze sichtbare Welt als das Werk seines allmächtigen Willens bezeichnet, fährt er fort: Er hat aus Einem (das Griechische setzt bei: „Blute") das ganze Menschengeschlecht gemacht, daß es wohne auf der ganzen Oberfläche der Erde. (Apostelgeschichte 17, 23—26.)

3) Das Menschengeschlecht ist demnach Schöpfung Gottes, die Grundlage desselben ist nach der Ordnung Gottes die Familie, die Grundlage der Familie ist nach Gottes Willen die Ehe, aber nicht jedwede Ehe, sondern jene Ehe, auf welcher sein Segen ruht, die Monogamie (die gleichzeitige und nur durch den Tod auflösbare Verbindung zwischen einem Mann und einem Weibe).

4) Jede Familie ist folgerichtig ein organisches Glied der Menschheit, ein lebendiger Zweig ihres Stammbaumes, der ersten von Gott selbst erschaffenen Familie.

5) Somit ist jede Familie mittelbar ein Werk göttlicher Schöpfung, ein von Gott selbst der sittlichen Weltordnung eingefügtes Glied.

6) Auf dieser Idee der mittelst Abstammung von dem einen von Gott erschaffenen Familienpaare begründeten Totalität und Solidarität des ganzen Menschengeschlechtes basirt das große Gebot des Christenthums, das ausnahmslose Gebot der Nächstenliebe, welches uns verpflichtet, unser Wohlwollen jedem Menschen, gleichviel, ob Freund oder Feind, zu erweisen.

Niemand haßt sein eigen Fleisch, sondern nährt und erhält dasselbe.

Das Bewußtsein des göttlichen Ursprungs der Familie und ihrer zeitlichen und geschlechtlichen Continuität mit dem Leibe der ganzen Menschheit hebt und stärkt das sittliche Gefühl der Familie, und erhebt ihren Willen zu einer Thätigkeit, welche der Gesellschaft den Besitz der größten Güter verbürgt: Wohlwollen, Eintracht, gegenseitige Hilfe und Beschützung.

Wenn die Lehre von dem göttlichen Ursprunge der Familie ein Irrthum wäre, so dürfte dieser Irrthum seiner heilsamen Früchte wegen verzeihlich sein, verzeihlicher gewiß, als jene verschiedenen Probleme, welche in alter und neuerer Zeit über den Ursprung des Menschen aufgestellt wurden und die sich sämmtlich als unhaltbar erweisen mußten, weil keines im Stande war, das Räthsel genügend zu lösen.

Es ist eine nicht genug zu beklagende Erscheinung, daß in der modernen Gesellschaft der Glaube der Familie an ihren göttlichen Ursprung in den Hintergrund getreten und dem Zweifel gewichen ist. Dieser Zweifel ist wie ein spaltender Keil in das Familien- und Völkerleben gedrungen und hat die Liebe zur Einheit und Einigkeit tödtlich getroffen. Dessen sind die in massenhafter Zunahme begriffenen Befehdungen der Familien in Haupt und Gliedern, und der in förmlichen Haß bis zur Vernichtung ausgeartete Nationalitätsschwindel jüngster Zeit lautredende Zeugen.

Das ist der Familie höchste Ehre, und das sei ihr höchstes Glück auf Erden, sich, ihres Ursprunges eingedenk, als Familie Gottes Eins zu wissen in Gott, und durch Gott in sich. Das ist der Inhalt des hochpriesterlichen Gebetes Jesu:

„Aber ich bitte nicht für sie allein (die Apostel), sondern auch für diejenigen, welche durch ihr Wort an mich glauben werden, damit Alle Eins seien, wie du Vater in mir bist, und ich in Dir bin, damit auch sie in Uns Eins seien: damit die Welt glaube, daß Du mich gesandt hast." (Joh. 17, 20—21.)

In dem Begriffe und Ursprunge der Familie ist ihr Beruf gewissermaßen eingeschlossen.

Drittes Bild.

Der Beruf der Familie.

Die Ehe, der Grundtypus der Familie, ist nach ihrer natürlich-sittlichen Unterlage von uns begriffen worden als eine nach göttlicher Anordnung in völlig freier Wahl eingegangene Vereinigung von Mann und Weib zum Zwecke ungetheilter und unauflöslicher Lebensgemeinschaft der vertragenden Individuen und zur Erhaltung und Wohlfahrt des Geschlechtes.

Aus dieser Begriffsbestimmung geht hervor, daß die Bestimmung der Ehe einen dreifachen Zweck in sich schließt:

1) Die gegenseitige Hilfe der Familienhäupter unter ausschließlicher Hingabe ihrer Individualitäten an einander zur Ermöglichung dieser Aufgabe.

2) Die Erhaltung des Geschlechtes.

3) Die Beförderung der Wohlfahrt aller Familienmitglieder im engeren und weiteren Sinne.

Wenn wir über die natürlich-sittliche Unterlage der Ehe zu ihrer übernatürlichen Begnadigung uns erheben, und sie im Sakramente als Gegenbild der gnadenreichen, untheilbaren, unauflöslichen Verbindung Christi mit seiner Kirche betrachten, so finden wir in der sakramentalen Begnadigung nicht blos ein Mittel der Befestigung ihrer natürlichen Grundlage, und der ihr eingeschlossenen Bestimmungen, sondern auch eine Leuchte und Hilfe zur Erkenntniß und Verwirklichung ihres übernatürlichen Berufes.

Die vermittelnde Einheit der sakramentalen Ehe ist die in Christo incarnirte Liebe Gottes.

Diese Idee stimmt überein mit der Geschichte der Familie, nach welcher die Menschheit Familie Gottes ist, abstammend von dem ersten aus Gottes Schöpferhand hervorgegangenen Menschenpaare, das, gesegnet von Gott, verbunden zu unlösbarer Einheit, von Gott bestimmt ist zur Mehrung des Geschlechtes und zur Herrschaft über die sichtbare Schöpfung.

Schon dieser Gedanke einer völligen Abhängigkeit von Gott nach Dasein, Leben, Dauer, Lebensbedingniß weist die Familie hin auf eine höhere Bestimmung, nemlich auf den Beruf, in dankbarer Erkenntniß und Verherrlichung Gottes sich der Ehre einer Familie Gottes würdig zu erweisen.

Da aber der Einzelmensch ein Ebenbild Gottes, und die Ehe ein Gegenbild der Vereinigung Christi mit seiner Kirche ist, so genügt der Familie Gottes nicht, Gott als Herr und Schöpfer zu erkennen, ihm als Erhalter und Wohlthäter Preis, Ehre und Dank zu bringen, das Ebenbild soll dem Urbilde, das Gegenbild dem Vorbilde möglichst sich anzunähern bemühen.

Gott, der Eheleute Schöpfer, Christus ihr Erlöser, muß das höchste Ziel ihrer Liebe und ihres Strebens sein; Gott und Christo durch reine Liebe zu gefallen, und mit willigem Gehorsam zu dienen, in dieser Liebe und in diesem Gehorsame Gott ein heiliges Volk zu erziehen, ist die höchste und heiligste Aufgabe der Familie; das ist ihr ursprünglicher Beruf, vereitelt durch die Sünde, wiederhergestellt durch die Erlösung.

Von diesem idealen, übernatürlichen Berufe entfernt sich die Familie in dem Maße, in welchem sie der Gottesfurcht und kirchlichen Uebung entsagend, sich den Anmuthungen der sinnlichen Natur hingibt, und in Sorgen materieller Bedeutung vertieft.

Aber gerade diese Richtung ist die vorherrschende unserer Zeit. Das Familienleben in gewissen Kreisen der Gesellschaft ist im Verfalle. Die Materie hat das Vaterherz unempfindlich für die Liebe zu seiner Familie gemacht; Romanenweisheit, Coquetterie und Sinnenrausch haben die Liebe der Mutter zur Familie erstickt. Sie verdient den Namen Hausfrau nicht insoferne, als sie dem Haushalte vorsteht und im Hause mit den Zierden wahrer Frömmigkeit, Thätigkeit, Sanftmuth und Geduld leuchtet, sondern nur insoferne, als sie im Hause wohnt, Toilette macht, herrscht, ißt, trinkt und schläft.

O Zeiten! o Sitten! Wohin muß die Familie und Gesellschaft kommen, wenn die Geranten ihrer Interessen ihren Beruf verkennen und verkehren?

Viertes Bild.

Das Recht der Familie.

Mit dem Ursprunge und der Bestimmung der Familie steht ihr Recht in nothwendigem Zusammenhange.

Da die Familie göttlichen Ursprungs, sonach die älteste und legalste aller Gesellschaften ist, so hat sie auch das unbestreitbarste und beste Recht.

Und dieses Recht wurzelt nicht blos in dem Willen des Urhebers der Familie, sondern ist ein natürliches Correlat ihrer Bestimmung.

Die Familie ist von Gott gestiftet und hat von Gott eine doppelte Bestimmung empfangen, nämlich

1) eine natürliche,
2) eine übernatürliche.

Ad. 1. Der natürlichen Bestimmung, deren Zwecke wir im dritten Bilde in allgemeinen Zügen bezeichnet haben, entsprechen folgende Rechte:

a) Das Recht, zu sein und zu leben in der Gesellschaft. Die Anerkennung ihrer berechtigten Existenz verlieh ihr das Ansehen einer juristischen Persönlichkeit, d. h. sie gilt als selbstständiges Glied in der Ordnung des Gemeinwesens.

b) Mit diesem Rechte zu sein und zu leben, hängt ein zweites,

nämlich das Bürger- und Heimathsrecht zusammen. Die Familie muß irgendwo bestehen und hier zu sein ein verbrieftes Recht haben.

c) Aber dieses Sein und Leben an irgend einem Orte setzt die Möglichkeit voraus, sich die Mittel zur Existenz und zum Leben zu verschaffen, d. h. erwerben und besitzen zu dürfen. Der rechtliche Anspruch auf Erwerb und Besitz wird Eigenthumsrecht genannt.

d) Mit dem Rechte der Existenz und Subsistenz kann der Kreis der rechtlichen Befugnisse der Familie nicht abgeschlossen sein; sie will nicht blos sein und leben, sie will und soll auch wirken, und zu diesem Zwecke muß sie sich organisiren, befähigen, ausbilden und mit der Gesellschaft in Verkehr setzen. Dieses Bedürfniß der Organisation, je nachdem es sich auf die Ordnung der Glieder oder der Mittel der Familie bezieht, begründet ein doppeltes Recht, nämlich das Recht der väterlichen Gewalt und das Recht der Selbstverwaltung in allen inneren Angelegenheiten der Familie.

Das Familienhaupt ist Herr, Sachwalter und Beschützer der ganzen Familie. Diesem Doppelrechte schließt sich an das Recht der Familie auf materielle und geistig-sittliche Befähigung und Heranbildung ihrer Glieder für das thätige Leben.

e) Daraus erwächst das Recht auf Ernährung, Erziehung, Unterricht und Ergreifung eines Berufes.

Dieses Recht können die Glieder der Familie ihrem Haupte und Verwalter gegenüber geltend machen.

f) Der Beruf aber öffnet die engen Grenzen des Familienlebens und zieht die Kreise des Waltens und Wirkens weiter. Die Familie tritt mit andern Familien in Verbindung, ihre Thätigkeit bringt sie mit der Gesellschaft in Verkehr.

Auf diese Weise machen sich neue Rechte geltend, nämlich das Associations- (Vereins-), Handels- und Gewerbs-Recht.

Dieß im Allgemeinen die aus der natürlichen Bestimmung der Familie entspringenden Rechte. Aber der Mensch hat als vernünftig-freies Wesen auch eine übernatürliche Bestimmung, und auch diese ist berechtigt und deßhalb im Genusse gewisser Rechte.

Ad. 2. Da die übernatürliche Bestimmung des Menschen in Summa darin besteht, daß er Gott erkenne, liebe und ihm diene; da aber das Band, welches unser Erkennen, Wollen und Thun, d. h. unser ganzes geistiges und sittliches Wesen mit Gott in lebendigen und stetigen Rapport setzt, die Religion ist, so muß jedem Menschen das Recht gewahrt sein, eine religiöse Ueberzeugung zu haben, die ihr entsprechenden Gebräuche zu üben, und nach ihren Grundsätzen zu leben. Daraus entspringt ein dreifaches Recht:

a) das Recht der Religionsfreiheit,
b) das Recht der Cultusfreiheit,
c) das Recht der Gewissensfreiheit.

Dieses dreifache Recht ist selbstverständlich nur mit dem Grunde der Familie, nämlich mit dem einen, wahren und lebendigen Gott in Verbindung zu bringen.

Unter Religionsfreiheit ist demnach nicht die freie Wahl irgend einer Religion, abgesehen davon, ob sie die wahre oder eine falsche sei, oder wohl gar die freie Wahl zwischen Annahme einer, und Verwerfung jeder Religion zu verstehen.

Gewiß nicht. Das Recht der Religionsfreiheit schützt die Familie in dem Besitze und der Uebung der Religion, und macht ihr möglich, unter allen Umständen und ohne alle Behinderung oder Erschwerung sich zur wahren Religion zu bekennen. Dieselbe Bewandtniß hat es mit der Cultusfreiheit. Durch dieses Recht wird nicht jeder Cultus privilegirt, sondern der Cultus der einen wahren Religion beschützt, und vor Beschränkungen und Profanirungen bewahrt. Die Gewissensfreiheit besteht in dem Rechte, nach dem Gesetze eines in den Sittenvorschriften der wahren Religion informirten Gewissens ohne Furcht und Zwang leben und handeln zu können, deren Norm die sinnliche Begierlichkeit oder die moderne Ansicht von Eigenthum, Ehre, Redlichkeit und Recht ist.

Mit dem dreifachen, auf die übernatürliche Bestimmung des Menschen bezüglichen Rechte der Religions-, Cultus- und Gewissensfreiheit ist in unsern Tagen viel Mißbrauch getrieben worden. Dieser Mißbrauch ist nicht ohne nachtheilige Rückwirkung auf die Familie geblieben.

Es ist eine Gleichgültigkeit gegen die Religion überhaupt eingetreten; der Eifer für Gottes Ehre, die Liebe zum Gebete erkalten mehr und mehr; die Uebung der äußeren Religionspflichten, Besuch des öffentlichen Gottesdienstes, Anhörung des göttlichen Wortes und Empfang der heiligen Sakramente erachtet man für freigegeben.

Ehre, Eigenthum, Familie und Leben sind nicht mehr unantastbare Güter, weil das Recht der Gewissensfreiheit in einem ganz andern Sinne aufgefaßt wird, als ehedem.

Gewissensfreiheit war früher gleichbedeutend mit Gewissensreinheit, mit freier Selbstbestimmung nach den strengen Forderungen des inneren Gesetzgebers und Richters; heute ist Gewissensfreiheit das Recht, sich von den Fesseln, welche das Sittengesetz durch die Stimme des Gewissens anlegt, zu emancipiren, frei zu machen, und nach Belieben zu handeln. Nicht der Ausspruch des Gewissens über eine vollendete Handlung bestimmt ihren Werth, sondern das Gelingen. Die vollendete Thatsache fürchtet keinen Tadel und keinen Richter.

Freiheit, Menschenrechte, Bürgerwohlfahrt — das sind Schlagwörter, welche in unsern Tagen in aller Munde gang und gäbe sind. Sollen diese Worte mehr sein, als eine sinnlose Marktschreierei, so suche man vor Allem jene Freiheit zu Ehren und Recht zu bringen, welche die Grundlage aller Freiheit ist, die Freiheit der Kinder Gottes.

„Wenn ihr bei meinen Worten bleibet, werdet ihr die Wahrheit

erkennen, und die Wahrheit wird euch freien machen. Wenn der Sohn euch frei gemacht, werdet ihr wahrhaft frei sein.“ (Joh. 8. 32, 36.)

Das älteste und bestverbriefte Menschenrecht ist der Anspruch auf die Kindschaft Gottes. Dieses Recht wurzelt aber im Glauben an Christus, den göttlichen Erlöser. „Allen denen, welche an seinen Namen glauben, denen gab er Macht, Kinder Gottes zu werden.“ (Joh. 1, 12.)

Die sicherste Grundlage aller Bürgerwohlfahrt ist die Beobachtung jenes großen Gebotes der Liebe, welches alle Gebote in sich schließt: „Du sollst Gott über Alles, und deinen Nächsten lieben, wie dich selbst.“ (Matth. 22, 37—40.)

Wenn die Familie in unsern Tagen sich wieder zu dem Bewußtsein erhebt, daß ihr erstes und bedeutsamstes Recht darin besteht, ein Verein von Kindern Gottes zu sein, und wenn sie diesem Bewußtsein Ausdruck gibt durch ein freimüthiges offenes Bekenntniß und ein diesem Bekenntnisse gleichförmiges Leben, dann dürfen wir hoffen.

Die Familie wird und kann ihrer übernatürlichen Bestimmung nicht vollkommen entsprechen, so lange sie sich nicht im Besitze und Genusse ihres ersten und heiligsten Rechtes weiß; so lange sie nicht *christliche* Familie sein darf oder sein will.

Alle Rechte sind ihrem Inhalte nach fixirt im Gesetze, sei es nun in jenem inneren, unveränderlichen, welches Gott jedem Menschen in das Herz, oder in jenem äußeren, welches er auf zwei steinerne Tafeln schrieb, oder in jenem, welches seine Mandatare auf Erden in seinem Namen erlassen haben. Das göttliche Gesetz ist der erklärte Wille Gottes; die menschlichen Gesetze genießen das Ansehen einer im Namen Gottes handelnden Gewalt. Unter dem Gesetze steht Alles.

Die leblose und unvernünftige Kreatur ist dem Gesetze unterworfen mit unabänderlicher Nothwendigkeit, aber auch die vernünftig freie Kreatur steht unter dem Gesetze, jedoch mit völlig freier Selbstbestimmung. Diese völlig freie Selbstbestimmung, das im Gesetze normirte Recht anzuerkennen und zur Geltung zu bringen, führt uns zum Begriffe der Pflicht.

Die Doppelgängerin des Rechtes im Gebiete der sittlichen Freiheit ist die Pflicht. Wenn demnach die Familie, als ein Verein vernünftig freier Wesen sich Rechte beilegt, muß sie auch die ihren Rechten anklebenden Pflichten zu erfüllen sich gehalten erachten.

Fünftes Bild.

Die Pflicht der Familie.

Analog den aus dem Ursprunge und der Bestimmung der Familie abgeleiteten Rechten ergeben sich für die Familie zwei Kategorien von Pflichten:

1) Pflichten, welche sich auf die Gründung und

2) Pflichten, welche sich auf die Erhaltung und Wirksamkeit der Familie beziehen.

Ad. 1. Die Familie hat, wie gezeigt, ein Recht zu sein; dieses Recht ist göttlicher Ordnung; Gott selbst ist der Stifter der Familie; und die Grundlage, welche er für seine Stiftung wählte, ist die Ehe nach seiner Einsetzung.

Aus diesem Rechte folgt die Pflicht, daß die Familie, welche besteht, sich als Eigenthum Gottes anerkenne, und daß die Familie, welche gegründet wird, auf jener Grundlage sich erhebe, welche von Gott gegeben ist. Diese Grundlage ist die nach Gottes Anordnung einzugehende Ehe.

Es ist also Pflicht derjenigen Personen, welche eine Familie gründen wollen, ihre Absicht durch Eingehung einer gottgefälligen Ehe zu verwirklichen.

Zur Eingehung einer gottgefälligen Ehe gehören:

a) reifliche Ueberlegung,
b) völlige freie Wahl,
c) guter Rath,
d) die sakramentale Besieglung.

Ad. a) Da die Schließung einer ehelichen Verbindung ein Schritt ist, der unwiderruflich Glück oder Unglück nicht nur einer einzelnen Person, sondern einer Familie für Zeit und Ewigkeit entscheidet, so muß demselben eine reifliche Ueberlegung und ernste Prüfung vorangehen.

Wer in den Ehestand eintreten, eine Familie gründen will, der prüfe sich wohl, ob er zum Ehestande berufen sei, ob er und andere urtheilsfähige Freunde an ihm solche Eigenschaften, Fähigkeiten, Kenntnisse und Tugenden finden können, deren Besitz zur Gründung einer Familie nach Gottes Ordnung unerläßlich sind.

Ad. b) Dann folgt die Wahl eines Ehegatten.

Die Wahl muß aber völlig frei und vernünftig sein.

Ueber die Wahl entscheidet vor Allem die natürliche Zuneigung. Es prüfe, wer sich ewig bindet, ob sich das Herz zum Herzen findet. Wenn aber bei der Wahl die natürliche Zuneigung die erste Stimme hat, so darf doch dabei die Stimme der Vernunft nicht überhört werden.

Denn die bis zur Leidenschaft gesteigerte Sinnlichkeit könnte die Freiheit der Wahl auf eine höchst bedenkliche Weise beeinträchtigen.

Die vernünftige Wahl untersucht mit besonnener und unbefangener Klugheit, ob der andere Theil, mit welchem eine Ehe eingegangen werden will, auch jene Eigenschaften besitze, welche zur Führung einer glücklichen und christlichen Ehe vorbedinglich sind.

Unter diesen Eigenschaften nehmen körperliche Reize, Reichthum Geburt und Stand die erste Stelle nicht ein, sondern Frömmigkeit, Sittsamkeit, Fleiß, Sparsamkeit, Geschicklichkeit und Friedfertigkeit.

Ad. c) Da bei jungen Leuten das sinnliche Element vorzuwalten pflegt, so ist es Pflicht derselben, bei ihrer Wahl den Rath ihrer Eltern oder erfahrener und wohlmeinender Freunde einzuholen. Den Rath der Eltern und Freunde in so wichtiger Angelegenheit zu hören und ge-

wissenhaft zu beachten ist Pflicht. Diese Pflicht aber kann die Wahlfreiheit nicht in dem Maße beschränken, daß Kinder ihr Lebensglück den selbstsüchtigen Wünschen und eigensinnigen Launen herzloser Eltern durch eine mit sclavischem Gehorsame vollzogene unglückliche Wahl zum Opfer bringen.

Ad. d) Das Siegel einer gottgefälligen Ehe ist die sakramentale Begnadigung.

Diese kann begreiflich nur Christen innerhalb der Kirche zu Theil werden.

Es ist also Pflicht der Ehekontrahenten, nach unbeflecktem Brautstande und nach Sicherung des Gnadenstandes mittels würdigen Empfangs der heiligen Sakramente der Buße und des Altars ihrem Eheverlöbniß im Angesichte der Kirche durch wechselseitige Erklärung ihrer freien Einwilligung die Bestätigung des Himmels und die unauflösliche Befestigung mittels der sakramentalischen Gnade zu erwirken, und den Segen der Kirche zu erbitten.

Ehebündnisse, welche nicht unter diesen Vorbedingnissen eingegangen worden, sind pflichtwidrig, und deßhalb nicht gottgefällig. Wie viele Ehen werden in unsern Tagen geschlossen, ohne daß auf diese pflichtgemäßen Erwägungen und Formalitäten die geringste Rücksicht genommen wird!?

Die materiellen Eigenschaften, Vermögen, Arbeit, Einfluß, stehen im Vordergrund; Frömmigkeit, Tugend, geistige Begabung kommen entweder gar nicht, oder erst in letzter Reihe in Betracht.

Bei der ärmeren Klasse der Gesellschaft sind nicht selten thierische Lust und langjährige unsittliche Gemeinschaft die Vorläuferinnen der Ehe.

Unter solchen Vorgängen ist nicht zu wundern, daß unser Familienleben vielfach ein lockeres und trostloses geworden ist. Die Familie hat bei ihrer Gründung schon ungehörige Elemente aufgenommen, sie ist theilweise sogar in der Wurzel vergiftet.

Wenn der Ehe die Grundlage der göttlichen Ordnung, die Bürgschaft der freien Wahl und die sakramentale Gnade fehlt, kann sie der Familie kein Gedeihen versprechen.

Ad. 2. Wer eine Familie begründet hat, muß auch zur Erhaltung des Lebens und der Wirksamkeit derselben sich verpflichtet erachten.

Die Grundpfeiler zur Erhaltung des Familienlebens sind Gottvertrauen, Genügsamkeit, Fleiß, Sparsamkeit und Verträglichkeit.

Diese Eigenschaften müssen sich vor Allem an dem Haupte der Familie und seiner Gehilfin vorfinden, und von ihnen auf die Glieder, Kinder und Gesinde sich überpflanzen.

Das Sprüchlein: Bet' und arbeit', Gott gibt all'zeit! ist in unsern Tagen von gar vielen Familien vergessen worden. Es wird gearbeitet, viel gearbeitet, viel verdient: aber es will Alles nicht reichen. Die künstlich geschaffenen Genüsse und Bedürfnisse zehren Alles auf, für die Tage der Krankheit und des Alters bleibt nichts; an die Mehrung des Vermögens kann

nicht gedacht werden, Gottvertrauen und Genügsamkeit sind unbekannte Größen. Unter solchen Anschauungen wachsen die Kinder auf; sie werden in der Genußsucht und im Luxus noch weiter gehen.

Die Wirksamkeit der Familie hat ein doppeltes Feld: die Begründung möglichster Glückseligkeit auf Erden und das ewige Heil der Familienglieder. Um die Familie zur Erringung dieses Doppelzieles fähig und tüchtig zu machen, müssen die entsprechenden Anlagen und Kräfte geweckt, genährt und ausgebildet werden.

Es entsteht also für die Familienhäupter in dieser Richtung eine doppelte Pflicht, nämlich:

a) die Sorge für die leibliche Ernährung, Erhaltung und Ausbildung;

b) die Sorge für die religiös-sittliche Unterweisung und Erziehung der Familienglieder.

Ad. a) Eine gesunde, einfache Kost, ausgetheilt nach Maßgabe des Bedürfnisses und zur rechten Zeit, ist nebst einer gesunden Wohnung, angemessenen Bewegung in reiner Luft und verhältnißmäßigen Erholung durch Ruhe und Schlaf die nothwendige Voraussetzung einer gedeihlichen Ernährung, dauernden Gesundheit und naturgemäßen Entwickelung und Kräftigung des Leibes.

Also bei Kindern keine Ueberfüllung, keine Verzärtelung und Unordnung in der Ernährung, aber auch keinen Geiz und keine pedantische Aengstlichkeit.

Bei der Uebung der Glieder und leiblichen Kräfte Maß, Vorsicht und Wachsamkeit. Denn der zarte Organismus des Kindes, biegsam, wie Wachs, kann durch ein Uebermaß von leiblichen Uebungen und einen ungehörigen Gebrauch der Glieder Schaden nehmen.

Die gesunden Glieder und Organe des Leibes sind ein lebendiges und fruchtbares Kapital, welches alle Eltern, arme wie reiche, ihren Kindern zu sichern verpflichtet sind.

Die erwachsenen Söhne und Töchter haben nach Maßgabe ihres körperlichen Wachsthumes mehr Nahrung nach Menge und Güte nöthig, zumal, wenn sie anstrengenden Arbeiten obliegen. Das Gleiche gilt von Dienstboten und gebrödeten Arbeitern zumal.

Diese Nahrung in gehörigem Maße, in gehöriger Güte und zu den gewöhnlichen Zeiten abzureichen ist strenge Pflicht für die Familienhäupter.

Ebenso verbietet eine Familienpflicht, die erwachsenen Kinder und dienenden und arbeitenden Glieder der Familie mit einer die Zeit und das Maß der leiblichen Kräfte überschreitenden Arbeitslast zu überbürden, und ihnen die nöthigen Erholungs- und Schlafstunden zu entziehen.

Zwei Extreme sind in der Ernährung und Uebung des Leibes als gleich verderblich zu vermeiden. Verweichlichung und Verwahrlosung.

Der Familie und Gesellschaft ist nicht gedient mit Treibhauspflanzen, aber auch nicht mit Wildlingen.

Diese Extreme begegnen uns nur zu oft in den Familien der

Neuzeit; Verweichlichung in den höheren Schichten; Verwahrlosung in den niedern.

Welche Dienste werden Schwächlinge der Familie und Gesellschaft leisten? Was nützt rohe Naturkraft, wenn sie unempfänglich ist aller Bildung und Leitung?

Ad. b) An die Sorge für die leibliche Nahrung, Erhaltung und Ausbildung der Familienglieder schließt sich die religiös-sittliche Unterweisung und Erziehung. Diese muß mit dem leiblichen Entwicklungs- und Bildungsgange Hand in Hand gehen, weil der Mensch ein sittlich-vernünftiges Wesen ist, weil Leib und Seele zu einander in unauflöslicher Wechselgemeinschaft stehen, so daß das leibliche Leben von der Gegenwart und Thätigkeit der Seele wesentlich bedingt ist, während das Seelenleben, abgesehen von seinen übernatürlichen Zwecken, für die Dauer der irdischen Lebenszeit des Menschen sich den Einflüssen des animalischen Lebens (des Leibes) nicht völlig zu entziehen vermag. Daher das Sprichwort: Eine gesunde Seele wohnt in gesundem Leibe.

Das zeitliche Wohl der ganzen Familie, und das ewige Heil jedes Einzelgliedes derselben legt dem Familienhaupte, dem Hausvater und seiner Gehilfin, der Hausmutter, die heilige Pflicht auf, für die religiös-sittliche Ausbildung der Kinder, wie der Pflegempfohlenen, gewissenhafte Sorge zu tragen.

Die göttliche Autorität, das eigene Beispiel, Liebe und Ernst in Wort und Zucht auf der einen, Liebe, Furcht und Gehorsam auf der andern Seite sind die Faktoren einer guten Unterweisung und Erziehung in der Familie.

Das Geschäft der Unterweisung und Erziehung beginnt in der frühesten Jugend des Kindes. Die Mutter hat in dieser Lebensperiode des Kindes die Sorge der Erziehung zunächst und fast allein über sich zu nehmen.

Schon der Säugling, der noch nicht denken und noch nicht lallen kann, sondern einzig und allein durch Laute und Geberden die Affekte seines Gefühlsvermögens offenbart, ist schon eines Unterrichtes und einer Erziehung fähig. Das sanfte, ernste, fromme Wesen seiner Mutter, oder aber ihr leidenschaftliches, zornmüthiges Benehmen wird Eindrücke bei dem kleinen Geschöpfe hinterlassen, deren Spuren gar bald an's Licht treten. Ebenso wird die Schwäche und Nachgiebigkeit übertriebener, einzig und allein von den Eingebungen der niederen Sinnlichkeit, nicht von Grundsätzen der Vernunft und Religion geleiteter Mutterliebe in dem Kinde eine eigensinnige und nicht selten bösartige Willensrichtung ausbilden helfen. Mütter, deren Kinder nie weinen dürfen, welche allen Wünschen ihrer Kinder zuvorkommen, haben keinen Begriff von Erziehung.

Die erste Schule des Kindes ist der Mutterschooß. Auf dem Mutterschooße empfängt das Kind seine Anleitung zum Denken und Sprechen, hier empfängt es seine ersten Begriffe von Gott, von der

Liebe zu Gott, zu seinen Eltern und Geschwistern. Die mütterliche Liebe und Geduld entlockt seinem Munde die ersten Laute und Worte.

Sie ist unendlich glücklich, die süßen Namen Mutter, Vater nennen zu hören, die Freude an Gott, am Gebete im Herzen des Kindes eingeflößt zu wissen. Welch ein Triumph für das mütterliche Herz, wenn das geliebte Kind seine Aeuglein himmelwärts hebt, seine zarten Händlein zum Gebete faltet, so oft es von seinem himmlischen Vater, von der lieben Mutter Gottes und dem göttlichen Jesukindlein erzählen hört; Namen, die es liebt, ohne sie noch nennen zu können. Welch eine Seligkeit erfüllt das ganze Wesen der christlichen Mutter, wenn der Säugling zu lallen anfängt, und die Erstlinge seiner Worte zu Zeugen der kindlichen Liebe und Frömmigkeit macht! Reinere und edlere Freuden gibt es auf Erden für Eltern keine.

Glücklich die Mutter und das Kind, welche sich in den Genuß dieser Freuden theilen.

Von dem Zeitpunkte an, wo die Vernunft des Kindes erwacht, wo das Unterscheidungsvermögen und die Willensrichtung sich offenbart, muß die mütterliche Liebe vom väterlichen Ernste unterstützt werden, damit die Seele aller gedeihlichen Erziehung, der Gehorsam, dem Gemüthe der Kinder eingepflanzt werde, und Ordnung und Genauigkeit in ihren jugendlichen Wirkungskreis komme.

Da aber das weibliche Gemüth einer eigenthümlichen Pflege bedarf, damit ihm die angeborne Sittsamkeit, Schamhaftigkeit und fromme Innigkeit gewahrt werden könne, so bleibt in der Hauptsache die Mutter Erzieherin der Töchter, während der Vater seine Einsicht und Erfahrung, seinen Ernst und seine Willenskraft bei der Unterweisung und Erziehung der Söhne in den Vordergrund treten läßt. Der Mann kann nur unter der bildenden Hand des Mannes, das Weib nur unter den Einflüssen weiblicher Tugenden gut erzogen werden.

Das aber mögen Väter und Mütter sich gesagt sein lassen, daß alle Erziehungskunst, die des Mannes wie jene des Weibes, ohne Segen und ohne Erfolg ist, wenn nicht wahre Frömmigkeit, sittliche Reinheit und häuslicher Friede die Lebensgesetze der Familie bilden, und allererst ihre Sanction durch das Beispiel der Familienvorsteher erhalten. Welche traurigen Folgen im Familienleben, namentlich in der Kindererziehung, der Mangel dieser Voraussetzungen nach sich zieht, dafür liefert die Beobachtung unserer Jugend schlagende Beweise. Eine unnatürliche Frühreife verscheucht die reine, fromme Kindlichkeit und drängt mit ungestümer Eile zur Emancipirung der Kinder von der elterlichen Gewalt. Woher kommt diese betrübende Erscheinung? Es fehlt der Sinn für die rechte Erziehung der Kinder.

Der Vater pflegt den Cult der Materie; die Mutter ist ein Götzenbild der Eitelkeit und liest das Evangelium nach Renan.

Die Natur der Sache, das Wesen und die Bestimmung der Familie

bringen es mit sich, daß das ganze Geschäft der Unterweisung und Erziehung der wirklichen Familienglieder in den Pflichtkreis des Familienhauptes und seiner Gehilfin gehört.

Wenn demnach die Möglichkeit, diese Pflicht nach ihrem ganzen Umfange und ihrer relativen Vollkommenheit zu erfüllen, sei es aus Mangel an Befähigung oder an Zeit und Mitteln, im Kreise der Familie selbst nicht gegeben ist, so entsteht für das Familienhaupt eine weitere Pflicht, nämlich die Pflicht der Fürsorge, daß durch öffentlichen oder Privatschulunterricht mit angemessener Erziehung ersetzt werde, was die Familie selbst nicht geben kann.

Da die Schule nur eine Hilfsanstalt der Familie ist, so müssen Unterricht, Bildung und Erziehung in demselben Sinne und Geiste in ihr fortgesetzt werden, wie der religiös-sittliche Charakter der Familie es verlangt.

Schulen, welche eine Gewährschaft hiefür nicht bieten, können christlichen und gewissenhaften Familien nicht als Ersatzmittel für die Erziehung dienen, welche sie ihren Kindern und Pflegeanempfohlenen schuldig sind.

Mit der Erziehung in der Elementarschule ist die Pflichterfüllung der Familie für Unterricht, Erziehung und Bildung ihrer Glieder noch lange nicht zum Abschluß gebracht.

Jedes Familienglied hat den Beruf zum Besten der Gesellschaft im weiteren Kreise thätig und wirksam zu sein.

Auch die Berufsthätigkeit setzt eine Bildung voraus, und je nachdem Begabung und Neigung die Wahl entscheidet, entweder eine rein wissenschaftliche oder eine praktische.

Pflicht der Eltern ist es, nach dem Maße ihres Vermögens und Einkommens den Kindern die berufliche Vorbildung zu einem, ihren Fähigkeiten und ihrer Neigung zusagenden Stande zu gewähren.

Der sittliche und religiöse Theil des Erziehungsgeschäftes dauert in der Form der Ueberwachung, Mahnung und Zurechtweisung einerseits, dann in der Pflege der häuslichen und öffentlichen Gottesverehrung anderseits fort, so lange der Familienbund besteht.

Die erziehliche Thätigkeit dieser Art hat sich auch auf die eingefügten Glieder der Familie, auf die Dienstboten und Arbeiter, auszudehnen.

Die Pflichttreue der Familienhäupter allein ist im Stande, mit der Zeit die Kluft zu schließen, welche ein übelberathener Freiheitsdrang auf der einen, und sträfliche Nachgiebigkeit auf der anderen Seite zwischen natürlichen und eingefügten Gliedern der Familie geöffnet hat.

Diese Kluft erweitert sich mit jedem Tage mehr zum unverkennbaren Nachtheil der Familie und Gesellschaft.

Die Arbeitslust, Treue und Sittlichkeit mindern sich in dem Maße, in welchem das Band der Zusammengehörigkeit der dienenden und arbeitenden Klasse zur Familie sich lockert.

Welchen Rückschlag dieser Umstand auf den Wohlstand und das religiös-sittliche Leben äußern muß, liegt auf der Hand.

Führen wir die Familie auf ihre einfache Sitte und ihre tiefreligiöse Grundlage zurück: und wir werden sie überall mit Treue, Ernst und Muth in ihrem Pflichtkreise walten sehen.

Das allein wird sie und mit ihr die Gesellschaft retten.

Sechstes Bild.

Die Kraft der Familie.

Dieses Bild bietet uns verschiedene Seiten zur Betrachtung dar.

Man könnte unter Kraft der Familie den materiellen Wohlstand oder ihre numerische Stärke und Arbeitstüchtigkeit oder auch ihre geistige Ueberlegenheit verstehen.

In gewissem Sinne sind diese Ansichten sämmtlich berechtigt.

Wir vermögen indeß die eben namhaft gemachten Kräfte blos als dienende Kräfte, die somit sich nicht selbst bewegen, sondern von einer Centralkraft in Bewegung gebracht werden, anzuerkennen. Welches ist aber die das innere und äußere Leben und Wirken der Familie bedingende Urkraft?

Es ist die gegenseitige Liebe der Glieder zu einander. Diese Liebe belebt und bewegt den ganzen Organismus der Familie in der von der Natur bestimmten und durch göttliche Autorität geheiligten Ordnung zum gemeinsamen Ziele.

Die Liebe flößt Ehrfurcht ein vor der Autorität und erleichtert den Gehorsam, die Liebe einigt, macht stark, ist freigebig, friedlich, nachsichtig und duldsam.

Die Liebe ist beharrlich und bereit, mit Selbstentäußerung Opfer zu bringen.

Wo die heilige Liebe die Familien geeinigt hat und zusammenhält, fallen Ehescheidungen, Zerwürfnisse zwischen Eltern und Kindern, Arbeitsscheue, Verschwendung und Prozeßsucht völlig weg; Einigkeit und Friede macht die Familienglieder nach innen glücklich, und hilft ihren Wohlstand mehren nach außen.

Damit aber diese Liebe nicht ausarte in Gleichgültigkeit oder niedere Sinnlichkeit und damit sie nicht erkalte, muß sie immerdar an der Centralsonne der heiligen Liebe sich erwärmen. Die Familie muß mit Christus, dem Gotte der Liebe, durch Gebet und würdigen Empfang seines Leibes in lebendigem Rapporte bleiben. Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen. Die heil. Eucharistie wird von der Kirche das Brod der Starken genannt.

Siebentes Bild.

Die Last der Familie.

Der Familienverband bringt im Gefolge seiner Pflichten auch mehrfache Lasten.

Vom natürlichen Standpunkte muß schon die Unauflöslichkeit des Ehebandes, welches die Grundlage der Familie ist, als Beschränkung der persönlichen Freiheit lästig erscheinen.

Die Erhaltung, Ernährung und Erziehung der Kinder, die Verrichtung der täglichen Geschäfte und Berufsarbeiten, das Zusammenleben mit vielen Menschen verschiedener Temperamente hat vielfache Beschwerden und Widerwärtigkeiten im Gefolge.

Dazu kommen zeitweise auch Unglücksfälle, Verluste, Seuchen und Krankheiten, Todesfälle geliebter und der Familie unersetzlicher Glieder. Das sind Lasten, auf deren Uebernahme sich Jedermann gefaßt machen muß, welcher eine Familie zu gründen gesonnen ist.

Man kennt diese Lasten im Voraus; nur Wenige lassen sich durch sie von den Gütern und Wohlthaten des Familienbandes zurückschrecken. Das ist ein neuer Beweis, daß die Familie nicht ein Institut menschlicher Willkür, sondern göttlicher Anordnung ist. Gott, welcher die Ehe im Paradiese eingesetzt, und so der ersten Familie ihr Dasein gegeben hat, kündigt derselben auch ihre Lasten an, indem er zum Manne sprach: im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod essen; und zum Weibe: du sollst viel auszustehen haben mit deinen Kindern.

Beide nehmen diesen Ausspruch Gottes mit Ergebung hin.

Vertrauen auf die Führung der göttlichen Vorsehung und Ergebung in den göttlichen Willen ist das beste Mittel für alle Familienglieder, sich die Lasten ihres Standes zu erleichtern.

Achtes Bild.

Hilfe der Familie.

Viele und reichliche Hilfsquellen stehen der Familie zu Gebote, um ihre Zwecke zu erreichen und ihre Lasten zu mindern.

Vorerst hat die christliche Familie einen mächtigen und bereitwilligen Helfer an ihrem Stifter und Herrn, nämlich an Gott. Seine Hilfe wird ihr vermittelt durch das Gebet und durch die Gnadenspenden der Kirche im heiligen Meßopfer und den Sakramenten. Und noch nie ist das Gottvertrauen einer christlichen Familie in großer Noth zu Schanden geworden. Noch heute trifft ein: Wo die Noth am größten, da ist Gottes Hilfe am nächsten.

Auch unsere, dem Glauben und kirchlichen Leben zusehends mehr sich entfremdende Familie lernt in schweren Prüfungen und Heimsuchun-

gen, wenn alle menschliche Hilfe nutzlos erschöpft ist, den alten, verlassenen Gott wieder kennen.

Noth lehrt beten.

Nach dieser ersten und besten Hilfe findet die Familie in ihrer natürlichen und von Gott geheiligten solidarischen Zusammengehörigkeit ein sicheres Anrecht und einen wohlbegründeten Anspruch auf gegenseitige Hilfe.

Die Nächstenliebe, das zweite Gebot des Christenthums, mit dem ersten auf gleiche Stufe der Verdienstlichkeit gestellt, ist in unaufhörlicher Thätigkeit in der Familie.

Die unmündigen Glieder empfangen alle Hilfe von den großjährigen, die schwachen von den starken, die kranken von den gesunden, die alten von den jungen, die dienenden von den herrschenden und umgekehrt.

Wie rührend ist die Zärtlichkeit und Sorgfalt, womit die Eltern, namentlich die Mütter, den Kindern Pflege und Hilfe leisten: und wie tröstlich und erhebend der Anblick einer besorgten Tochter am Krankenbette der Mutter, eines dankbaren Sohnes als Stütze seines alten Vaters in der Arbeit.

Die Familie hat endlich auch noch Hilfe zu erwarten von der Gesellschaft im engeren und weiteren Sinne, von der Gemeinde und dem Staate.

Die christliche Liebe hat die Gemeinde und den Staat auf solche Grundlagen gestellt, daß beide dem Gefühle der Menschlichkeit und des Mitleides sich nicht entschlagen können. Wir haben eine gemeindliche und staatliche Fürsorge für arme und kranke Familienglieder.

Die Kirche mit ihren Hilfsanstalten für Kranke, Arme und Hilfslose hat Gemeinden und Staatsregierungen zum Vorbilde gedient.

Diese Art Hilfe wird freilich in dem Maße verhaßter und unzugängiger, als der todte Buchstabe des Gesetzes sich weiter von dem lebenschaffenden Elemente der christlichen Liebe entfernt und durch Kälte und Härte die Armen und Hilflosen erst erbittert werden, ehe man hilft.

Neuntes Bild.

Die Arbeit der Familie.

Wenn auch die Schrift sagt: der Mensch ist zur Arbeit geboren, wie der Vogel zum Fluge, so kann dieß doch nicht in dem Sinne verstanden werden, als ob die Arbeit des Menschen einziges und letztes Ziel auf Erden wäre. Des Menschen Ziel auf Erden ist: ein zufriedenes und glückliches Leben für sich zu führen und dieß andern bereiten zu helfen. In soferne muß jeder seine leiblichen und geistigen Kräfte in der Arbeit verwerthen, um so viel er vermag, sein eigenes Glück zu begründen, und die Wohlfahrt der Gesellschaft zu befördern.

Die Arbeit ist somit ein Mittel zur Begründung der irdischen Wohlfahrt.

So und nicht anders darf sie betrachtet werden, wenn der arbeitende Mensch seine sittliche Freiheit und Würde behaupten will.

Wer die Arbeit zum Ziele der irdischen Thätigkeit des Menschen erhebt, der erniedrigt den Menschen zum Sklaven, er macht ihn zum Lastthiere der Arbeit.

Mit dieser verkehrten Ansicht hängt die immer weiter greifende Unsitte zusammen, den Arbeitern keinen Ruhetag mehr zu gönnen, Rad, Spindel und Hammer auch an den Gott geheiligten Tagen in Bewegung zu erhalten.

Und gegen diese Barbarei wird von der modernen Gesetzgebung, welche die persönliche Freiheit so hoch hält und für das Ideal der reinsten Humanität schwärmt, kein Prohibitiv erlassen. Soll denn die Arbeit ein Mittel sein, nur Einige glücklich zu machen, Andere aber jeder frohen Stunde zu berauben, und des kärglichen Broderwerbs willen frühzeitig aufzureiben? An diesem Punkte hört die Gleichheit der Menschenrechte auf, die in unsern staatlichen Systemen so scharf betont wird.

Die Arbeit ist also ein Mittel zur Begründung der irdischen Glückseligkeit der Familie und Gesellschaft.

Aus dieser Rücksicht darf sich keine Familie und kein Glied derselben der Arbeit entziehen, jedes ist verpflichtet, nach dem Maße seiner Fähigkeit und Kraft an der Arbeit Theil zu nehmen.

Die Arbeit, weil nicht Zweck, sondern Mittel, muß nach der Ordnung Gottes vollbracht werden. Gott hat sechs Arbeitstage bestimmt und einen Ruhetag.

Diese Ordnung kann von keinem Menschen ohne Sünde verlassen werden. Den Christen binden noch überdieß die Gebote der Kirche. Das Gebot der Mutter muß dem Kinde nicht minder heilig sein, als das Gebot des Vaters.

Für den katholischen Christen sind demnach die kirchlichen Fest- und Feiertage ebenfalls Ruhetage. Dienst- und Fabrikherrn, Meister und Geschäftsführer, welche ihren Gesellen und Lehrjungen zumuthen, an den kirchlichen Feiertagen zu arbeiten, verletzen die Gewissensfreiheit und gegen diese Härte vermag sie die Einrede ihres nichtkatholischen Bekenntnisses nicht zu schützen.

Der Christ betrachtet übrigens die Arbeit von einem noch höheren Gesichtspunkte; ihm ist sie auch ein Mittel zur Erreichung seiner übernatürlichen Glückseligkeit.

Uebernommen als ein von Gott gebotenes Werk, angefangen mit Gott und geheiligt durch Gebet, verrichtet mit freudigem Gehorsame und standhafter Geduld im Namen Gottes und zu seiner Ehre, wird die Arbeit, selbst die geringste, zu einem Dienste Gottes, zu einem Mittel des ewigen Heils. Das war ohne Zweifel die Arbeit in der

Werkstätte des heiligen Joseph, an welcher der Sohn Gottes selbst bis zu seinem 30. Jahre Antheil zu nehmen nicht unter seiner Würde fand.

Daß die gottgeweihte Arbeit ein Mittel zur Seligkeit werden könne, ist unschwer einzusehen. Abgesehen davon, daß die Arbeit eine Uebung in den schwersten aller sittlichen Tugenden ist, nämlich eine Uebung im Gehorsame und in der Geduld; so ist sie auch ein Verwahrungsmittel gegen die Sünde und Versuchung.

Zeuge dieser Wahrheit ist das Sprichwort vom Gegentheile: Müßiggang ist aller Laster Anfang.

Die Arbeit mäßigt die Leidenschaften, dient zur Abtödtung der Sinnlichkeit und gibt vielfache Gelegenheit zur Abbüßung zeitlicher Strafen, welche der Mensch für seine Sünden verdient hat.

Die Arbeit, im Geiste des Christenthums aufgefaßt, hat, wenn gleich nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zwecke, doch eine sehr hohe Bedeutung für die Familie und Gesellschaft.

Ohne sittliche und religiöse Weihe, blos im Dienste der Habsucht und materieller Interessen, wird die Arbeit ein Mittel zur Erniedrigung, zur Entsittlichung und theilweisen Ausrottung der Familie und Gesellschaft.

Gegen diesen Mißbrauch muß die Familie mit allen Kräften eifern, sich verwahren und wehren.

Zehntes Bild.

Der Segen der Familie.

Groß und vielfach ist der Segen der Familie, welche, nach der Ordnung Gottes und seiner Kirche begründet, ihre Bestimmung kennt, ihre Rechte und Pflichten wahrnimmt, ihren Beruf erfüllt.

Ein friedliches Zusammenleben, eine hilfreiche Theilnahme der Einzelnen an den Arbeiten und Lasten der Gesammtheit, die reinsten Freuden bei sichtlichem Gedeihen der Glieder und der Arbeit der Familie, Zunahme des Wohlstandes, Gründung neuer Familien, Förderung des Gemeinwohles im Kleinen wie im Großen, das sind augenfällige Früchte des Familiensegens.

Größer noch, als der Werth dieses Segens ist die Bedeutung jenes Segens, welcher der Familie für ihre höhere Bestimmung erwächst, wenn sie, ihres christlichen Charakters eingedenk, Gott dient, Gott lebt, für die Ewigkeit wirkt und sammelt.

Dieses Streben sichert ihr das Wohlgefallen Gottes, einen Reichthum an Gnaden und Verdiensten, heilige Glieder, ein freudiges Wiedersehen nach dem Tode und ein ewiges glückseliges Wiedersehen bei Gott.

Den Segen der Familie nach dem Herzen Gottes besingt der Prophet in zwei Psalmen in unübertrefflicher Weise; nemlich im Psalm 127 und 132 nach der Vulgata.

Der erste lautet: „Glückselig Alle, die den Herrn fürchten, und die da wandeln auf seinen Wegen.

Denn von der Arbeit deiner Hände wirst du essen. Heil dir! es wird dir gut gehen. Dein Weib ist wie ein fruchtbarer Weinstock an den Wänden deines Hauses; deine Kinder wie Oelbaumpflanzen um deinen Tisch her.

Siehe! so wird der Mann gesegnet, der den Herrn fürchtet.

Der Herr segne dich aus Sion, und lasse dich sehen das Glück Jerusalems alle Tage deines Lebens."

Im anderen lesen wir: „Siehe, wie gut und wie lieblich ist's, wenn Brüder beisammen wohnen.

Es ist, wie die Salbe auf dem Haupte, die herabfließt in den Bart, in den Bart Aarons, die herabfließt auf den Saum seines Kleides.*)

Es ist wie der Thau des Hermon, der herabfällt auf den Berg Sion.

Denn dahin sendet der Herr Leben und Segen bis in Ewigkeit."

Wenn dieses liebliche Bild des Segens der Familien in unserm Familienleben selten uns begegnet, öfter dagegen das Bild des Unsegens und Fluches, so liegt die Ursache dieser Erscheinung nahe.

Die Familie von heute ist großentheils von Gott und seinem Gesetze abgewichen, beugt vor dem Zeitgötzen die Kniee und hofft Heil und Segen von ihnen.

Vergeblich. Mich, die Quelle des Lebens, haben sie verlassen und sich Cisternen gegraben, die kein Wasser zu halten vermögen. So klagt der Herr über ein treuloses Volk im alten Bunde. Aehnliche Klagen sind auch heute gerecht. Darum auch die ihrer Schuld angemessene Strafe.

Eilftes Bild.

Trost der Familie.

Neben den Segnungen der Familie gehen die Prüfungen und Leiden einher. Eine vollkommene Seligkeit gibt es auf Erden nicht; sie soll hier erst errungen und verdient werden durch Werke und Leiden nach dem Vorbilde der Vollkommenheit. Jesus Christus, der Stammvater der neuen Menschheit, hat uns in Beidem ein Beispiel gegeben.

Ich habe euch ein Beispiel gegeben, daß gleichwie ich euch gethan habe, so auch ihr thuet. (Joh. 13, 15.) Dazu seid ihr nämlich berufen, daß ihr, weil Christus auch für uns gelitten hat, um uns ein Beispiel zu hinterlassen, in seine Fußstapfen eintretet.

Der einzige und beste Trost in Prüfungen und Leiden der Familie ist Christus. Gott läßt es zu, daß wir seinem geliebten Sohne auch in Leiden ähnlich werden: es ist ruhmvoll, ein Nachfolger Christi, des

*) Die zur Salbung des Haupthaares und Bartes unentbehrliche Salbe galt den Morgenländern als etwas sehr Kostbares.

Sohnes Gottes auf dem Leidenswege zu sein. Die Leiden sind Erbarmungen Gottes, dienen zu unserer Demüthigung und Reinigung, erinnern uns an die Nichtigkeit und Vergänglichkeit alles Zeitlichen, mahnen uns an die Vorbereitung für die Ewigkeit.

Sie sind demnach Vorboten und Mittel zur künftigen Verherrlichung.

Mußte nicht Christus dieses (Alles) leiden und so eingehen in seine Herrlichkeit? (Luk. 24, 26.)

Die Betrachtung des Leidens Christi ist für die christliche Familie in ihren Leiden ein starker Trost.

Christus selbst gab uns ein weiteres, sehr kräftiges Trostmittel an die Hand, welches uns in unseren Leiden und Trübsalen gut zu Statten kommen wird, nämlich das Gebet.

Er beginnt sein Leiden mit Gebet. Am Oelberge betet er um Abwendung und endet mit Ergebung; am Kreuze klagt er über Verlassenheit und endet mit Ergebung.

Wenn unsere Familien Christum, den Gekreuzigten, von ganzem Herzen glaubten und liebten, und die Kraft seines Kreuzes und des demüthig ergebenen Gebetes im Namen Jesu verstünden; sie fänden im Gekreuzigten und im Gebete kraft seines Namens großen Trost in ihren Prüfungen und Leiden. Aber der christliche Sinn und die fromme Einfalt hat viele Familien verlassen, und so sind sie in Leiden und Prüfungen auf sich und rein menschlichen Trost angewiesen: und darum ohne wahren Trost.

Zwölftes Bild.

Der Lohn der Familie.

Die Familie, welche ihre doppelte Aufgabe in treuer Pflichterfüllung erfasset, und redlich löset, hat einen Anspruch auf einen doppelten Lohn.

Der zeitliche Lohn besteht einerseits im Erfolge ihrer Bemühungen, welcher eine Vermehrung der zeitlichen Güter und friedlichen Genuß derselben möglich macht, anderseits in dem Bewußtsein treuer Pflichterfüllung; der ewige Lohn besteht in der Hoffnung ewiger Güter bei Gott, begründet auf die Verheißungen Gottes und auf die Mitwirkung mit seiner Gnade durch ein Leben nach dem Vorbilde Christi und seiner Heiligen in werkthätiger Liebe, d. h. durch ein bußfertiges, tugendhaftes und vollkommenes Leben der Familienglieder.

Wenn der Familienvater oder die Familienmutter, die Kinder und Familienangehörigen segnend, aus der Welt scheiden kann mit den Worten Christi: „Die Du mir gegeben hast, habe ich bewahrt, und Niemand aus ihnen ist verloren gegangen, außer der Sohn des Verderbens;" (Joh. 17, 12) dann scheiden sie mit einem guten Bewußtsein und mit einer frohen Hoffnung. Sie dürfen mit Zuversicht hoffen, daß der, welcher der Gegenstand ihres Glaubens, ihrer Liebe, ihres Thuns und

Leidens auf Erden war, ihr Antheil und Lohn auf ewig sein werde im Himmel.

Freue dich, guter und frommer Knecht: denn du warst über weniges treu, ich will dich über Vieles setzen; gehe ein in die Freuden deines Herrn. Mit diesen Worten wird Christus einen treuen Sachwalter der christlichen Familie bei seiner Ankunft an den Pforten der Ewigkeit empfangen.

Diesen Lohn hat in unsern Tagen, wo nur jene Güter Werth haben, welche man sieht, greift und genießt, wenig Reiz. Kaum daß man noch an seine Möglichkeit glaubt. Wer die Materie vergöttert, der muß mit dem Glauben an den lebendigen Gott, an Fortdauer nach dem Tode des Leibes, an eine Vergeltung im Jenseits brechen.

Und nicht klein ist die Zahl jener Familien, welche mit diesem Glauben gebrochen haben! Und wie bitter rächt sich die Versündigung gegen Gott und seine Ordnung schon in der Gegenwart, und welches Loos harrt einer gottlosen Familie in der Ewigkeit?!

---

2. Pädagogische Aehrenlese aus den Schriften der heiligen Väter.

(Von Dr. Huller.)

Der Ursprung und das Ziel alles geistigen Lebens und Wirkens ist Gott. Er ist das Licht unserer Vernunft und das Gesetz unseres Willens. Ihn erkennen, das ist Weisheit, ihn lieben, das ist Seligkeit.

Die Weisheit, welche aus Gott ist, und zu Gott führt, jene Liebe, welche zum Genusse und Besitze des höchsten Gutes berechtigt, das sind die Schätze des Geistes und Herzens, in deren Erringung die Aufgabe alles Unterrichtes und aller Erziehung gipfelt. Daher das Geschäft alles Unterrichtes und aller Erziehung ein göttlicher Dienst, ein heiliges Werk, unzertrennlich von der Idee des Göttlichen, unablösbar von dem Einflusse der Religion.

Diese Ueberzeugung zieht sich, wie ein rother Faden durch die ganze Geschichte der Menschheit.

Bei den Heiden standen Unterricht und Erziehung unter dem Schutze der Götter, die neun Musen selbst sind göttliche Wesen.

Bei dem Volke Israel ist Gott selbst Lehrer und Meister, und die Norm alles Unterrichts und Lebens der Dekalog.

Darauf anspielend schreibt der heil. Apostel Paulus im Briefe an die Galater: „Das Gesetz war bis hin auf Christus der Zuchtmeister: nun aber der Glaube gekommen ist, stehen wir nicht mehr unter dem Zuchtmeister.“ (Galat. 3, 24 u. 25.)

Unter dem Glauben ist der Inhalt der neutestamentlichen Offenbarungen zu verstehen. Das Christenthum mit den Schätzen seiner

Wahrheiten und den Gesetzen seiner Gerechtigkeit ist die Fundgrube, aus welcher der Lehrer und Erzieher zu schöpfen hat, um die Erkenntniß des vernünftigen Geschöpfes zu bilden und zu nähren, und das sittliche Leben nach dem Willen Gottes zu regeln.

Die Hinterlage des Fondes der geoffenbarten Glaubens- und Sittenlehren ruht in den Händen der lehrenden Kirche. Sie hat den Schlüssel zu den Geheimnissen dieses Heiligthums.

Die Kirchenlehrer und Concilien sind ihre Organe. Sie öffnen auf Geheiß und beim Lichte des hl. Geistes jene Siegel des verschlossenen Buches und machen seinen Inhalt zum Gemeingute der Gläubigen.

Wenn demnach die Kirchenväter autorisirte Ausleger der göttlichen Offenbarung und als solche vollgiltige Träger und Zeugen der in Schrift und Ueberlieferung hinterlegten Wahrheit sind, so hat nicht blos der Theologe, sondern auch der Pädagoge ein Recht, sich auf ihr Ansehen zu berufen, und ihre aus dem Fonde göttlicher Wissenschaft entnommenen Grundsätze sich anzueignen.

Unter dieser Voraussetzung haben wir es unternommen, eine Aehrenlese pädagogischer Grundsätze aus den Schriften der heil. Väter zu veröffentlichen.

Um aber die in ihren verschiedenen Werken zerstreuten Aussprüche in eine Uebersicht und einen Zusammenhang zu bringen, erachten wir es für zweckgemäß, das Gebiet der beruflichen Thätigkeit des Pädagogen in drei Aufgaben abzugrenzen, und jeder ein besonderes Hauptstück zuzuweisen, indem wir

I. Von der Ausbildung der geistigen Anlagen,
II. Von der Regelung der Sitten, und
III. Von Beseitigung der Hindernisse, welche der Bildung und Erziehung sich entgegenstellen, handeln.

I. Hauptstück.

Von der Ausbildung der geistigen Anlagen.

Die geistige Begabung des Menschen ist ein Geschenk des heiligen Geistes. Die Vertheilung dieses Geschenkes vollzieht der Geist Gottes nach dem Geheimnisse seiner Weisheit nicht zwar in gleichem, aber doch in höchst gerechtem Maße.

Diese Behauptung wurzelt im göttlichen Worte: „Wir haben verschiedene Gnadengaben nach dem Maße der Gnade, welche uns verliehen worden. (Röm. 12, 6.) Einem jeden von uns ist Gnade verliehen nach dem Maße der Gnadenverleihung Christi". (Eph. 4, 7.) Wenn auch der Apostel hier zunächst von den besonderen Gnadengaben spricht, welche man Charismen nennt, so geben die hl. Väter denselben doch eine Deutung, welche die Annahme der Schöpfung und Unterstützung der natürlichen Geistesanlagen mit einbegreift.

In seiner Rede von den Gaben des heil. Geistes sagt der heilige

Bernardus: „Die sechste Gabe des hl. Geistes ist der Verstand, entsprechend jener sechsten Seligpreisung: selig, die ein reines Herz haben; denn sie werden Gott anschauen". (Kap. 6.)

In seiner Rede vom Gehorsam und seinen Stufen fügt derselbe Vater der Stelle des hl. Apostels Paulus: „wir sind nicht im Stande, etwas zu denken durch uns selbst, wie aus eigener Kraft, sondern all' unsere Tüchtigkeit ist aus Gott" zur Erklärung bei: „Was vermag der in diesem irdenen und gebrechlichen Gefäße des Leibes eingekerkerte, von der Sünde verderbte, und von irdischer Last niedergedrückte Geist zu denken? Denn der zerstörliche Leib beschwert den Geist, und der Aufenthalt auf Erden hemmt den Aufschwung des Geistes durch vielerlei Gedanken.

Doch der Geist der Weisheit ist gütig; er erleuchtet auch unseren Geist in seiner Gefangenschaft, heilt den verderbten, richtet auf den niedergebeugten. . . . Der Geist der Wahrheit ist es, welcher uns alle Wahrheit lehrt, nicht aber blos lehrt, sondern auch einflößt. Er flößt uns ein das Verlangen nach derselben, er lehrt uns das Verständniß derselben."

Wenn wir diese Stelle genauer erwägen, wird uns klar werden, daß der heil. Kirchenvater in den geistigen Anlagen des Menschen Geschenke des heil. Geistes erblickt, der wehet, wann und wo er will. (Joann. 3, 8.) Unter dieser Voraussetzung sind wir anzunehmen berechtigt, daß auch zur Unterscheidung und Ausbildung der geistigen Naturanlagen die Hilfe des hl. Geistes nöthig sei. Wenn dieses wahr ist, dann darf die Erziehung und Bildung der Jugend von der Religion nicht getrennt werden.

Es entsteht nun die Frage, was hat der Erzieher im christlichen Sinne zu thun, um als Organ und Mitarbeiter des göttlichen Geistes den An- und Ausbau der geistigen Anlagen seines Zöglings ins Werk zu setzen? Sein erstes Geschäft ist, an der Hand der Beobachtung und Erfahrung die Beschaffenheit der Talente seiner Scholaren zu ermitteln. In dieser Ansicht stimmen die heil. Väter mit dem heidnischen Quintilian vollkommen überein.

Wenn dieser schreibt: „Es wird mit Recht zu den guten Eigenschaften eines Lehrers gerechnet, daß er sich eine genaue Kenntniß vom Unterschiede der Geistesgaben verschaffe, um beurtheilen zu können, wozu sich ein Zögling vermöge seiner natürlichen Begabung vorzugsweise eigne" (Quintil. instit. lib. II. cap. 9); so schließt sich diesem Grundsatze der heil. Ambrosius an in seinem Buche von den Pflichten, wo es heißt: „Man muß nachforschen, wozu das Talent geeigenschaftet ist, welches einer von Natur empfangen hat. Darum soll ein Jeder seine Naturanlagen kennen, und sie dazu verwenden, wozu er sie tauglich befunden hat. Denn wohin die natürliche Neigung zieht, das wird mit der Gnade leichter ausgeführt." (Buch 1, Kap. 44.)

Dieser Anforderung entsprechend werden wir versuchen, einerseits die Kennzeichen zu ermitteln, mit deren Hilfe man die Güte der Talente nach gewissen Graden unterscheiden kann, anderseits den Bildungsweg vorzeichnen, welcher bei dem An- und Ausbaue jeder einzelnen Kategorie der Talente einzuhalten sein dürfte.

Unter Zugrundelegung der evangelischen Parabel von den Talenten (Matth. 24, 14—15) klassifiziren wir die Talente nach drei Graden ihrer Güte: 1) in vorzügliche, 2) in gute, 3) in mittelmäßige.

Betrachten wir diese drei Kategorien der Reihe nach, und suchen wir die Kennzeichen einer jeden einzelnen auf, um nach dem Ergebnisse dieser Diagnose die pädagogische Behandlung bemessen zu können.

§. 1. Von der Diagnose und Behandlungsweise des vorzüglichen Talentes.

Das vorzügliche Talent kennzeichnet sich durch folgende, aus mehrfacher Beobachtung und Erfahrung abgezogene Merkmale, nämlich durch a) leichte und klare Auffassung, b) sicheres und selbstständiges Urtheil, c) Productivität, d) Scharfsinn, e) tiefes und gründliches Eingehen in den Lernstoff, f) unersättliche Wißbegierde, g) treues Festhalten und selbstständiges Bearbeiten der empfangenen Begriffe, h) Gewandtheit und Originalität in der formellen Darstellung des Lernstoffes.

Im Wesentlichen stimmt das Ergebniß unserer auf vieljährige Beobachtung gestützten Zeichnung des vorzüglichen Talentes mit der Aussage eines gewiegten Pädagogen des klassischen Alterthums überein.

Der alte Quintilian schreibt nämlich in seinen Institutionen Buch 1, Kap. 3:

„Wenn dem Lehrer ein Knabe anvertraut wird, soll er seine Befähigung und natürliche Begabung vor Allem erforschen."

„Ein sicheres Anzeichen geistiger Befähigung bei den Kindern ist namentlich das Gedächtniß mit seiner doppelten Kraft, leicht zu erfassen und treu zu behalten. Daran reiht sich die Nachahmung; auch sie verräth eine gelehrige Natur, aber nur dann, wenn sie das Gelernte nachzubilden weiß, nicht etwa mechanisch, wie Gang und Stellung, und mimisch, wenn etwas Verkehrtes zu rügen wäre."

Bei der Leitung und Ausbildung vorzüglicher Talente hat man sein Augenmerk auf zwei Momente hinzurichten:

a) Vorerst muß man ihrer Wißbegierde ausgiebige und entsprechende Nahrung und Beschäftigung bieten, damit nicht das ruhelose Suchen des Geistes auf Abwege führe, und auf eitle oder gar verwerfliche Gegenstände verfalle.

Wenn Minderbegabte einer geistigen Gemächlichkeit sich hingeben, trifft der Nachtheil in der Regel nur sie selbst; wenn dagegen talentvolle Menschen einer geordneten Thätigkeit sich entziehen, dann brüten sie Gedanken und Plane aus, die ihnen und der Gesellschaft Verderben bringen.

b) Das Zweite ist, daß der Pädagoge Kinder ausgezeichneter Begabung strenge überwache, damit ihre geistige Thätigkeit in einer gewissen Ordnung sich entfalte. Den ausgezeichneten Köpfen ist es eigen, daß sie frühzeitig sich von der Leitung des Lehrers emancipiren, und den Stoff, die Zeit und Art ihrer Beschäftigung nach Belieben und Geschmack mit Umgehung der Anordnungen des Erziehers selbst wählen.

Diese Richtung führt zur Einseitigkeit, Oberflächlichkeit und Unstetigkeit.

Man sage nicht, es sei diese strenge Ueberwachung ein Eingriff in die persönliche Freiheit und hemme die selbstständige Entwickelung. Die wahre Freiheit und vernünftige Selbstständigkeit gedeiht einzig und allein im Schatten der Zucht und Ordnung. Der Gehorsam bildet Charaktere.

§. 2. Von der Diagnose und Behandlung des guten Talentes.

Ob ein Talent zu der Kategorie der guten zähle, möchte aus nachstehenden Merkmalen zu erschließen sein:

a) Das gute Talent faßt nicht so leicht und schnell den Vortrag des Lehrers, eine kurze und präzise Darstellung genügt in vielen Fällen nicht, um bestimmte und klare Begriffe beizubringen, es bedarf nicht selten einer breiteren, in's Einzelne gehenden Auseinandersetzung und mehrfacher Wiederholung.

b) Das gute Talent eignet unter obiger Voraussetzung den Inhalt des Lehrvortrags sich treu und gründlich an, und behält lange und treu im Gedächtnisse.

c) Dasselbe ist von geringer Produktivität, setzt vielmehr seine Stärke in die Reproduktion und Imitation.

d) Die Phantasie bewegt sich auf dem historischen Gebiete, ohne selbstschaffend zu verfahren. Sie ist daher weder schwärmerisch, noch unruhig. Ihre Nüchternheit kommt der Bildung des Verstandes und Gedächtnisses gut zu statten.

Der Bildungsgang der guten Talente möchte sich in folgender Weise beschreiben lassen:

a) Da die guten Talente ihre Nahrung zumeist aus dem Gegebenen schöpfen, somit weniger auf sich, vielmehr auf die Autorität des Lehrers angewiesen sind, so geht ihre Wißbegierde einen sicheren Weg; weniger von Zerstreuung und Gelüsten nach unzeitiger Selbstbeschäftigung abgezogen, folgen sie dem Unterrichte mit Aufmerksamkeit und Beharrlichkeit. Diese Eigenschaft muß der Erzieher benützen und belohnen;

b) daher die langsamere Auffassung durch einfache und durchsichtige Lehrmethode unterstützen, und durch Abkürzung der Lektionen das Gedächtniß erleichtern.

c) Gründlicher Vortrag, klare Darstellung, zeitgemäße Wiederholung des Lernstoffes werden guten Talenten anschlagen.

§. 3. Von der Diagnose und Behandlung des mittelmäßigen Talentes.

Das mittelmäßige Talent ist leicht zu erkennen an folgenden Merkmalen:

a) Die Auffassung geht schwer und mühsam vor sich. Es thut noth, den Lehrstoff durch Umschreibungen, Bilder und Beispiele anschaulich und zugängig zu machen.

b) Nicht nur fehlt alle Produktivität, sondern auch die Reproduktion des Gegebenen ist schwierig, wenn der Lehrling die Form zum Inhalt finden soll.

c) Auch das Gedächtniß kann ohne besondere Hilfsmittel seine Aufgabe nicht erfüllen.

d) Von einer Thätigkeit der Einbildungskraft im strengeren Sinne ist hier fast gar nicht die Rede.

Unter solcher Bewandtniß fällt hier dem Lehrer und Bildner ein größeres Stück Arbeit zu. Seine Aufgabe wird in Folgendem bestehen:

a) Vor Allem halte er sich an das Sprichwort: Eile mit Weile, nicht Vieles, sondern Viel. Wenig auf einmal und öfter thut Viel.

b) Sonst ergötzt und nützt die Mannigfaltigkeit. Beim Unterrichte mittlerer Köpfe dürfte es schädlich sein, in unmittelbarer Stundenfolge, ja selbst am nämlichen Tage verschiedene Materien zu behandeln. Solch' ein Verfahren könnte nur zur Verirrung der Begriffe oder zur Muthlosigkeit führen.

Das gilt aber nicht von solchen Unterrichtszweigen, welche ineinandergreifen, und sich gegenseitig ergänzen und unterstützen.

Die Alten kannten den Nachtheil einer zu großen Ausdehnung und Vermannigfaltigung des Unterrichtsstoffes. Daher ihr Wahlspruch: non multa, sed multum (nicht vielerlei, sondern viel) und wieder: unius libri lectorem timeo (den Leser eines einzigen Buches hat man zu fürchten).

So wenig es der Verdauungskraft des Magens nützt, vielerlei Speisen der verschiedensten Art aufzunehmen, so wenig kann eine Ueberladung des Geistes, namentlich des mittelmäßig begabten, mit einer Menge verschiedenartiger Lernstoffe angehen.

c) Da die Erkenntnißkraft des mittlern Talentes langsam und schwerfällig arbeitet, so muß man ihr nachhelfen, indem man durch Bilder, Beispiele, Gleichnisse die sinnliche Anschauung in's Interesse zieht.

d) Die Wiederholung der vorigen Lection soll der neuen allzeit vorangehen, damit nicht Unverdautes und Unverdauliches sich begegnen.

e) Da es mittleren Talenten gewöhnlich an Selbstvertrauen mangelt, woher den Inhabern derselben eine gewisse Unsicherheit und Zaghaftigkeit eigen ist, so darf der Erzieher nicht mit rauhen Worten und drastischen Treibmitteln vorgehen. Dieß würde die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen: Muthlosigkeit und Unlust. Er soll durch sein

liebreiches, theilnehmendes Benehmen sich das Zutrauen und die Liebe des Zöglings zu erwerben streben. Das wird diesem und ihm selbst frommen.

II. Hauptstück.

Von der Regelung der Sitten.

Die sittliche Erziehung des Kindes hat eine weit höhere Bedeutung, als die intellectuelle Bildung desselben. Die glücklichsten Anlagen würden nach einer einseitigen, intellectuellen Bildung ohne den Schutz einer sittlichen Haltung ihres Tägers nur dazu dienen, ihn und andere unglücklich zu machen.

Zum Belege der Wahrheit dieser Behauptung berufen wir uns auf das Zeugniß des heil. Augustinus, eines Gewährsmannes, welcher aus eigener Erfahrung spricht.

In seinem Buche vom Todeskampfe Christi schreibt er: „Im Irrthume ist befangen, wer glaubt, er könne die Wahrheit erkennen, so lange er ein nichtswürdiges Leben führt.... In eine bösgesinnte Seele kann die Weisheit nicht einziehen.“ (Kap. 13.)

Es muß daher beim Geschäfte der Jugendbildung die sittliche Erziehung mit der intellectuellen Entwicklung Hand in Hand gehen.

Der Pädagog muß das Muster der Sittlichkeit und Tugend selbst, seinem Zögling durch Wort und Beispiel hohe Begriffe von einem sittlichen und tugendhaften Gemüthe und Wandel beizubringen im Stande sein; er muß die Tugend überhaupt ehren und pflanzen; — aber namentlich jenen Tugendgarten anbauen, welcher dem Zwecke seiner Aufgabe zunächst liegt.

Da bieten nun namentlich zwei Tugenden des Zöglings dem Lehrer bei Lösung seiner wichtigen Aufgabe hilfreiche Hand. Demuth und Gehorsam. Demuth, die Mutter aller Tugend, und Gehorsam, ihre älteste und wohlgerathenste Tochter. Um dieses edle Tugendpaar sammelt sich unter der Hand von selbst ein größerer Kreis auserlesener Tugendsprößlinge, welche mit den erstgenannten in enger Verwandtschaft stehen, und gleichsam ihren Hofstaat bilden.

§. 1. Von der Demuth.

Um mit einer richtigen Begriffsbestimmung die Abhandlung dieser Tugend einzuleiten, bedienen wir uns der Worte des heil. Bernardus, welcher in seiner 86. Rede von der Demuth und ihren Stufen erklärt: „Die Demuth ist eine Tugend, gemäß welcher der Mensch, in der richtigsten Erkenntniß seiner selbst, sich gering schätzt.“

In dieser begrifflichen Darlegung der Demuth sind zwei Zugeständnisse enthalten:

a) Alles, was ich als Mensch bin und habe, kommt von Gott.

b) Aus mir und durch mich bin ich nichts. Diese Doppel-

Erkenntniß ist einerseits ein Bewahrungsmittel gegen eitle Selbsterhebung, anderseits eine Mahnstimme zur dankbaren Anerkennung der Gaben Gottes und zur Anwendung nach seinem Willen.

Die Demuth adelt den Menschen, sie führt ihn zu Gott, erwirbt ihm das Wohlgefallen und die Gnade desselben, und bildet eine feste Grundlage der übrigen Tugenden, wie derselbe heil. Vater bezeugt: „Demüthige Seelen finden Heil (bei Gott). Stehst du also hoch, erniedrige dich in Allem, und du wirst Gnade finden vor Gott.“ (V. d. Gaben des heil. Geistes, Kap. 2.)

Fürwahr die Tugend der Demuth allein begründet ein vertrauliches Verhältniß zur göttlichen Gnade, weßhalb der heilige Gregorius sagt: „Wer Tugenden ohne Demuth sammelt, gleicht einem Menschen, welcher Staub in den Wind wirft.“ (34. Rede vom hohen Liede.)

Denn die Anmuth, welche einen Vorzug begründet, erwirbt allein freudige und unbedingte Demuth. (86. Rede des heil. Bernhard über das hohe Lied.) Und gerade diese über alles Lob erhabene, und als Grundlage wahrer Sittlichkeit unentbehrliche Tugend wird in unserer modernen Erziehungskunst schmerzlich vermißt. Man liebäugelt mit der Hoffart, begünstigt die Selbsterhebung. Daher entfernt sich unsere häusliche und Schulerziehung mehr und mehr von der christlichen und sittlichen Grundlage, und gewinnt den antikheidnischen Typus.

Gegen diese Abirrung verräth uns der heil. Bernardus ein einfaches, aber wirksames Heilmittel, indem er in seiner ersten Rede über die Arbeit vor der Ernte sagt:

a) Richte deine Aufmerksamkeit auf Höheres: denn darin besteht die Fülle der Demuth.

b) Denn warum kreisen deine Gedanken in thörichter Weise den ganzen Tag um das, was du zu besitzen scheinst. Kümmere dich um das, was dir fehlt. Das steht besser.

c) Uebrigens merke dir immer, was ein Anderer hat, hast nicht du.

Unserem Programme gemäß müssen wir hier noch einige Tugenden einschalten, welche mit der Demuth in innigster Beziehung stehen. Es sind die Tugenden der Bescheidenheit, Schamhaftigkeit und Gottesfurcht. Widmen wir einer jeden einige Worte.

A. Die Bescheidenheit.

Von der innigen Verbindnng der Bescheidenheit mit der Demuth sagt der heil. Bernardus in seiner Schrift von der Ordnung des Lebens: „Die Demuth ohne Bescheidenheit gleicht einer Seele ohne Leib. Gleichwie die Tugend überhaupt allgemein und allumfassend sein soll, so soll die Bescheidenheit in ähnlicher Weise sich auf alle Handlungen erstrecken. Eine Bescheidenheit ohne Demuth ist keine ächte Bescheidenheit oder wenigstens eine unvollkommene Demuth. Die Bescheidenheit soll das äußere Kennzeichen unserer Demuth sein.“

Fragen wir nach dem Begriffe und der Wirksamkeit der Bescheidenheit, so gibt uns der heil. Ambrosius in seinem ersten Buche von den Pflichten, Kap. 18, mit wenigen, aber prägnanten Worten genügenden Aufschluß, wenn er sagt: „Die Bescheidenheit besteht in einem Suchen und Streben nach Seelenruhe, in einer Liebe zur Sanftmuth, Mäßigung und Anmuth, in einer Pflege der Ehrbarkeit."

Bescheidenheit und Seelenruhe, demüthige Selbstbeherrschung sind identische Begriffe. Die Sanftmuth, Mäßigung, Grazie und Ehrbarkeit sind natürliche Früchte der selbstgeschaffenen Seelenruhe.

Die Seelenruhe aber kann nur da sich finden, wo die Ursachen der Unruhe, Leidenschaften und Sünde überwunden sind. Daher finden die Väter die echte Bescheidenheit mit ihren liebenswürdigen Gefährtinen nur im Christenthume. Deßhalb versichert der heil. Gregor von Nazianz in seinem 139. Briefe: „Wo Christus ist, da ist die Bescheidenheit."

Ob solcher Vorzüglichkeit stehen wir nicht an zu ihrer Empfehlung den Ausspruch des Isidor von Pelusium beizufügen:

„Die Bescheidenheit steht allen Freunden der Tugend wohl an, und ist eine Zierde und Leuchte aller übrigen Tugenden."

B. Die Schamhaftigkeit.

Bescheidenheit kann man sich ohne Schamhaftigkeit kaum denken. Die letztere ist gewissermaßen die Pflegerin und Hüterin der ersteren.

Das Schamgefühl des Kindes ist ein großes Kleinod unter den natürlichen Gaben des Herzens, werthvoll in doppelter Weise, nämlich als Zierde und Schatz für den Träger, als Grundlage und Coeffizient beim Geschäfte des Unterrichts und der Erziehung für den Pädagogen.

Wo die Scham fehlt auf Seite des Zöglings, da hat alle väterliche Erziehung ihre Grenze; da beginnt die sklavische Furcht und die ihr entsprechende Zucht.

Das Kind mag in vielen Dingen fehlen und schwer fehlen; ist es geschämig, darf man an seiner Besserung nicht zweifeln.

Daher lehren die heil. Väter einstimmig, die Schamhaftigkeit müsse die unzertrennliche Gefährtin der Jugend sein. So schreibt der heilige Ambrosius in seinem 1. Buche von den Pflichten: „Die Schamhaftigkeit ist für alle Altersstufen, Personen, Zeiten und Orte schicklich, am meisten aber ziemt dieselbe Jünglingen und jugendlichen Seelen." (Kap. 19.) Anderswo: „Gleichwie bei den Greisen der Ernst sich empfiehlt als naturgemäße Haltung, so bei den Jünglingen die Schamhaftigkeit." (Kap. 17 a. d. O.)

Hiemit stimmt überein der Ausspruch des heil. Hieronymus: „Der Jugend ist es eigenthümlich, keusch zu sein an Geist und Leib, im Wandel und im Herzen, so daß bei ihr nicht einmal der Verdacht der Schande aufkommen kann." (Brief an Titus.)

Die unversehrte Keuschheit, diese englische Tugend, welche die Summe

aller Ehre und alles Friedens der Jugend in sich begreift, kann nur bestehen, so lange das Schamgefühl noch wach und wachsam ist. Daher hüte sich der Erzieher, das Schamgefühl seiner Zöglinge zu beleidigen oder abzustumpfen. Beherzigenswerth sind in dieser Beziehung die Worte des heil. Bernardus von der Ordnung des Lebens: „Die Keuschheit geht leicht zu Grabe, wenn sie nicht eine Stütze findet in anderen Tugenden. Sie muß daher mit Eifersucht bewacht werden; denn einmal verloren, ist sie unersetzlich. Die gefährlichsten Waffen gegen sie sind die Augen und die Worte. Daher leistet ihr die Schamhaftigkeit gute Dienste, denn diese nimmt die Augen in Zucht; dann die Schweigsamkeit, denn diese bindet die Zunge; und endlich der Gehorsam, denn dieser beschäftigt den Willen."

Ueber den Werth der Schamhaftigkeit ist das Nöthige bereits gesagt worden; es übrigt noch ein Wort über die überhaupt, namentlich der Jugend, so schwere Kunst des Schweigens beizufügen. Die Wortmacherei ist auf Kosten gründlichen Denkens und guten Rathes bei uns Mode geworden, und an dieser Verirrung nimmt die von Natur zur Mittheilung geneigte Jugend Antheil, und erntet Lob dafür, daß sie schon vor der Zeit über Dinge redet, rathet und urtheilt, welche dem Kreise ihres Denkens und Thuns noch sehr ferne stehen.

Daher jene flache Früh- und Vielwisserei der Jugend, daher jenes unberufene Eindringen unbärtiger Jünglinge in den Rath der Männer.

Die Alten dachten und handelten in diesem Stücke richtiger. Der heil. Ambrosius lobt den Pythagoras, weil er in seiner Schule das Gesetz des Stillschweigens eingeführt. „Pythagoras, welcher dem Socrates in der Zeit vorausgeht, wie man liest, gab nach dem Vorbilde des Propheten David den Seinen das Gesetz des Stillschweigens. Er untersagte den Gebrauch der Sprache seinen Jüngern auf einen Zeitraum von fünf Jahren, damit sie durch Nichtreden recht reden lernten. Ein Weiser ist also, wer zu schweigen vermag." (1. Buch von den Pflichten, Kap. 27.) „Es gibt aber auch ein Maß im Schweigen und Reden. Wer Verstand und Lebensart besitzt, überlegt, bevor er redet, was er sagen will, mit wem, wo und in welcher Zeit er spricht." (A. d. O. Kap. 2.) Von dem weiteren Bewahrungsmittel des Kleinodes der Keuschheit, nämlich vom Gehorsame, werden wir unten besonders und ausführlicher handeln. Wir kommen zur dritten Gefährtin der Demuth.

C. Die Gottesfurcht.

Wer in stiller Abgeschiedenheit und Schweigsamkeit sich dem Getöse der Welt entzieht, wird besser im Stande sein, seinen Geist höheren Regionen zuzuwenden. Er wird aufsteigen zum Urheber, Herrn und Erhalter aller Dinge und vor ihm in Ehrfurcht und Dank sein Herz beugend, erkennen und bekennen mit dem heil. Franciscus: „Mein Gott und mein Alles!"

Wie unerläßlich diese Pflicht sei, die Jugend zur Gottesfurcht anzuleiten, und wie ohne sie aller Unterricht und alle Erziehung nicht zur gedeihlichen Frucht gelange, das kann man aus den Produkten jener Erziehungskunst abnehmen, bei welcher die Religion grundsätzlich ausgeschlossen, oder bis zum kern- und farblosen Indifferentismus abgeschwächt ist.

Anders urtheilen zwei Väter der Kirche, deren Namen auch durch das Verdienst für die Wissenschaft unsterblich geworden, nämlich Clemens von Alexandria und Ambrosius, Bischof zu Mailand.

Der Erstere schreibt in seinem Pädagog: „Die Krone der Weisheit ist nach dem Ausspruche der Weisheit die Gottesfurcht." (Buch 1 Kap. 8.)

Derselbe Vater trägt kein Bedenken, die mit der Weisheit gleichgestellte Furcht Gottes mit der Erziehungskunst zu identifiziren, indem er in seinem Pädagoge schreibt: „Die Erzieherin aber ist die Gottesfurcht; denn sie ist eine Anleitung wie man Gott dient, eine Unterweisung in der Erkenntniß der Wahrheit, und ein gerader Weg der zum Himmel führt." (A. d. O. Kap. 7.)

In ähnlicher Weise schreibt der hl. Ambrosius in seinem Werke von den Pflichten: „Die Gottesfurcht ist der Anfang der Weisheit: sie ist das Fundament aller Tugenden." (1. Buch, 27. Kap.)

„Niemand ist klug, der Gott nicht kennt." (A. d. O. Kap. 2.)

Dieß Wenige genüge, um die Nothwendigkeit einer frommen Erziehung im Geiste des Christenthumes nachzuweisen.

§. 2. Vom Gehorsam.

Der Gehorsam, der Demuth erstgeborner Sohn und rühmlichster Zeuge, ist neben dieser auf Seite des Zöglings ein unentbehrlicher Coëffizient bei dem Geschäfte des Unterrichts und der Erziehung.

Ohne Gehorsam besteht keine Autorität, ohne Autorität kein Glaube, ohne Glaube keine Unterwerfung des Willens, keine Belohnung und keine Strafe. Mit der Weigerung des Gehorsams fallen alle Grundbedingungen der Unterweisung und sittlichen Bildung. Auf Autorität und Gehorsam beruht alle Ordnung und aller Fortschritt auf dem Gebiete bürgerlicher, geistiger und sittlicher Ordnung. Er ist das lebendige Correlat der Wahrheit und Gesetzlichkeit.

Dieß vorausgeschickt handeln wir in 5 Punkten von dem Begriffe, von der Nothwendigkeit, von der Vortrefflichkeit, von den Stufen und Beweggründen des Gehorsams.

1) Begriff des Gehorsams.

Der Gehorsam ist die unbedingte Unterwerfung des eigenen Willens unter die Autorität eines höheren Willens. „Der wahrhaft Gehorsame (schreibt der heil. Bernardus in seinen Meditationen Kap. 4) gibt hin sein Wollen und sein Nichtwollen."

Diese einfache und doch ganz vollständige Begriffsbestimmung vom Gehorsam führt derselbe Kirchenvater in seiner 1. Rede von der Bekehrung des heil. Paulus noch weiter aus, indem er sagt: „Der vollkommene Gehorsam weiß von keiner Zögerung, schiebt den Vollzug des Befehls nicht hinaus, hält in Bereitschaft die Ohren zum Hören, die Augen zum Sehen, die Hände zum Thun, die Füße zum Gehen, und nimmt so seine ganze Kraft zusammen, um das Gebot seines Gebieters nach seinem ganzen Umfange zu erfüllen."

2) Von der Nothwendigkeit des Gehorsams.

Bezüglich dieses Punktes stehen uns drei Väter als Zeugen zu Gebote, der heil. Cyprian, der heil. Gregor, und der heil. Bernardus. Der Erste schreibt in seinem 13. Buche von den Mißbräuchen: „Gleichwie man an Greisen Nüchternheit und Charakterstärke sucht, so verlangt man vom Jünglinge Fügsamkeit, Unterwerfung und Gehorsam."

Der Gehorsam allein ist jene Tugend, welche die übrigen Tugenden dem Gemüthe einpflanzt, und die eingepflanzten bewahrt. So der heil. Gregor.

„Es ist Gottes Wille, daß der Mensch durch Menschen erzogen werde, und daß der Jüngere dem Aelteren sich unterwerfe." (Von der Ordnung des Lebens.)

Wenn es ohne Gehorsam keine Tugend, ohne Tugend kein sittliches Leben gibt, so ist der Gehorsam auf dem Gebiete der Erziehung ein Postulat.

3) Aber abgesehen von diesem Postulate der Nothwendigkeit empfiehlt die Tugend des Gehorsams seine Vortrefflichkeit. Diese rühmt nach dem Vorgange der Schrift der Verfasser der Ordnung des Lebens, wenn er schreibt: „Ein rechtschaffener Mensch soll sich um den Preis aller seiner Güter in den Besitz des Gehorsams bringen; denn es steht geschrieben: Gehorsam ist besser, als Brandopfer, und Gehorchen mehr, als das Fett der Widder (1. Könige 15, 22). Diese Stelle erklärt der heil. Gregor also: „Mit Recht wird der Gehorsam dem Brandopfer vorgezogen, denn im Brandopfer wird ein fremdes Fleisch, im Gehorsam aber wird der eigene Wille geschlachtet." Um das Lob des Gehorsams voll zu machen, beruft der heil. Bernardus in seiner Ordnung des Lebens sich auf den Ausspruch des weisen Königs, der da lautet: „Der gehorsame Mann redet von Siegen." (Sprüche 21, 28.) Begreiflich ist stärker, wer seinen eigenen Willen beugt, als ein Feldherr, welcher feindliche Heere besiegt.

4) Von den Stufen des Gehorsams.

Da der Gehorsam eine so schwere Tugend ist, und nicht ohne Selbstüberwindung und längere Uebung erlernet wird, so leuchtet wohl ein, daß ein stufenweises Fortschreiten in dieser Tugend angenommen werden dürfe. Der heil. Bernard unterscheidet in seinem Buche vom Gehorsam und dessen Stufen sechs Stufen des Gehorsams.

a) Die erste Stufe ist: Gehorche ohne Widerrede. Wie schwer dieß Gebot für die angeborne Eigenliebe? — Seinen eignen Willen aufgeben, und dem Willen eines Andern sich unterwerfen!

b) Die zweite Stufe ist: Gehorche mit Einfalt. Der Gehorsam läßt keine Untersuchung des Gebotes, keine Klage über seine Härte, keine Entschuldigung mit anderweitigen Geschäften, keine Beschwerde zu.

c) Die dritte Stufe des Gehorsams ist: gehorche mit Freuden. Die Heiterkeit der Miene und die Süßigkeit der Rede geben dem Gehorsame des Untergebenen einen vortheilhaften Charakter.

Denn schwer ist es, die Miene nicht zu ändern, wenn man den Willen geändert hat.

d) Die vierte Stufe des Gehorsams ist: Gehorche mit Eile. Schnell läuft das göttliche Wort (Ps. 147, 4), und es will einen schnellen Vollzieher haben.

e) Die fünfte Stufe des Gehorsams ist: Vollziehe männlich, was Du sollst. Denn dem Gehorsame entlaufen, dazu gehört keine Kraft, wohl aber dazu, demselben sich nicht entziehen.

f) Die sechste Stufe des Gehorsams ist: Gehorsame mit Ausdauer. Denn nicht wer beginnt, sondern wer ausharrt, der wird selig.

Viele zwar laufen auf der Rennbahn, aber nur Einer erhält den Kampfpreis; laufet so, daß ihr denselben erhaltet. (1. Kor. 9, 24.)

5) Von den Beweggründen des Gehorsams.

Der Beweggründe des Gehorsams sind vorzüglich drei: Unschuld, Wahrheit und Liebe.

a) Gleichwie die Begierlichkeit, jenes Ueberbleibsel der Ursünde, die Ursache des Ungehorsams ist, so ist die Unschuld ein Beweggrund des Gehorsams. „Das soll man wissen, daß unschuldigen Seelen die Tugend des Gehorsams immer verbunden ist nach dem Zeugnisse des Herrn, wo er sagt: meine Schafe hören mich, und ich kenne sie, und sie folgen mir nach.“ (Joh. 10, 14.) So der heil. Bernardus in seinem Buche von der Ordnung des Lebens. Daher ist die Tugend eigen den Engeln und den Kindern in den Tagen der Unschuld.

b) Nach dem Zeugnisse des heil. Bernardus läßt sich der Gehorsam nicht trennen von der Wahrheit. Die Wahrheit nöthigt den Willen ihr durch Erfüllung des Gebotes Zeugniß zu geben. Gleichwie die Lüge Beweggrund des Ungehorsams, so die Wahrheit Motiv des Gehorsams. „Die Tugend des Gehorsams streitet immer für die Wahrheit.“ (Bernardus 7. Brief an den Mönch Adam.)

„Wenn also Jemand zwar gehorcht, aber nur zum Scheine und unter den Augen, heimlich aber murrt, so ist der Gehorsam ein falscher.“ (Bernardus 2. Rede vom heil. Andreas.)

Da der Gehorsam von dem Wahrheitsgefühle bestimmt wird, muß jeder Pädagog die Wahrheitsliebe seiner Zöglinge zu bewahren sich alle

Mühe geben und dem Versuche der Lüge mit aller sittlichen Macht entgegentreten, denn mit dem Versuche der Lüge fällt der Gehorsam.

c. Der letzte und reinste Beweggrund der Gehorsams ist die Liebe, nämlich die Liebe zur Wahrheit, zur Ordnung und zum Erzieher, welcher die Wahrheit lehrt und die Ordnung handhabt. Die Liebe ist der reinste Beweggrund, weil er aus der freien Selbstbestimmung hervorgeht, und ohne Nebenrücksichten auf den Zweck der Willensleitung durch Gesetz und Autorität hingerichtet ist. Von dieser Triebfeder des Gehorsams lesen wir in einer Rede des heil. Bernadus vom Gehorsam: „Der Gehorsam darf nicht von knechtischer Furcht, sondern muß vom Affecte der Liebe ausgehen; man muß gehorchen aus Liebe zur Gerechtigkeit, nicht aus Schrecken vor der Strafe."

Die Liebe ist jenes heil. Feuer, welches die Herzen der unverdorbenen Kinder weich und bildsam macht, wie erwärmtes Wachs. In der Hand des Bildners liegt es, unter dem Einflusse der Liebe den Willen für alle Formen der Tugend dienstbar zu machen.

Mit der Anschauung des Satyrendichters Persius: „Weicher und bildsamer Stoff bist du, man eile, dich unter dem rollenden und schneidigen Rade des Töpfers zu bearbeiten," (Satyr. 3. V. 23.—24.) stimmt der Ausspruch des heil. Hieronymus überein: „Die Jugend hat etwas Geschmeidiges und Weiches, was sich leicht bilden und nach dem Willen des Erziehers gestalten läßt. In allen Stücken nimmt fast immer schneller das Lehre an, was zart ist." (Briefe an Demetrius.)

Verständliche Winke für den Bildner und Erzieher, deren Wichtigkeit und Tragweite nicht zu übersehen ist. Er nütze also jene kostbaren Zeitmomente, wo die unschuldige Liebe seiner bildenden Hand so hilfreich vorarbeitet und beispringt.

Gleichwie die Demuth, so hat auch der Gehorsam verwandte Tugenden in seinem Gefolge.

Es sind deren hauptsächlich zwei, nämlich die Sittsamkeit und Anständigkeit. Diese Tugenden geben im Umgange und öffentlichen Leben einen augenscheinlichen Beweis, zu welchem Grade der Humanität der Gehorsam unter einer weisen Leitung des Erziehers den Zögling herangebildet hat.

Wenn Rohheit, Gemeinheit und Unbehülflichkeit des Zöglings ihm selbst und dem Erzieher zur Unehre gereichen, so dienen Sittsamkeit und Wohlanständigkeit beiden zum Lobe.

„Sittsamkeit und süße Anmuth sind schöne Tugenden; man erwartet sie nicht blos in Handlungen, sondern auch in Reden." So der heil. Ambrosius in seinem Werke von den Pflichten. 1. Buch 18. Kap.

„Welch' ein schöner und glänzender Edelstein ist die Sittsamkeit im Benehmen und in den Geberden der Jugend. In der That, sie ist eine untrügliche Vorbotin einer guten Hoffnung, das Kennzeichen einer edlen Gemüthsart." (Worte des heil. Dorotheus in seiner 24. Rede.)

Da sich nach dem Zeugnisse des heil. Ambrosius „das innere Leben des Menschen in seinem äußeren Erscheinen abspiegelt, und der Zustand des Geistes in der Verfassung des Leibes sich kundgibt, so muß die Sittsamkeit (und Wohlanständigkeit) Ausdruck finden in der Bewegung, in den Geberden und dem Auftreten.“ Wir betrachten demnach die Sittsamkeit und Wohlanständigkeit in ihrer möglichen Erscheinung in Blick, Stimme, Bewegung, Gang und Kleidung.

A. Von der Sittsamkeit und Wohlanständigkeit im Blicke.

Die Augen verrathen in der Regel viel von den Vorgängen in den Tiefen der Seele. Daher nennt der heil. Hieronymus „das Angesicht einen Spiegel der Seele“ und sagt: „stille Augen verrathen ein Geheimniß.“ (Brief an Turo.)

Aus den Augen liest man nicht nur den Ernst, das Nachdenken, die Offenheit, die Festigkeit, sondern auch die Neugierde, die Verschlagenheit, die Lüsternheit und die Schuld.

Wie sehr ein wohlgeordnetes Antlitz den Menschen adelt, entnehmen wir aus den Worten des großen Philosophen und Kirchenlehrers Clemens von Alexandrien.

„Es verräth einen Mann edler Denkungsart, wenn er keine Spur von Weichlichkeit auf der Stirne trägt.“ (Pädagog. Buch 3. Kap. 9.)

Wie schmählich dagegen die Freiheit und Zügellosigkeit der Augen sich an jungen Leuten ausnehme, das lehrt der heil. Dorotheus am Gegentheil, indem er sagt:

„Zur Bescheidenheit und zum gefälligen Benehmen gehört vor Allem, nicht die Augen hin- und herwerfen, sondern dieselben auf Das richten, was vor dir ist; auch nicht Eitles und Müssiges reden, sondern nur das Nothwendige.“ (Doroth. Rede 24.)

B. Von der Sittsamkeit und Wohlanständigkeit in der Stimme.

Die Stimme ist der Herold der Seele. Sie muß in Maß und Laut beitragen zur Ausprägung der Tugend der Sittsamkeit und des Wohlverhaltens.

„Maß in der Rede hält, wer nicht redet, was sich nicht ziemt, nicht redet, wo es nicht ziemt, nicht mehr redet, als sich ziemt.“ Darüber spricht der heil. Ambrosius in seinem Werke von den Pflichten, 1. Buch, 18. Kap., sich also aus: „Ueberschreite nicht das Maß im Reden, damit deine Rede nicht der Widerhall von Unziemlichkeiten sei: denn das Bild der Seele spiegelt sich zumeist in den Worten.“

In ähnlicher Weise äußert sich der Kirchenvater Clemens von Alexandrien in seinem Pädagog, Buch 2, Kap. 7, wenn er schreibt: „Es verräth Anstand, wenn die Stimme das rechte Maß hält in der Stärke und Länge, in der Schnelligkeit und Fülle. Man muß ihre Laute in der Gewalt haben, so daß man weder zu stark, noch zu viel, noch zu weich spricht.“

Anlangend den Vortrag und die Modulation der Stimme, hüte man sich vor Rollen und Dehnen, vor Singen, Lispeln und Schreien. Nachlässigkeit ist in diesem Stücke eben so gefehlt, als Affektirtheit.

„Lege den Schall deiner Stimme auf die Wage," räth der heil. Ambrosius, „um Niemands Ohren zu verletzen." (Von den Pflichten, Buch 1, Kap. 18.)

„Die Stimme sei nicht gedämpft, nicht gebrochen, nicht weibisch, sondern wohllautend, korrekt und männlich kernhaft." (A. d. O. Kap. 19.)

C. Von der Sittsamkeit und Wohlanständigkeit in der Bewegung.

Es handelt sich hier zunächst von der Haltung des Hauptes, von der Bewegung der Hände und den Bewegungen des ganzen Körpers.

Es ist eine nicht seltene Unart junger Leute, den Kopf zu schütteln und hin- und herzuwerfen, mit den Armen zu schlenkern, mit beiden Händen zu fingern und mit dem Leibe zu wackeln.

Ein Anderes lehren die heil. Väter: Clemens von Alexandrien schreibt in seinem Pädagog: „Weder in der Bewegung, noch in der Haltung darf sich etwas finden, was dem männlichen Charakter nicht anstünde." (Buch 3, Kap. 11.)

„Alles Gesuchte und Affektirte falle weg, die Bewegung sei natürlich und einfach, denn etwas Erkünsteltes spricht nicht an. Die Lehrmeisterin der Bewegung ist die Natur. Ist ihre Manier fehlerhaft, so soll die Kunst sie verbessern." So der heil. Ambrosius in seinem Werke von den Pflichten, 1. Buch, Kap. 18.

Ueber die Haltung und Bewegung, wie sie bei Gastmählern und geselligen Versammlungen nicht selten zum Anstoße Gebildeter vorkommt, läßt Clemens von Alexandrien sich warnend vernehmen:

„Beim Sitzen darf man weder die Füße über einander legen, noch die Schenkel über einander schlagen, oder die Hand unter das Kinn stützen: es ist Mangel an Bildung, wenn man sich selbst nicht ertragen kann: und das ist ein Vorwurf für einen jungen Menschen. In beständiger Bewegung einmal um das andermal die Stellung wechseln, auch das ist ein Anzeichen von Leichtfertigkeit." (Pädagog 2. Buch, Kap. 7.)

D. Von der Sittsamkeit und Wohlanständigkeit im Gange.

Der Gang kann, wenn natürlich und gemessen, schon ein Vorurtheil für die Tugend des Anstandes, wenn dagegen nachlässig oder geziert, ein solches gegen dieselbe erwecken. Um hier das Fehlerhafte zu rügen und das Passende zu empfehlen, berufen wir uns auf die Sentenzen zweier Kirchenväter, nämlich des heil. Ambrosius und des Clemens von Alexandrien.

Der Erstere schreibt im 18. Kapitel des 1. Buches von den Pflichten: „Der Gang ist gefällig, wenn sich in ihm der Schein der Würde, der Ausdruck des Ernstes und das Merkmal der Ruhe vereinigen: jedoch so, daß hiebei alles Gesuchte und Affektirte wegfällt."

Der Andere tritt in seinem Pädagog, 3. Buch, 11. Kap., mit folgender Warnung und Mahnung auf: „Im Gange muß bei euch alles Uebertriebene wegfallen, dagegen sollt ihr einer edlen und sorgfältigen Haltung euch bestreben: der Gang sei weder geziert, noch ein Rennen auf den Straßen. Beim Gehen darf man mit den Blicken nicht die Begegnenden fixiren, um zu erfahren, ob sie auf uns schauen. Das könnte einer auf der Bühne, um Aufsehen zu machen und mit Fingern auf sich zeigen zu lassen."

E. Von der anständigen Kleidung.

Die Kleidung ist bestimmt, um die Blöße des Leibes zu decken und ihm Schutz gegen die Unbilden der Elemente zu gewähren, nicht um die Wahrheit zu verhüllen und der Lüge zu dienen.

Den letzteren Zweck aber hat eine Art Götzendienst erfunden, den wir Mode nennen. Von diesem der Demuth und Schamhaftigkeit so gefährlichen Götzendienste soll der Erzieher die Jugend so lange möglich ferne halten.

Einfache und reinliche Kleidung, das sei die Losung.

Hören wir über diese Materie das Urtheil des heil. Ambrosius: „Gleichwie der Künstler an einem zugerichteten Stoffe leichter arbeitet, so tritt die Ehrbarkeit an einem angekleideten Körper deutlicher hervor, jedoch nur dann, wenn der Anzug nicht affektirt, sondern natürlich und einfach, ja sogar mehr nachlässig, als gewählt ist, ohne Beithat kostbarer und blendender Gewänder, sondern bestehend aus den gewöhnlichen, doch so, daß an dem, was Anstand und Bedürfniß erheischen, nichts fehle und darüber nichts dazu gethan werde." (Buch 1, Kap. 19 von den Pflichten.)

Um die bisher vorgetragenen Grundsätze über Sittsamkeit und Wohlanständigkeit auch mit einem Beispiele aus der Geschichte zu veranschaulichen, sei uns erlaubt, hier anzuführen, was der heil. Gregor von Nazianz in seiner ersten Rede gegen Kaiser Julian, den Abtrünnigen, vorbringt: „Ich habe, als ich noch Knabe war, erzählt der Heilige, zugleich mit Julian in Athen studirt, und nach meinen damaligen Beobachtungen das Urtheil festgestellt, daß derselbe ein sehr schlechter Herrscher werden müsse, weil ich an ihm einen gänzlichen Mangel an Sittsamkeit und eine große Unanständigkeit in allen Bewegungen seines Körpers wahrgenommen habe."

„Während er mit hochgetragenem Haupte einherschritt, schüttelte er beständig die Schultern, warf jeden Augenblick seine Augen umher, machte ein finsteres Gesicht und konnte nicht eine Minute ruhig an einem Platze stehen."

„Er schnaubte bald mit der Nase, bald rümpfte er sie, je nachdem er Zorn oder Verachtung ausdrücken wollte. Er hatte im Brauche, fade Witze und Scherze zum Besten zu geben, und dabei in unbändiges

Gelächter auszubrechen. Was er in einem Augenblicke zugegeben hatte, das stellte er im andern keck in Abrede. Seine Gespräche waren ohne Zusammenhang und Ueberlegung. Er warf unpassende Fragen auf, und gab, wenn er gefragt wurde, ganz verkehrte Antworten. Aus diesen Beobachtungen machte ich mir nun schon damals eine Vorstellung, ehe ich ihn noch aus seiner Handlungsweise kennen gelernt hatte. Durch letztere erhält das von ihm gebildete Urtheil seine Bestätigung."

„Als ich alles dieses in genaue Erwägung gezogen, brach ich in Gegenwart mehrerer Freunde in die Worte aus: welch' ein Ungeheuer zieht der römische Senat auf?" (Rodriguez Abhandlung über die Wohlgezogenheit.)

III. Hauptstück.

Von Beseitigung der Hindernisse, welche der Bildung und Erziehung sich entgegenstellen.

Es kann nicht unsere Absicht sein, innerhalb der engen Grenzen dieser Abhandlung uns auf die Beleuchtung aller Hindernisse einzulassen, welche den erhabenen Beruf der Bildung und Erziehung erschweren. Es mag unserem Zwecke genügen, die zwei Haupthindernisse zu kennzeichnen deren Beseitigung im Bereiche moralischer Einwirkung liegt.

Diese beiden Haupthindernisse sind: Hochmuth und Trägheit.

§. 1. Vom Hochmuth.

Da der Hochmuth jene Seelenkräfte in Besitz und Dienst nimmt, welche der Pädagog hauptsächlich in Anspruch nehmen muß, wenn seine Bemühung einen gedeihlichen Erfolg haben soll, nämlich den Verstand als Wissensdünkel, den Willen als Ungehorsam, so darf der Erzieher nicht dulden, daß dieses Laster bei der Jugend sich Eingang und Geltung verschaffe, wenn er nicht im Voraus auf jede Frucht seiner Arbeit Verzicht zu leisten bereit ist. Aus dem Hochmuthe keimt eine üppige Saat der Laster, durch ihn stirbt die Blüthe aller Tugenden.

„Bei der Sünde steht die Hoffart oben an, beim Kampfe ist sie die letzte, welche die Wahlstatt verläßt." Mit diesen Worten zeigt der heil. Bernardus in seiner Ordnung des Lebens, wie leicht sich die Sünde der Hoffart in's Herz einschmeichelt, und wie schwer sie aus demselben zu vertreiben ist. Und diese Wahrheit wird jeder Erzieher durch seine Erfahrungen an der Jugend bestätigt finden.

Es ist eine unverantwortliche Gewissenslosigkeit, wenn gewisse Meister in der Erziehungskunst unter dem Vorwande, der Zeitrichtung und den Wünschen der Eltern Rechnung zu tragen, der Jugend den falschen Wissensdünkel und das Hochgefühl der selbstberechtigten Charakterbildung einpflanzen.

Um hierin sich nicht schreiender Mißgriffe schuldig zu machen, möge jeder Pädagog wohl zu Herzen nehmen, was der heil. Bernardus vom Wesen und den Folgen der Hoffart bemerkt.

„Der Anfang aller Sünde und die Ursache alles Verderbens ist die Hoffart! wer du auch sein magst, willst du dein Heil wirken, schütze gegen sie dein Haupt mit dem Zeichen des Kreuzes, damit du dich nicht erhebest zur Hoffart. Unerträglich ist die Hoffart; denn die Hoffärtigen wollen allein herrschen, allein gelten" (Hl. Bernard's kleine Reden Nr. 18).

„Ist der Stolze ein Gelehrter, so haßt er seinen Fachgenossen; ist er ein gewandter Geschäftsmann, so duldet er seines Gleichen nicht neben sich." (Blüthen aus dem heil. Bernardus Buch 6, Kap. 1).

Wenn der Stolz die Autorität und Ordnung Gottes in der Welt nicht anerkennt, widersetzt er sich Gott selbst, und ruft jenes Weh über sein Haupt: „Wehe dem, welcher sich selber mehr zu gefallen sucht, als Gott." (Hl. Bernard: Ordnung des Lebens.)

§. 2. Von der Trägheit.

Die Trägheit ist eine Scheue vor Anstrengung und ein Verlangen nach Ruhe. Die Trägheit offenbart sich in einer zweifachen Art, nämlich entweder in der Abneigung gegen jede Anstrengung, oder in der Zurückweisung der standesmäßigen Beschäftigung. Beide Arten sind der Erziehung und Bildung nachtheilig; beiden muß der Erzieher entgegenarbeiten.

Regsamkeit und Thätigkeit zeugt von Leben und schafft für das Leben. Im Müssiggange liegt Erstarrung, Fäulniß und Tod. Daher nennt der heil. Bernardus die Trägheit die Mutter der Nichtswürdigkeit, die Stiefmutter der Tugenden, und warnt vor derselben mit den Worten: „erwache zur Thätigkeit und erstarre nicht in der Trägheit." (2. Buch von der Betrachtung. 50.)

Es wäre uns ein Leichtes, für die Wahrheit des Sprichwortes: „Müssiggang ist aller Laster Anfang," den Beweis zu erbringen: doch glauben wir uns angegebenermaßen der Kürze bestreben zu sollen, weßhalb wir uns auf die beiden, jeder Bildung und Erziehung so feindlichen Laster der Unmäßigkeit und Unlauterkeit beschränken.

Die Unmäßigkeit, eine Ueberschreitung des Maßes in der Menge der Speisen, und eine Unordnung im Genusse selbst, füllt den Leib an und stumpft den Geist ab, indem sie den Menschen sinnlich und thierisch macht.

Gesellt sich zur unersättlichen Eßlust noch die schändliche Trunksucht, dann ist der Stillstand geistiger und sittlicher Fortbildung entschieden: und der Rückschritt ist unvermeidlich.

Zur Eßlust findet sich bei fast allen Kindern ein natürlicher Hang, der nur durch die Erziehung in die gesetzlichen Grenzen verwiesen werden kann.

Das Gelüsten der Kinder nach geistigen Getränken ist bekannt: leider finden sich — Dank der liberalen Erziehung — in der modernen Familie auch Trinker in der Kinderstube. Man darf ja den Kindern nichts versagen, und was die Natur verlangt, das schadet nicht. Wenn

ein Kind von 2 Jahren spielend eine halbe Maß Bier trank, zu welcher Virtuosität wird dasselbe gelangen bis zum männlichen Alter? Hören wir über dieses Kapitel die Ansichten der heil. Väter.

Clemens von Alexandria schreibt in seinem Pädagog: „Dieses Leben hängt von zwei Bedingnissen ab, Gesundheit und Stärke, beiden dient am besten ein geordnetes Maß von Nahrung. Dieses ist zur Ausbildung und Beweglichkeit des Leibes zuträglich, weßhalb auch auf diese Weise Wachsthum, Gesundheit und Kraft in richtigem Verhältnisse sich entwickelt, nicht aber im unrichtigen, unsicheren und gefährlichen, wie es aus der Zwangsernährung der Athleten zum Vorschein kommt. (Buch 2, Kap. 1.)

„Es ist rathsam, die Knaben und Mädchen soviel möglich von diesem Gifte (geistiger Getränke) ferne zu halten, denn man darf bei der ohnedies feurigen Jugend nicht jene Flüssigkeit hinzugießen, welche die hitzigste ist, den Wein, wie Feuer zum Feuer, denn daraus entstehen Ausbrüche zur Rohheit, glühende Leidenschaften, und ein heftiger Charakter.“ (A. d. O. Buch 2. Kap. 2.)

Die Liebe zu Schmauß und Gelage führt in den Kreis solcher Gesellschaften, welche der Charakterbildung und Sittlichkeit schaden.

„Der öftere Umgang mit Gesellschaften unmäßiger Menschen beim Mahle entnervt durch Spielen, Lachen und Scherzen jeden männlichen Ernst, verdirbt die jugendlichen Gemüther und steckt mit ihren Lastern an.“ So der heil. Bernardus in seiner Ordnung des Lebens.

Aus der Unmäßigkeit in Speise und Trank entspringt die Unlauterkeit, jenes schmachvolle Laster, welches die jugendliche Kraft, den Frohsinn und die Lust zu einer ernsten und geordneten Thätigkeit ertödtet- die Phantasie unordentlich aufregt und befleckt, das Gedächtniß schwächt, den Verstand verwirrt und den Willen mit Sklavenketten bindet. Dieses Laster schon in früher Jugend verkostet und liebgewonnen zeigt uns statt einer blühenden, lebensfrohen, für Alles Edle und Gute empfänglichen Jugend, blasse Jammergestalten, jugendliche Greise, wandelnde Leichen, gebrandmarkt mit dem Kennzeichen einer furchtbar sich rächenden Verirrung.

Der Erzieher muß in dieser Beziehung nicht nur selbst Alles sorgfältig meiden, was den Zöglingen zum Anstoße gereichen könnte, sondern auch mit großer Behutsamkeit und Wachsamkeit die Wege und Gesellschaften, und namentlich die Lektüre seiner Untergebenen beaufsichtigen, die Gelegenheiten abschneiden, den Neigungen eine andere Richtung anweisen, und eine durchgreifende Beschäftigung und öffentliche Erheiterung, mit Bewegung und körperlicher Kraftanstrengung verbunden, anordnen.

Die Hauptsache ist, die Jugend in der Furcht Gottes üben, die Gewissen schärfen, und recht oft an die Allgegenwart Gottes und sein Gericht erinnern.

Schon der heidnische Dichter Juvenal geißelt das rücksichtslose und unvorsichtige Benehmen gewisser Menschen in Gegenwart der unverdor-

benen Jugend, wenn er spricht: „Der Eine weiß in seinen Gesprächen am Tische nichts von Scham und Ehrbarkeit, ein Anderer stellt in schamloser oder halbverblümter Redeweise die Geheimnisse der Cybele dar." (Juven.: Satyr. 7. V. 84—85).

Man wird daher begreiflich finden, daß die heil. Väter von christlichem Standpunkte die Sache noch ernster betrachten.

„In Gegenwart der Jugend soll man nicht nur nichts Unziemliches reden, sondern nicht einmal solchen Reden Gehör vergönnen." (So der heil. Ambrosius in seinem 1. Buch von den Pflichten. Kap. 18.)

Ausführlicher behandelt diesen Gegenstand Clemens von Alexandrien in seinem Pädagog.

„Man muß sich ganz und gar ferne halten vor Gelegenheiten, wo Schändliches gehört, geredet und gesehen werden kann: noch mehr muß man sich hüten vor schändlichen Handlungen, einerseits in Schaustellung und Entblößung gewisser Theile des Körpers auf unehrbare Weise, theils bei der Anschauung gewisser unaussprechlicher Theile.

Deßhalb scheint mir rathsam, daß der Pädagog von dem, was sich auf die Schamlosigkeit bezieht, nicht einmal eine Erwähnung thun soll. (Buch 2 Kap. 6.)

Indem wir hiermit diese kurze Aehrenlese abschließen, hoffen wir mit diesen einzelnen Goldkörnlein der Wahrheit, welche wir den Schriften der heil. Väter entnommen haben, Lehrern und Erziehern, welche mit uns noch auf kirchlichem Boden stehen, einen nicht unwesentlichen Dienst geleistet zu haben.

Möge diese in guter Absicht unternommene Aehrenlese Körner bieten, die in empfängliche Jugendherzen gestreut, dem Erzieher, den Eltern, der Kirche und dem Vaterlande eine gesegnete Ernte versprechen.

Indische Weisheit.

(Von Bartrihari.)

Leichter magst du Perlen brechen
Aus des Seethiers Zahngeriffe,
Leichter durch das fluthherregte,
Trügerische Weltmeer schiffen,
Leichter noch die wilden Schlangen
Wie zum Kranz um's Haupt dir winden,
Als des Thoren eingefleischte
Vorurtheile überwinden. —

Wahre Freunde nennt man solche,
Die vom Bösen fern uns halten,
Aber mit bedächt'gem Sinne
Für des Freundes Vortheil walten;
Das Geheimniß treu verbergen,
Nur das Gute laut verkünden;
Wenn es Zeit ist, gerne helfen
Und — im Unglück nicht verschwinden.

E.

Reisebeschreibungen.

Die Nordpolarländer.

Frei bearbeitet nach Dr. Kane und Dr. Hartwig.

(Von Fr. v. Papenhagen.)

Es dürfte für unsere Leser wohl nicht uninterassant sein, eine Schilderung jener Gegenden zu erhalten, wo Tausende unserer Mitmenschen sich Leiden und Entbehrungen ausgesetzt sehen, von deren Umfang wir uns kaum eine Vorstellung zu machen vermögen, und im Vergleiche zu denen die Strenge unserer Wintermonate, die für Viele von uns oft bis zur Unerträglichkeit zu gehen scheint, fast zu einem Nichts herabsinkt.

„Wenn wir vom Nordpol aus unsere Blicke nach den drei Welttheilen richten, welche in die arctische, nordische, Zone hineinragen," — sagt Dr. Hartwig am Eingang seines eben so interessanten wie lehrreichen Werkes „Natur und Menschenleben im hohen Norden" — „so sehen wir, daß ungeheure Ländermassen sich ringsum nach dem Eismeere abdachen und ihre Ströme in dasselbe ergießen. Sie bilden das eigentliche Gebiet, über welches der Genius des Nordens die Herrschaft führt: das Reich, welches er dem erwärmenden Einfluß der Sonne sowie dem befruchtenden Fleiße des Menschen ewig streitig macht."

„Dieser nennt sich zwar der König der Erde und ist es auch in glücklichern Ländern, wo die Arbeit seiner Hände ihr den Stempel seiner Macht aufdrückt;" — dort aber muß er sich beugen vor der alles besiegenden Kälte, die ihm nur an seltenen Orten gestattet, dem Boden eine dürftige Nahrung abzuringen und die ihm ebenso jedweden fremden Beistand abschneidet, indem ihre krystallenen Eiswände, ihre schwimmenden Riesenberge bisher auch die ausdauerndsten Bemühungen kühner Seefahrer, mit Erfolg in das Innere ihres eisigen Reiches vorzudringen, vereitelten.

Bis zu welcher unendlichen Ausdehnung sich jedoch die Ländermassen erstrecken müssen, welche den Nordpol umgeben, mag schon die Angabe veranschaulichen, daß auf den von ihnen bekannten, die baumlosen Wüsten, Tundern genannt, allein einen Raum einnehmen, der ganz Europa an Größe übertrifft. Zugleich gibt es jedoch wohl nichts Oederes, Trost-

loseres auf dem ganzen Erdenrund als diese Tundern während der dortigen acht bis neun Wintermonate. Meilenweit hinaus bestehen sie aus nichts als endlosen Moräſten oder trockenem Lichenenboden. Dürre Mooſe, gelblich-graue Flechten bilden ihren unſchönen Schmuck, nur an vorzugsweise geschützten Stellen erhebt sich hier oder da eine verkümmerte, kaum fußhohe Weide, zeigt sich ein seltenes Hälmchen oder Blümchen. Die scharfen Winde des Meeres, welche überall ungehindert die Ebenen durcheilen, hindern unbarmherzig die Verbreitung einer reicheren Vegetation.

Nur in den kurzen Sommermonaten, wo der Schnee schmilzt, der Boden aufthaut, wagt sich ein etwas üppigerer Pflanzenwuchs zu entfalten und den vierfüßigen Bewohnern jener Zone für eine geringe Dauer eine häufiger und müheloser zu gewinnende Nahrung zu bieten.

Deßhalb zeigt sich die Tundra in den Monaten Juni, Juli, August auch im Gegensatze zu den übrigen als einen Sammelplatz des verschiedenartigsten Lebens. Das wilde Rennthier verläßt seine schützenden Wälder, um die moos- und flechtenreiche Fläche abzuweiden und an den kühlen Ufern der See Schutz vor den verfolgenden Stechfliegen zu finden. Unzählige Schwärme von Zugvögeln stellen sich ein, durch einen wunderbaren Instinkt aus fernen Zonen dahin geführt, wo sie in den weiten Seeen und Morästen, an den Gestaden der Flüsse und des Meeres, wie in diesem selbst, ein jeder seiner Weise und seinen Bedürfnissen entsprechend, eine Fülle von Nahrung finden und zugleich in größerer Ruhe und Sicherheit die Geschäfte des Federns und Brütens vollbringen können.

Auf diese Art wandern alljährlich zahllose Mengen wilder Schwäne, Gänse, Enten und andere Zugvögel dem hohen Norden zu. Der Bisamochs, das Elennthier, der größte Bewohner der arctischen Wälder, verlassen diese wie das Rennthier, um weiter nordwärts zu ziehen. Die mächtigen Wallrosse, die kleinen Robben, die Fische der mannigfaltigsten Art zeigen sich wieder in großen Schaaren in den lange vereinsamten Meeresgewässern; und dadurch angelockt, wagt es denn auch der Mensch, den Gefahren jener Gegenden zu trotzen und stellt sich bald als Jäger, bald als Fischer auf den Tundern und an den Gewässern ein, jede Erfindungsgabe, jede Kraft aufbietend, um eine möglichst ergiebige Beute zu gewinnen.

Und nicht nur sind es die Eingebornen, welche sich auf diese Art die kurze Sommerzeit nutzbringend zu machen suchen, nein, auch die Bewohner der entferntesten Erdtheile streben ihren Antheil daran zu erwerben, indem sie jährlich Hunderte von Schiffen für den Fang des Wallfisches, der Robben und Wallrosse aussenden, und mehr denn einmal hofften auch kühne Gelehrte und Seefahrer während ihrer Dauer die entgegenstehenden Hindernisse erfolgreich zu besiegen und durch möglichstes

Vordringen nach dem Nordpol der Wissenschaft wie der Schifffahrt neue Bereicherung und Belehrung zu gewinnen.

Der Erste unter diesen berühmten Nordpolfahrern war der bekannte Heinrich Hudson. Er versuchte zuerst die Ausführung der gewagten Idee, mitten durch das unbezwinglichste Reich der Kälte hindurch einen Weg nach Indien zu finden. Allein schon an der Nordküste Spitzbergens erzwangen (27. Januar 1617) endlose Eisfelder seine Rückkehr. Und ein gleiches Schicksal widerfuhr 1773 dem Engländer Mulgrave, der nur einem plötzlichen Windwechsel, welcher es ihm ermöglichte, seine Schiffe aus den sie umringenden Eisbergen in das freie Meer zu führen, die Rettung vor Einschließen in jene verdankte.

Bevor wir in der Namhaftmachung dieser berühmtesten Nordpolfahrer fortfahren, wollen wir jedoch versuchen, ein genaueres Bild der Gefahren zu entwerfen, welche sowohl die Pläne jener beiden Helden, wie auch die ihrer sämmtlichen Nachfolger bis auf den heutigen Tag zum Scheitern brachten.

Eine der bedeutendsten der sich ihnen entgegenstellenden Schwierigkeiten liegt zunächst in der Kürze der Zeit, auf welche die Nordpol-Expeditionen sich durch die klimatischen Verhältnisse beschränkt sehen, wollen sie nicht einer eben so langwierigen, als auch, selbst bei der sorgfältigsten Ausrüstung für diese Alternative, gefährlichen Ueberwinterung in den arctischen Gewässern ausgesetzt sein.

Vor April oder Mai dieselbe zu erreichen, wäre zwecklos, da erst zu dieser Zeit, häufig sogar noch später, das Aufthauen des Wintereises zu erwarten steht, ohne welches ein Vordringen nach Norden von vornherein zur Unmöglichkeit würde.

Ende Septembers, Anfangs Oktobers jedoch, wenn nicht früher, verliert die Sonne bereits wieder ihre hilfreiche Kraft; schräger und schräger fallen ihre Strahlen, bis sie zuletzt völlig verschwinden, wochenlange Dämmerung und Nacht an ihre Stelle treten, und der Winter mit seiner ganzen Strenge wiederum die Herrschaft übernimmt.

Will ein Schiff dem mit Sicherheit entgehen, bleibt ihm zur Erreichung seiner Zwecke also nur die geringe Dauer von einigen Monaten.

Ist ihm diese nicht genügend, muß es sich zur Ueberwinterung entschließen und zur weitern Ausführung jener den nächsten Sommer abwarten. Allein nur selten bleibt ihm dabei zur Erleichterung seiner Lage die freie Wahl seines Aufenthaltes überlassen. Nur selten gelingt es ihm, ein durch größere Niederlassungen Eingeborener etwas wirthlicher gemachtes Gestade zu erreichen, in der Regel wird es, bevor es dieselbe noch voraussetzte, schon von der Wiederkehr des Winters überrascht und durch Festfrieren im Eise am Weiterkommen verhindert.

Wehe ihm dann, ist es nicht auf das Umfassendste für diesen Fall vorbereitet! Vom Eise eingeschlossen, vor dem nächsten Frühling oder Sommer ohne Aussicht auf Aenderung dieser Lage, für Monate alle

Schrecknisse eines nordischen Winters, einer während Wochen von keinem Sonnenstrahl erhellten Nacht vor sich, ist die Mannschaft ohnehin schon unzähligen Leiden und Entbehrungen preisgegeben, die um so bedrohlicher sind, als ihre Gesundheit sehr häufig durch die bis dahin erduldeten Mühseligkeiten bereits geschwächt und für neue Uebel nur zu zugänglich gemacht wurde. Eine weitere Versagung der gewohnten, nöthigen Bedürfnisse müßte daher von den schlimmsten Folgen begleitet sein.

Mit der Einfahrt in die Eisregion beginnen aber schon während der Sommerzeit Schwierigkeiten, von denen der Seefahrer in den mildern Zonen keine Ahnung hat. Ist bei diesem die Witterung günstig, sein Schiff ein gutes, dessen Ausstattung eine hinreichende, so ist seine Fahrt in den meisten Fällen eine von wenig unvorgesehenen Hindernissen unterbrochene, da seine Karten und Instrumente ihm deutlich genug die Stellen anzeigen, wo Felsen oder Untiefen seinem Schiffe Gefahr drohen müssen.

In den nordischen Meeren ist das Fahrzeug dagegen bei den sonst günstigen Verhältnissen keinen Augenblick einer sichern Fahrt gewiß. Fuß um Fuß muß es sich oft die Möglichkeit des Weitergelangens erkämpfen, von Minute zu Minute gefaßt sein auf unerwartete, plötzlich emportauchende Hindernisse. Denn dort sind die Felsen, die Eisberge, nicht an den Grund der Gewässer gefesselt, sondern schwimmen frei umher, Stunde für Stunde ihre eigene Gestalt, wie die der sie umgebenden See verändernd. Und wo es am wenigsten zu befürchten, umringen sie oftmals das Schiff, suchen es fortzureißen mit sich im wildesten Strudel, oder drohen es zu zersplittern mit ihrem allgewaltigen Druck.

In Bezug hierauf sagt der englische Marine-Capitän Sir John Ross in der Beschreibung seiner Reise, welche er im Jahre 1829 mit dem Dampfer Victorey und dem Hilfsschiff Krusenstern nach dem Norden zur Entdeckung einer Nord-Westdurchfahrt unternahm:

„Zu bedauern ist es, daß keine Beschreibung dem Leser einen anschaulichen Begriff von dem Schauspiel zu geben vermag, das die arctischen Meere dem Besucher nur zu häufig gewähren, und daß kein Pinsel Bewegung und Geräusch darzustellen vermag. Diejenigen, welche einen nördlichen Ocean im Winter, oder vielmehr in einem Wintersturme nicht gesehen haben und bei dem Ausdruck Eis nur an das denken, was sie ohne Bewegung auf einem Binnensee oder Kanal kennen gelernt haben, können sich unmöglich eine Vorstellung von dem machen, was ein Seefahrer in den arctischen Regionen fühlt und erlebt. Man stelle sich aber das Eis wie Stein vor, wie einen treibenden Fels im Strome, wie ein Vorgebirge oder eine Insel auf dem Grunde stehend, nicht weniger fest als Granit. Man denke sich ferner, diese Berge von Crystall von einer reißenden Fluth durch eine enge Straße getrieben; wie sich diese in Bewegung gesetzten Gebirge begegnen, mit dem Krachen des Donners ungeheure Bruchstücke von einander losbrechend oder einander

zerschmetternd, so daß sie das Gleichgewicht verlieren, kopfüber stürzen und die See dadurch rund umher zu tobender Brandung in die Höhe schleudern oder in wilden Strudeln herumwirbeln. Die flachen Eisfelder hingegen werden durch Wind und Sturm gegen diese Massen oder gegen Felsen getrieben, erheben sich aus der See, bis sie endlich auf sie zurückstürzen und die unbeschreibliche Verwirrung und das Krachen, welche diese Erscheinungen begleiten, noch vermehren."

„Nichts Geringeres ist es, in diesen Fällen die Hilflosigkeit eines Schiffes zu kennen. In keinem Augenblicke weiß man, was folgen wird. Es gibt keine Sekunde, welche nicht die letzte sein könnte, und doch vermag auch der nächste Augenblick eben sowohl Erlösung und Sicherheit zu bringen. Es ist eine ebenso seltsame als mißliche Lage und obwohl an sich furchtbar, läßt sie oft nicht Zeit zur Furcht, so unerwartet ist jedes Ereigniß und so schnell der Uebergang. Und in dieser verzweifelten Verwirrung von Lärmen, Wogen und Treiben, wo es schwer ist, einen Gegenstand nur in's Auge zu fassen, muß doch die Aufmerksamkeit beständig rege sein, um den Augenblick der Hilfe und des Entkommens, vielleicht den einzigen, der sich bietet, zu benutzen. Das Drückendste ist, bei allem diesem nichts wirken, nichts unternehmen zu können. Denn obgleich schon der Anblick der Bewegung, die ihn umgibt, in dem Seefahrer das dringendste Verlangen erweckt, selbst thätig zu sein und er kaum das natürliche Gefühl, sich selbst in der Gefahr zu helfen, unterdrücken kann, so muß er dennoch geduldig sein, als ob er nicht dabei betheiligt oder es ihm ganz gleichgültig wäre, und muß sein Schicksal ruhig abwarten, worin es auch immer bestehen möge, da er es weder zu ändern noch zu vermeiden vermag."

Von selbst erlebten Gefahren dieser Art erzählt derselbe vom 15. September 1829: „Der Himmel hatte am vergangenen Abend das Aussehen von unbeständigem Wetter bekommen und der steigende Wind wurde in der Nacht zum Sturme. Er drehte sich nach Norden und dieß brachte eine Menge schweren Eises rund um uns her, so daß wir bei Tagesanbruch vollkommen eingeschlossen waren, zu unserm nicht geringen Verdruß, der sich noch dadurch steigerte, daß wir eine Viertelmeile von uns freies Wasser sahen. Wir boten alles auf, um uns heraus zu werpen oder in irgend einer andern Art zu befreien, allein die schwere Arbeit eines ganzen Vormittags brachte uns kaum um vier Schiffslängen weiter. Endlich thürmte sich das Eis so hoch auf, daß wir uns genöthigt sahen, dieses Vorhaben ganz aufzugeben. Inzwischen hatte der Sturm zugenommen und führte ein Schneegestöber herbei, welches unsere Lage ebenso unangenehm als mißlich machte, da wir den Hafen, welchen wir vor Kurzem so voreilig verlassen hatten, nicht wieder erreichen konnten. Während wir so dem Sturme ausgesetzt waren, mußten wir auch den Druck des Eises befürchten, da die Eisberge sich an dem Gestade des uns nahen Vorgebirges anhäuften und zu tief gingen, um

es zu passiren. Endlich wurde auch noch der Eisberg, an welchem wir zunächst lagen, flott und verursachte uns viele Schwierigkeiten, da zugleich der größte Eisblock in unserer Nähe mit einem donnerähnlichen Krachen in sechs Stücke zersplitterte, sich dabei überstürzte und die See ringsum aufbrausen machte. Eines dieser Bruchstücke gab unserm Schiff einen heftigen Stoß, und ein anderes kam unter dem Krusenstern wieder in die Höhe, warf ihn aus dem Wasser auf das Eis und von da wieder in die See zurück. Glücklicherweise entstand jedoch hieraus kein Schade."

In ähnlicher Weise heißt es in der Beschreibung seiner ersten Reise, welche er schon im Jahre 1818 mit den königlichen Schiffen Isabella und Alexander nach denselben Gegenden unternahm:

7. August. Breite: 75° 52′ Norden. Länge: 64° 42′ Westen. „Da es wahrscheinlich schien, daß unsere Leute die Nacht hindurch arbeiten mußten, ward ihnen eine Zugabe an Nahrungsmitteln verstattet; sie arbeiteten unausgesetzt bis halb zwei Uhr, dann erlaubte ich ihnen, da sie von den Anstrengungen erschöpft waren, bis 5 Uhr zu ruhen. Um halb sieben Uhr begann das Eis sich zu bewegen und der Wind wuchs zu größer Heftigkeit an. Uns blieb nichts anders übrig, als die Schiffe wo möglich nordwärts durchzuzwängen, wo sich das Eis theilweise öffnete. Allein der Kanal war mit so schweren Eismassen angefüllt, daß unsere äußerste Anstrengung fruchtlos blieb; die Floes — Stücke Eises von bedeutender Größe, von denen man indeß das Ende unterscheiden kann — drangen auf uns ein, und um Mittag empfanden wir ihren Druck sehr bedeutend. — Ein Floe an der einen Seite der Isabella schien fest zu liegen, während ein andres in drohender Bewegung reißend vorbeiströmte. Der Druck ward immer heftiger und es begann ein Kampf der Stärke zwischen dem Schiffe und dem Eise. Jede Stütze drohte zu weichen die Stämme im Schiffsraum fingen an sich zu biegen und die eisernen Klammern wurden zusammengedrückt. In diesem Augenblick der Gefahr, als es unmöglich schien, daß das Schiff den wachsenden Druck länger ertragen könne, ward es einige Fuß gehoben, während das Eis, das über sechs Fuß dick war, an seinen Seiten brach und auf sich selbst zurück geschoben ward. Der nächste Druck traf nur des Schiffes Bug und nachdem es wieder gehoben war, ward es mit großer Gewalt gegen den Alexander getrieben, der bis jetzt durch die Isabella bedeutend geschützt war. Jede Anstrengung, die beiden Schiffe von einander zu halten, war vergebens; die Eisanker und Taue brachen eins nach dem andern, und die Hintertheile der Schiffe stießen so heftig an einander, daß ein Boot, welches nicht bei Zeiten entfernt werden konnte, zermalmt ward. Der Andrang war furchtbar, Anker und Kettenplatten brachen, und wir mußten auf den Verlust unserer Masten gefaßt sein. Allein in diesem verhängnißvollen Augenblicke schien durch die Hand der Vorsehung die Kraft des Eises erschöpft, die beiden Floes wichen zurück, und wir trieben mit geringem Schaden an dem Alexander vorbei."

„So entkamen wir dieser Gefahr, allein damit waren unsere Beschwerden für den Tag noch nicht überstanden. Bald nachdem wir frei geworden, trieb ein großes Feld — Stück Eis von solcher Größe, daß es nicht übersehen werden kann — von Westen her und nöthigte uns, Docken zu sägen, um uns zu sichern. Jedoch das Eis war zu dick für unsere neun Fuß langen Sägen, wir konnten damit nichts ausrichten. Dieß war aber ein glücklicher Umstand, denn bald bemerkten wir, daß das Feld sehr schnell gegen eine Reihe festliegender Eisberge getrieben ward. Wir rafften nun unsere Segel, um wo möglich zwischen zwei Eisberge oder in irgend eine Bucht zu laufen, als plötzlich das Feld eine kreisförmige Bewegung annahm, so daß jetzt alle Anstrengung nöthig war, um die Schiffe an der Kante hinzuschleppen. Nur so konnten wir der Gefahr entgehen, an den Eisbergen zerschmettert zu werden. In wenigen Minuten sahen wir das Feld, in welches wir unsere Docken sägen wollten, mit solcher Schnelligkeit und Gewalt in Berührung mit den Eisbergen kommen, daß die eine Seite desselben, über 50 Fuß gehoben, plößlich brach und mit entsetzlichem Gekrach gerade auf den Theil zurückfiel, den wir zu unserer Sicherheit auserseben hatten. Bald nachher war das Eis so weit offen, daß wir durchsegeln konnten und abermals einen sichern Aufenthalt gewannen.“

Noch schlimmer lauten in dieser Beziehung Berichte von Franklin und Buchan, welche 1818 gemeinsam dem Nordpole zusteuerten, sowie von Dr. Kane, der 1853 seine Reise zur Aufsuchung des verschollenen Franklins nach eben dorthin antrat.

Von den Erlebnissen der beiden erstgenannten Männer hat Capitain eine ausgezeichnete Schilderung geliefert, worin es unter Anderm heißt, als ein heftiger Sturm sie gegen eine große Masse Treibeis jagte, und sie als letztes Rettungsmittel den Entschluß faßten, sich in jenes einzubohren:

„So fliegt denn das Schiff vor dem Winde dahin und der entscheidende Augenblick rückt näher und näher. Athemlos und gefaßt sieht alles dem gräßlichen Zusammenstoße entgegen. Da kracht der Rumpf, als ob er auseinanderberſten wollte, die Masten biegen sich, das Fahrzeug prallt zurück. Zwar hat es eine tiefe Scharte in den Eiswall geschlagen, doch werfen die nächsten Wellen es mit der breiten Seite gegen die stürmische See. Die losen Eisblöcke donnern gegen die Flanken, als ob sie von einer Riesenhand geschleudert wären, — wie wird es die wiederholten Stöße vertragen können? Zwar drohen die Masten schon unter der schwellenden Segellast zu brechen, doch muß deren Anzahl noch vermehrt werden, damit das Schiff die Kraft erhalte, zu wenden und sich tiefer in das Eis einzubohren. Ein schweres Mannöver mitten im Sturm und in einer solchen Lage, aber Seeleuten, wie diesen, ist alles möglich. Sieh' da, das Schiff gehorcht seinem Führer, wie ein Roß seinem Reiter; langsam dreht es sich in die erwünschte Stellung, den

Schnabel gegen das Eis, spaltet den vierzehn Fuß dicken Crystall, der ihm bis dahin Trotz geboten und sich nun in eine sichere Brustwehr gegen die furchtbaren Stöße der auf und nieder wogenden Blöcke verwandelt, und wartet ruhig in der selbstgeschaffenen Bucht, bis Wind nnd Wetter sich ausgetobt."

Und Doktor Kane sagt unter anderm: „Am 20. Morgens blies ein völliger Orkan; wir hatten ihn kommen sehen, hatten drei tüchtige Halbtaue ausgelegt und alles am Bord wohl verwahrt. Bald wurde das Eistreiben so wild, wie ich es kaum je gesehen, mit gellendem, lauten Krachen sprangen unsere Taue eines nach dem andern und wir wurden hineingerissen in die wilde Jagd der aufgeregten Eismassen.

Stunden vergingen nun unter harter Arbeit, ohne daß wir vermochten, unsere Lage irgendwie zu verbessern. Es blieb uns nur Eines übrig, nämlich das Steuer dadurch einigermaßen in der Gewalt zu behalten, daß wir freiwillig dahin gingen, wohin wir sonst doch gerissen worden wären. Um 7 Uhr Morgens befanden wir uns bei dicht aufgethürmten Eismassen; wir warfen unsern schwersten Anker aus, in der verzweifelten Hoffnung, das Schiff wenden zu können, — aber für den Eisstrom, der uns folgte, gab es keinen Widerstand. Wir hatten gerade noch Zeit, einen Balken als Borge an die Ankerkette zu binden, worauf wir sie schießen ließen. Unser Hauptanker war verloren!"

„Wieder trieben wir vor dem Winde und steuerten hilflos an den Kanten von 30 bis 40 Fuß dicken Eisfeldern hin. Nie hatte ich so starkes Eis und in so heftiger Fortbewegung gesehen. Eine überstürzende Masse erhob sich höher als unser Schiffskörper, zerquetschte unsere Schanzbekleidung und warf uns einen zehn Zentner schweren Eisklumpen auf's Deck. Unsere standhafte kleine Brigg bohrte sich durch all' dieses Wirrsal hindurch, als hätte sie ein gefeytes Leben.

Indeß zeigte sich wieder ein neuer Feind vor uns: gerade in unserm Wege, dicht neben der Kante des Eifeldes, gegen die wir bald anrannten, bald längs derselben hinschleiften, befand sich eine Gruppe Eisberge. Wir vermochten nicht, ihnen aus dem Wege zu gehen, und es fragte sich nur, ob wir an ihnen in Stücke zerschellen sollten, oder ob sie uns einen willkommenen Winkel zum Schutz gegen den Wind bieten würden. Als wir näher kamen, sahen wir, daß zwischen ihnen und der Eiskante noch etwas offenes Wasser war, und unsere Hoffnung wuchs, als uns der Wind in diesen Durchpaß hineintrieb. Schon hatten wir ihn fast hinter uns, als aus unbekannter Ursache das Schiff plötzlich seine Bewegung verlor. In demselben Momente bemerkten wir, daß die Eisberge nicht ruhig standen: sie rückten in selbstständiger Bewegung gegen den Rand des Eisfeldes vor und es schien unvermeidlich, daß wir dieser Begegnung unzerquetscht entgehen sollten.

Gerade jetzt kam ein breites Eiswallstück oder flacher Berg von Süden angetrieben; es fiel mir plötzlich bei, wie wir uns einmal in

der Melville-Bucht aus einer ähnlichen Lage gerettet hatten, und während das Eisstück rasch an unserer Langseite hintrieb, gelang es, einen Eisanker in eine seiner schrägen Flächen einzuschlagen und ein Tau anzulegen. Es war ein spannender Augenblick; unser edles, schneeweißes Schlepppferd zog tüchtig an; Schaum und Wasser spritzte an seiner Windseite empor, und sein Kopf pflügte wie zum Spaße das niedere Eis auf. Die Berge rückten während dem immer näher, und die Passage wurde zuletzt so eng, daß unser Quarterboot zertrümmert worden wäre, hätten wir es nicht von der Außenseite hereingenommen. Mit genauer Noth kamen wir durch und befanden uns auf der Unterwindseite eines Eisberges in verhältnißmäßig freiem Wasser.

Ein kleiner Kessel offenen Wassers nahm die Ermüdeten endlich auf, und die ermattete Mannschaft durfte es wagen, sich zur Ruhe zu begeben. Diese war jedoch nur von kurzer Dauer. Schon früh am nächsten Morgen brach das Eis den kleinen Hafen auf, das Schiff — Advance genannt — wurde rückwärts geworfen, das Steuerruder zersplittert und die Ruderhaken abgedreht. „Nunmehr begannen die Quetschungen, das Rippen," fährt Dr. Kane in seinem Berichte fort. „Den ersten Rippenstoß hielt die Brigg tapfer aus und richtete sich graziös wieder auf; jetzt aber kam ein wahrer Eisveteran, eine über zwanzig Fuß dicke, alte Flarde, mit Zungen und Zellen besetzt; hiergegen vermochten Holz und Eisen nichts! Glücklicherweise hatte die nach der Küste gekehrte Seite unseres Eisberges eine schiefe Ebene, die tief in's Wasser stieß, und da hinan wurde die Brigg getrieben, als würde sie mit einer großen Dampfschraube in ein Trockendock gehißt. Einen Augenblick fürchtete ich, daß sie sich anf die Seite legen würde; aber einer jener merkwürdigen Momente des plötzlichen Nachlassens, die ich anderswo Pulsirungen des Eises genannt habe, brachte uns allmählig wieder herunter, und wir wurden nun aus der Linie des Druckes hinweg an die Küste gedrängt, wo es gelang, ein Tau auszulegen und uns fest zu machen."

Dort erst fand die Mannschaft Ruhe nach 36stündigen schweren Kämpfen. Nicht weniger als vier Leute wurden während dieser Zeit vom Treibeis hinweggetragen und konnten erst später wieder eingeholt werden. Ein Fünfter entging der Gefahr der Zerquetschung nur durch einen kühnen Sprung auf eine vorübertreibende Eisscholle.

Das sind die Gefahren, welche vor allen andern den Seefahrer in den nordischen Oceanen bedrohen. Gefahren, auf welche er jede Stunde, jeden Augenblick gefaßt sein muß, die ihm bei Tage wie bei Nacht eine nie ermüdende Wachsamkeit vorschreiben und die, fast alle aus derselben Ursache entspringend, demungeachtet in den mannigfaltigsten Wirkungen auftreten.

Gibt es doch ein förmliches Wörterbuch von Ausdrücken, deren sich der Seemann bedient, um all' die verschiedenen Formen zu bezeichnen, unter welchen das Eis sich ihm in fortwährendem Wechsel zu zeigen pflegt.

Hie und da, wie wir gesehen haben, aber auch nicht immer zu seinem Schaden, sondern auch zu seinem Vortheil. Besonders einzelne Eisberge können ihm sogar häufig von bedeutendem Nutzen sein, indem selbst der stärkste Wind nur wenig Einfluß auf sie auszuüben vermag, und sie deßhalb nicht selten einen ausgezeichneten Ankerplatz darbieten.

Doch ist das Anlegen unter einem Eisberge immerhin niemals ganz ohne Gefahr, weil es häufig nur eines sehr geringen Anlasses bedarf, sein Gleichgewicht zu erschüttern, und dann die ungeheuere Masse sich selbst überstürzt und alles in ihrem Falle begräbt, was zu nahe ihrem Bereiche liegt.

So lesen wir von zwei Matrosen, die beabsichtigten, einen Anker an einem Eisberge zu befestigen und zu diesem Zwecke anfingen, mit Aexten ein Loch in denselben zu hauen. Kaum haben sie jedoch einige Schläge gethan, so berstet der Koloß von oben bis unten und fällt in zwei Theilen auseinander. Einer der beiden Matrosen läuft mit großer Geistesgegenwart die stürzende Eiswand, auf welcher er sich befand, in der dem Fall entgegengesetzten Richtung hinan und läßt sich auf der hin und wieder schwankenden Spitze schaukeln, bis dieselbe ein ruhigeres Gleichgewicht findet. Der Andere dagegen, minder gewandt als sein Gefährte, stürzt in den Abgrund zwischen den beiden sich trennenden Massen und wurde nur von dem ausströmenden Wasser, welches ihn mit sich fortriß und in die Gegend der wartenden Boote führte, von dem Zerquetschungs- oder Erstickungstode gerettet.

Nicht selten bedarf es nur eines Lautes, eines Schalles, um eine furchtbar zerstörende Wirkung auf die, von Wärme oder Regen klüftig gewordenen Eisberge hervorzurufen.

So erzählt Dr. Kane unter anderm: „Ein Boot mit sieben Grönländern fuhr durch die Höhlenwölbung eines Eisberges, als ein Knabe mit einem Stück Holz auf ein über das Canot gespanntes Fell schlug. Der Schall war in wenig Augenblicken bis zur Höhe der Wölbung gelangt, ein donnerähnliches Krachen erfolgte, die Höhle wurde plötzlich stockfinster: das Gewölbe war eingestürzt und hatte die unglücklichen Schiffer unter den Wellen begraben."

Und als Capitän Berchey, ebenfalls ein bekannter Nordpolfahrer, mit Buchan und Franklin die Magdalenen-Bucht besuchte, wurde ungefähr eine halbe englische Meile von einem Gletscher eine Flinte abgefeuert. Nicht lange darauf vernahmen sie ein furchtbares Donnern aus dem Innern der erstarrten Gewässer, ungeheuere Stücke brachen davon los und fielen in die See. Die Besatzung des Bootes betrachtete bewundernd den großartigen Anblick, da erhebt sich mit einem Male eine Wasserfluth, so plötzlich, daß es unmöglich ist, sich noch dagegen zu schützen, und das kleine Fahrzeug wird mit seinen Insassen sechsundneunzig Fuß weit auf den Strand geschleudert.

Aus mehr als einem Grunde bedarf es daher der größten Vorsicht bei einer Annäherung an die Eiskolosse; und nicht zu verwundern ist es, zieht der Schiffer es vor, sie zu vermeiden, so lange ihm irgend ein Ausweg bleibt.

Wir würden es gewiß ganz begreiflich finden, wäre der Entschluß, jene Gegenden zu besuchen, von jeher ein sehr vereinzelter gewesen. Allein dem ist nicht so. Schon von Heinrich Hudson, den wir als den Ersten unter den berühmten Nordfahrern nannten, weil Niemand vor ihm nennenswerthe Erfolge bei der gleichen Absicht erzielte, wurden vielfache Versuche gemacht, die Geheimnisse der arktischen Zone zu enthüllen. Außer John Davis, welcher die seinen Namen führende Straße entdeckte und bis zum 73. Breitengrade vorgedrungen zu sein behauptet, war jedoch keiner der verschiedenen Anführer irgend vom Glücke begünstigt. Fast sämmtlich kehrten sie schon nach kurzer Zeit und ohne den 66. Breitegrad überschritten zu haben, zurück. Sir Willoughby erfror 1553 mit der gesammten Schiffsmannschaft in Lappland, und Andere noch blieben völlig verschollen.

Mit Hudson erst begann die berühmte Reihenfolge der Nordexpeditionen. Schon die Entdeckung der Hudsonsbai sichert seinem Namen einen dauernden Ruhm, so wie die außerordentliche Ausdauer, mit welcher er seine Pläne immer wieder aufnahm, bis er bei dem vierten Mal, nachdem er bis zum 73. Breitegrade vorgedrungen war, durch eine Meuterei der Schiffsmannschaft das Leben verlor.

Nach ihm ist vorzüglich Capitän Baffin 1616 durch die Auffindung der gleichnamigen Straße bemerkenswerth, wie 1722 Behring als der Entdecker der Behringsstraße.

1773 folgte dann der bereits erwähnte Lord Mulgrave und 1776 der weltbekannte Capitän Cook, welcher bis zu dem von ihm entdeckten Eis-Cap vordrang. 1818 unternahm Capitän Sir John Ross, aus dessen Berichten wir zum Theil das in diesen Blättern Gegebene entnehmen, seine erste Reise, welche ihn bis zum Cap Clarenze führte.

1819—1820 entdeckte Parry auf seiner ersten Expedition die Melville-Insel und die Prinz Regent's Einfahrt. Er zuerst wagte es, in diesen Gegenden zu überwintern und ihm gebührt die Ehre, auf seiner dritten Reise 1826 am weitesten bis zum Nordpol vorgedrungen zu sein von allen Seefahrern, die vor oder nach ihm dieses gefährliche Unternehmen bestanden. Auf Schlittenbooten, welche sie selbst 33 Tage lang unverdrossen durch Eisblöcke und Schneemassen fortschleppten, gelangte er nebst seinen Begleitern bis zu der hohen Breite von 82° 45 und wäre vielleicht noch weiter gekommen, hätte nicht eine große Eisbank, auf welcher sie zu reisen gezwungen waren, zu stark nach der ihrem Ziele entgegengesetzten Richtung getrieben.

1820 begann auch Franklin seine erste Nordfahrt und 1845, — während welcher Zeit Capitän Berchey sich durch gleiches Unter-

nehmen einen bekannten Namen erwarb, — trat er die letzte, unglückliche an, von der er nicht mehr zurückkehren sollte. Zu seiner Aufsuchung wurden seitdem die vielfachsten Schritte gethan, allein im Jahre 1850 liefen 12 Schiffe in dieser Absicht aus, — jedoch etwas Bestimmtes über sein Schicksal zu erfahren, ist nicht gelungen. Wahrscheinlichkeiten, welches sein und seiner Mannschaft trauriges Loos gewesen, sind mancherlei aufgestellt worden; den Schleier aber ganz zu lüften, wird wohl schwerlich noch gelingen, da auch die zweite Grinnell-Expedition zur Aufsuchung Franklins, in den Jahren 1853—1855 unter der Leitung des berühmten Dr. Elisha Kent Kane ausgesandt, ohne Gewißheit über das Schicksal des Vermißten heimkehren mußte. Auf dieser Reise wurde Dr. Kane gleichfalls zur Ueberwinterung in den arktischen Gewässern gezwungen, und ihm verdanken wir eine Reihe der anziehendsten Schilderungen aus eben dieser Zeit, sowohl was das Leben der Schiffsmannschaft, wie auch das der Natur und der Eingebornen in den höchsten Breitegraden betrifft, so daß wir im Interesse unserer Leser nicht unterlassen können, den berühmten Seefahrer hie und da auf seiner Fahrt zu begleiten.

Die Besatzung von Kane's Fahrzeug, der Advance, einer Brigg von 144 Tonnen, bestand aus 18 Personen, darunter ein junger Eskimo, Hans Christian genannt, der, als Jäger engagirt und gleich gewandt mit Kajak — einsitziges Boot der Eskimo — als mit Wurfspieß, der Küche später die wichtigsten Dienste leistete. In der Ausrüstung des Schiffes bildete nebst Schiffszwieback, Mehl, Pökelfleisch, Vegetabilien und andern unentbehrlichen Artikeln einen Hauptbestandtheil eine Art von Preßfleisch, Pemmikan genannt. Es wird von den fleischigsten Theilen des auf den Tundern und Prairien lebenden Bisonochsen genommen, an der Sonne getrocknet, zu Pulver gestoßen, zu zwei Theilen mit einem Theile geschmolzenen Fettes vermischt und roh oder mit etwas Wasser gekocht gegessen. Zwei Pfund davon reichen zur täglichen Nahrung eines arbeitenden Mannes aus.

Frisches Fleisch hoffte Kane durch Jagd oder Tausch während der Dauer der Fahrt genügend zu gewinnen, da die 50 Hunde, welche er mit an Bord hatte, und von deren Ausdauer ein großer Theil seiner späteren Erfolge abhing, ohnehin stets mit einer hinreichenden Quantität versorgt werden mußten, indem ein Futter von Salzfleisch sich als tödtlich für sie erwiesen hatte.

Diese Thiere, theils Eskimohunde, theils Neufundländer, von denen nur wenige schon dressirt waren, die übrigen aber ungezähmten Wölfen sehr nahe standen, bildeten keine der kleinsten Unannehmlichkeiten an Bord. Indeß da es in den höchsten Regionen des Nordens kein anderes Zugthier gibt, als sie, so waren sie unentbehrlich zum Fortbringen der Schlitten auf Landexpeditionen und mußten daher als nothwendiges Uebel ertragen werden.

Von dem Einfahren dieser Schlittenzüge, was als besondere Kunst zu betrachten ist, sagt Kane später aus eigener Erfahrung: „Ich übe jetzt meine Eskimohunde auf den Schlitten ein, bis mir der Arm wehe thut. Um ein solches Fuhrwerk mit Erfolg zu führen, ist die Peitsche unerläßlich, und dieses Instrument verlangt wieder eine ganz besondere Einübung, so gut wie ein Fechtrappier. Die Peitsche ist sechs Yards, englische Ellen, lang, der Stock nur sechzehn Zoll und vermittelst eines so kurzen Hebels muß ein so langer Seehundsriemen hinausgeschnellt werden. Wer dieß nicht meisterlich kann, muß auf das Schlittenfahren verzichten, denn die Hunde gehen blos auf die Peitsche, und man muß nicht allein jeden der zwölf, die den Zug bilden, besonders zu treffen wissen, sondern der Schlag muß auch von einem tüchtigen Knall begleitet sein. Das Zurücknehmen der Peitsche hat ebenfalls seine Schwierigkeiten, denn sie verwickelt sich leicht in den Hunden und Leinen, oder schlingt sich um Steine und Eisklumpen und reißt euch kopfüber in den Schnee. Die Regel bei Vollführung dieser verschiedenen Bewegungen ist, daß man mit steifem Ellbogen einen Kreis um die Schulter beschreibt und den Schlag selbst nur aus dem Handgelenk führt. Solch einem Schlag an das Ohr oder den Vorderfuß eines armen Hundes folgt ein Geheul, dessen Bedeutung ganz unzweifelhaft ist."

Am 30. Mai 1853 verließen die Reisenden New-York und am 22. August, nach den mannigfachsten Abenteuern und Beschwerden, — worunter eine der größten, daß sie ihr Schiff, um es bei hindernden Eismassen doch etwas voran zu bringen, hatten mehr denn einmal meilenweit, gleich Pferden angespannt, selbst fortschleppen müssen, — erreichten sie durch die Baffinsbay und den Smithsund an der Küste des nördlich von Grönland gelegenen Prudhonlandes entlang die Breite von 78° 41'. Eine Höhe, bis zu welcher, außer Parry auf seiner Schlittenbootfahrt, noch Niemand vorgedrungen war.

Hier aber fand auch das Fahrzeug, das sie glücklich so weit gebracht, für immer seinen Ruheplatz. Als es sich entschieden zeigte, daß die Jahreszeit zu fernerem Vordringen zu weit vorgerückt sei, ward die Brigg in einer kleinen Bucht, — von Kane „Smithssund" getauft, — die weit umher am meisten die Eigenschaften eines erträglichen Winterhafens in sich vereinigte, festgelegt. Und vom Eise undurchdringlich eingeschlossen, verließ sie diesen Ort nicht wieder, obgleich ihre Besatzung, in steter Hoffnung auf eine endliche Befreiung, auch noch einen zweiten, schrecklichen Winter daselbst verbrachte.

In diesen beiden Wintern schwand den Reisenden, nachdem vorher wochenlange sonnenlose Finsterniß geherrscht, am 15. Dezember der letzte Schein von Licht und erst am 21. Januar bemerkten sie wieder die ersten Zeichen einer zurückkehrenden Helle, indem der südliche Himmel um Mittag für kurze Zeit einen entschiedenen Orangeton annahm.

Während dieser lichtlosen Zeit konnten sie am Tage einen Fuß vom Auge die Finger nicht mehr zählen; Mittag und Mitternacht waren völlig gleich, und ohne einen schwachen Schimmer, der hier und da die Umrisse der südlich gelegenen Hügel erkennen ließ, hätten sie jedes Anzeichens entbehrt, daß auch diese nordische Welt eine Sonne besitze. Im Ganzen entbehrten sie diese letztere 140 Tage lang, und dabei fiel in den kältesten Monaten das Thermometer bis 73° unter Null (48 Reaumur).

Nicht unterlassen können wir hier, unserm Leser Kane's Schilderung von der Wirkung zu geben, welche die starke Kälte auf die vorhandenen Mundvorräthe ausübte: „Es wurde allmählig kalt. Das zuerst Auffallende war das Einfrieren unserer Wasserfässer, die Bildung von Eisstalaktiten an den Zapfenlöchern. Es war nicht möglich, die zinnernen Wasserbecher 5 Minuten lang hinzustellen, ohne daß ihr Inhalt einfror. Bald hatten wir gar kein Getränk mehr, das wir nicht erst hätten zubereiten müssen. Um Trinkwasser zu haben, waren wir gezwungen, glasharte Eisklumpen auszuhauen und sie in Zinnkesseln zu schmelzen. Zu gleicher Zeit wurden alle unsere Eßwaaren lächerlich solid und vielgestaltig, und erst nach längerer Zeit lernten wir sie in ihrer neuen Beschaffenheit handhaben. Getrocknete Aepfel z. B. waren zu einer steinharten Masse zusammengewachsen, zu einem aus lauter Winkeln bestehenden Mosaik. Pfirsiche desgleichen. Dieselben aus ihren Fässern oder die Fässer von ihnen loszumachen, war ein Ding der Unmöglichkeit. Wir fanden es nach manchen Versuchen als das Gerathenste und Kürzeste, Früchte und Fässer mit schweren Aexten zu zerschlagen und die Bruchstücke in den Aufthaukessel zu werfen. Das Sauerkraut sah aus wie Glimmerschiefer und eine Brechstange mit meißelartiger Schneide zog die Platten nur schwierig heraus. Der Zucker bildete ein wahrhaft komisches Compositum: man knete Kork-Raspelspäne und flüssige Guttapercha zusammen und lasse es erhärten, so wird man das Abbild unseres braunen Zuckers erhalten. Hievon etwas los zu bekommen, war nur mit der Säge möglich. Butter und Speck haben sich weniger verändert, man zwingt sie mit einem tüchtigen Meißel und Hammer. Mehl unterliegt geringem Wechsel, Rind- und Schweinepöckelfleisch aber sind nur mit Kuhfuß und Brechstange zu handhaben, denn die Axt macht kaum Splitter von ihnen los. Ein Fleischfaß, in zwei Hälften gesägt und zwei Tage lang im Küchenraum bei 76° Wärme (49 Reaumur) gelassen, war ein paar Zoll unter der Oberfläche noch so widerspenstig wie Kieselstein. Ein Klumpen Brennöl, von dem Fasse befreit, stand da wie eine gelbe sandsteinerne Rollwalze für Kieswege u. s. w."

Wie launig diese Beschreibung auch klingt, so zeigt sie doch deutlich, mit welcher Unbequemlichkeit selbst die einfachst scheinenden Verhältnisse in jenen Gegenden verknüpft sein müssen. Um dieses noch mehr zu erkennen, sehen wir die Reisegesellschaft nunmehr in ihrem häuslichen Leben und begleiten sie dann auf einer der Landexpeditionen oder viel-

mehr einem beabsichtigten aber verunglückten Landausfluge, dessen Folgen zwei ihrer besten Leute das Leben kostete.

Das Erste, was mit dem Eintritte der kältern Witterung geschah, war das Anlegen einer regelrechten Eskimotracht: Pelzjacke oder Rock mit Kapuze, Beinkleider von Pelz oder Robbenfell und wasserdichte Stiefel aus Walroß oder Robbenhaut; — und sodann schleunigste Bedachtnehmung auf die Errichtung einer möglichst warmen Winterwohnung. Letzteres mußte vorzüglich bei Beginn des zweiten Winters der Fall sein, da zu dieser Zeit das Brennmaterial sehr ungelegen fast auf die Neige gegangen war. Was nur Hände hatte, arbeitete darum nach Kräften, das Schiff in eine Igloë, eine Eskimohütte zu verwandeln. Zu diesem Zwecke wurde Moos- und Torfrasen an den Ufern aufgesucht, auf Schlitten eingeholt und mit diesem vortrefflichen Warmhalter das Quarterdeck tüchtig umpolstert.

Bei dem Worte Moosholen darf man dort zu Lande jedoch an kein Sommervergnügen denken; es ist eine höchst beschwerliche, anstrengende Winterarbeit. Aus Gräsern, Moosen und Haide bestehend, ist der gemischte Torfrasen zu einer steinfesten Masse gefroren. Er muß mit Brechstangen losgearbeitet und in Form von Steinen fortgeschafft werden. Nach mancher mühevollen Stunde war jedoch auch diese Aufgabe vollbracht, und zur äußern Vollendung der Winterhütte dann nur noch ein tüchtiger Schneevorrath nothwendig, um die Außenseiten des Schiffes damit zu umwallen.

Nun ward unter Deck ein Raum von ungefähr 18 Quadratfuß abgemessen, von oben bis unten mit dem gesammelten Moosvorrath ausgefüttert und der Fußboden sorgsam mit Kleister und Gyps übergossen und mit einer mehrere Zoll dicken Schicht von Werg und einer Decke von Segeltuch belegt. Dieser Raum bildete die Wohnung für sämmtliche Leute. An den Wänden herum liefen, Kojen gleich übereinander, die Schlafstätten; in der Mitte befand sich die sehr einfache Kücheneinrichtung, da auf keine Weise an Wärme verloren werden durfte, und der übrige Platz wurde zu Zwecken der verschiedensten Art benutzt. Um hinein und hinaus zu gelangen, war, wie bei den Eskimohütten, ein langer, niedriger, moosgedeckter Tunnel zu passiren, mit so vielen Thüren und Vorhängen geschlossen, als sich nur immer anbringen ließen.

Als das Brennmaterial gänzlich zu Ende gegangen war, traten an seine Stelle Lampen mit Speck gefüllt. Von diesen brannten zuletzt nicht weniger als 12 in dem oben beschriebenen Raume, da sie außer dem Geschäfte des Lichtgebens auch noch das eines Ofens zu versehen hatten. Diese Specklampen entwickeln nämlich eine ungewöhnliche Hitze, und machen dadurch, in größerer Anzahl gebrannt, eine weitere Feuerung ziemlich entbehrlich. Allein zu gleicher Zeit belästigen sie arg durch Rauch und Ruß. „Von Reinlichkeit, sagt Kane, konnte, so lange wir uns ihrer bedienten, kaum noch die Rede sein; Alles um und an uns

zeigte sich mit Ruß überzogen und die Gesichter glänzten wie die der Eskimo's in fettigem Schwarz."

Dieser Uebelstand fiel allerdings während des ersten Winters hinweg, wie überhaupt die Wohnungseinrichtung eine etwas geräumigere war, indem auch die Sorge wegen Brenn- und Heizungsstoff eine weniger ängstliche zu sein brauchte. Immerhin wurde jedoch auch nur ein einziger Raum geheizt, der zur Aufnahme für Alle und Alles, für Gesunde und Kranke, als Saal, Sprechzimmer und Werkstatt, zum Studiren, Schreiben, Zimmern, Schustern, Schneidern, zum Aufthauen der Nahrungsmittel und Trocknen der Pelzkleider diente. Und somit blieb der Aufenthalt an Bord der Advance selbst zu seiner glänzenden Zeit gewißlich weit davon entfernt, den Namen eines Paradieses zu verdienen.

Abgesehen von allen andern Unannehmlichkeiten, konnte ein so enges Beisammenleben vieler Menschen der Gesundheit ebenfalls nicht besonders förderlich sein. Dr. Kane hielt daher, außer einer fest eingehaltenen Tagesordnung, auch auf das strengste darauf, daß die Leute sich so häufig als möglich Bewegung in freier Luft machen mußten. In dieser Absicht veranstaltete er, so lange die gänzliche Dunkelheit Jagd- und Entdeckungs-Ausflüge unmöglich machte, öfters Wettläufe und andere Spiele auf dem Eise, wobei für den Sieger ein Preis ausgesetzt ward. Sogar Bälle in Seehundskostüme wurden mehrere Male unternommen; und die Herausgabe einer selbstverfaßten Zeitung, „der Eisblock," sowie das Lesen unterhaltender Bücher, dienten dazu, auch den Geist zu erheitern und zu zerstreuen.

Einen wie niederdrückenden Einfluß eine so lange anhaltende Dunkelheit aber auf jedes lebende Geschöpf ausübt, davon gaben die Hunde den deutlichsten Beweis. Die meisten von ihnen, obgleich auf das Sorgfältigste im Innenraum, — zu Jedermanns höchster Belästigung, — gefüttert, gereinigt, gepflegt, starben an einer regellosen Krankheit, an der die Finsterniß einen eben so großen Antheil hatte, als die außerordentliche Kälte. Ihr Leiden, sagt Kane, spricht sich deutlich, wie bei einem menschlichen Wesen, als Gemüthskrankheit aus. Ihre körperlichen Funktionen gehen ohne Unterbrechung fort, alle Zeichen deuten auf Gehirnkrankheit, schließlich Wahnsinn. Sie bellen wüthend ein Nichts an, laufen in krummen und geraden Richtungen furchtsam und ohne Aufhören hin und her, schmeicheln sich dann wieder an die Menschen und scheinen es gar nicht zu merken, werden ihre Liebkosungen erwidert. Ein andermal springen sie nach Stunden langem düsterm Schweigen, wie Verfolgte heulend und winselnd auf, oder kratzen Jemanden an, als wollten sie sich in die Seehundsfelle, ihre Lager, einwühlen. In der Regel sterben sie 36 Stunden nach dem ersten Anfalle an einer Art Mundsperre.

Auch die Mannschaft fühlte sich, trotz aller Erheiterungsversuche, schwer von der Einförmigkeit der endlosen Nacht bedrückt, und kaum zeigten sich die ersten Schimmer des wiederkehrenden Tages, als auch

schon Pläne über Pläne zu einem weitern Landausfluge entworfen wurden, der dann auch am 19. März endlich zur Ausführung kam und dem wir im nächsten Abschnitte zu folgen beabsichtigten.

In Folge des bedeutenden Verlustes an Hunden, — es waren ihrer nur sechs übrig geblieben, — war die Reisegesellschaft auf diesen Fahrten gezwungen, ihre mit dem nothwendigen Gepäck beladenen Schlitten selbst zu ziehen. Daher mußte vor Allem Bedacht darauf genommen werden, stets nur das Unentbehrlichste mit sich zu führen, und um auch dieses noch zu erleichtern, wurde vor jedem größeren Ausfluge durch inen Theil der Leute ein Schlitten mit Vorräthen vorausgesandt, um dann an einem oder mehreren passenden Plätzen Niederlagen für die später vorüberkommende Expeditionsgesellschaft zu errichten. Solches war denn auch dieses Mal geschehen. Am 19. März 1854 waren 8 der Leute mit einer großen Ladung von Nahrungsmitteln, Pelzen, Decken, Schlafsäcken, einem Zelte und einem Boote zu dem eben erwähnten Zwecke abgegangen, und die Zurückgebliebenen erwarteten voll Ungeduld die Nachricht von dem Gelingen ihrer Absicht, um endlich die lange besprochene große Landreise anzutreten. Sie selbst waren in dieser Zwischenzeit noch auf das eifrigste mit Vorbereitungen dazu beschäftigt. Büffelfelle, Leder, Schneidereien lagen überall umher, wo nur ein Plätzchen dafür aufzutreiben war. Jedes Stückchen Pelz wurde zu Handschuhen oder andern Kleidungsstücken verarbeitet; und eben nähten sie bei Licht noch fleißig an verschiedenen Paaren Pelzstiefeln, als sie gegen Mitternacht Schritte auf dem Deck vernahmen und gleich darauf drei der ausgesandten Männer, Sonntag, Ohlsen und Petersen in die Kajüte traten. War ihre, zu der Zeit noch nicht vermuthete Rückkehr schon auffallend, so war es noch mehr der Zustand, in welchem sie sich zeigten. Verstört, angeschwollen, waren sie kaum fähig zu sprechen. Erst nach längerer Zeit vermochte Dr. Kane einen einigermaßen klaren Bericht von dem ihnen Widerfahrenen zu erlangen. Dieses aber erregte allgemeines Aufsehen.

„Sie hatten ihre Gefährten Brooks, Wilson, Baker und Pierre erstarrt und marode unter der Obhut des Irländers Tom inmitten der Hummocks, — Eisklumpen, Felsenstücken gleich, das Ufer oder große Eisfelder bedeckend, — zurück lassen müssen. Wo, wußten sie nicht anzugeben, ein heftiges Schneetreiben hatte ihnen jede Richtung, außer der allgemeinen nach Nord-Ost, benommen."

Das war Alles, was sich von den Zurückgekehrten in Erfahrung bringen ließ. Unzweifelhaft mußten sie einen bedeutenden Weg zurückgelegt haben, denn sie konnten sich kaum vor Hunger und Ermüdung aufrecht erhalten. Ohlsen allein schien seiner Sinne noch einigermaßen mächtig zu sein. Nachdem daher beschlossen, daß die Verirrten unverzüglich aufzusuchen seien, wurde er als Führer dieser unerwarteten und

schwierigen Expedition bestimmt und, des Gehens unfähig, in einen Pelzsack gesteckt, die Beine mit Hundefellen und Eiderdaunen umwickelt, auf den mitzuführenden Schlitten geschnallt, der außerdem ein Zelt, Decken, sowie verschiedene Mundvorräthe zu tragen hatte. Sonst nahm die aus neun Personen bestehende Gesellschaft nichts mit sich, als was ein Jeder auf dem Leibe trug.

Doch nehmen wir hier Dr. Kane's eigene Worte wieder auf:

„Das Thermometer zeigte 46° Kälte (=35° R.). Ein uns wohl bekannter, durch seine Form ausgezeichneter Eisberg, von unsern Leuten Pinnakel genannt, und in der Folge andere in langen Reihen aufgestellte kolossale Eisberge dienten uns als Wegweiser; aber nach einem sechzehnstündigen Marsch kamen wir allmählig aus der Richtung. Wir wußten, daß unsere verirrten Gefährten sich irgendwo auf der Fläche vor uns in einem Umkreise von etwa 40 engl. Meilen befinden mußten. Ohlsen, der 50 Stunden lang auf den Beinen gewesen, war in Schlaf gesunken, sobald wir uns in Bewegung gesetzt hatten. Er erwachte jetzt mit unzweideutigen Spuren von Geistesstörung. Es war klar, daß er sich in den Eisbergen, die sich in Form und Farbe endlos wiederholten, nicht mehr auszukennen vermochte, und bei der Gleichförmigkeit des ungeheuren Schneefeldes war keine Hoffnung, Orientirungspunkte zu entdecken. Ich ging der Gesellschaft voraus, klomm über einige zackige Eispfeiler und bekam ein ebenes Eisfeld zu Gesicht, das mir geeignet schien, die Aufmerksamkeit todtmüder Leute auf sich zu ziehen. Es war nur eine schwache Vermuthung, aber ich gab ihr nach, da ihre keine bessere gegenüber stand, und befahl den Leuten, den Schlitten stehen zu lassen und sich zu zerstreuen, um nach Fußspuren zu suchen. Wir errichteten unser Zelt, versteckten unsern Pemmikan, mit Ausnahme einer kleinen Portion, die Jedem mitgegeben wurde, und der arme Ohlsen, der eben wieder stehen gelernt hatte, wurde aus seinem Sacke erlöst.

Das Thermometer war bis unter 49° gefallen und ein scharfer Wind blies aus Nord-Ost. Vom Haltmachen war keine Rede; es bedurfte einer tüchtigen Bewegung, um dem Erfrieren zu entgehen. Ich konnte nicht einmal Eis aufthauen, und der Versuch, den Durst mit Schnee zu löschen, bestrafte sich bei dieser Temperatur mit blutigen Zungen und Lippen — er brannte wie Höllenstein.

Es war somit unerläßlich, vorwärts zu gehen und dabei nach Fußspuren umzuschauen. Wenn aber die Leute angewiesen wurden, sich des wirksameren Suchens halber zu zerstreuen, so gehorchten zwar Alle willig, aber lag es an einem Gefühl vergrößerter Gefahr durch die Vereinzelung, oder waren die wechselnden Gestaltungen der Eisfelder schuld, immer fanden sie sich wieder in einer geschlossenen Gruppe beisammen. Die seltsamen Anfälle, welche einige von uns erlitten, schreibe ich ebenso den angegriffenen Nerven, als der strengen Kälte zu. Männer wie Mac Gary und Bonsall, die bereits die angestrengtesten Märsche ausgehalten,

wurden von Gliederzittern und Kurzathmigkeit befallen, und ich selbst, trotz aller Anstrengungen ein gutes Beispiel zu geben, fiel zweimal ohnmächtig nieder.

Wir waren fast 18 Stunden ohne Wasser und Speise unterwegs, als eine neue Hoffnung sich zeigte. Einer von uns glaubte eine breite Schlittenspur zu sehen. Sie war fast verweht, und es konnte eben so gut eine vom Winde gezogene Schneefurche sein. Doch wir folgten ihr durch den tiefen Schnee zwischen den Hummocks und sahen Fußstapfen, und indem wir diesen emsig nachgingen, erblickten wir endlich eine kleine amerikanische Flagge von einem Hummock flattern. Es war der Lagerplatz unserer Maroden, und wir erreichten ihn nach einem ununterbrochenen Marsche von 21 Stunden. Das kleine Zelt war fast eingeschneit. Ich war nicht unter den Ersten, die herankamen; aber als ich an den Eingang trat, standen die Männer auf beiden Seiten in stummer Reihe da. Mit mehr Zartheit des Gefühls, als man sie Matrosen in der Regel zutraut, obgleich sie an ihnen fast charakteristisch ist, gaben sie den Wunsch zu erkennen, daß ich allein hinein gehen möge. Als ich nun in das Dunkel hinein kroch, und auf einmal mir das freudige Willkommen der in ihren Säcken hingestreckten armen Bursche entgegenscholl, und ein zweiter Freudenruf draußen antwortete, überwältigte mich fast Rührung und Dankbarkeit. Sie hatten mich erwartet, — sie waren sicher, daß ich kommen würde.“ —

Somit waren die Gesuchten glücklich gefunden, allein die Anstrengungen und Leiden sollten dennoch ihren Höhepunkt noch lange nicht erreicht haben. Die Gesellschaft bestand nunmehr aus 15 Personen, das Zelt aber, ihr einziges Obdach, faßte ihrer kaum acht. An einen langen Aufenthalt durfte daher nicht gedacht werden. Jedem konnte kaum eine zweistündige Rast zugestanden werden; und während die eine Hälfte der Leute schlief, mußte sich die andere durch Herumgehen im Freien der Kälte erwehren. Zur Heimreise nahmen sie nichts mit als das Zelt, Pelze zur Bedeckung der Wiedergefundenen und Vorräthe für 2 Tage. Alles Uebrige mußte zurückbleiben. Die Kranken wurden dann sorgfältig in Pelze gehüllt, so daß nur der Mund frei blieb, und in halb liegender Stellung auf dem Schlitten befestigt. Diese Beschäftigung allein kostete uns nicht weniger als vier Stunden, und Niemand fast kam ohne Frostschaden an den Fingern davon.

Ein großes Glück für die Reisenden war, daß sie Erfahrung in derartigen Schlittenfahrten über das Eis besaßen. Ein weiter Theil ihres Weges lief zwischen 15—20 Fuß hohe Wände bildenden Hummocks hin, die auf bedeutenden Umwegen umgangen werden mußten. Andere, der Länge nach laufende Eisstücke zeigten so schmale Zwischenräume, daß der Schlitten nicht durchzubringen war, und mit Schnee bedeckte Risse und Spalten in dem Boden bildeten gefährliche Fallen bei dem geringsten Versehen. Außerdem war der Schlitten durch Ueberlast schwankend,

die gelähmten Leute konnten nicht so fest aufgebunden werden, um vor dem Hinunterfallen gesichert zu sein, und die fortzubringende Last betrug trotz alles Zurückgelassenen immer noch 1100 Pfd. Demungeachtet verlief der Rückzug während der ersten 6 Stunden ziemlich glücklich. Die Leute, wie der Schlitten hielten vortrefflich aus, Ohlsen durch längere Ruhe gestärkt, hatte sich an die Spitze der Ziehenden gestellt, und Dr. Kane hoffte demnach, die Haltstation vom vergangenen Tage ohne besondern Unfall zu erreichen.

Plötzlich aber, kaum noch neun Meilen von jener entfernt, bemerkten Alle, beinahe ohne Voranzeichen, ein auffallendes Nachlassen der Kräfte, sowie eine unüberwindliche Schlafluft. Bonsall und Morton, zwei der ausdauerndsten Männer der ganzen Truppe, baten zuerst Dr. Kane ein wenig schlafen zu dürfen. Sie frören nicht, sagten sie, sie litten nicht vom Winde. Schlaf sei Alles, dessen sie bedürftig. Hans, der Eskimojäger, wurde gleich darauf schlafend und völlig erstarrt unter einer Schneedecke gefunden, ein Anderer ging kerzengerade, mit geschlossenen Augen, unfähig nur ein Wort hervorzubringen, und ein Dritter warf sich auf den Boden, entschlossen, nicht mehr aufzustehen. Dr. Kane hatte bis dahin, so oft er schon gehört, nicht an diese unbesiegliche Schlafsucht geglaubt, jetzt lieferte sich ihm der unzweifelhafte Beweis davon. Vergebens bemühte er sich, die Ermüdeten wach zu erhalten. Er lief, rang, boxte mit ihnen, versuchte Vorstellungen, Tadel, Spott; Nichts fruchtete, es mußte wohl oder übel Halt gemacht und das Zelt aufgeschlagen werden.

Um aber Feuer zu machen, waren Aller Hände zu kraftlos. Sie mußten sich daher ohne Speise und Trank behelfen und nur durch Ruhe zu kräftigen suchen. Dabei war es so kalt, daß selbst der Whisky — starker Branntwein — trotz aller Pelzumwickelung zu den Füßen der auf dem Schlitten Transportirten gefroren war. Nachdem im Zelte Alle möglichst untergebracht und versorgt waren, ging Dr. Kane mit Einem der Matrosen, William Godfroy, der sich außer ihm noch am rüstigsten zeigte, voraus, in der Absicht, ihr heutiges Ziel, das Zelt auf der Halbscheide des Weges doch noch zu erreichen und Eis und Pemmikan aufzuthauen, bis die Liegengebliebenen, wie angeordnet, nach vier Stunden nachkommen würden.

Doch befanden sich Dr. Kane, wie sein Gefährte ebenfalls in einem eigenthümlichen Zustande der Uebermüdung. „Das Eisfeld war ganz eben und es ging sich vortrefflich darauf," fährt Dr. Kane in seinem Berichte fort; „allein ich kann nicht sagen, wie lange wir zu den neun Meilen vor uns gebrauchten, denn wir befanden uns in einer seltsamen Art von Betäubung und bemerkten kaum etwas vom Zeitverlaufe. Wahrscheinlich brauchten wir etwa vier Stunden. Wir erhielten uns dadurch wach, daß wir uns gegenseitig zum fortwährenden Sprechen anhielten; es mag zusammenhanglos genug gewesen sein. Ich erinnere mich dieser Stunden als der elendsten, die ich je erlebte. Wir waren Beide nicht bei klaren Sinnen und hatten nur eine verworrene Erinne-

rung von dem, was sich bis zu unserer Ankunft im Zelte zugetragen. Doch erinnern wir uns eines Bären, der gemächlich vor uns herging und dabei eine Jacke verarbeitete, welche Mac Gary Tags zuvor bedachtlos hingeworfen. Er riß sie in Fetzen und ballte sie in einen Knäuel zusammen, machte aber durchaus keine Miene, uns den Weg zu vertreten. Ich hatte eine dunkle Befürchtung, daß unser Zelt und die Büffelröcke das Schicksal der Jacke theilen möchten, und Godfrey, der bessere Augen hatte als ich, bemerkte in der That von weitem, wie das Zelt eine solche bärenhafte Behandlung erlitt, und wahrscheinlich rettete nur unsere Ankunft es vor gänzlicher Zerstörung. Allerdings war es umgeworfen und die Büffelröcke sammt dem Pemmikan in den Schnee geschleudert, doch im Uebrigen fanden wir es unbeschädigt und vermißten nur einige Flanellsäcke. Mit großer Mühe brachten wir Alles wieder in gehörige Ordnung, krochen dann in unsere Schlafsäcke und schliefen die nächsten drei Stunden einen traumvollen, aber festen Schlaf.

Als ich erwachte, war mein langer Bart eine Masse Eis, fest verwachsen mit dem Büffelfell, und Godfrey mußte mich mit dem Messer losschneiden."

Bevor die übrige Gesellschaft nachkam, vermochten die Vorangegangenen etwas Eis zu schmelzen und Suppe zu kochen. Die Ankömmlinge hatten sich sehr gut erholt und nachdem Alle sich an der bereiteten Mahlzeit erquickt und die Kranken wieder eingepackt worden, wurde die Weiterreise ohne Aufschub fortgesetzt. Sie kostete noch außerordentliche Anstrengungen, bevor die Eisberge und Hummockreihen überschritten waren, welche sich auf dem Wege bis zu dem früher genannten Pinnakelberge befanden. Mehr denn einmal versagten den Reisenden gänzlich die Kräfte. Sie konnten sich nicht enthalten, Schnee zu essen, der Mund schwoll ihnen an, und Einige wurden völlig sprachlos. Immer öfter mußte Halt gemacht werden, da die Leute jeden Augenblick halb schlafend in den Schnee fielen und sich in einem förmlichen Delirium befanden, so daß sie die Dinge um sich nicht mehr mit gesunden Sinnen zu betrachten vermochten. An ihren Fußstapfen sahen sie späterhin, daß sie fortwährend im Zickzack gegangen waren. Taumelnd, einmal über das andere fallend, nur von einer Art Instinkt geleitet, erreichten sie endlich gegen ein Uhr Nachts die Brigg. Wie, davon hatte Keiner eine Erinnerung.

Die Folgen dieses unglücklichen Ausfluges waren heftige Gliederschmerzen bei Allen; Zweien mußten erforene Zehen abgelöst werden, ein Dritter blieb lange Zeit schielend und schneeblind und zwei der tüchtigsten Leute erlagen am Kinnbackenkrampf, trotz aller an sie gewandten Mühen.

Später wurde diese Reise, wenn auch unter unendlichen Anstrengungen, doch mit weit besserem Erfolge ausgeführt. So hoch, wie einst

Parry, vermochte Dr. Kane indeß trotz aller Bemühungen nicht vorzudringen, die Macht der Elemente war zu stark gegen ihn.

Vorhin wurde eines Bären erwähnt, den Dr. Kane und sein Begleiter auf ihrem Wege nach dem verlassenen Zelte trafen und man wird sich vielleicht wundern, daß diese Begegnung so friedlich abgelaufen ist. Allein in jenen arktischen Gegenden soll dieses Thier bei Weitem nicht so furchtbar sein, als man in der Regel annimmt. Nur erst, wenn er angegriffen wird, äußert sich seine ganze Wildheit.

Wenn der Bär gezwungen ist, seine Jungen zu vertheidigen, zeigt er eine Kraft und Gewandtheit, die ihn unter Umständen zu einem höchst gefährlichen Gegner machen. Wie denn überhaupt der Eisbär in der Freiheit seiner nordischen Regionen ein ganz anderes Geschöpf ist, als das in Menagerien gesehene, plumpe, sich träge und verdrießlich von einem Fuß auf den andern bewegende Thier.

In Grönland, Proudhonland, Spitzbergen, Naraja, Semlja, wie fast an sämmtlichen Küsten des Eismeeres ist er unter den Vierfüßlern unbedingter Herrscher zu Lande und zu Wasser. Ein nie ermüdender Fußgänger, der keines Winterschlafes bedarf, dem keine Kälte etwas anhaben kann, ist er ein eben so geschickter Schwimmer und Taucher, der sich von Eisscholle zu Eisscholle, von Insel zu Insel begibt, und selbst aus den Wellen mit Erfolg seine Nahrung zu holen weiß.

Dieselbe besteht hauptsächlich aus Robben, denen er mit der größten Schlauheit nachzustellen pflegt, was bei der bekannten Vorsicht dieser Thiere kein so leichtes Unternehmen ist; indeß verschmäht er auch, kann er ihrer habhaft werden, viele andere eßbare Dinge nicht. Die Kraft seiner Füße und Klauen ist fast unwiderstehlich. Die abschüssigsten Schollen und Felsen vermag er durch ihre Hilfe zu erklimmen, die schwersten, ihm entgegenstehenden Hindernisse hinwegzuräumen. Und in Folge dessen finden die Reisenden in jenen Gegenden sehr häufig die scheinbar am sichersten angelegten, sorggältig mit Sand, der durch Aufgießen von Wasser zum Gefrieren gebracht wurde, bedeckten und unter mächtigen Eisblöcken verborgenen Vorrathsniederlagen zu ihrer großen Bestürzung erbrochen und ausgeplündert. — Obgleich das Fleisch des Eisbären einen öligen Beigeschmack hat, wird er von den Eingebornen wie Fremden dennoch als ein gutes Wild angesehen und vielfach Jagd auf ihn angestellt.

Auch Dr. Kane nebst seinen Begleitern hatten einige nicht uninteressante Abenteuer mit ihm zu bestehen, doch wollen wir der Art und Weise, wie die Bärenjagd betrieben wird, erst erwähnen, nachdem wir vorher einen allgemeinen Ueberblick auf die Bewohner und Naturerzeugnisse des Landes geworfen haben, in welches wir unsere Leser versetzten.

Unter allen wilden Völkerstämmen findet sich wohl keiner so weit verbreitet, als die Eskimo's. In der alten wie in der neuen Welt, von der Davids- und Hudsonseinfahrt bis zur Behringsstraße, an der östlichen

Spitze des Tschuktschen-Landes und dem Norden von Neufundland, überall begegnen sie dem Besucher des hohen Nordens, und so treffen wir sie auch in dem, im Norden von Grönland gelegenen Prudhonlande bis zum 80. Grade hinauf, — eine Höhe, welche kein anderes bekanntes Volk einnimmt.

Bei einer derartigen Ausbreitung ist es aber auch natürlich, daß sich in den Sitten, der Lebensweise und dem Culturzustande der Eskimo's verschiedene Abweichungen finden, und daß dieselbe Beschreibung nicht in allen Punkten für ein Volk passen kann, dessen Stämme zum Theil seit langer Zeit in fortwährende Berührung mit Europäern gekommen, zum Theil aber denselben beinahe fremd geblieben sind. Gewisse Grundzüge wiederholen sich jedoch ohne Ausnahme bei Allen, und diese sind es, auf die wir hier vorzugsweise Bedacht nehmen wollen.

Betrachten wir zunächst den Eskimo in seiner äußern Erscheinung, so zeigt er sich von starker, untersetzter und in der Regel sehr wohlbeleibter Natur. Sein Gesicht ist breit und flach, mit hervorstehenden Backenknochen, kleiner Nase, dicken Lippen, dunkeln stechenden Augen und ziemlich heller Hautfarbe. An Größe bleibt er mehrentheils unter der mittlern europäischen, übertrifft indeß durch seinen mächtigen, breitschultrigen Torso demungeachtet fast alle Ureinwohner Amerika's an Körperkraft. Aeußerst klein und wohlgebildet sind bei beiden Geschlechtern Hände und Füße, trotzdem sie nicht die mindeste Sorgfalt darauf verwenden, sondern sie mit den weitesten und unförmlichsten Stiefeln und Handschuhen bekleiden. Das harte, dunkle Haar bleibt bei den Männern meistens gerade herunterhängen, bei den Weibern dagegen wird es mit mehr Geschmack und Zierlichkeit auf dem Kopfe zusammengewunden und von den jüngern an den Schläfen in kleine Löckchen geordnet, die ihnen nicht selten ein, selbst für ein verwöhnteres Auge gefälliges Ansehen verleihen.

Die Kleidung ist bei beiden Geschlechtern so ziemlich dieselbe und vor allem auf Zweckmäßigkeit berechnet. Sie besteht aus einer Ueberpelzung des ganzen Körpers: doppelte Beinkleider, aus Rennthierfellen in den südlicheren, aus Robbenfellen in den nördlichern Gegenden, von denen das untere die haarige Seite nach innen kehrt; zwei Röcke oder Ueberwürfe, deren oberster mit einer weiten Kapuze, Parca genannt, versehen ist; wasserdichte Stiefel mit Vogelbälgen oder Rennthierhaaren gefüttert oder mit Eiderdunen ausgestopft und gewaltige Handschuhe aus Fuchs- und Bärenpelz. Eine Tracht, die es ihnen möglich macht, auch bei der schärfsten nordischen Kälte ihren Beschäftigungen im Freien nachzugehen. Für den Sommer wissen die Frauen dann aus den Gedärmen der Robben und Wallrosse wasserdichte Hemden, Kamleiken, zu verfertigen, welche die schwere Parca ersetzen und bei der fast amphibischen Lebensweise dieses Volkes vortreffliche Dienste leisten.

Wie seine Kleidung, so ist auch die Wohnung des Eskimo ganz

seinen Bedürfnissen gemäß eingerichtet. Sehen wir, wie Dr. Hartwig eine solche von der Mündung des Mackenzie-Stromes beschreibt und wie sie sich mit geringen Abänderungen bei sämmtlichen Stämmen wieder findet:

„So wie die länger werdenden Tage die am Cap Bathurst und an den Mündungen des Mackenzie-Flusses wohnenden Stämme zum Robbenfange an die Meeresküste rufen, bauen sie sich aus feinem Schnee, der um diese Jahreszeit unter dem Einflusse der starken Winde und der steinsprengenden Kälte eine solche Festigkeit erhalten hat, daß er ein herrliches, leichtes Baumaterial liefert, wunderbare dom- oder glockenförmige Wohnungen.

Man fängt damit an, einen Kreis auf der ebenen Oberfläche des Schnee's zu ziehen und schneidet innerhalb desselben die Platten, welche später zur Mauer dienen sollen, heraus, bis man zum Grundeis kommt, was zum Fußboden der künftigen Hütte bestimmt ist. Was an dem zur Vollendung des Domes nothwendigen Schnee noch fehlen sollte, liefert die Nachbarschaft in reichlicher Menge. Jede Platte wird sorgfältig und kunstgemäß an die darunter liegende geheftet, indem man ein heißes Wallfischmesser längs den Fugen zieht, wo dann die kalte Luft sie augenblicklich fest verbindet. Zwei Männer arbeiten gewöhnlich zugleich, einer von außen, der andere von innen, und hat sich der Dom gewölbt, so kriecht letzterer aus einer niedrigen Thür hervor, die er über dem Boden ausschneidet.

Da die Mauern nur 3 oder 4 Zoll dick sind, so lassen sie ein sehr angenehmes, sanftes Licht durchfallen, welches zu den gewöhnlichen Beschäftigungen der Bewohner vollkommen hinreicht; brauchen sie mehr, wird ein Fenster aus durchsichtigem Eise oben als Schlußstein des Gebäudes angebracht. Die Dicke der Mauern ist wohl berechnet; sie ist hinreichend, um den Wind auszuschließen und läßt doch Kälte genug durchdringen, um das lästige Aufthauen im Innern zu verhindern.

Vermittelst Vorkammern und Gängen, — größtentheils wahre Tunnel zu nennen, die nur kriechend zu passiren sind — deren Oeffnungen nach Süden ausmünden, wird der schneidenden Luft der Zutritt verwehrt. Monate lang dauern diese so gebrechlich scheinenden Gebäude, denn vermöge ihrer runden Form widerstehen sie mit Leichtigkeit dem Winde, und auch das Aufthauen hat wenig Einfluß auf ihre Schneemauern, bis die Sonne im Hochsommer bedeutendere Kräfte entwickelt. Das Ameublement, — Sitze, Tische, Schlafplätze, — besteht ebenfalls aus Schnee, und darüber gebreitete Thierfelle lassen es an Comfort nicht fehlen. Man begreift, daß unter einer solchen Schneeglocke ein starkes Holzfeuer sich nicht anmachen ließe; aber gerade darin besteht der Triumph der Eskimobaukunst, daß sie ein solches entbehrlich macht.

Die Thranlampe, die ewig brennende, reicht vollkommen hin, um die nassen Kleider der Heimkehrenden zu trocknen; im kleinen Raum

erzeugt sie in Verbindung mit der in Folge ihrer Nahrung sehr bedeutenden animalischen Wärme der eng zusammengepackten Bewohner eine hinreichend hohe Temperatur, die nicht selten selbst den größern Theil der Bekleidung überflüssig macht. Und da der Eskimo eine besondere Vorliebe hat für rohes Fleisch, so braucht er auch keinen größern Heerd zum Kochen. Daß seine Wohnung überdieß mehr unter als über der Oberfläche der Schneedecke liegt, trägt natürlich noch mehr zu ihrer Wärme bei. Manchmal ist der Boden des Tunnels in derselben Höhe mit dem der Hütte; oft aber auch so, daß seine Decke mit dem letztern gleichläuft, auf welche Weise die äußere kalte und folglich schwerere Luft noch besser von der inneren warmen Atmosphäre abgeschlossen wird. Dadurch wissen die Eskimo's, ohne jemals Physik studirt zu haben, einen ihrer Lehrsätze sehr klug und praktisch zu benutzen.

Anerkannt ist das friedsame Familienleben dieser armen Leute. Der Vater ist unumschränkter Herr der Familie, aber Alle hangen mit großer Zärtlichkeit aneinander; die Kinder werden selten gestraft, ja kaum getadelt. Bei der Vertheilung der Arbeit fällt, wie bei fast allen uncivilisirten Völkern, das Meiste den Weibern zu. Außer der Erziehung der Kinder und dem Hauswesen müssen sie sich mit der Anfertigung der Kleider, Stiefel und Boote beschäftigen, Zelte errichten und Felle gerben. Der Mann besorgt lediglich die Fischerei und die Jagd, und auch dabei unterstützen ihn die Frauen noch häufig. Die Heirathen geschehen in sehr frühem Alter und ohne alle Förmlichkeiten. Da es keine reichen Eskimo gibt, sind ein paar rüstige Arme die ganze Mitgift der Braut. Vielweiberei ist gestattet, kommt jedoch selten vor. Zur Scheidung genügt es, daß der Mann kurze Zeit ein verdrießliches Gesicht macht und das Haus verläßt, ohne zu sagen, wohin er geht. Diesen Wink versteht die Frau, nimmt ihre Habe zusammen und geht mit ihren Kindern zu ihren Verwandten zurück.

In Folge der natürlichen Verhältnisse liegen die Hütten der Eskimo's selten in größerer Anzahl beisammen, sondern zerstreut bald hier bald dort. Wollten die Leute in zahlreicherer Gemeinschaft leben, würden sie sich sehr bald die Nahrung verkümmern, sie müssen sich also vereinzeln, um zu leben. Dann sind auch ihre Wohnungen mit so geringer Mühe erbaut, daß sie sie häufig wechseln, um einer fisch- oder robbenreichern Gegend zuzuziehen.

Uebrigens vermögen sie trotzdem nicht immer, sich gegen die Feindseligkeit der Natur zu behaupten: „Im Jahre 1830," erzählt Dr. Kane, „landeten Wallfischfänger beim Cap York, oben an der Westküste von Grönland, und gingen auf einige Eskimohütten zu. Sie wunderten sich, am Eingange weder Schneespuren noch sonstige Merkmale von Insassen zu finden, aber das Räthsel löste sich, als sie in eine der Hütten hineinsahen: da saßen um eine öllose Lampe vier bis fünf menschliche Gestalten in Stellungen als ob sie lebten, aber mit eingefallenen Augen und

vielleicht schon seit Jahren zu Eisbildern erstarrt. Der erfrorne Hund lag neben seinem erfrorenen Herrn und das Kind erfroren im Schooße der erfrornen Mutter. Die übrigen drei oder vier Hütten zeigten eine ähnliche traurige Ausstattung. Die Jagdgeräthe waren in Ordnung und die Bai wimmelte von Seehunden. Wahrscheinlich hatte eine grimmige Kälte die Eislöcher der Letztern für einige Zeit verschlossen gehabt und so den armen Menschen jeden Unterhalt abgeschnitten.

Was die Waffen der Eskimo's betrifft, so wie die Geräthschaften, welche ihnen zu Jagd und Fischfang dienen, so zeigen dieselben eine um so größere Kunstfertigkeit, als die Wahl unter den ihnen dabei zu Gebote stehenden Rohstoffen eine sehr geringe ist. Bei uns könnte man sich die Möglichkeit einer Hauseinrichtung ohne Holz und Eisen gar nicht vorstellen. Der Eskimo jedoch, dem, mit seltenen Ausnahmen, die See weder Treibholz noch der Tauschhandel Eisen liefert, ist wohl gezwungen, sich ohne beides zu behelfen und sie so gut es angeht durch Knochen, Wallroßzähne, Fischbein und dergl. zu ersetzen.

So besteht sein Meisterwerk, der Kajak, — einsitziges Boot, — in der Regel aus einem leichten Gerippe von Fischbein, das ringsumher, selbst auf der Oberseite, bis auf eine Oeffnung in der Mitte, mit gegerbtem, ausgespanntem und wasserdicht genähtem und gefirnißtem Seehundsfell überzogen ist. Hierin sitzt der Mann mit ausgestreckten Füßen, mit dem Oberkörper aus der Oeffnung hervorragend, die wieder mit einem Schlauch von Robbendärmen wasserdicht umsäumt ist, den er sich unter den Armen um den Leib schnürt, um gesichert zu sein, daß sich die Wogen nicht in das Innere des Bootes ergießen. Auf diese Weise fast in Eins mit seinem Fahrzeuge verwachsen, fliegt er pfeilschnell über die bewegliche Meeresfläche dahin, seine Waffen vor sich, sein leichtes, langes Ruder in der Hand und mit bewunderungswerther Geschicklichkeit das Gleichgewicht bewahrend. Sollte eine Welle ihn durch ihre Gewalt aber dennoch auf die Seite werfen, so weiß er sich mit Hilfe des Ruders schnell wieder empor zu richten und ohne Aufenthalt geht die Fahrt weiter fort. Das Aergste, was ihm widerfahren kann, ist das Leckwerden des Bootes durch den Schnitt einer Eisscholle oder das Herumschlagen einer gefangenen Robbe. Dann ist die Gefahr sehr groß; allein dergleichen Unglücksfälle kommen bei der Geschicklichkeit und Vorsicht der Eskimo's nur höchst selten vor.

Auf dem Lande wird der Kajak bei sämmtlichen Stämmen durch eine äußerst einfache Art von Schlitten ersetzt. Ein paar Kufen von Wallfischknochen, durch kleinere Knochen und Riemenwerk mit einander verbunden und durch Aufgießen von Wasser mit einer Eiskruste anstatt der Bestählung versehen, das ist Alles, was zu seiner Anfertigung verwendet werden kann. Zum Ziehen dient das einzige und unschätzbare Hausthier des Eskimo, eine dem Wolfe ziemlich nahe kommende Gattung von Hunden, die es aber, zu 6—10 vor einem Schlitten gespannt, an

Kraft und Ausdauer dem Rennthier des Lappen und Finnen beinahe gleichthun. Bei den Bewohnern von Boothia sah Capitän Parry eine noch eigenthümlichere Art von Schlitten, die nicht allein als Mittel zum Transport, sondern auch gegen den Hunger zu dienen vermochte. Zur Zeit des Lachsfanges nämlich wurden die größten Fische ausgesucht, neben einander hingestellt und durch den Universalkitt, aufgegossenes Wasser, zu einer Art Schleife verbunden, die den Winter über ganz wohl ihren Dienst versah, im Frühling aber, oder bei eintretendem Mangel als Nahrung verbraucht wurde.

Die Waffen des Eskimo bestehen hauptsächlich aus einem mit Darmsaiten umwundenen, elastischen Bogen, von dem der beinahe echs Fuß lange Pfeil mit großer Sicherheit abgeschnellt wird, einem leichten, sauber geschnitzten Speere und der zur Robben- und Wallroßjagd unentbehrlichen Harpune, bei deren Gebrauch sämmtliche Stämme eine bewunderungswürdige Gewandtheit an den Tag legen.

Die Art, wie diese Jagden betrieben werden, ist dagegen nicht immer die gleiche, sondern erfordert nach Jahreszeit und Umständen stets neue List und Schlauheit. Im Sommer, wo Wallroß und Seehund sich auf dem Eise oft schaarenweise in der Sonne zu erwärmen pflegen, trachtet man, sie im Schlafe zu überraschen und mit Keulen oder Speeren zu erlegen. Im Winter dagegen, wo sie sich unter dem Eise aufhalten und als Säugethiere hie und da gezwungen sind, aus ihren, durch beständiges Nagen selbst bei der größten Kälte offen gehaltenen Eislöchern emporzutauchen, müssen sie in eben diesem Augenblick des Athemholens überrascht werden und bevor sie noch wieder zu verschwinden vermögen, auch schon durch die tödtliche Harpune getroffen sein.

Auf einer solchen Jagd begleitete Morton, einer von Dr. Kane's Gefährten, einst den Eskimo Myouk, einen geübten Wallroßjäger. Von ihren Hunden gezogen, flogen sie in leichten Schlitten pfeilschnell über die Eisfläche dahin, bis Myouk aus verschiedenen, seinem civilisirten Begleiter unverständlich gebliebenen Anzeichen entnahm, daß sich unter einer vor Kurzem noch offenen und jetzt mit leichtem Eise überzogenen Stelle Wallrosse befänden. Langsam gingen sie nun vorwärts, und nach einigen Minuten tauchten auch wirklich die unförmigen Thiere, fünf an der Zahl, empor, das Eis mit einem lauten Knall von unten nach oben durchbrechend. Sobald das Wallroß emporsteigt, muß der Jäger, bevor er sich in genügender Nähe zum Werfen der Harpune befindet, sich platt und bewegungslos auf den Boden werfen. Ist des Thieres Kopf wieder unter der Wasserfläche verschwunden, springt er empor und eilt vorwärts, so schnell es seine Kräfte erlauben, um sich bei dem wiederholten Steigen seiner Beute auf's Neue auf den Boden zu werfen oder hinter einem Eisblocke zu verstecken. Derartig erreichten denn auch unsere beiden Jäger endlich die dünne Eisdecke, welche die Wallrosse verbarg, und Myouk's gleichmüthige Züge belebten sich mit leidenschaftlicher Jagdlust.

Fest erfaßte er die Harpune mit der Rechten, die lange Leine aus Wallroßhaut an seiner Seite. Da bewegt sich das Wasser, schnaubend steigt der mächtige Flossenfußer aus ihm empor und mit ihm erhebt sich auch Myouk, den rechten Arm zurückgeworfen, den linken an die Seite gedrückt, im nächsten Augenblick ihn aber mit einer raschen Bewegung in die Höhe schnellend. Das Thier sieht erstaunt um sich, taucht bis an die Brust empor und wirft einen einzigen neugierigen Blick auf die ihm fremde Erscheinung; dieser Blick aber kostet ihm alles, was Neugierde nur kosten kann, denn im selben Moment ist auch bereits die mörderische Harpune tief unter seiner linken Brustflosse eingedrungen und vergebens bleiben alle Anstrengungen, seinen Verfolgern demungeachtet zu entgehen.

Außerordentlich gefährlich ist die Wallroßjagd während der strengsten Winterszeit. Dr. Hartwig gibt davon folgendendes Beispiel: „Während der größten Kälte und Dunkelheit war es, daß, um dem Hunger, der ihre Gemeinde quälte, abzuhelfen, zwei Eskimo's sich entschlossen, das Wallroß auf dem offenen Eise aufzusuchen. Sie kannten die Größe der Gefahr, doch lieber wollten sie sich ihr aussetzen, als ihre Hunde verzehren; und beide besaßen im höchsten Grade den stoischen Fatalismus des Wilden.

Es gelang ihnen, ein großes Thier zu erlegen, als plötzlich der Nordwind das Eis aufbrach. Der erste Impuls von Europäern wäre gewesen, das feste Land zu suchen, — aber sie wußten, daß das Treibeis längs den Ufern immer am gefährlichsten ist und flüchteten mit ihren Hunden auf den nächsten Eisberg. Es war am Ende des letzten Mondlichtes im December, und der Sturm bedeckte alles mit tiefen Finsternissen. Sie banden die Hunde an Eisspitzen fest und warfen sich hin, um nicht vom Winde weggefegt zu werden. Anfangs brach die Brandung über sie her, aber sie erreichten knieend ein höheres Niveau und bauten eine Art von Eisschirm. In der fünften Nacht, so gut wie sie rechnen konnten, erfror dem Einen von ihnen ein Fuß und verlor der Andere seine große Zehe. Doch nicht verloren sie das Herz und lebten vom Wallroß, während sie auf dem Eisberg langsam nach Süden trieben. Gegen Ende des zweiten Mondlichts, nachdem sie einen ganzen Monat gefangen gewesen und gelebt hatten, wie nur solche Eisenmäner zu leben vermögen, strandete endlich der Eisberg am Ufer. — Sie kehrten nach ihrer Heimath zurück, wo sie wie aus dem Grabe Erstandene bewillkommt wurden.

In den nordischen Gegenden, wo sich das Rennthier noch befindet, ist dieses nach den Wallen unbedingt das wichtigste Jagdthier. Der Prudhonländer aber kennt dieses nützliche Geschöpf kaum dem Namen nach, und bei ihm folgt als Jagdbeute in zweiter Reihe der Bär, bei dessen Verfolgung die Hunde gewöhnlich eine bedeutende Rolle spielen, indem sie sorgfältig darauf abgerichtet werden, sich in keinen Kampf mit

ihm einzulassen, sondern nur seine Flucht aufzuhalten. Während der eine von vorn die Aufmerksamkeit des Bären auf sich zieht, fällt ihn der andere von hinten an, ihn dadurch zwingend, sich jeden Augenblick einem neuen Angreifer zuzuwenden, bis die Jäger herankommen. Da die Hunde beständig auf der Hut sind, geschieht es nur selten, daß sie Schaden nehmen, wozu noch beiträgt, daß wenn der Bär einen seiner Verfolger erwischt, er meistentheils gegen denselben nicht die Tatzen gebraucht, sondern ihn nur mit den Zähnen im Genick packt und fortschleudert, ohne ihm weitern Schaden zuzufügen. Erfahrne Hunde halten sich also, sobald sie gepackt werden, ganz ruhig, machen alle Muskeln schlaff und lassen sich ohne die mindeste Gegenwehr, wer weiß wie weit fortwerfen. Kaum aber haben sie den Boden berührt, springen sie auf zu einem erneuten Angriff.

„Stellen wir uns einen Eskimo in seinem Schlitten vor," sagt Hartwig, „der auf dem Schnee die Spuren eines Eisbären entdeckt. Er untersucht sie mit kundiger Sorgfalt, um das Alter des Thieres und die Richtung, die es genommen, zu erforschen. Die Hunde verfolgen die Fährte, der Jäger läuft schweigend an ihrer Seite.

Plötzlich, indem sie um eine Eisbergkante biegen, erscheint das Wild, wahrscheinlich in langsamem Schritt dahinschreitend. Der Eskimo springt in den Schlitten, schreit aus Leibeskräften: Nannook, Nannook, ein Bär, ein Bär! und die Hunde mit wölfischem Geheul, denn diese Raçe kennt das Bellen nicht, fliegen pfeilschnell dahin. Der Bär erhebt sich auf seine Hinterfüße, wirft einen Blick auf seine Verfolger und läuft dann, so schnell er kann, dem nächsten Eisfelsen zu. Der Jäger lehnt sich über den Schlitten, greift die Stränge eines Hundepaares und setzt es in Freiheit, ohne daß sein Lauf dadurch gehindert wird, denn die übrigen Hunde, von Jagdlust getrieben, scheinen das Gewicht des Schlittens kaum zu fühlen. Endlich macht der Bär Halt und seine zwei vordersten Verfolger, eine kleine Strecke davon, erwarten ruhig die Ankunft ihres Herrn. Nun wird die ganze Meute losgelassen, der Jäger ergreift den Speer und bereitet sich, über Schnee und Eis stolpernd, zum entscheidenden Angriff vor.

Fallen zwei Jäger zugleich einen Bären an, so ist es ein Leichtes, denselben zu tödten; denn während der eine die Finte macht, ihm seinen Speer in die rechte Seite zu stoßen, und das Thier sich mit ausgestreckten Vorderfüßen nach ihm wendet, empfängt die unbeschützte Linke den Todesstoß.

Doch auch ein einziger Jäger zaudert nicht, sich in den gefährlichen Kampf mit dem Thierkönig des Nordens einzulassen. Den Speer fest mit beiden Händen fassend, fordert er ihn zur Verfolgung auf, indem er rasch an ihm vorüberspringt und dann wie in eiliger Flucht davon läuft. Doch kaum hat der Bär seinen langen schwerfälligen Leib zum Verfolgen ausgestreckt, so springt der Jäger sogleich in seine erste Stel-

lung zurück. Der Bär wendet sich nun, aber in demselben Augenblick liegt die Lanze in seiner linken Seite unter der Schulter begraben. Der Stoß erfordert eine solche Geschicklichkeit, daß der unerfahrene Jäger nicht selten seinen Speer zurücklassen und für sein Leben in Besorgniß sein muß. Doch auch in dieser Noth wissen die Hunde ihn fast immer noch durch ihr geschicktes Manövriren zu retten, so daß Unglücksfälle als Seltenheit zählen."

Fallen diese Jagden, — zu denen im Sommer noch die der Zugvögel, Alken, Lummen, Eistaucher u. s. kommen, — nur einigermaßen ergiebig aus, so werden dabei ungeheuere Massen Fleisches gewonnen, da ein Wallroß oft bis 1400 Pfund, ein Bär bis 800 Pfund und, etwas weiter südlich, der Speck eines Wallfisches allein bis 60,000 Pfund Gewicht erreicht.

Man sollte demnach meinen, daß Hunger ein dem Eskimo unbekanntes Leiden sein müsse. Dem ist jedoch nicht so. An sich schon ein unvorsichtiger Haushälter, der im Ueberfluß nur zu leicht des kommenden Morgens vergißt, bedarf er auch noch, vermöge des durch Kälte und Seeluft sehr schnellen Stoffwechsels, eine ungewöhnlich große Quantität von Nahrung, um den lebhaften organischen Verdauungs-Prozeß gehörig zu unterhalten. Man sieht ihn daher in einer einzigen Mahlzeit ganz gemächlich seine 4—5 Pfund Fleisch verzehren und gewaltige Robben- oder Wallfischthran-Humpen dazu leeren. Dazu überschreitet eine fast thierische Gefräßigkeit auch noch sehr häufig die Grenzen des Bedürfnisses, und es ist also kein Wunder, wenn die Winter-Vorräthe sich oft zu früh erschöpfen und Hunger und Mangel am Nöthigsten an die Stelle des Ueberflusses treten.

Die Art, auf welche sie ihre Mahlzeiten verzehren, ist eigenthümlich genug. Das in der Regel rohe Fleisch oder Speck wird in lange Streifen geschnitten, das Ende eines solchen in den Mund gebracht und das Vorstehende dicht vor den Lippen abgeschnitten. Eine nicht ganz leichte Manipulation, die jedoch zweijährige Eskimokinder schon regelrecht auszuführen wissen. Dann ißt eine Gesellschaft durchaus nicht zugleich, sondern Jeder, wie ihn die Lust dazu anwandelt. Unmittelbar nach dem Essen wird geschlafen, nicht liegend, sondern in sitzender Stellung, den Kopf auf die Brust gesenkt; und erwacht einer, so wird nicht selten gleich wieder gegessen und auf's Neue geschlafen.

Die Sitte, rohes Fleisch zu essen, hat für den Europäer anfänglich viel Abstoßendes. Doch ist sie ebenfalls so genau dem Klima, wie der ganzen Lebensart angepaßt, daß auch die civilisirteren Reisenden es in der Regel dem Gesundheits-Zustande zuträglicher finden, sie nach einiger Ueberwindung mehr oder weniger anzunehmen. Während ihres zweiten Winters in Prudhonland, als Noth und Krankheit schrecklich über sie hereingebrochen, verzehrten Dr. Kane und seine Begleiter sehr oft das auf der Jagd erbeutete Wild noch roh; und von ihrer Rückreise gibt

uns Ersterer ein schlagendes Beispiel, wie Hunger und Umstände die früheren Gewohnheiten des Menschen zu überwinden vermögen.

Nachdem es sich nämlich herausgestellt, daß für die Advance auch im Frühling 1855 keine Aussicht auf Befreiung aus dem Eise zu hoffen war, hatte Dr. Kane nach reiflicher Berathung mit seiner Mannschaft die Rückreise in zwei, möglichst gut ausgerüsteten Booten begonnen. Durch verschiedene Mißfälle brachen aber nach Verlauf einiger Zeit Noth und Krankheit in ihren Reihen ein, die sich von Tag zu Tag bis zur Unerträglichkeit steigerten und bei längerer Dauer ihren Untergang herbeiführen mußten.

In dieser Krisis ihres Schicksals sahen sie plötzlich auf einer schwimmenden Eisscholle eine große Robbe, die sich, anscheinend schlafend, der Gewohnheit dieser Thiere gemäß, gemächlich weiter treiben ließ. „Vor Spannung zitternd," sagt unser Berichterstatter, „machten wir uns daran, das Thier zu beschleichen. Petersen wurde mit der langen englischen Büchse an den Bug gestellt; die Ruder zur Vermeidung des Geräusches mit Strümpfen umwickelt. Während wir uns näherten, wurde die Aufregung so groß, daß die Ruderer kaum Takt zu halten vermochten. Endlich hatten wir uns bis auf etwa 300 Schritte genähert, also beinahe bis auf Schußweite, — da richtete die Robbe mit einem Male den Kopf auf und zu uns herum. Noch sehe ich den angstvollen, fast verzweifelnden Blick auf den abgefallenen Gesichtern der Leute, als sie diese Bewegung bemerkten, — es hing ja ihr Leben von dieser Beute ab, — und wie Petersen, halb starr vor Aufregung, auf dem Bootrande vergeblich nach einem Auflagepunkt für seine Flinte suchte. Jetzt erhob sich die Robbe auf ihre Brustflossen, starrte uns nochmals mit erschrockener Neugierde an und krümmte sich dann, um sich in's Wasser zu werfen. In demselben Augenblicke krachte aber auch der Schuß, und das Thier streckte sich in voller Länge auf der Eisscholle aus; sein Kopf lag fast schon im Wasser, als er schlaff zur Seite fiel. Ich wollte noch einmal schießen lassen, aber alle Disciplin hatte jetzt ein Ende. Mit wildem Geheul trieben die Leute beide Boote auf die Scholle, packten die Robbe und zogen sie auf's festere Eis. Sie waren halb wahnsinnig, und nun sah ich erst, wie weit uns der Hunger schon heruntergebracht. Lachend und heulend liefen Alle auf dem Eise herum, ihre Messer in der Luft schwingend; und in noch nicht fünf Minuten hatte Jeder die blutigen Finger im Munde oder schlang an langen Speckstreifen.

Dieses war übrigens das letzte Mal, daß sie Hunger litten. Von da an ging die Fahrt sehr glücklich von Statten, und nachdem sie 84 Tage in freier Luft verbracht und so abgehärtet und wetterfest geworden waren, daß sie nicht ohne ein Gefühl der Erstickung in einem geschlossenen Raume zu weilen vermochten, erreichten sie Uppernawik und setzten von

da die Heimreise auf einem dänischen Schiffe fort, das sie nach kurzer Fahrt glücklich an die mildern Gestade der Heimath zurückbrachte.

Hier erlag zwar Dr. Kanes geschwächter Körper nicht lange nachher den ausgestandenen Leiden, das Andenken an den kühnen Polarfahrer aber wird unsterblich sein.

Wir können die unwirthlichen Ufer des nordischen Meeres jedoch nicht verlassen, ohne noch ein Wort über die religiösen Begriffe und die allgemeinen Einrichtungen seiner Bewohner gesagt zu haben. Beide sind äußerst einfach und wenig ausgebildet geblieben, wie kaum bei einem andern Volke. Die Eskimos bilden weder einen Staat, noch erkennen sie Häuptlinge an oder andere Personen, deren Befehlen sie sich unterwerfen. Jeder sorgt für sich, alles Eigenthum ist persönlich, Keiner schuldet dem Andern Verpflichtungen. Nur die Zauberer, die zugleich Aerzte sind, nehmen eine hervorragende Stellung unter ihnen ein, da sie Macht haben über die bösen Geister, dieselben beschwören, züchtigen und zwingen, ihren Befehlen zu gehorchen. Fehlt es z. B. an Seehunden, oder waren die Jagden auf dieselben unglücklich, so sagt der Zauberer, Schamane genannt, die bösen Geister hielten die Thiere in den Tiefen zurück, oder vereitelten die Jagdkünste der Eskimos; er wolle hinabsteigen, sie zu bestrafen. Alsdann wird ein Zauberkreis geschlossen, der Schamane legt sich auf den Boden, sein Gehilfe bedeckt ihn mit einer großen Matte oder einer ausgespannten Thierhaut. Nicht lange dauert es, so tönen seltsame, unverständliche Laute darunter hervor, die immer gedämpfter werden, um dem Zuhörer zu beweisen, wie der Beschwörer immer tiefer in die Erde hinabsteige. Ist es endlich eine Zeit lang ganz still gewesen, ertönt abermals ein leises Murmeln, das mehr und mehr anwächst, bis der Wunderthäter wieder völlig auf der Erde angelangt ist und die Decke wegwirft. Er hat gesiegt und zeigt als Beweis ein blutiges Messer, mit dem er dem widerstrebenden Geiste einen oder mehrere Finger abgeschnitten, bis derselbe versprach, sich seinem Willen zu fügen. Zeigen sich trotzdem keine Seehunde und bleibt die Jagd unglücklich, so ist der Schamane eben so wenig um eine Entschuldigung verlegen, als in andern Ländern Diejenigen, welche unter einem verschiedenen Namen wie sie auf die Leichtgläubigkeit des Volkes spekuliren.

Mit diesem Glauben an böse Geister und Hexen sind die übersinnlichen Ideen des Eskimos aber so ziemlich zu Ende. Die Vorstellung eines Gottes ist ihm völlig fremd, religiöse Gebräuche kennt er nicht. Selbst in Grönland, wohin europäische Cultur und Christenthum schon seit lange gedrungen, ist er ziemlich derselbe geblieben. Höchstens stehen bis jetzt unter den Bekehrten die Zauberer in weniger Ansehen, als vorher. Doch darf man deßhalb nicht verzagen, darin mit der Zeit eine Aenderung zum Bessern eintreten zu sehen. Seitdem der norwegische Priester, Hans Egede, im vorigen Jahrhundert die Christianisirung Grönlands begann und mehrere Missions-Stationen daselbst begründete,

haben auch mehr und mehr Europäer sich als Ansiedler daselbst niedergelassen, und die Helle der wachsenden Civilisation wird auch endlich nicht ermangeln, unseren armen Brüdern dasjenige Licht zu bringen, das sie in der doppelten Finsterniß des Geistes und der Natur so dringend bedürfen: Das Licht der Erkenntniß und des einzig wahren Gottes.

Das obere Lechthal.

Hohenschwangau und Füssen.

(Von A. Gutenäcker.)

Der wasserreiche Gebirgsstock der Alpen sendet seine Bäche und Flüsse nach allen Weltgegenden. Die einen dieser Wasserstraßen bilden wildromantische Thäler, eingeschlossen von schroffen unbewachsenen Felsen, untermischt mit Geröll, das jeden Augenblick über den Wanderer herabzustürzen droht; bei anderen dehnt sich das Thal etwas weiter aus, neben dem Flusse ist Platz für Landwirthschaft und in einiger Entfernung vom Flußbette erheben sich die waldbewachsenen Berge, die erst in beträchtlicher Höhe ihren grünen Schmuck verlieren. Alle diese Thäler mit nur sehr wenigen Ausnahmen bieten dem Naturfreunde manchfachen Reiz und vielfache Belehrung; der Mineraloge findet hier interessante, selten vorkommende Gesteinarten und eigenthümliche Lagerungen der Felsen; der Botaniker die schönsten Alpenpflanzen und der Fischfreund in den klaren Gebirgsbächen die muntere Forelle, während den Jäger der flüchtige Gemsbock auf die hohen Bergspitzen lockt.

Weiter abwärts erweitern sich die Gebirgsthäler und das Romantische wechselt mit anmuthigen Partien.

Unter den vielen Alpenthälern wählen wir für dießmal das des Lechs, welches außer vielen Naturschönheiten auch manchfache Anknüpfungspunkte zu geschichtlichen Rückerinnerungen bietet.

Die Quelle des Lechs ist in Vorarlberg an der 8313 Fuß hohen Rothen Wand, etwa zwei Stunden nördlich von der Straße, welche von Feldkirch über Bludenz, dem Stanzer Thale entlang nach Landeck führt. Die Alpe, auf welcher er entspringt, heißt Fornanin. Im Thannberger Thale, südlich von der Hirschenspitze eilt der reißende Bergbach an dem Oertchen Zug vorüber dem Pfarrorte Amlech zu; in einem großen Bogenzuge, anfangs nördlich, dann östlich, verläßt er Vorarlberg und erreicht den Ort Steeg in Tyrol, von welchem aus sich gegen Süd-Osten zu das Kaiserthal nach Landeck hinüberzieht. Schon hat er manchfache Zuflüsse erhalten und der ursprüngliche kleine Bach hat für die kurze Strecke, die er seit seinem Ursprunge durchlaufen hat, eine ansehnliche Breite erreicht.

Der Lech ist besonders im obersten Theile seines Laufes ein gefährlicher Fluß; von den hohen Bergrücken, welche nahe an seinen beiden Ufern sich erheben, sammelt das herabfließende Wasser oder der schmelzende Schnee sich massenweise in dem engen Thale und setzt dessen Bewohner vielfachen Gefahren aus.

Von Steeg geht der Fluß bis Reute beständig in nordöstlicher Richtung. Der Pfarrort Holzgau, 2 Stunden von Steeg entfernt, steht auf einer Felsenhöhe, er hat eine herrliche Kirche, dessen Altarblatt die Himmelfahrt Mariä darstellend von Knoller gemalt ist.

Die Bodenerzeugnisse des Lechthals sind durch rauhes Klima, brüchiges Erdreich und die oben erwähnten Ueberschwemmungen sehr beschränkt. Sommerrogen, Gerste und Hülsenfrüchte werden am meisten gebaut; am besten gedeihen die kleinen röthlichen, kastanienartig schmeckenden Kartoffel, während Waizen erst unterhalb Ebligenalp und auch da nur wenig gebaut wird. Um so verbreiteter ist der Flachsbau, dessen Same aus dem Oetzthale herüber kömmt. Er gedeiht gut und die Frucht wird von den fleißigen Lechthalerinnen gesponnen und als Garn in das benachbarte Vorarlberg und Bayern verkauft.

Die Viehzucht ist aus Mangel an eigenen Alpen auf die Weiden im Tamberge angewiesen und in Folge dessen sehr beschränkt. Die Tamberger nehmen die Lechthaler Kühe in ihr Futter und zahlen für die aus ihnen gewonnene Milch eine mäßige Summe an die Eigenthümer.

Die engen Verhältnisse des heimathlichen Thales nöthigen dessen fleißige Bewohner, sich auswärtigen Erwerb zu suchen. Sie wählten die Handelschaft, die ihnen so einträglich wurde, daß man bei einzelnen Besitzern ein bis in die Hunderttausende gehendes Vermögen antrifft. Die Handeltreibenden wandern aus dem Thale, errichten im Auslande vorzugsweise Schnittwaarenhandlungen, kehren aber immer wieder auf kurze Zeit nach Hause zurück. Ihre bekanntesten Verkaufsorte sind die Rheinstädte, Brüssel, Amsterdam u. a., von wo aus sie ihre Geschäfte nach Amerika ausdehnen. Daß der Handel Geld und Gut in's Land bringt, erkennt man leicht an den Inwohnerinnen. Während an den Wochentagen alles fleißig in der ländlichen Kleidung des Thales arbeitet und sich müht, herrscht bei den wohlhabenderen Familien an Sonn- und Festtagen eine große Kleiderpracht. Die Häuser sind kostbar eingerichtet und die Reinlichkeit der Einwohner steht sehr gut zu dieser Pracht. Die Kost ist einfach, der Tisch mäßig; das gewöhnliche Getränke ist Bier, selten Wein, am seltensten Branntwein. Von Körperbau sind die oberen Lechthaler groß und stark, die Frauen besonders schlank.

Doch wir kehren zum weitern Laufe des Flusses zurück. Von Holzgau aus, das am Fuße der 6306 Fuß hohen Mädeler Gabel liegt, geht der Weg auf das rechte Ufer des Flüßchens, das Lend gegenüber mehrere Alpenbäche aufnimmt, welche von der Wetterspitze und dem Zamserjoch herkommen. Elbigenalp ist der Hauptort in diesem Bezirke, er hat etwa

300 Einwohner; die Pfarrkirche ist, wie es bei dem frommen Sinne der dortigen Bewohner nicht anders zu erwarten steht, gut ausgeschmückt, der Hochaltar stammt aus dem Kloster Ettal, das Deckengemälde ist von Jakob Zeiler und der Kreuzweg von dessen Bruder Paul gemalt. Eine Kapelle, dem heiligen Martinus geweiht, soll das älteste Kirchlein im obern Lechthale sein und aus dem Jahre 1390 stammen. Der ganze Ort macht einen wohlthuenden Eindruck. Die hübschen Häuser, der sichtbare Wohlstand der Familien und die Gewandtheit der Einwohner überraschen den Wanderer.

Das Lechthal mit seinen Nebenthälern breitet sich nun immer mehr aus; vom Stromgebiete der Iller wird es durch den Biberkopf, die Mädeler Gabel, die Krottenköpfe, den Hochvogel, den Kastenkopf und das Gaishorn getrennt, während südlich die Roglaspitz, der Stanskopf, die Wetter-, Eisen-, Cadle-, Gufelspitz und der Mutterkopf die Wasserscheide gegen das Oberinnthal zu bilden. Die Nebenflüßchen werden immer größer, je weiter abwärts der Lech fließt; dem Oertchen Lend gegenüber fällt ein starker Bach in's Flußbett des Lechs, dessen rechte Nebenthäler immer größere Ausdehnungen gewinnen, während links die Berge meist hart an den Fluß herantreten; diese Seitenthäler bieten dem Wanderer eine solche Menge von Naturschönheiten, daß sich der Besuch von wenigstens einigen derselben reichlich lohnt. Unweit Elmen mündet rechts das Pfaflar Thal, welches durch das Steinjoch von einem Seitenthale des Inns getrennt ist; links kömmt von den Krottenköpfen her das Hornthal, das zwischen dem Hochvogel und der Rothwand hindurch bei Vorderhornbach in das Lechthal ausläuft. Bei Stanzach mündet das Namleser Thal, in welchem das gleichnamige Bad liegt. Links ragt der Hochvogel schroff empor, dessen Besteigung durch eine reizende Aussicht, oder um richtiger zu sprechen, Einsicht in die Berge lohnt.

Es ist ein gewaltiger Unterschied zwischen einer Bergpartie mitten im Gebirge und der Besteigung eines einzeln stehenden Berges. Während sich hier das Flach- und Hügelland, Dörfer und Städte unseren Augen bieten, erblicken wir dort nur schroffe Spitzen, hochanstrebende, zerklüftete, theilweise mit Schnee bedeckte Berge, die durch ihre Masse und Höhe imponiren.

Mit Ausnahme des Lechthales und davon nur kurze Strecken sieht man auf dem Hochvogel oder einem andern der benachbarten Berge keine Thalgegend mehr. Das westlich liegende Illerthal, Oberstdorf mit seiner romantischen Umgebung, ist dem Auge durch die inzwischen liegenden Berge verdeckt. Um so majestätischer ist die Rundschau über die himmelanstrebenden Berge, die sich in unabsehbaren Reihen in tausendfältigen Formen dem Blicke darbieten. Schon ein Gang durch die Schluchten dieser einsamen Hochgebirge, wo sich gleichsam alle Geheimnisse der Bergwelt entschleiern, gewährt seltene, ungeahnte Genüsse.

Weiter abwärts nimmt der Fluß den von der Heiterwand her-

kommenden Rothlech auf, dessen Thal von der Neualspitz rechts und von der Lorea- und Thanelerspitz links begrenzt wird. Nördlich vom Einflusse des Rothlechs in den Lech auf dem linken Flußufer liegt der Ort Weissenbach an der Straße, welche vom Tannheimer Thale her an Höfen und Haldensee vorüber an den Lech führt und von da weiter an dem linken Lechufer abwärts zieht. Ueberschreitet man aber bei Weissenbach den Lech, so führt ein Weg an dem Dorfe Rieden vorüber der Straße zu, welche von dem Innthale her über Nassereit und Lermos nach Reute führt. Rechts ragt der kegelförmige Tanneler empor und kaum hat man die schöne neu erbaute Poststraße erreicht, so erblickt man die Ehrenberger Klause auf stattlicher Anhöhe. Dieser Paß an der Straße nach Tyrol wird von der Feste Ehrenberg geschützt, welche in ihrer jetzigen Gestalt ein trauriges Bild bietet. Neben Trümmern und Schutt steht nur noch ein einziges halbverfallenes Gebäude, durch dessen Thorbogen die Straße führt. Alte Mauertrümmer und Thurmreste erinnern an wilde Kriegszüge, welche einst dieser Straße entlang Verheerung zurückließen; sie erinnern an die alten Ritterzeiten, in denen das Recht des Stärkeren galt und wo der Schwächere der gewaltigen Faust seines überlegenen Gegners unterliegen mußte. Das Alter der Veste wird von der Sage weit zurück verlegt, der Ostgothenkönig Theoderich (Ende des fünften Jahrhunderts) soll ihr Erbauer sein und dort sich gegen seine Feinde geschützt haben. 1363 kamen Paß und Veste mit Tyrol an Oesterreich. 1546 bestürmte sie Schärtlin v. Burtenbach mit seinen Schaaren und 1552 hätte Moritz von Sachsen, der mit 20,000 Mann Fußvolk und 2000 Reitern durch dieselbe gedrungen war, den Kaiser Karl V. in Innsbruck überrascht, wenn nicht eine Meuterei, welche in Moritzens Heer ausgebrochen war, ihn aufgehalten und dadurch dem Kaiser die Gelegenheit verschafft hätte, auf gefahrvollen Alpenwegen seinem gefürchteten Gegner zu entkommen. Im dreißigjährigen Kriege bewährte sich der feste Bau der Burg vortrefflich, denn trotz des heftigen Anpralles, den sie von Bernhard von Weimar zu bestehen hatte, blieb sie uneingenommen; Max Emanuel eroberte sie 1703. Ehrenberg war früher ein Pflegamt, jetzt ist der Gerichtssitz in Reute.

Man kann von hier auf der schönen und bequemen Straße Reute, den Hauptort dieser Gegend, in einer Viertelstunde erreichen, doch wir machen zuvor einen Umweg, um uns dann die guten Weine auf der dortigen Post um so besser schmecken zu lassen. Anstatt gegen Norden zu ziehen, gehen wir entgegengesetzt und erreichen in einer Stunde den Ort Heiterwang. Etwas nordöstlich vom Orte ab liegt der gleichnamige See, der an seinem nordöstlichen Ende mit dem Plansee zusammenhängt. Dieser höchst malerisch von Bergen eingeschlossene Wasserspiegel liegt 3218 Fuß über dem Meere, ist 1½ Stunde lang und ½ breit und sein Wasser birgt treffliche Sälblinge und Karpfen. An einem heiteren Herbstmorgen den See zu befahren, ist ein großer Genuß; ringsum

fallen die Berge schroff ab und von ihren Wänden und Rissen tönt lautes Echo wider. Der stille Wasserspiegel, die schattigen Wälder mit den hoch emporstrebenden Tannen laden uns zu längerem Aufenthalte ein und bieten dem Freunde der Natur vielfache Ausbeute. Kaiser Ludwig der Baier soll sich hier gerne aufgehalten haben und der Freude der Jagd nachgegangen sein. Ein Brunnen in der Nähe des Sees heißt noch heute der Kaiserbrunnen und König Max II. von Bayern, der erhabene Freund der Natur und Förderer der Wissenschaft, ließ denselben mit folgender Aufschrift versehen:

Kaiserbrunnen.

Dem Andenken Kaiser Ludwigs des Bayern, des Wittelbachers, der öfters hier weilte,

geweiht von

Maximilian II., König von Bayern.

Das Wasser des Plansees geht in den Lech und bildet auf seinem Wege dahin die bekannten Stuiber Wasserfälle. Verläßt man den See und wandert in westlicher Richtung Reute zu, so hört man schon von Ferne ein dumpfes Krachen; gehen wir dem Getöse nach, das immer heftiger an das Ohr des hinzueilenden Wanderers tritt, so vernehmen wir ein gewaltiges Brausen. Der erste, oberste Wasserfall ist der kleinste, der mittlere hat 60, der unterste 90 Fuß. Vorzüglich der letzte macht einen imposanten Eindruck und hält recht gut mit den berühmtesten Wasserfällen Tirols und der Schweiz einen Vergleich aus. Betrachtet man ihn am Nachmittage, wo die sinkende Sonne ihn mit ihren hellen Strahlen beleuchtet, brechen sich dann in den fallenden Wassermassen und in den einzelnen hoch aufspritzenden Tropfen die Sonnenstrahlen, so üben die herrlich schillernden Regenbogenfarben einen magischen Eindruck auf den Beschauer. Wir können uns kaum von dem prächtigen Naturschauspiel trennen; ringsum eine üppige Natur, die durch das fallende Wasser in steter Frische erhalten wird. Noch einen Rückblick und wir wandern den schmalen Gangsteig entlang, der der Straße nach Reute zuführt. Lange noch haben wir das Brausen des Wassers im Ohre, bis es allmälig verstummt, da der Abfluß des Wasserfalles immer mehr nördlich ab von der Straße wegzieht. Auf der Höhe des Berges angelangt, tritt dem Auge ein recht nettes Bild entgegen, das sich, je näher wir Reute zukommen, erweitert und vervollkommnet. Vor dem Wanderer liegt wieder das Lechthal, das rings von den Bergabhängen eingeschlossen in dieser stillen Einsamkeit eine liebliche Landschaft ausmacht; links ragt stolz der Tanneler empor, gegenüber ist der breite Rücken des Metzenarsches und rechts ist der zerklüftete Abhang des Säulings. Auf dem Wege gegen Reute zu liegt etwas links ab das Bad Krekelmoos mit zwei Mineralquellen und nur noch eine kleine Strecke, so hat man den alten Ort Breitenwang erreicht, wo die eigentliche Pfarrkirche

von Reute ist. Hier starb 1137 auf seiner zweiten Rückreise aus Italien der deutsche Kaiser Lothar.

In einer Viertelstunde ist Reute erreicht, ein großer, freundlicher Marktflecken, in dem wir während der Sommermonate viele theils hier seßhafte, theils nur durchreisende Fremde treffen. Reute ist halb im Gebirgsstyle gebaut, hat aber neben den kleineren auch recht stattliche Häuser. Das Gasthaus zur Post ist gewöhnlich der Treffpunkt für die Fremden, erlesene Weine und gute Speisen, genossen in dem kleinen Hausgärtchen, entschädigen für die große Sommerhitze und für die Mühen der Reise. Auch in dem Gasthause zur Krone werden dem Fremden vortreffliche Tirolerweine und schmackhafte Speisen geboten; zudem ist man hier in einem geschichtlich merkwürdigen Hause, denn Kaiser Joseph II. nahm hier Herberge, wie uns einerseits ein Gemälde an der Außenseite des Hauses zeigt, andererseits uns von der freundlichen Wirthin mit Selbstbewußtsein erzählt wird.

Wer gut gebaute und schön gehaltene Wege sehen will, der kann es in Tirol; die Straße von Nassereit über Lermos nach Reute gehört zu den besten; freilich bieten die hochaufgethürmten Felsmassen rechts und links das zweckmäßigste Material, dessen Herbeischaffungskosten nur sehr gering zu stehen kommen.

Für Freunde von Bergpartien bietet Reute als Standquartier eine reiche Auswahl von angenehmen und auch gefährlichen Touren; der Tanneler, die Tauren, die Hirschfengspitz, der Säuling und andere Berge bieten dem Wanderer immer neue Einblicke in die prächtige Welt der Alpen. Bayerns geliebte Königin Maria hat von ihrem nahe gelegenen Lieblingsaufenthalte Hohenschwangau aus schon fast alle diese Berge bestiegen.

So schmal das Lechthal und besonders das obere an den meisten Stellen ist, so sehr verzweigt sich der Fluß und nimmt, wenn er durch Regengüsse oder starken Schneegang angeschwollen ist, das ganze weite Bett ein, das beim Nachlassen der Regengüsse, wenn das Wasser wieder in das eigentliche kleine Bett zurücktritt, rechts und links vom Ufer einem Steinmeere gleicht. Schon weit oberhalb Reute, bei dem früher erwähnten Hornbach beginnt diese Verzweigung des Flusses, dessen Wasser oft in 2 bis 3 Armen neben einander herläuft, sich später wieder vereinigt, um dann von Neuem wieder das ganze Thal einzunehmen. Bei Reute hat dasselbe eine ziemliche Breite und behält sie auch mit Ausnahme kurzer Strecken größtentheils bei.

Verläßt man den freundlichen Marktflecken, so gelangt man auf der Fahrstraße nach dem Dorfe Pflach, überschreitet dort den Fluß, bleibt eine Stunde lang auf dem linken Ufer, auf welchem man an dem Dorfe Musau vorüberkommt, worauf die Straße sich abermals auf das rechte Ufer zieht und an dem österreichischen Zollhause, dem sogenannten weißen Hause, vorüber nach dem bayerischen Grenzstädtchen Füssen führt. Dieß

ist die Poststraße, die jedoch der Freund der Natur verläßt, um den schöneren Weg über die Berge zu wählen.

Bald nachdem wir das Dörfchen Pflach verlassen haben, von wo aus ein Pfad auf den 6254 Par. Fuß hohen Säuling führt, verlassen wir die Fahrstraße und bleiben auf dem Wege, der zum Kniepaß führt; rechts thürmt sich der Säuling mit seinen schroffen Felsenspitzen hoch auf, links braust zu unseren Füßen der schäumende Lech, der sich oft nur mit Mühe durch die in wirrer Unordnung zerstreuten Felsblöcke hindurchwindet. In der Umgebung wechseln stille Gehöfte auf den Höhen mit friedlichen Dörfern, die an den Bergabhängen angebaut sind, grüne Auen mit schattigen Waldungen, welche theilweise die schroffen Bergabhänge bedecken. Wiederum theilt sich der Weg und der eine Pfad führt beim sogenannten Schluchsenwirth vorüber auf den westlichen Theil des Alpenrosenweges, der am Abhange des Huttlersberges entlang Füssen zuführt. Wir lassen diesen Weg links liegen und wenden uns der Fürstenstraße zu, welche der hochselige König Maximilian II. von seiner Burg Hohenschwangau herab nach Reute bauen ließ. Die Biegungen des Fahrweges verkürzen einige Gangsteige, welche von einem Ecke der Krümmung zur andern führen. Bald hat man die Zollstation, das Schwangauer Gitter, erreicht, und nun zieht sich der Weg beschattet von altehrwürdigen Eichen und Buchen dem Alpsee entlang. Unter dem Gesange munterer Vögel wandern wir die schattige Straße dahin und in etwa einer Stunde haben wir das Wirthshaus zur Alpenrose erreicht, das an die königlichen Oekonomiegebäude angrenzt. Auf einer Seite ist der grüne Alpsee, in dem die Fische munter spielen, ringsum herrliche Waldungen, auf der andern Seite die Häuser und Gärten, und damit dem freundlichen Bilde das Großartige nicht fehle, ragt der Säuling hoch zum Himmel empor und scheidet dieses stille Ruheplätzchen vom Getriebe der Welt. Doch Ruhe ist an diesem freundlichen Orte fast nie zu finden. Fremde und Einheimische freuen sich gleich uns, in der romantischen Gegend Gesundheit stärkende Tage verleben zu können.

Haben wir den Leib erquickt und unsere Sinne gestärkt, so ist natürlich unser erstes Trachten, das romantische Schloß Hohenschwangau selbst zu sehen, wohin wir uns, vom freundlichen und gefälligen Castellane geführt, nun begeben wollen.

Würde ich alle Merkwürdigkeiten des in so romantischer Gegend gelegenen reizenden Schlosses aufzählen wollen, so würde mir hiezu der Raum gebrechen. Wir machen also nur einen flüchtigen Gang durch die freundlichen Räume und berühren nur kurz deren reizenden Inhalt. Sollte sich aber einer unserer Leser schon jetzt ausführlicher mit den Schönheiten des Wunderschlosses vertraut machen wollen, so verweise ich auf folgende beide Büchlein:

„Beschreibung des Schlosses Hohenschwangau und seiner Umgebun-

gen, mit historischer Erklärung der dortigen Gemälde von Karl Wilhelm Vogt. 2. vermehrte Auflage. München, 1841," und

„Das königliche Lustschloß Hohenschwangau und seine Umgebungen. Ein gründlicher Wegweiser für jeden Wanderer in dieser Gebirgsgegend. Füssen, 1854."

Bei jeder dieser beiden Schriften findet sich auch eine Abbildung Hohenschwangaus, so daß auch derjenige, der noch nicht dieß Schloß selbst gesehen hat, sich leicht eine Vorstellung davon machen kann.

Beim Eintritte in das Hauptthor zum Schloßhofe begrüßen uns zwei steinerne Wächter mit fliegendem Banner; auf dem einen sind die bayerischen Rauten, auf dem andern der Schwan, das Wappen der edlen Herren von Schwangau: der verewigte Bauherr des Schlosses, Bayerns unvergeßlicher König Maximilian II., ließ aus Dank für seinen Lehrer und Erbauer dieser Burg über das Thor die Worte setzen:

Hohenschwangau zum Schwansteine,

erbaut von den Edeln von Schwangau im XII. Jahrhundert,

wiederhergestellt von dem

Kronprinzen Maximilian von Bayern

im Jahre des Herrn MDCCCXXXVI

ausgeführt durch Dominik Quaglio.

Im Hofraume plätschern munter die Fontainen und in dem anstoßenden kleinen Garten hat Flora ihren ganzen Reiz verbreitet. Schattige Lauben laden ein zum Ruhen, der Duft der Blumen, der Schatten der Bäume, die romantische Aussicht in die nahen Berge, alles dieß verleiht dem stillen Orte einen magischen Reiz. Eine 36 Schuh hohe Fontaine jagt hastig den Wasserstrahl in die Lüfte, der im Herabfallen mit seinem feinen Staube die Blüthen und Blumen benetzt.

Von dem Garten führt ein Weg in das Küchengebäude, ober dessen Eingang ein rebumgrenzter Pokal die Inschrift trägt:

Beim Trinken und beim Essen
Sollst du Gott nit vergessen.

Auf der andern Seite prangen in einem reich gefüllten Gewächshause duftende Blumen, deren Heimath das ferne Asien oder das heiße Afrika ist.

Die geräumige Säulenhalle im untern Raume des Schlosses birgt geharnischte Ritter mit den Schlachtschwerten in der eisernen Faust. Rings an den Wänden hängen Flamberge, Schilde, Schwerter, Dolche, sowie alle möglichen Waffen, die der grauen Vorzeit entstammen. Wir werden in dieser Halle zurückversetzt in's Mittelalter, wo die edlen Herren von Schwangau auf schnaubendem Streitrosse ihre Feinde bekämpften und deren Schlösser erstürmten.

Rechts führt eine Treppe zur Schloßküche und auf der anderen Seite gelangt man zur Kellerei, ober deren Eingangsthüre muntere Verse zu lesen sind.

Eine schöne Wendeltreppe führt in den ersten Stock; ein Schrank des Vorgemaches birgt alte Trinkgefäße, Pokale, Becher, Humpen und andere alterthümliche Geschirre.

Der Schwanrittersaal ist der erste, den wir betreten: 4 herrliche Wandgemälde, von Ruben entworfen, von Neher und Quaglio ausgeführt, schmücken die Wände des Saales, sie veranschaulichen die Sage vom Schwanritter, der sich so großmüthig der falsch angeklagten Herzogin angenommen hatte und dafür mit der Hand ihrer Tochter belohnt wurde.

Es würde zu lange währen, wollte ich die Schönheiten der einzelnen Bilder beschreiben und die herrlich gearbeiteten Meubeln der Säle aufzählen, eine kurze Uebersicht mag genügen.

Des Schyrensaales 8 Gemälde verherrlichen die Thaten dieses edlen Geschlechtes vom Herzog Luitpold an, der 892 die Normannen bei Löwen besiegte, bis zum Wettkampfe Christophs mit dem Riesen Lublin zu Landshut (1475). Zwischen den Fenstern ist das Bild des Vaters der bayerischen Geschichte, Johann Thurmairs von Abensberg, genannt Aventinus (1477—1534), dessen Leben erst vor wenigen Jahren Th. Wiedemann und Wilh. Dittmar beschrieben haben. Die große runde Tischplatte in Mitte des Saales ist von Kelheimer Marmor und wurde 1591 für Herzog Wilhelm V. angefertigt. Glasgemälde zieren hier wie in fast allen übrigen Sälen die Fenster.

Vom Löwenthurme aus führt eine Wendeltreppe in's Bad, bei dessen Einrichtung alle Künste sich vereinigt haben, um eine wahre Feenpracht herzustellen. Die vergoldete Badewanne, die Schwanthalerischen Nymphen, die dunkeln rothen Glasfenster, durch welche das einfallende Sonnenlicht eine magische Beleuchtung auf das Felsenbad wirft; alles dieses erhöht den Genuß.

An den Schyrensaal stößt ein kleines Gemach, dessen Bilder an des Königs orientalischen Reise erinnern. Smyrna, Troja, der Besuch beim Sultan Mahmud II., und mehrere andere von Widmer entworfene und von Scheuchzer und Monten ausgeführte Gemälde zieren das Zimmer, dessen Meubel auch alle im orientalischen Geschmacke gearbeitet sind.

Südlich vom Schwanrittersaale ist der Saal, der die Begebenheiten der Umgegend Hohenschwangau's in 7 Bildern darstellt; sie sind von Lindenschmitt's kunstgewandter Hand gemalt und verherrlichen die Thaten der edlen Schwangauer und was in der Umgebung ihres Schlosses vorgefallen ist. König Maximilian verstand es, aus einer thatenreichen Geschichte gerade das Charakteristische auszuwählen und im Farbenglanze darstellen zu lassen.

An dieses Gemach stößt das Berthazimmer, in welchem von Moriz v. Schwind die Sagen von der Königin Bertha und der Geburt

ihres Sohnes, des großen Karl, in 5 Bildern äußerst lieblich dargestellt sind. Diesen zarten Gemälden entsprechen die 11 Bilder des Damenzimmers, in welchem in der Geschichte der Pfalzgräfin Agnes, der Gemahlin Otto's des Größeren von Bayern, die wichtigsten Momente aus dem Leben des Weibes äußerst sinnreich vorgestellt werden.

Wie die Gemälde besonders dieser beiden letzteren Gemächer zeigen, ist das erste Stockwerk zum Wohnorte der erhabenen Burgfrau bestimmt. Das zweite Stockwerk, die Wohnung des hochseligen Königs, ist meist mit Bildern aus der Geschichte geziert.

Der Heldensaal, der sich der ganzen Länge des Schlosses hinzieht, ist mit 16 Gemälden geschmückt, welche Scenen aus der deutschen und nordischen Heldensage darstellen, unter denen der tapfere Dietrich von Bern eine Hauptrolle spielt. Links vom Heldensaale gelangt man in den Hohenstaufensaal, in dessen 7 Bildern Lindenschmitt vorzüglich Friedrichs des Rothbarts Thaten dargestellt hat. Im Tasso-Saale stellte Glink nach Schwind's zarten Entwürfen die Episode von Rinaldo und Armida in 5 Gemälden dar, den Plafond ziert ein allegorisches Gemälde der Nacht, welche den Schlummer und den Tod auf ihren Armen trägt.

Vom Heldensaale rechts kommt man in das Gemach, das nach Lindenschmitt's Komposition die Thaten Heinrichs des Löwen, des Gründers der bayerischen Hauptstadt (1158) vor Augen führt. Der tapfere Kämpe wird hier in den verschiedenen, mißlichen und glücklichen Tagen seines vielbewegten Lebens vorgeführt und das letzte Bild zeigt ihn noch auf dem Sterbelager (1195) unerschüttert, trotz des grellen Blitzes, mit welchem das außen tobende Wetter das Sterbegemach erleuchtet.

Das an dieses Gemach anstoßende Erkerzimmer verherrlicht die Thaten des Longobardenfürsten Autharis, der um des Bayernherzogs Garibald schöne Tochter Theodolinde freite, und unerkannt selbst als Abgesandter kam. Erst beim Abschiede gab er sich durch ein Kraftstück zu erkennen: mit gewaltiger Hand schleuderte er seine Streitaxt nach einer Eiche, und während diese von der gewaltigen Erschütterung dröhnte, sprach er die bekannten Worte: „Solche Hiebe führt Autharis." Glink hat diese kräftigen Bilder nach Schwind's Entwurf gemalt. Noch sind hier zwei Glasfenster erwähnenswerth: „das Wappen von Ury 1586" und „Benedikt Oxenstierna, Graf zu Wasa 1650." Auch die Gemälde des folgenden und letzten Zimmers des zweiten Stockwerkes sind von Schwind entworfen, sie stellen in neun Bildern das Ritterleben im Mittelalter dar und sind von Glink, Neher und Nilson ausgeführt; die Sprüche unter jedem Gemälde sind recht nett und geben in kurzen Worten, was Schwinds sinnreiche Bilder in Farbenpracht darstellen. Wir wählen den längsten der Sprüche aus, der eine ganze Wand einnimmt. Er lautet:

Wenn grünes Waldgebirg durchzieht
Die Fee im Mondlichtschein,
Und eine Schaar von Elfen flieht
Durch den bewegten Hain;
Dann steigt herauf die Ritterzeit,
Das Zauberhorn erschallt,
Und in dem Schlosse unentweiht
Der Geist der Liebe wallt.
Ist auch die goldne Zeit dahin,
Wo Frauenehr, das Losungswort:
Doch laßt für sie das Schwert uns ziehn,
In edlen Seelen lebt sie fort.
Ich sehe ahnend sie ersteh'n,
Wo, Frauen! wird das alte Recht,
Wo wieder euch die Welt versteh'n
Und huld'gen wird ein neu Geschlecht.

Dieß die Pracht des ersten und zweiten Stockwerkes, im dritten sind außer den Zimmern für die Bedienung die Gemächer der Prinzen und einige Gastzimmer, in welche später die Gemälde verlegt wurden, welche früher im Damenzimmer des ersten Stockes waren. Die reizendste Aussicht bieten die 4 Thurmzimmer des Schlosses, auf denen Belvedere's angebracht sind.

Nimmt man zu dem schönen romantischen Innern des Schloßbaues die romantische Umgebung von Bergen und Seen, Wäldern und Feldern, so nennt gewiß jeder Wanderer, dem diese Herrlichkeit zu schauen vergönnt ist, diesen reizenden Punkt in einem Winkel der Berge ein Eden, das nur der sich schaffen kann, der mit so viel Sinn für das Edle und Schöne begabt ist, wie es der hochselige König Maximilian II. war. Recht treffend finden wir den Empfangsgruß an der Vorhalle:

Willkommen, Wanderer, holde Frauen,
Die Sorge gebt dahin,
Laßt eure Seele sich vertrauen
Der Dichtung heiter'm Sinn.

Nachdem nun das Auge sich geweidet an all dem Schönen, das ein kunstsinniger Mäcen in dem romantischen Schlosse Hohenschwangau geschaffen, steigen wir wieder herab in das freundliche Thal, um unsere Schritte nach dem in mehrfacher Beziehung interessanten Städtchen Füßen zu lenken. Das Lechthal, welches wir jetzt betreten, hat sich weit ausgebreitet, bei niederem Wasserstande treten zahlreiche Kiesinseln aus der Mitte des Flusses hervor, dessen linkes Ufer hart am Bergabhange ist, während das Wasser des rechten bis an die Landstraße geht. Unterhalb des bayerischen Grenzaufseherhäuschens treten die Bergausläufer hart an die Flußufer, die dadurch sehr enge zusammengedrängt werden.

Bei der Biegung des Flusses, den der Fuß des Huttlersberges weit nach links schiebt, bietet sich dem Wanderer ein wild-schönes Naturschauspiel. Wir sind am Lechfalle angelangt, der, wenn auch nicht in großer Höhe, doch stark brausend und schäumend auf das Ohr des Beschauers

betäubend wirkt. Die Felsen an beiden Flußufern sind hart aneinander getreten und gestatten dem herabfallenden Wasser nur einen schmalen Durchgang, der tief unter dem Beschauer einen schaurigen Anblick erregt. Wenige Schritte weiter abwärts von dieser Stelle ist auch der bekannte St. Magnustritt, eine Vertiefung im Felsen, von der aus der heilige Magnus, von den Heiden verfolgt, denen er das Evangelium predigte, auf das linke Flußufer hinübersprang und dadurch seinen Feinden entging.

Vor einigen Jahren war der Lechfall noch romantischer. Wie der wilde Sohn der Gebirge daherfloß, so stürzte er, ohne nach einer Seite hin abgeleitet zu sein, über das Wehr und toste wild durch den engen Weg, den ihm die hart zusammentretenden Felsen noch übrig ließen; jetzt ist er zahmer geworden. Die Industrie hat sich seiner bemächtigt und ihm Schranken angelegt. Hart unter dem Falle steht ein stattliches Gebäude, dessen kahles Aeußeres schon seinen Zweck verräth. Es ist eine Aktien-Seilerwaarenfabrik, welche dort vor einigen Jahren hart am Ufer des Lechs entstand, und die sich den wilden Strom unterthänig machte. Er muß jetzt neben den Mühlen noch die Turbine treiben, die das ganze Räderwerk des großen Gebäudes in Gang erhält. Da aber ein zu hoher oder zu niederer Wasserstand störend auf die Maschinen wirken würde, so grub man oberhalb des Wasserfalles einen Abzugskanal durch den Berg und versah diesen mit Schleußen, mit deren Hülfe man das überflüssige Wasser ablassen und bei ungewöhnlich niederem Stande jedes Abfließen durch den Kanal abhalten kann. Dieser bestand zwar schon seit dem Jahre 1787, nachdem das Wasser im Jahre 1762 eine große Verheerung angerichtet hatte; doch er wurde beim Baue der Fabrik für ungenügend befunden und jetzt so erweitert, daß er nun auch dem stürmischen Andringen des wilden Elementes trotzen kann.

So natürlich es ist, daß die Industrie sich solch guter Wasserkräfte bemächtigt und sie ihren Zwecken unterthan macht, so störend wirken die am Wasserfalle befindlichen Maschinen auf das Auge des Naturfreundes. Tief unten braust das schäumende Element, der bisher noch ungebändigte Sohn der Alpen, und gleich neben uns steht ein Arbeiter, der durch weiteres Aufziehen der Schleuße ein noch höheres Wachsen des wilden Stromes wenigstens für das Bereich der Fabrik verhindert. Zweckmäßigkeit und Naturschönheit kommen hier in Streit mit einander, und immer wird die erstere den Sieg davontragen und davon tragen müssen.

Füssen ist ein altes Städtchen mit etwa 1600 Einwohnern und 560 Häusern. Seine Lage am Lech, die beiden hochgelegenen Gebäude, das alte St. Magnuskloster, jetzt der Familie Ponikau gehörig, und das ehemalig bischöflich Augsburgische Schloß, in dem nun das Landgericht ist, auf der einen, auf der andern Seite das Franziskanerkloster mit der freundlichen Kirche unweit des Lechs geben dem Orte von außen ein nettes, ja romantisches Ansehen. Weniger schön ist das Städtchen

von innen betrachtet, enge Straßen, dürftiges Pflaster und meistens verwahrloste Häuser tragen nicht zur Verherrlichung des Ortes bei.

Füssen hat seine Geschichte und diese ist weit in das Mittelalter hineinreichend. Hat es auch lange Zeit seinen Geschichtsschreiber entbehren müssen, so fand es doch vor einigen Jahren (1861) in seinem Lehrer Joseph Feistle einen Mann, der mit großem Eifer und Liebe zu seinem Gegenstande „Materialien zur Geschichte der Stadt Füssen von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1861“ zusammenstellte und herausgab.

Füssen, im Alterthume Fauces Juliae, auch ad Fauces Alpum Juliarum genannt, soll diesen Namen vom Lechdurchbruch erhalten haben. Etwas Zuverlässiges aus der Zeit der Römer läßt sich nicht nachweisen. Die Sage läßt zwar den heil. Narcyssus, den Bekehrer der heil. Afra um das Jahr 306, in den julischen Alpen gepredigt haben, doch tritt erst Licht in die Geschichte des Städtchens, als der heil. Magnus, den wir schon früher erwähnt haben, in die Gegend kam. Magnus, um dessen Geburtsstätte sich Alemanien und Schottland streiten, war im Jahre 613 Diakon beim Priester Willimar in Arbon am Bodensee. Als später Glaubensboten aus Irland dorthin kamen, schloß sich unser Heiliger an Gallus an und folgte ihm in das heutige St. Gallen. Nach des Gründers Tode ward das Stift geplündert und Magnus wanderte unter Tasso's Führung in das Bisthum Augsburg. Bei Bregenz verschaffte er einem Blinden das Augenlicht wieder, begab sich sodann in die Gegend von Kempten, wo er seinen Begleiter Theodor zurückließ, während er selbst zum Bischofe nach Epfach ging, um von ihm weitere Aufträge zu empfangen. Dieser sandte ihn dem Gebirge zu und so gelangte Magnus nach manchfachen Fahrten nach Füssen, das er sich von dem Majordomus Pipin nebst mehreren anderen umliegenden Orten zum Geschenke erbat und auch erhielt. Doch hatte er noch viele Mühsalen zu bestehen; der St. Magnustritt bezeichnet noch die Stelle, wo der Heilige von den Heiden verfolgt, auf das linke Lechufer hinüber sprang. Dort erbaute er an der Stelle, wo jetzt die Magnuskapelle steht, ein kleines Bethaus und legte so den Grund zu dem später so berühmt gewordenen Kloster St. Mang, das aus der kleinen Ansiedelung von 6 Mönchen unter einem Abte entstand.

Seit Magnus' Tode (6. September 655) gedieh das Stift rasch; reich beschenkt von den fränkischen Königen, wuchs es an Gütern, und als die wilden Hunnen 758 alles zerstörten, ließ es Pipin der Kleine wieder neu aufbauen. Nochmals wurde das Klösterlein 830 dem Boden gleich gemacht und dießmal waren die Bischöfe von Augsburg seine Wiederaufbauer, die es, 845 vollendet, dem Stifte wieder übergaben.

Ruhig und glücklich gedieh von nun an das Stift, das von den benachbarten Adeligen reiche Schankungen erhielt, bis der Bauernkrieg seine verderblichen Folgen auch auf St. Mang äußerte. 1546 wurde es vom Kriegsobersten Sebastian Schärtlin von Burtenbach geplündert

und da sich zu den Kriegsnöthen noch die verheerende Pest gesellte, in Folge deren St. Benedikt's Jünger alle geflohen waren, stand das Haus längere Zeit vereinzelt, und die geistliche Sorge für die Kranken undSterbenden wäre ganz unterlassen worden, wenn nicht gerade der fromme Jesuite Petrus Canisius, dessen Seligsprechung erst vor Kurzem in Rom unter großem Pompe gefeiert wurde, vom Trienter Concil her nach Füssen gekommen wäre und sich dieses traurigen Zustandes angenommen hätte. Er selbst erwies zwei Tage lang den Sterbenden die letzten Liebesdienste, und als er weiter reiste, schickte er von Augsburg zwei seiner Ordensbrüder, welche ihn in diesem Geschäfte ablösten.

Auch der dreißigjährige Krieg schlug dem Stifte harte Wunden, an denen es lange blutete; doch der härteste Schlag war die Aufhebung der reichen Abtei im Jahre 1802. Schon im folgenden Jahre kam sie an den Fürsten von Oettingen Wallerstein, der sie 1839 an die Familie Ponikau verkaufte.

Die Stiftskirche ist ein stattlicher Bau, der in den Jahren 1701—17 von dem Baumeister Johann Jakob Herkommer aufgeführt wurde. Er war Maler und Baumeister und starb am 27. Oktober 1717 in einem Alter von 70 Jahren durch einen Fall vom Gerüste, als er eben in der Kirche den St. Magnustritt malte.

An die Kirche ist die freibergische Kapelle angebaut, in der neben manchen schönen Grabsteinen der genannten Familie ein Todtentanz in 20 Bildern von Hiebeler im Anfange des 17. Jahrhunderts gemalt, unsere Aufmerksamkeit verdient. Für Alterthumsfreunde ist weitaus das Interessanteste die an die Gruft stoßende byzantinische Kapelle, in der der heilige Magnus begraben sein soll. Mag diese Sage Grund haben oder nicht, so viel ergibt sich aus der ganzen Bauart dieses ehrwürdigen Denkmales der Vorzeit, daß das Alter desselben in das 8. oder 9. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung hinaufreicht. Man fühlt sich in dieser niederen, im reinsten byzantinischen Style erbauten Kirche angeheimelt vom Geiste des Alterthumes und ist in die Zeiten versetzt, wo heilige Männer, vom Glaubenseifer beseelt, in feuriger Rede unseren heidnischen Voreltern das wahre Wort Gottes verkündeten.

Steigen wir wieder in das Schiff der jetzigen Kirche hinauf, so macht die schöne hohe Wölbung desselben einen imposanten Eindruck. Hinter dem Hochaltar ist ein Bildniß des großen Kaisers Karl, in Lebensgröße gemalt, beachtenswerth, und der Kelch, die Stola und Manipel, sowie ein Theil des Stabes des Gründers der Abtei erregen durch ihr hohes Alterthum Interesse.

Hoch über das Städtchen ragt die alte Burg hervor, die lange Zeit unbewohnt war, bis die neue Gerichtsorganisation wieder Leben in das alte Gebäude brachte. Jetzt ist ein Theil derselben für das kgl. Landgericht hergerichtet, und der Amtsvorstand, der im obersten Stocke dieses Flügels wohnt, genießt von seinen Fenstern aus die herrlichste

Aussicht über den Lechfall hin nach den Tyroler Bergen, die wir eben auf unserer Wanderung verlassen haben.

Die Entstehung der Burg fält in das Jahr 1322; Bischof Friedrich I. von Augsburg ließ sie erbauen und richtete sie zum bischöflichen Sommeraufenthalt ein. Es hat sich noch viel Alterthümliches in ihr erhalten und wenn auch schon manche Mauern halb zerfallen und die Höfe theilweise mit Gras bewachsen sind, so tragen noch einzelne Theile ganz den alterthümlichen Schmuck, der uns zeigt, daß die Erbauer und Verschönerer derselben Männer waren, die Geschmack besaßen, und auf ein gut eingerichtetes Schloß in schön gelegener Gegend etwas hielten.

Von manchem Merkwürdigen heben wir den Rittersaal hervor. Eine stattliche Treppe führt zu ihm empor; ein großes Portal geleitet in denselben, dessen herrliche hölzerne Decke in Ultramarin gemalt und mit Schnitzereien und Goldverbrämung reich geziert ist. Tische und Stühle, Pokale und reiche Vorhänge, sowie Alles sonstige, was zur inneren Einrichtung eines solch stattlichen Saales gehört, ist freilich daraus verschwunden, doch zeigen noch die weiten Räume, die reiche Decke, ein Glasgemälde aus dem Jahr 1502, wie prachtvoll einst diese Halle gewesen sein muß, als der Burgherr seine ritterlichen Gäste in diesen Räumen bewirthete.

Auch die alte Küche ist noch erhalten; von ihr gelangen wir durch spitz gewölbte Thüren in die Speise- und Vorrathskammern, deren große Räumlichkeiten in uns den Wunsch rege machen, sie mit guten Speisen und den Keller mit Johannisberger zu unseren Diensten gefüllt zu sehen.

Die Burgkapelle entspricht dem alterthümlichen Style des Ganzen, der Altar zeigt ein geschnitztes Bild der Dreifaltigkeit, das dem 15. Jahrhunderte entstammt.

Wir hätten aus der Geschichte Füssens und seines Schlosses noch gar manches zu erzählen, wenn wir gewissenhaft auch nur das Merkwürdigste erwähnen wollten; einerseits ist aber hier nicht der Ort hiezu und andererseits finden dieß unsere Leser in dem oben erwähnten Büchlein des Herrn Lehrers Feistle, welches so genau verfährt, daß es selbst die Bären verzeichnet, welche um Füssen gefangen worden sind. Indem wir also den Theil unserer Leser, der sich näher um die Geschichte interessirt, auf das genannte Werkchen selbst verweisen, wollen wir aus demselben nur eine Stelle ausheben, in welcher vom Füssener Frieden die Rede ist:

„Im Jahre 1744 war der österreichische Erbfolgekrieg zwischen Bayern und Oesterreich in seiner vollen Wuth entbrannt. Da starb plötzlich Karl Albert. Ihm folgte auf dem bayerischen Throne Max Joseph III., beim Tode seines Vaters erst 18 Jahre zählend. Er sah jedoch ein, daß ein Krieg nicht zum Heile seines Vaterlandes sei. Aber auch keinen schimpflichen Frieden wollte er schließen. Dieses verbot die Würde der Wittelsbacher, sowie die Ehre des ganzen Landes. Auch

die Kaiserin Maria Theresia wünschte den Frieden und derselbe wurde unterzeichnet am 24. April 1745 im Schlosse zu Füssen. Graf Colloredo betrieb denselben auf österreichischer, und Fürst von Fürstenberg und Graf Seckendorf auf bayerischer Seite.

In diesem Friedensschlusse entsagte Max Joseph III. allen Ansprüchen auf Theresias Erblande, verhieß ihrem Gemahl, dem Großherzog Franz, seine Stimme bei der Kaiserwahl, seinen Beitritt zur Association der vordern Reichskreise, dann in Reichssachen immer mit Oesterreich zu stimmen, und künftig nicht mehr als 6000 Mann auf dem Kriegsfuße zu halten.

Geheime Artikel versprachen dafür Bayern Subsidien mit den Seemächten und seine Räumung ohne alle Entschädigung.

Ein Gemälde im Gastzimmer zur Post in Füssen ist dem Andenken an die denkwürdige Begebenheit gewidmet; unter demselben stehen die Verse:

„Europa singt das Freüden Lied
was man so balt geglaubet nimmer
geschahe doch, es wurde Fried
und zwar anheüt in disem Zimmer
hier wurd der Tapfren guelphen hauß
Mit öesterreich geßöhnet aus
es grüne bayre und dem nichts gleich
das höchsie hauß Von öesterreich.

Füessen den 24. April 1745.“

Doch lassen wir jetzt Geschichte, lassen wir die Vorzeit, und wenden uns an das, was vor uns liegt, die Natur, die reizende Natur der Alpen. Jeden Beobachter belehrt ein Blick auf eine gute Karte, daß die Lage des Ortes für den Naturfreund schon deßhalb sehr interessant ist, weil gleich im Süden des Städtchens das hohe Gebirge beginnt, während gegen Norden zu mit dem Laufe des Lechs die Berge zu Hügeln werden, welche dem Flusse entlang sich immer mehr verflachen.

Schon von Hohenschwangau und seinen Umgebungen aus haben wir unsere Blicke in die Berge gewendet und wenigstens theilweise in die Ebenen geschaut. Doch lag uns dort der Huttlersberg vor, den wir umgehen müssen, wollen wir von dem reizenden Bergschlosse nach Füssen gelangen. Benützen wir nun das damalige Hinderniß, gehen wir dem Berge selbst zu Leibe und wir werden Schönheiten finden, die nur Natur und Kunst vereint bieten können.

Kaum ist die Lechbrücke überschritten, so zieht sich von der Kapelle welche hart am Fuße des Berges an der Straße liegt, die nach Vils führt, ein gut gebahnter Fußweg auf die Spitze des Berges, der von dem verstorbenen Pfarrer und Dechant Graf in einen Kreuzweg oder Kalvarienberg umgewandelt wurde. Der früher rauhe, nach unten zu wenig mit Bäumen bewachsene Berg wurde mit Kapellen versehen, mit Bäumen und Gesträuchen bepflanzt, und während man seinen Gipfel er-

steigt, kömmt man bei sämmtlichen Stationen des Leidensweges Christi vorüber. Man stelle sich jedoch diesen Kreuzweg wie einen einfachen Stationsweg vor, in dem die einzelnen Scenen aus dem Leiden Christi auf gleich großen, meist schlecht gemalten Bildern vorgestellt sind. Ich sagte schon oben, es stünden Kapellen auf dem Berge, und so ist es auch; jede einzelne Begebenheit aus der Leidensgeschichte Christi ist im Großen, bald in freien, lebensgroßen Figuren, bald in Hautrelief, bald auf wirklich gut gemalten Bildern dargestellt, welche alle in förmlichen Kapellen untergebracht sind, Betstühle stehen davor, es ist ein gehöriger Raum, bis man von einer Station zur andern gelangt, wodurch dem frommen Wanderer Gelegenheit geboten ist, wenn das Auge vom Schauen der äußerst gelungenen Darstellungen ausruht, seinen Betrachtungen nachzuhängen. Unter der Spitze des Berges ist das Grab Christi tief in den Felsen eingehauen, in den man durch einen langen Gang gehen muß. Werfen wir noch einen Blick auf die Stationen zurück, so können wir dem ganzen wohl gelungenen Unternehmen unsere freudigste Theilnahme nicht versagen, Geschmack in der Anordnung und Talent und Gewandtheit bei der Ausführung haben sich hier vereinigt, um etwas wirklich Schönes zu Tage zu fördern. Noch einige Staffeln und wir haben die Spitze des Berges erreicht, auf welchem 3 Kreuze stehen.

Während wir bisher in gespanntester Aufmerksamkeit den einzelnen Bildern aus der Leidensgeschichte gefolgt sind, werden wir, auf der Bergspitze angelangt, durch das köstliche Panorama überrascht, welches da sich unsern Augen bietet. Zu unsern Füßen liegt das Städtchen, das rechts von dem Franziskanerkloster und dessen Kirche, links von St. Mang und der alten Bischofsburg begrenzt wird. Es ist ein schöner Augustmorgen, an dem wir unsere Wanderung angetreten, die Sonne steht über Hohenschwangau, von St. Mang her tönt die Glocke, welche die Gläubigen zur Messe ruft und um uns ist alles still, nur die Vögel senden ihr Lied dem Schöpfer empor. Wir müssen nun unser Auge im Zaum halten, denn alles, was sich vor unsern Blicken ausbreitet, läßt sich nicht auf einmal überschauen. Die große Menge Wasser ist es vor allem, die überrascht. Der Lech hat sich ein breites Bett errungen, und wo er zurücktritt, liegt nur noch ein großes Steinmeer. In gewaltigen Windungen, Inseln bildend, fließt er an dem Oertchen Horn vorüber an das Pfarrdorf Waltenhofen. Es ist dieß ein alter Ort, denn schon der hl. Magnus erbaute, nachdem er im tiefen Thale bei Roßhaupten einen großen Lindwurm getödtet hatte, ein Kirchlein an der Stelle, an welcher jetzt Waltenhofen liegt. Tasso, ein Genosse des hl. Magnus, blieb als erster Seelsorger hier; im 13. Jahrhunderte gehörte der Ort etwa 60 Jahre lang den Bischöfen von Augsburg an und seit dieser Zeit vergrößerte er sich und wuchs zu einem stattlichen Pfarrdorfe heran.

Von Waltenhofen ab kann man noch weit hin den Lech verfolgen, an dessen Ufern sich wieder Hügel und niedere Bergreihen erheben,

Wenden wir das Auge etwas weiter gegen Osten, so breitet sich die Fläche des Bannwaldsees aus, sie liegt von unserm Standpunkte aus gerade hinter dem Orte Schwangau und kurz vor dem Anfange des Sees lagert der Weiler Mühlberg, an dem die Ach vorbeifließt, welche den Bellatbach aufgenommen hat und sich in den See ergießt. Mit dem Bannwaldsee ist durch einen Kanal der Schwansee verbunden, der sein Abwasser auf diesem Wege der Ach zuschickt, wenigstens dem Bannwaldsee zuführt. Das Gefälle des Kanals ist aber sehr gering und der moorige Wiesgrund zwischen den beiden Seeen eignet sich so wenig zur Führung eines Kanals, daß nur mit größter Anstrengung diese Schwierigkeiten überwunden werden können. Und doch war ein solcher Abzugsgraben nothwendig, denn sonst wäre die ganze Gegend zwischen den beiden Seeen bald versumpft und die Gesundheit der Anwohnenden auf's Höchste gefährdet. Der Bannwaldsee liegt 2371 Par. Fuß über der Meeresfläche, also 800 Fuß höher als der Platz vor der Münchener Frauenkirche.

Hart an der Ostseite des See's vorüber führt die Poststraße, welche von Füssen nach Schongau zieht, und nebenan hebt sich steil der Jagdberg empor, an dem sich südlich der Pech- und Rohrkopf anschließen, die mit dem hohen Straußberge zusammenhängen, der durch den Bellatbach vom Säuling getrennt ist, dessen Vorberge der Aelpelekopf die südliche Wand vor Hohenschwangau bildet.

Die Gegend westlich vom Lech, bietet eine reichere Abwechslung. Auch sie hat einen großen See, den 2426 Par. Fuß über dem Meere gelegenen Hopfensee. Er erhält sein Wasser durch eine von Nordwesten kommende Ach, welche wieder in Südosten ihn verläßt und mit dem Weissenseeer Achbach vereinigt, etwa drei Viertelstunden unterhalb Füssen in den Lech fließt. Die Gegend um den Hopfensee gehört zu den anmuthigsten, denn Feld und Wald wechseln mit Orten und Gewässern, leichte Hügelreihen ziehen sich dahin und die Masse der Ortschaften, die sich aus dem grünen Teppiche der Natur erhebt, belebt die liebliche Gegend. In der Ferne bemerken wir dem Laufe des Lechs folgend einen einzeln stehenden waldbewachsenen Berg: es ist der Auerberg, der ähnlich wie der nordöstlich von ihm gelegene Peißenberg sein Haupt einsam empor hält.

Noch manche Punkte hätten wir namhaft zu machen, welche wir von unsrer hohen Warte aus sehen, wir könnten Geschichten von dem und jenem Orte erzählen, denn unser Vaterland ist reich an merkwürdigen Begebenheiten, und Sagen knüpfen sich an die verschiedenen Orte.

Wir steigen jetzt, befriedigt von dem guten Eindrucke, den der Kalvarienberg in jeder Beziehung auf uns gemacht hat, herab, gehen ein halbes Stündchen am Lech aufwärts und laben uns im sogenannten weißen Hause, dem österreichischen Zollhause, am guten Tyrolerweine, der hier auf österreichischem Gebiete unverzollt besser schmeckt, als

wenn er noch eine Stunde weiter in's Bayerische gebracht wäre, wo der hohe Zoll den guten Geschmack des Weines doch etwas verbittert.

Wir brechen jetzt unsere Beschreibung des oberen Lechs ab. Von Füssen an bis nach Rain heißt das Land, welches auf beiden Seiten des Lechs liegt, der Lechrain, und solltest du dich, lieber Leser, um Sitten und Gebräuche in dieser Gegend interessiren, so will ich dir zum Schlusse noch ein gar nettes Büchlein nennen, aus welchem du dich darüber belehren kannst. Es führt den Titel:

Aus dem Lechrain. Zur deutschen Sitten und Sagenkunde von Karl Frhrn. v. Leoprechting. München. 1855. 8°.

Guter Rath.

(Von Fr. Bonn.)

Mein Sohn! Willst du die Kunst versteh'n
Bequem durch diese Welt zu geh'n,
So sei nicht etwa gar ein Held;
Von Erz, das um die Glieder strahlt,
Wird nichts gekauft und nichts bezahlt —
Das wahre Erz — das ist das Geld! —
Was Recht's zu lernen, lasse sein,
Die Welt will immer klüger sein;
Drum freut sich so das Publikum,
Wenn einer dümmer ist als dumm.
Wer etwas Höh'res lobt und preist,
Gilt leicht für einen dunklen Geist,
Er ist im Aug' der Welt ein Dorn.
Willst du als ein Gescheiter gelten,
Mußt du Vernünft'ge Thoren schelten
Und blasen in das große Horn.
Mußt dem und dem die Hände drücken,
Vor dem und jenem tief dich bücken,
Die Ansicht oder jene tragen —
Vor Allem nie die Wahrheit sagen.
Doch eile dich und geh' zum Schneider,
Der Schneider ist der Zeiten Hort,
Sind neu und modisch deine Kleider,
So kommst du schon von selber fort.
Den Lumpen wird man nirgens dulden,
Der nur in schlichtem Rocke geht,
Wie hoch auch deine Rechnung steht —
Nur zu! — die Besten machen Schulden.
Weißt du den Weibern süß zu schmeicheln,
Den Schooßhund und den Mops zu streicheln,
So wird dir mancher Plan gelingen.
Sprich von dir selber gut und groß,
So heißt es bald: „Der hat was los"
Und höher stets wirst du dich schwingen. —

Mein lieber Sohn! es ist die Welt,
Die eitle Dame wie von je;
Die ihre Netze ringsum stellt,
Daß einer in ihr Garn eingeh' —
Doch willst du lieber still, allein
Ein braver Mann in Ehren sein
Und rein bewahren Herz und Geist,
Dann lerne bald — verkannt zu gehen
Auf schmalem Pfad — allein zu stehen —
Und was man so die Demuth heißt,
Lern' leben, wie im Waldesgrunde
Verborgen lebt der Quelle Fluth —
Vielleicht, daß in der letzten Stunde
Dir nicht so weh das Sterben thut.

F.

Erzählungen.

Ja und Nein.

(Von Freund.)

Wenn der Glanz des Alterthums auch alltäglichen Charakteren einen besondern Reiz verleihen kann, dann darf ich hoffen, daß die Persönlichkeiten, welche ich bei meinen Lesern einzuführen im Begriffe bin, ein recht lebhaftes Interesse erwecken werden. Selbst die Akten eines Wappenkollegiums haben keine Ansprüche zu registriren, welche hinsichtlich des Alters mit dem der vorzustellenden Wesen rivalisiren könnten. Ihr Flüstern wurde nicht blos unter den Weinlauben und unter den Feigenbäumen patriachalischer Zeiten vernommen; schon in des Paradieses anmuthigen Schatten lauschte man ihren Rathschlägen. Ihr Alter begründet einen Anspruch auf unsere Hochachtung; ihre Allgegenwart muß unsere Bewunderung erregen. Von den eiskalten Gegenden des Nordpols bis zu des Aequators heißem Klima kennt man sie und hört ihnen zu. Man findet sie im Walde bei den Rathsversammlungen indianischer Häuptlinge, wenn die Friedenspfeife oder das blutige Kriegsbeil an entfernte Stämme geschickt werden sollen, mit den wilden Arabern sprechen sie in der Wüste unter ihren schönen mit Vorhängen gezierten Zelten: sie weilen unter den schwarzen Augen, unter den reichen Turbans und unter den wallenden Mänteln des feierlichen Divan; zu den ernsten und sentenzreichen Mandarinen flüstern sie in Fum Hoam's erhabenen Hallen; sie entzünden im brittischen Forum das helle Licht der Beredsamkeit, gar kräftige Gedanken und oft feurige Worte erregend; am Throne des Königs findet man sie, wie in der Hütte des Bettlers, am häuslichen Herde, wie im Gesellschaftssaale. Obgleich unter verschiedenen Bannern geordnet, obgleich Nebenbuhler und Concurrenten, suchen sie doch dieselben Plätze, dieselben Häuser auf. Diese freien Bürger der alten Welt, diese Beherrscher der Erde, diese Bewohner von Stadt und Land, von Palast und Hütte, dieses stets verbundene und doch zugleich getrennte Paar — in Deutschland kennt man sie unter dem Namen: „Ja" und „Nein."

Eigenthümliche Contraste bieten ihre Erscheinung und Haltung.

Mit freundlichem Blick und mit lächelndem Munde, mit offenem Antlitz und mit einschmeichelnden Manieren präsentirt sich das „Ja" und wenn es spricht, dann tönt seine Stimme, dem Hörenden angenehm wie süße Musik und sie bezaubert ihn so, wie einst Calypso bezaubert haben mag.

„Nein" dagegen ist ernst und abschreckend; nur selten lächelt es und auch dann nur, wie Jemand, der sich selber darüber verwundert, daß er zum Lachen Veranlassung findet. Seine Manieren sind ernst und ungefällig; seine Stimme tönt zwar klar, aber etwas rauh.

Freilich erblicken die Anhänger von „Nein" Linien tiefer Gedanken und erhabener Weisheit auf seiner Stirn; sie entdecken sogar unter dem abstoßenden Ernst seines Betragens einen Ausdruck des Wohlwollens. In dem allzeit bereiten Lächeln des „Ja" wittern sie dagegen eine sich selbst verbergende Schwäche, die sich auch im Tonfall seiner süßen Stimme kundgeben soll.

Obgleich die allzueifrigen Anhänger unseres Paares die Fackel der Zwietracht oft untereinander entzünden, kommt es doch zwischen „Ja" und „Nein" nur selten zu offenem Bruche. Nur dann und wann wird „Ja" ungeduldig. Der ruhige Ausdruck der triumphirenden Mienen seines Gegners, wenn er eben mit Erfolg die Rolle eines Gewissensrathes gespielt hat, erschüttert zuweilen seinen Gleichmuth. Und „Ja" klagt dann „Nein" an, ein lebhaftes Vergnügen darin zu finden, die Wünsche des menschlichen Herzens zu durchkreuzen und die Segnungen der Hoffnungen und des Glücks zu zerstören.

„Du hast mich — so sprach „Ja" einstmals bei einer solchen Gelegenheit — von der Schöpfung dieser schönen Welt an bis heute fortwährend heimgesucht und Deine unangenehme Gegenwart fängt nachgerade an, mir lästig zu werden. Könnte ich Dich doch bewegen, Dich zurückzuziehen und die Ordnung der Welt mir allein zu überlassen! Das goldene Zeitalter würde dann wiederkehren. Von meiner Seite ist das kein eitles Prahlen; auf Thaten kann ich mich berufen.

Sieh dieses glückliche Kind, wie es einem Hirschkalb gleich über die sonnige Wiese hüpft, das Haar mit Maßliebchen geschmückt; fröhlich in jeder Miene und Stellung. Ein Geschenk hatte es verlangt. Ich gewährte es ihm. Sieh, wie sein Auge vor Freude glänzt, wie sein Herz vor Wonne bebt. Das habe ich bewirkt.

Sieh dort die liebliche Jungfrau. Thränen der Trennung strömten auf ihren Wangen. Liebt er mich? Das war ihres verschwiegenen Herzens ungesprochene Frage. Ich vernahm sie und entzündete die wallende Röthe ihres Entzückens; den schönen Strahl erweckte ich, der nur einmal scheint in des Lebens ernstem Strom. So habe ich mit dem Rufe der Freude und der Hoffnung ihren dornigen Pfad erheitert.

Sieh auf diese zärtliche Mutter, wie sie über das Krankenlager ihres einzigen Kindes sich beugt. Kaum wagt sie furchtsam die schwere Frage zu lispeln: „Wird es leben?" .... „Aber ich habe das Gefühl frommen Dankes erweckt, welches ihr Herz von der Erde zum Himmel erhebt; ich habe die magere Gestalt des kranken Leibes entfernt und ihre Trauer in Freude verwandelt."

„Vortrefflich! Du sprichst schön und weißt Dein Porträt sehr anziehend zu malen — antwortete „Nein." Aber — wie das auch andere Künstler, die ich kenne, zu thun pflegen, Deine Fehler hast Du wohlweislich weggelassen. Es thut mir leid, Deine Selbstgefälligkeit etwas stören zu müssen, allein offen gesprochen habe ich entdeckt, daß Du bei tausend Gelegenheiten die wahre Mutter alles Mißgeschicks bist. Ehre und Grundsatz sah ich Deinen furchtsamen Rathschlägen zum Opfer gebracht; Glück und Ansehen schwanden unter dem Einfluß Deines verhängnißvollen Leichtsinns; Wahrheit und Gewissenhaftigkeit mußten Deinetwegen erröthen; eine zahllose Menge ward seit undenklichen Zeiten durch Dich zu Grunde gerichtet. Sprich nicht zu laut von Deiner Tugend. Deine Tugend ist nicht die Tugend aus Grundsatz, sondern die aus Zufall; heute kniest Du vor dem Altar des wahren Gottes, morgen vor dem Götzen der Welt. Besser ziemte es Dir, bescheiden zu sein und Deiner Fehler und Schwächen zu gedenken, als ruhmreiche Thaten im Munde zu führen. Aber freilich — das kostet keine Anstrengung und erfordert kein Opfer.

Mein Streben geht nicht dahin, erwiederte „Ja", die Rolle eines griesgrämigen Mentor in der Welt zu spielen; nur auf die Pfade des Friedens und der Freude hinzuweisen ist mein Beruf. Was den Eingang zu denselben sperrt, zu vernichten — das ist meine Aufgabe. Deine ernsten Prätensionen und Dein düsteres Aeußere entsprechen freilich ganz Deinem Beruf: die Stirne zu runzeln und zu schulmeistern. Ich brauche nur daran zu erinnern, daß ich oft Eigensinn Arm in Arm mit Dir gesehen habe, während gesunder Menschenverstand vor dem Schalle Deiner Stimme in den Hintergrund wich. Wie oft warfst Du nicht den Apfel der Zwietracht unter die Menge, nur um Deiner mürrischen Laune zu fröhnen, wenn er aufgefangen wurde. So wenig bewandert bist Du in der Kunst, Dinge beim rechten Namen zu nennen, daß Du Deinen Eigensinn „Festigkeit" und Deine Hundelaune „Unabhängigkeit" nennst.

Ich bildete mir freilich nicht ein — antwortete „Nein," die Wanderung durch die Welt gemacht zu haben, ohne von ihrem Schmutz berührt worden zu sein. Aber — vergleichen wir einmal unsere Grundsätze. „Sich schmiegen" ist der Deinige, „Entschiedenheit" der meinige. Ich lehre und übe Selbstverleugnung, Du lehrst und übst Selbstliebe. Was von beiden nun am besten dazu dienen mag, in dieser Welt zur Auszeichnung zu führen, das mögen Thatsachen entscheiden.

Deine Tugenden der Entschiedenheit — erwiderte die schöne Dame lustig lächelnd — kannst Du alle für Dich behalten, Du gewaltiger, ernster und ehrenwerther Herr. An solchem Ruhme mag ich keinen Antheil haben. Fort mit den Gesinnungen, welche alle menschlichen Sympathien niedertreten und über menschliche Gefühle triumphiren. An solchen Tugenden will ich keinen Antheil haben, wie sie ein Brutus und Manlius übten; jener, als er bei der Hinrichtung seines Sohnes zugegen war; dieser, als er seinen Sohn zum Tode verdammte; wie sie Friedrich gegen den tapferen General übte, der einst siegreich an seiner Seite gekämpft hatte, als er ihm gestattete, die verhängnißvolle Wachskerze eine einzige Minute zurückzuhalten, damit er noch Zeit habe, seinem geliebten Weibe zu sagen, daß er morgen den Tod des Verräthers sterben müsse. Für solche Gesinnungen fühle ich keine Sympathie. Ich lobe mir dagegen den edlen Coriolan, dessen finstere Pläne bei dem Anblick seiner weinenden Mutter schwanden. Behalte nur Deine schöne Tugend für Dich; ich bekenne mich zur angenehmen, höflichen und lieblichen Nachgiebigkeit.

Das ist eben der Fluch schwacher Geister — bemerkte „Nein," zusammenzuwerfen, was seinem Wesen nach verschieden ist, aus dem Mißbrauche eines Prinzips gegen das Prinzip selbst zu argumentiren und so in ein Labyrinth von Irrthümern zu gerathen. — Jede Pflicht hat ihre Grenzen und ein wichtiger Punkt bei der Erfüllung der Pflichten besteht eben darin, die Grenzlinien sorgfältig einzuhalten. Ein schwacher oder gewöhnlicher Geist ist freilich dieser Aufgabe nicht gewachsen. Sie erfordert klare, gesunde und richtige Urtheilskraft, und das ist eine eben so seltene als unschätzbare Gabe. Die Hartnäckigkeit eines ungezügelten Selbstgefühls und die Entschiedenheit eines gesunden wohlgeordneten Geistes sind himmelweit verschieden. Diese ist überlegend, jene launenhaft; diese fest, jene tyrannisch; diese ist auf den Ruf des Wohlwollens oder bei dem Flüstern der Pflicht gleich bereit und gefällig, wie die Nachgiebigkeit, während jene nur darauf ausgeht, die Unersättlichkeit des Selbstgefühls zu befriedigen. Ein menschliches Wesen ohne Entschiedenheit ist ein bemitleidenswerthes Atom, ein Spiel verschiedener und entgegengesetzter Eindrücke. Entschiedenheit dagegen gewann Englands Freiheit; Entschiedenheit rettete die Schweiz; Entschiedenheit zertrat die glänzenden Fallstricke des Papstthums. Entschiedenheit conzentrirt überhaupt die Kräfte des Geistes und offenbart was alles ein Mensch zu leisten vermag; sie conzentrirt die Einfälle der Geschicklichkeit und verhindert Verschwendung von Geist, Zeit und Energie; dem Charakter verleiht sie Würde, dem Talente Nutzen. Die edelsten und lieblichsten Beispiele von Selbstverleugnung, die Exempel der höchsten Moral waren Resultate der besonnensten Entschiedenheit. Betrachten wir z. B. Curtius, wie er mit vollster Ueberlegung in den flammenden Abgrund steigt, um sein Vaterland zu retten, — Guyon von Marseille,

wie er den Tod in schrecklichster Gestalt nicht scheut, um die Pest abzuwenden, welche seine Vaterstadt zu veröden drohte. Denke über diese Beispiele nach, die ich noch leicht vermehren könnte und läugne dann, wenn du es kannst, die moralische Schönheit, die Erhabenheit der Entschiedenheit. Nachgiebigkeit mag angenehm und gewinnend sein, aber sie verlangt die Controle eines wachsamen Auges und Gewissens; sie taugt nur für die Welt der Festtage, nicht für die Werktage; oft läßt sie uns zögern und trödeln auf dem Pfade der Pflicht oder gar auf weit abführende Nebenwege gerathen. Du wirfst mir vielleicht vor, daß ich predige, aber im Kreise dieser Welt wohnt Nachgiebigkeit in der That neben der Sünde, und kein Gegengift trägt sie in sich, das sie gegen deren fürchterliche Berührung immer schützen könnte. Wir athmen hier nicht die reine Luft des Paradieses; uns tönen hier nicht Edens heilige Klänge. Leicht ist es daher, zu sündigen und nichts fürwahr so leicht, als der Menge in den Uebeln, die sie thut, zu folgen. Ziehe die Orakel der Wahrheit zu Rathe. Du wirst dann finden, daß wie keine moralische Schönheit, so auch keine Schönheit des Charakters ohne Entschiedenheit bestehen kann.

Wenn Harfe und Hackbrett, Psalter und Posaune in den Ebenen von Dura erklangen, würde nicht Nachgiebigkeit ihr Knie gebeugt haben, den glänzenden Götzen zu verehren? Betrachte doch den Charakter derjenigen, deren Namen dauernd, wie das Licht der Sterne, in der Erinnerung der Menschen glänzt. Du wirst finden, daß sie sich durch Kühnheit und Entschiedenheit auszeichneten. Patriarchen und Propheten, Apostel, Reformatoren und Märtyrer, bei allen zeigt sich dieselbe Entschiedenheit in glänzender Erscheinung. Entschiedenheit aber überläßt keinen einzigen Augenblick des Lebens der Gleichgültigkeit und dem Zögern; sie hält ihr Ziel fest im Auge und beschleunigt ihre Schritte, weil die Zeit kurz ist. Wohl gebe ich zu, schöne Rivalin, daß Du anziehend bist, ich aber abschreckend. Es steht jedoch einmal fest, daß diejenigen, welche meiner Stimme sich nicht versichern und meinen Beistand im Augenblick der Noth nicht erhalten, nichts Großes, nichts Ehrenvolles, nichts Dauerndes erreichen werden. Nie werden sie eine Stelle einnehmen unter den Wohlthätern der Menschheit, und niemals eine Nische im Tempel des Ruhms ausfüllen. Lorbeerkrone, unsterblicher Name und die Glorien des Märtyrerthums sind für sie nicht da. Wohl mögen sie den großen Schlüsselblumenpfad der Tändelei wandeln, aber die Leiter, welche dem Himmel näher bringt, die steile Leiter, von deren Spitze die Glorie des Himmels deutlicher erscheint, diese werden sie niemals erklimmen.

Hört! Hört! Herr Orakel hat gesprochen, erwiderte lebhaft die Gegnerin von „Nein" und sie lächelte mit ironischem Ernste.

Mit würdigem Stillschweigen nahm „Nein" diesen scherzhaften Ausfall auf und die Streitenden trennten sich, um in wenigen Stunden wieder zusammenzukommen und — auf's Neue zu disputiren.

Eine Porzellantasse

(Von Gutwill.)

„Liebes Kind! Der Winter ist hart und der Verdienst klein, deßhalb kann ich dir für jetzt kein Brod geben. Aber klage nicht, sondern bete zu Gott, damit er meinen Ausgang segne. Vielleicht läßt sich der Kaufmann, für welchen ich male, vielleicht ein anderer Mildthätiger zum Vorschusse einer kleinen Summe bewegen."

„Mutter! Das ist nicht recht von Gott, daß er gerade Dir schon seit sechs Wochen eine Armgeschwulst geschickt hat, so daß Du und Dein Julchen hungern müssen. Der Vater im Himmel sollte andere Leute krank werden lassen, welche Zeit zum Kranksein haben, da sie sich ihr Brod nicht selbst verdienen."

„Julchen! Diesen Frevel will ich nicht zum zweiten Male hören. Von Gott muß uns jede Gabe willkommen sein, sogar die Ruthe, mit welcher er uns züchtigt. Bete jetzt; allein weniger um Brod für uns Beide, sondern um Vergebung Deiner sündhaften Aeußerung!"

Nachdem Frau Leine diese Worte gesprochen, küßte sie ihr Kind auf die Stirne und ging. Julchen kniete nieder und betete mit lauter Stimme aus innerstem Herzensdrange. Schon einige Zeit mochte verstrichen sein, als die Kleine durch einen entstandenen Luftzug bemerkte, daß sie nicht allein im Zimmer weilen könne. Sie schaute um und gewahrte einen Mann, welcher sie mit nassem Blicke betrachtete. Furchtsam drückte sie sich in eine Zimmerecke und fragte scheu: „Was willst Du, fremder Mann! von mir?" „Tritt näher, liebes Kind!" entgegnete der Ankömmling: „Ich thue Dir Nichts zu Leide, sondern bringe Dir Zuckerwerk zur Stillung Deines Hungers."

Die Kleine blieb in ihrer Ecke, und sagte fest: „Dich hat nicht Gott zu mir gesandt."

„Weßhalb?"

„Mutter sagt immer: Zuckerwerk verderbe nicht nur die Zähne, sondern gewöhne auch an Naschhaftigkeit, welche etwas sehr Böses sei. Kann wohl von Gott etwas Böses kommen?" Der Fremde lächelte über diese kindliche Einfalt und begann zutraulich: „Bald sollst Du auch Fleisch und Gemüse und Brod empfangen. Doch rede: Bist Du das Kind der Frau Lenie?"

„Da kommt die Mutter selbst," antwortete Julchen und hüpfte Frau Lenie entgegen: „Hier ist ein unbekannter Mann, welcher nach Dir verlangt."

Ohne einen Gruß zu bieten oder eine Frage von Frau Lenie abzuwarten, schritt der Fremde auf dieselbe zu und betrachtete sie mit anhaltender Aufmerksamkeit. Dann fragte er in sanftem Tone, während

seine Stimme und sein ganzer Körper zitterten: „Werde ich nicht mehr erkannt?“

Die Gefragte hatte kaum einige Blicke auf den Fremden geworfen, als sie roth und dann sehr blaß ward. Plötzlich schrie sie laut auf: „Mein Vater!“ und sank in die sie umschließenden Arme des Fremden. Dann wand sie sich los, stürzte auf die Kniee und rief: „Verzeihung Deinem ungehorsamen Kinde!“

„Steh' auf, Johanna! und vergib Du mir meine unnatürliche Härte! Erzähle mir nun Deine, Deines Kindes Erlebnisse!“

Johanna hub an mit einer von Thränen oft unterbrochenen Stimme: „Nur zu bald sollte ich fühlen, daß, wer den väterlichen Segen verscherzt hat, auch den Entgang des göttlichen Segens empfinden muß. Du, lieber Vater! hattest Deine Einwilligung mit Willen versagt, weil die Verbindung einer Grafentochter mit einem armen Maler eine Mißheirath sei. So verließ ich heimlich das älterliche Schloß und, nachdem ich mit Willen in einer nahen Dorfkirche getraut worden, folgte ich meinem Gatten nach W., woselbst wir uns eine neue Heimath gründeten. Von da aus schrieb ich öfter an Dich und bat um Verzeihung und um den väterlichen Segen.

„Leider vergebens, denn anfangs ließ ich die Briefe unbeantwortet, und später sandte ich Dir meinen Fluch mit dem Verbote, je Etwas von Dir hören zu lassen.“

„Gebrach mir also der Muth zu wiederholten Bitten um Vergebung in glücklichen Tagen, wo sollte ich diesen Muth hernehmen im Unglücke, das uns bald heimsuchte? Die politischen Wirren, welche ganz Deutschland bewegten, sollten doppeltes Unheil über uns ausgießen. Der Erwerb für die Armen stockte, weil der Besitz den Reichen kaum gesichert schien. Deßhalb mußte mein Gatte der Oelmalerei entsagen und sich mit dem einträglicheren Bemalen von Porzellantassen, Pfeifenköpfen und ähnlichen gewöhnlichen Verkehrsgegenständen beschäftigen, um nothdürftig für Frau und Kind zu sorgen. Der Unmuth über unsere häuslichen Verhältnisse, der thörichte Wahn, mit einer vermeintlichen und in's Werk zu setzenden Verbesserung der Staatsordnung müsse sich das Glück der ärmeren Familien aufbessern, verwickelten meinen Gatten bei seiner leicht erregbaren Einbildungskraft in politische Umtriebe, deren Entdeckung uns zu flüchten zwang. Wir zogen hierher, und, wenn wir auch unter dem Schütze eines andern Fürsten lebten, so vertauschten wir doch der größern Sicherheit wegen den Namen Willem mit dem Namen Lenie. Mein Gatte starb bald aus Gram über seine fehlgeschlagenen Hoffnungen, welchen er die Wirklichkeit geopfert hatte. So ernährte ich denn mich und mein Julchen von der Porzellanmalerei, welche ich um so leichter von meinem Gatten erlernen knnnte, als Du, lieber Vater! meine außerordentlichen Anlagen zur Malerei hattest ausbilden lassen.“

Von Neuem schloß der Graf die wiedergefundene Tochter in seine

Arme. Hierauf sprach er, während Thränen in seinen Augen glänzten: „Nach acht Jahren des unversöhnlichsten Hasses gegen Dich und Deinen Gatten kam ich auf einem schmerzhaften Krankenlager zur Erkenntniß, zur Bereuung meines schweren Unrechts. Alle meine Aufforderungen zur Rückkehr in die Arme des Vaters, welche ich in den gelesensten Blättern Deutschlands an Dich und Deinen Gemahl erlassen hatte, blieben erfolglos. So glaubte ich an euern Tod oder an eure Wiedervergeltung meiner Herzlosigkeit, und ohne Murren ergab ich mich in mein verschuldetes Geschick."

„Mein Willem hatte den Schwur gethan, nie mehr eine Zeitung zu lesen, damit seine politischen Verirrungen, welche großes Unglück über sein Weib und Kind gebracht, keine weitere Nahrung fänden. Treulich hielt er seinen Schwur. Ich aber brauchte mein Augenlicht und meine Zeit, um mich und mein Kind zu ernähren, um mich und mein Julchen heranzubilden."

„Und die Behörden konnten freilich keinen Aufschluß ertheilen. Ihr hattet ja Euern frühern Aufenthalt verlassen und Eure Namen geändert. — Mein treues Weib, an dessen Brust ich meinen Schmerz hätte ausweinen können, schläft längst unter der Erde. So suchte ich denn im Getümmel der Welt meiner Traurigkeit Herr zu werden. Auf einer größern Reise berührte ich diese Stadt. Zur Besorgung von Einkäufen trete ich in einen Porzellanladen und gewahre eine Tasse mit einer trefflichen Abbildung meines Schlosses geschmückt. Fast athemlos frage ich: „wer hat diese Tasse gemalt?" lasse mir den nöthigen Aufschluß ertheilen und stürze hierher, um vielleicht meine Tochter und ihren Gatten, vielleicht doch Jemanden zu finden, der, weil er mein einsam gelegenes Schloß so genau kennt, auch Kenntniß hat von meinen Lieben."

„Und in der freudig-bangen Ahnung Deines Herzens zahltest Du Dreifach den Werth dieser Tasse, welche ich gemalt voll wehmüthiger Erinnerung an meine Jugend, an meinen unvergeßlichen Vater. Kaum hattest Du den Laden verlassen, als ich eintrat, um den Kaufmann, für welchen ich male, um ein kleines Darleihen zu bitten. Der wackre Mann gab mir die ganze von Dir empfangene Summe zum Geschenk. — Nun, Julchen! komm auch Du herbei und umarme Deinen Großvater!"

„Gerne Mutter! Wenn aber der liebe Gott wegen geschehener Beleidigungen so unversöhnlich sein wollte, wie der Großvater, da hätten wir ja schon lange umkommen müssen vor Hunger und Frost!"

„Julchen! Julchen!"

„Verzeihung, mein theures Enkelchen! Dein Großvater wird jetzt auch Vaterstelle an Dir vertreten und mit redlichem Eifer seine versäumten Pflichten nachzuholen suchen."

Das Turnier.

Eine kulturhistorische Skizze.

(Nach Budik.)

Bearbeitet von Dr. Bischof.

Die Turniere haben ihr Vorbild in den Waffenspielen der Griechen und Römer und hatten in ihrer Ausbildung die meiste Aehnlichkeit mit den trojanischen Spielen, welche Aeneas auf italienischen Boden verpflanzte. Früher als in Deutschland waren die Turniere in Frankreich und England zur Blüthe gelangt. Erst Heinrich I. versuchte, dieselben auch bei uns mehr und mehr zu entwickeln, um die Ritterschaft auch in Friedenszeiten zu steten Kriegsübungen zn veranlassen. Er verstand es, sie zum Knotenpunkte kriegerischen Geistes und religiösen Sinnes zu gestalten. Außer dem Zwecke der Uebung der körperlichen und geistigen Kräfte hatten die Turniere nach dem damaligen Standpunkte der Kultur auch noch die schöne Bestimmung, durch prachtvolle Schauspiele die Sitten und den Geschmack des Volkes zu verfeinern und denkwürdige Begebenheiten der Nachwelt zu erhalten. Aber auch der Tugend und Schönheit der Frauen gaben die Turniere eine tiefere Bedeutung. Die Gunst der Damen mußte jedoch verdient werden. Nur innerer Werth sollte zum stolzen Selbstgefühl sich erheben, darum suchte man anfänglich jeden Sinnenreiz durch glänzenden Putz zu verdrängen und erlaubte nur anständige Kleidung. Lange wurden die deßhalb erlassenen Gesetze befolgt; allmälig aber verkannte man die wahre Größe und verfiel dem blendenden Glanze. Indessen war auch jetzt noch nie der Werth des dem Sieger zuerkannten Preises, der Turnierdank der lebensvolle Inhalt des Strebens, sondern die höhere Bedeutung desselben und der Ort, wo er ihn erhielt, und die Hand, die ihn spendete, befeuerten den Ritter in den Turnierschranken mit Heldenmuth. Wie werthlos an sich war auch die Belohnung der Griechen und Römer, die sie dem Verdienste zuerkannten! Eine olympische Krone bei jenen, ein Eichenkranz bei diesen, war der höchste Grad der vom Staat gewährten Auszeichnung, und doch — welchen Werth legte nicht der Geist des Volkes hinein!

Unter Heinrich I. wurde die Ritterwürde zum ehrenvollsten Range erhoben, und es zeugt von politischem Scharfblicke, daß es jedem Verdienste die Aussicht eröffnete, den Ritterschlag, und mit ihm die höchste Auszeichnung zu erlangen. Aus Vielen nur ein Beispiel:

Als sich Heinrich im Jahre 930 zu Regensburg befand, kam eine Gesandtschaft der Hunnen, um mit ihm wegen des Friedens zu unterhandeln. Krako, der Hauptmann, ein zweiter Goliath, von wildem, trotzigem Aussehen und übermüthig wie dieser, forderte höhnisch einen Deutschen zum Zweikampfe auf Tod und Leben, auf Ehre und Seligkeit, und fügte bei: „Er komme und fahre zur Hölle!“ Eine stolze, kecke

Drohung sprach aus seiner wilden Gebärde. Das Aeußere entsprach dem ganzen inneren Wesen des Barbaren; in seinem Riesenschilde trug er das Bild eines geflügelten Teufels; sein breites Schwert war dritthalb Ellen lang und zwanzig Pfund schwer, und Helm und Rüstung bestand aus Elephantenhaut, mit eisernen Schuppen benagelt. Die prahlerische Herausforderung vernahm auch der Regensburger Bürger Hans Dollinger, der zur Zeit im Gefängnisse lag. Diesem pochte mächtig die männliche Brust, den Stolz des Uebermüthigen zu beugen.*) Heinrich schenkte ihm die Freiheit und ließ ihn mit einem Streitrosse und mit Waffen versehen. Dollinger betete vorher am Grabe des hl. Eberhard und empfing die heiligen Sakramente. Auf den Rath eines Priesters ließ er ein Kreuz in der Nähe des Kampfplatzes aufstellen. So geistig und körperlich gerüstet, tritt er in die Schranken. Aller Augen sind mit gespanntester Theilnahme auf den wackern Dollinger gerichtet. Das Zeichen zum Kampfe ertönt und augenblicklich stürzten die Kämpfer mit den tödtlichen Speeren gegen einander. Zweimal wird Dollinger aus dem Sattel gehoben; denn ihm wars, so bezeugte der Ehrenmann, als sähe er seinen Feind in dreifacher Gestalt auf ihn losrennen. Er hielt dieses für ein Werk des Fürsten der Finsterniß, mit dem der Hunne — nach seiner Meinung — im Bunde stand. Er bat nun, das Kreuz an der Rennbahn aufzustellen; da plötzlich fühlt er sich von wunderbarer Stärke gehoben; mit kräftiger Hand faßt er die Lanze und führt sie so geschickt in das Haupt des Hunnen, daß er es durchbohrt. Der Feind fällt mit einem dumpfen Fluche vom gewaltigen Rosse und gibt in wenigen Minuten den Geist auf. Weithin schallender Beifall wird dem muthigen Kämpfer zu Theil; am herrlichsten aber belohnte ihn Heinrich: der Bürger Dollinger erhielt den Ritterschlag.

Von Heinrich I. aus schreitet der Geist des Ritterthums auch in Deutschand aufwärts in immer schönerer und edlerer Gestalt, bis er endlich in der Zeit der Kreuzzüge in eine große Flamme der Begeisterung aufschlägt.

Schon um diese Zeit waren die Turniere festliche, glänzende und daher anziehende Schauspiele. Schon am Vorabende vor deren Beginn (Vigiliae) gaben die Knappen oder Wappner eine Art von Ritterübungen, Rennen oder Kampfspielen, die man die Turniervesper (Vigilia) oder das Gestech nannte. Dieses Vorspiel des großen Turniers (des Meisterturniers, oder des hohen wackeren Turniertages) hatte den Zweck, auch den Muth und das Ehrgefühl der Knappen zu beleben.

Mit den ersten Strahlen des festlichen Tages füllte ein buntes Gewühl von nah und fern, von Leuten aller Stände die öffentlichen Plätze; und je näher die Stunde des Festbeginnes heranrückte, desto lebhafter

*) Ein Beleg, daß auch der Bürger im Gebrauch der Waffen tüchtig und der Kriegsübung kundig war.

war die Bewegung und die Neugier der Tausende, das große Schauspiel zu sehen. Schmetternder Trompetenschall gab endlich das Zeichen des Beginnes. In ernstem, majestätischem Schritte bewegte sich der glänzende Zug nach dem Kampfplatze. Alle Ritter trugen die prächtigste Waffenrüstung, deren Blitz das Auge blendete. Hinter ihnen die gleichfalls berittenen Knappen.

Gar oft schmückten auch Damen, liebliche Blumen im prangenden Kranze, den herrlichen Zug. Diese nahmen den wärmsten Antheil an dem schwankenden Schicksal der Kämpfenden, denn jeder Ritter trug irgend ein Pfand der Gunst von einer derselben an seiner Rüstung oder an seinen Waffen. Ward ein solches Pfand in des Streites Heftigkeit vernichtet, so ersetzte sie es sogleich durch ein anderes, um den Muth des Ritters auf's Neue zu beleben.

Am schönsten zeigte sich die Geschicklichkeit der Ritter im Zweikampfe mit der Lanze. Es gab dreierlei Lanzenkämpfe: das Stechen über die Schranken, das Stechen im hohen Zeug, und das Gesellenstechen. Ersteres bestand darin, daß eine Lattenwand die Turnierbahn quer durchschnitt, gegen welche von entgegengesetzter Seite die Kämpfer im vollen Pferdelauf an einander rannten. Die Lanze führte man in der rechten Hand, das Ende des Schaftes wurde mit dem Arme gegen die Seite gedrückt, und die Spitze ging über das linke Ohr des Kampfrosses hinaus, und versuchte es nun, den Gegner auf den Leib, oder wenn er einen Schild hatte, auf die Mitte des Schildes (zwischen die vier Nägel hieß es in der Turniersprache) zu treffen, wodurch dann der recht im Mittelpunkt Getroffene durch die Macht des Stoßes zu Boden stürzte, was man einen ledigen Fall nannte.

Wer seinen Gegner so traf, daß seine Lanze zersplitterte, that so viel, als ob er ihn aus dem Sattel gehoben hätte; dagegen war es eine Schmach, statt des Ritters das Roß zu treffen, daß es getödtet wurde; was auch Ariost im „rasenden Roland" bezeugt, wenn er sagt:

„Sie stießen beide nach der Helme Gittern,
Nicht nach den Rossen, um vom Sitz herab
Den Feind zu ziehen, was unrecht schien den Rittern,
Weil nicht das Roß den Grund zum Kampfe gab.
Wer glaubt, hier einen Kampfvertrag zu wittern,
Kennt nicht den alten Brauch, und irrt weit ab,
Ohn' einigen Vertrag, war's ein Verbrechen
Und ew'ge Schande, nach dem Roß zu stechen."

Bei diesem Gestech erschienen die Ritter in ganzer Bepanzerung; es wäre denn, daß ein Ritter durch irgend ein Gelübde oder durch überschätzte Gewandtheit und Stärke diesen Schutz verschmähte.

Das Stechen im hohen Zeug (Puneis) war ein Lanzenrennen gegen Einzelne in schwerer Rüstung, ohne die hemmende Lattenwand.

Mit diesem Stechen hatte der ernste Kampf, der in der Turniersprache Scharfrennen hieß, und bei dem es auf Leben und Tod ging, die meiste Aehnlichkeit.

Das Gesellenstechen (der deutsche Buhurd) war das Gefecht gegen Schaaren.

War erst der Kampf entschieden, dann empfingen die Sieger die Glückwünsche der zahlreich versammelten Gäste und die Huldigung, die Muth und Geschicklichkeit immer verdienen.

Der erworbene Preis hieß Turnierdank. Die Austheilung geschah mit der strengsten Gewissenhaftigkeit. Wer die meisten Lanzen gebrochen, wer die Waffen am geschicktesten zu schwingen, oder das Schwert am zierlichsten zu führen gewußt, wer ungeachtet des heftigsten Andranges sich dennoch im Sattel erhalten und das Visir seines Helmes nicht geöffnet hatte, um auszuruhen oder frische Luft zu schöpfen, hatte die vollgültigsten Ansprüche auf einen Turnierdank. Die Herolde überwachten das Gebaren der Ritter mit scharfem Kennerauge und erstatteten den Turnierrichtern (Turniervögten) so gewissenhaften als ausführlichen Bericht. Hierauf wurden die Stimmen gesammelt, und es thaten nun zuerst die Fürsten, dann die älteren Ritter und zuletzt die zu diesem Amte schon vor Beginn des Turniers gewählten Richter den Ausspruch, wem der Ruhm des Sieges gebühre. Manchmal wurde eine streitige Frage den Damen, die die Turniergesetze wohl inne hatten und mit scharfem Auge beobachteten, zur Entscheidung vorgelegt, und von dieser schönen Instanz aus hatte jede Appellation aufgehört.

Nach dem Turniere fand das Turnier-Banket statt. Gleich beim Eintritte in die festlich geschmückten Hallen wurden dem Sieger die Waffen von den Damen abgenommen; sie reichten ihm dafür die prächtigste Kleidung, und führten ihn, so bald er umgekleidet war, in den Saal, in dem ihn die Fürsten und Herren erwarteten. Oft schmückten ihn schöne Hände noch mit einem Ehrenkranze. Bei der reichbesetzten Tafel wurde ihm der Ehrenplatz angewiesen, von wo aus er aller Augen auf sich zog. Ueberall umgab ihn Pracht und Glanz, überall ward sein Name gepriesen, und es war keine leichte Aufgabe für den allseitig Gefeierten und Bewunderten, im Gefühle der Stärke und des Muthes die Bescheidenheit zu bewahren. Darum lautete im Bildungskatechismus der Ritter eine weise Lehre: „Sei stets der Letzte, wenn du in Gesellschaft älterer Helden zu reden hast, und sei der Erste stets, wenn die Schlachttrompete ruft!" und eine andere: „Ein echter Ritter muß laut schlagen und leise reden."

Die Zeiten ändern sich und mit ihnen ändern sich die Sitten.

Nationalhaß und alter Groll verwandelten später die Turnierplätze in Schlachtfelder und privilegirte Mordstellen ungeachtet der entgegenstehenden Verbote. Schnöde Habsucht trat an die Stelle früherer Genügsamkeit rücksichtlich der Siegespreise; große, werthvolle Geschenke, ja selbst Rechte und Einkünfte von Gütern, mußten den Muth der Ritter anfeuern. Das religiöse Moment war unter diesen Umständen nicht

mehr zu finden, und selbst der moralische Impuls, die sittige Minne der Frauen, war in tiefsten Hintergrund getreten.

Der Geist der Ritterschaft hatte seinen eigenthümlichen Charakter eingebüßt. Das Institut der Turniere war von jetzt an mit Recht ein Gräuel, besonders im Auge der Kirche, deren Geist Eintracht, Friede und Liebe ist. Schon im 12. Jahrhundert belegte Papst Eugen III. Alle mit dem Banne, die an Turnieren thätigen Antheil nahmen, und versagte den im Turniere Gefallenen das kirchliche Begräbniß, und Papst Innocenz IV. erneuerte dieses Verbot mit der nachdrücklichsten Androhung gleich schwerer Strafe. Es lag besonders in dem weisen Plane dieses Oberhauptes der Kirche, den großen Gedanken der Kreuzzüge mit Kraft zu verfolgen und die Ritter für die Befreiung des heiligen Grabes zu gewinnen, wovon zu viele durch den Hang zum Turnier abgehalten wurden. Selbst die Mönche wagten es, gestützt auf das Ansehen des kirchlichen Oberhauptes, gegenüber dem zahlreichen und mächtigen Adel mit strengem, oft beleidigendem Feuereifer gegen die Lieblingsbelustigung der weltlichen Herren aufzutreten. Allein — weder die Interdicte der höchsten Kirchenfürsten, noch die Strafpredigten der Mönche vermochten den stolzen und reichen Adel von seiner Lieglingssitte abzubringen. Erst als Ludwig VII., Philipp der Schöne und Philipp August von Frankreich, sowie Heinrich III. von England die Turniere in ihren Ländern abschafften, verminderten sich dieselben. Allein die Nachkommen jener Könige betrachteten den zahlreichen Adel als die mächtigste Stütze ihrer Throne und ließen ihn in der Wahl seiner Lustbarkeiten gewähren, und das Turnier kam wieder in neuen, erhöhten Flor.

Da trat aber ein Ereigniß ein, welches entscheidend wirkte, nämlich die Erfindung des Schießpulvers und die Einführung des Feuergewehrs. Dadurch erhielt die Kriegsführung eine ganz andere Gestalt. Nicht persönlicher Muth, nicht körperliche Stärke und Gewandtheit entschieden fernerhin das Schicksal der Schlachten; die Vorzüge alle, die der Ritterschaft in hohem Grade eigen waren, verloren den größten Theil ihres Werthes. — Durch die Einführung der stehenden Heere hörte das Vorrecht des Adels auf: im Kriege allein die Reiterei zu bilden; durch die Einführung des schweren Geschützes ward die Eisenrüstung unnütz gemacht. Diese Abnahme des Einflusses auf die Entscheidung des Kriegs lähmte auch die Neigung zu kriegerischen Uebungen des Adels, unter denen die Turniere obenan standen, und ließ diese bald gänzlich erlöschen und der Geschichte einer großen Vergangenheit anheimfallen.

Ein zweites großes Moment aber bildete auch das Wiedererwachen der Wissenschaften in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, deren Strahlen von Italien aus das übrige Europa befruchteten und eine Verwandlung in der Denkungsart und Lebensweise des Adels hervorriefen. Er lernte eine bessere Verewigung seines Namens in dem

Schutze und der Unterstützung der Wissenschaften und Künste kennen, und in der neuesten Zeit durch Förderung volkswirthschaftlicher — kaufmännischer und industrieller — Thätigkeit.

Die Seeschlacht bei Trafalgar
am 21. Oktober 1805.

Von einem Augenzeugen.

(Aus dem Französischen.)

Schlachtenberichte sind die mit Blut gemalten Bilder menschlichen Elendes, sie sind die Auffrischung der reichsten Ernten des Todes; allein sie zeigen auch, welche unendliche Opfer für Freiheit, für Recht und Ehre gebracht werden können und müssen, wenn der Feind nicht diese heiligen Güter mit dem eisernen Fußtritte des erbarmungslosen Siegers vernichten soll. So schrecklich die Wanderung über ein Schlachtfeld immerhin ist, wo uns der Tod in tausenderlei Gestalten entgegengrinst, so ist eine Seeschlacht dennoch schrecklicher. — Die größte aber seit Jahrhunderten ist die von Trafalgar (21. Oktober 1805). Ein Mithandelnder erzählt, wie folgt:

Seit unsrer (französischen) Revolution stand unsere Seemacht der englischen gegenüber in fortwährendem Nachtheil, weil die besten Marine-Offiziere — einzig und allein aus dem Grunde, weil sie von Adel waren — zur Auswanderung sich genöthigt sahen, und ihre Nachfolger im Dienste noch eine herbe Schule durchzumachen hatten, um jene Erfahrungen sich anzueignen, die zu einigen Hoffnungen den Engländern, besonders dem Schlachtengotte Nelson gegenüber, — berechtigten. Einen ergreifenden Beleg hiefür bildet der genannte Vernichtungskampf.

Seit dem 3. Oktober befand sich das Corps, zu dem ich zählte, auf der von Nelson blokirten Rhede von Cadix. Die aus langer Unthätigkeit erwachsene Langweile steigerte sich bereits zur Plage, als am 20. das Gerücht durch unsere Reihen lief, man werde am folgenden Morgen die Engländer angreifen. Das Schiff, das unsern Admiral, Villeneuve, an Bord hatte, war der Bucentaur. Häufige Signale gingen von ihm aus, und eben so viele kehrten wieder; Capitäne ruderten ab und zu; auf mehreren Schiffen schon bemerkte man reges Leben, ungewohnte Thätigkeit; alles schien das umlaufende Gerücht eines Angriffes zu bestätigen. Der verhängnißvolle Tag brach an. In stummem Schweigen harrten alle der Dinge, die da kommen sollten. Um 10 Uhr Vormittags verließ auch wirklich das Geschwader den Hafen von Cadix, um dem Feinde die Schlacht anzubieten. Wir hatten 30 Schiffe, worunter 10 spanische waren, welche die Linke hielten, 6 Fregatten von beiden Nationen segelten an den beiden Flügeln dieses prächtigen Geschwaders. Die Fregatten hatten den Befehl, während des Gefechtes da,

wo es nöthig sein werde, Hilfe zu bringen. Unsere Linie breitete sich über eine Meile aus und befand sich um Mittag auf Kanonenschußweite von der feindlichen (englischen) Flotte, die der unsrigen an Stärke ungefähr gleich kam.

Beide Flotten manöverirten nahezu eine Stunde lang, eine im Angesichte der anderen um die gegenseitige Lage genau zu erforschen und die letzten Vorbereitungen zu einer nunmehr unvermeidlichen Schlacht zu vollenden. Der Redoutable befand sich in der Mitte unserer einen Halbkreis bildenden Aufstellung; ihm gegenüber stand ein englischer Dreimaster mit der Admirals-Flagge; mithin mußte der große Nelson sich selbst auf diesem Schiffe befinden. Es nahm im englischen Geschwader ganz denselben Platz ein, den der Redoutable unsererseits hatte. Plötzlich gab das englische Admiralsschiff seine Signale, die in demselben Augenblicke erwiedert wurden, und kam mit vollen Segeln auf uns zu, wobei die andern Schiffe seiner Bewegung folgten. Seine Absicht war offenbar, durch einen mächtigen Angriff auf den Redoutable unsere Linie zu durchbrechen; dieser legte bei und sandte dem Engländer die erste Ladung seiner Feuerschlünde — und der Schlachtenwürfel war gefallen. Das englische Schiff erwiederte den todtspendenden Gruß, und auf der ganzen Länge beider Linien entstand ein so furchtbares Feuern, daß es die Vernichtung einer der beiden Flotten zur unausbleiblichen Folge haben mußte. Schon erschallte auf den Batterien und Verdecken unseres Redoutable das Geschrei der Verwundeten, das Stöhnen und Röcheln der Sterbenden; denn die erste feindliche Ladung hatte einen Offizier und dreißig Matrosen und Soldaten hingestreckt.

Ich stand zum Erstenmale im Feuer, sah zum Erstenmale das gräßliche Wüthen des Todes. Eine innere Bewegung, wie ich sie noch nie gefühlt hatte, verursachte mir ein fast hörbares Pochen des Herzens. Furcht mochte wohl dabei Mitursache sein; aber sie war mit anderen Empfindungen, von denen ich mir keine Rechenschaft ablegen konnte, untermischt. Außerordentlich peinlich war mir: an Einem Flecke wie gefesselt stehen zu müssen, ohne eine andere Bewegung machen zu dürfen, als die das Laden und Abfeuern unserer Gewehre auf das feindliche Verdeck erlaubte. Meine Begeisterung wuchs; ich hätte thätiger sein, hätte auf dem Schiffe umher gehen, hätte eine Kanone bedienen mögen. Bald sollte mein Wunsch, wenn auch in anderer Richtung, erfüllt werden: die Wächter auf dem Besan-Mastkorb waren heruntergeschossen; sie stürzten um und neben uns nieder; wer nicht tödtlich getroffen war, zersplitterte vom hohen Falle den Schädel auf dem Verdecke. Ich ward mit drei Andern beordert, sie zu ersetzen. Im Hinaufsteigen pfiffen die Kugeln um uns her, schlugen von den Raaen und Masten große Splitter ab und schnitten dort und da das Takelwerk durch. Nur einer meiner Kameraden ward an meiner Seite getroffen, stürzte dreißig Fuß tief auf das Verdeck und zerschmetterte sich das

Haupt. So bald ich im Mastkorb angelangt war, suchte ich das eben so großartige als schreckliche Schauspiel, das die beiden Flotten um mich her darboten, zu unterscheiden. Ueber eine Meile im Umfange lag ein dichter Rauch über der See, und ein Wald von Masten, Takelwerk, Flaggen, Wimpeln und Signalen wurde in der weiten Wolke unter uns durch tausend und tausend Blitze erhellt, die den unzähligen Feuerschlünden entfuhren. Das Rollen war stärker und erschütternder, als das des mächtigsten Donners. Das Meer lag ruhig, und der schwache Wind dem Manöver wenig günstig.

Die englischen Mastkorbwachen, von denen wir nur einige Klafter weit entfernt waren, richteten ein lebhaftes Musketenfeuer auf uns, das wir eben so eifrig erwiederten. Zwei meiner Kameraden wurden neben mir getödtet, zwei so schwer verwundet, daß sie nur mit Mühe und Anstrengung unter unsäglichem Schmerze am Tauwerk hinab zu steigen vermochten. Aber auch unsere Gegner auf dem englischen Mast hatten kein besseres Loos, denn sie waren sämmtlich, von unsern Kugeln getroffen, gefallen oder kampfunfähig und wurden auch nicht ersetzt. Ich betrachtete nun das englische Schiff und das unsere; bald hüllte sie dichter Rauch ein, bald vertheilte er sich und kehrte, so oft eine neue Ladung erdonnerte, um so dichter und undurchdringlicher zurück. Beide Verdecke waren mit Leichen und Schwerverwundeten belegt, und man nahm sich nicht Zeit, jene dem Meere zu übergeben und diesen helfend beizuspringen. Ich unterschied unseren Kommandanten, Herrn Lucas, der unbeweglich, wie eine eherne Heldenstatue, an seinem Posten stand und einige schon verwundete Offiziere, die noch immer fortfuhren, ihre Leute zu ermuthigen und Befehle zu ertheilen. Auf dem Hinterdeck des englischen Schiffes erblickte ich einen Offizier im Schmucke kriegerischer Ehren, der nur Einen Arm hatte. Nach allem, was ich über den englischen Admiral gehört hatte, mußte es Nelson selbst sein. Er war von mehreren Offizieren umgeben, denen er Befehle zu ertheilen schien. In demselben Augenblicke, da ich ihn wahrnahm, fielen mehrere Seeleute um ihn her, von den Kugeln des Redoutable getroffen, Ich erhielt noch immer keinen Befehl zum Hinabsteigen und glaubte mich im Mastkorbe vergessen; ich hielt es indessen für meine Pflicht, das Hintertheil des feindlichen Schiffes, das ich sehr nahe und deutlich vor mir sah, zu beschießen. Ich hätte leicht Einzelne auf's Korn nehmen können, begnügte mich aber, in kleine Haufen von Seeleuten und ihre Offiziere zu feuern. Auf einmal bemerkte ich auf dem feindlichen Gegenstande meiner Thätigkeit eine große, Entsetzen verrathende Bewegung. Alles drängte sich um den Offizier, in dem ich Nelson zu erkennen glaubte; er war gefallen; mit Mänteln bedeckt, trug man ihn vom Verdecke. Gleich darauf unterbrach das Admiralsschiff, der Victory, sein Feuer. Das ganze Verdeck wurde leer; nur die zahlreichen Todten behaupteten den Platz. Ich nahm an, der Schrecken über den Fall des Admirals

sei die Ursache dieser eingetretenen Todtenstille und eilte auf's Verdeck, um den Kapitän Lucas von dem Wahrgenommenen zu unterrichten. Er pflichtete meiner Ansicht um so geneigter bei, weil das Aufhören des Feuers auf dem feindlichen Schiffe unwiderleglich bewies, daß die Feinde durch einen überaus wichtigen Vorfall an der Fortsetzung des Kampfes gehindert wurden. Unverzüglich befahl unser Kapitän: das Admiralsschiff zu entern. — Alles war augenblicklich dazu bereit. Ein Seekadet unseres Schiffes, Namens Fontaine, stieg sogar durch die Stückpforte in die Batterie der Vierundzwanzigpfünder, fand diese verlassen und sprach bei der Rückkehr die Meinung aus, der Victory werde sich ergeben.

In dem Augenblicke, in dem ein Theil unserer Mannschaft, von zwei Offizieren angeführt, im Begriffe war, sich auf das feindliche Verdeck zu stürzen, wurde mit einer Wuth auf uns und unser Schiff gefeuert, wie es seit dem Beginn dieser mörderischen Schlacht noch nicht der Fall war. Zu gleicher Zeit legten sich zwei Schiffe von 84 Kanonen, ein feindliches und eines aus unserer Linie, an Bord des Redoutable, jenes um diesen zwischen zwei Feuer zu nehmen; dieses in der Absicht, die Wuth des Victory von uns theilweise abzulenken. — Jetzt zeigte sich ein Schauspiel, wie es nie eine bisher bekannte Seeschlacht bot und kaum je wieder bieten wird.

Vier Schiffe auf Einer Linie, dicht neben einander, die oft mit furchtbarer Macht aneinander stoßen, deren Raaen in einander fahren, und die mit einer Wuth, die nicht zu beschreiben ist, kämpfen!

An die Manörers wurde gar nicht mehr gedacht: Matrosen, Soldaten, selbst Offiziere, die in diesem fürchterlichen Gemenge nichts zu versehen, nichts zu befehlen hatten, beeiferten sich, das schwere Geschütz zu bedienen. Mitten unter nahezu vierhundert Kanonen von schwerem Kaliber, welche innerhalb eines kleinen Raumes zugleich gelöst wurden, bei dem Geschmetter der Kugeln, welche die Seitenwände unseres Schiffes trafen und große Oeffnungen hineinschlugen, unter den Trümmern, die von allen Seiten wie Wurfgeschosse umherflogen, bei der Erschütterung der Schiffe, die bei ihrem Schwanken alle Augenblicke aufeinander prallten und bersten zu wollen drohten, dachte jeder wuthentflammt nur darauf, den Feind zu zerstören, unbekümmert um das Röcheln und Wimmern der Sterbenden. Die Kameraden fielen, wie Winterfliegen, und wenn Verwundete oder Todte dem Dienste des von ihnen besorgten Geschützes im Wege lagen, stieß man sie mit den Füßen in die Mitte der Batterie, und der Zunächststehende stellte sich, stumm und von Wuth verzehrt, an eben den Posten, an den ihm im nächsten Augenblicke gleiches Schicksal erreichte.

In weniger als einer halben Stunde war unser Schiff, ohne eine Flagge gestrichen zu haben, durch die That selbst übergeben. Das Feuer verminderte sich allmählig und hörte endlich ganz auf. Beide Batterien waren mit den Leichen unserer Kameraden, mit Trümmern, Kugeln,

zerschmetterten Lavetten und noch brennenden Lunten bedeckt. Einer unserer Sechsunddreißigpfünder war gegen Ende des Gefechtes zersprungen; dreizehn Mann, die es bedienten, lagen, von seinen Trümmern fürchterlich zerrissen, um seine umgestürzte Lavette her; die Verkehrstreppen zwischen den verschiedenen Batterien waren zerbrochen, der Fockmast und der Hauptmast gefallen und bedeckten das obere Verdeck mit ihren Riesensplittern, mit Winden und Tauwerk; von all dem ungeheuren Tauwerk, das auf dem Castell gelegen oder auf den Schiffswänden aufgehangen gewesen war, blieben nur einige zertrümmerte Stücke der äußeren Bekleidung.

Von den achthundert Mann, die unser Schiff gezählt hatte, blieben höchstens noch hundertundfünfzig übrig, die mehr oder weniger verwundet waren, unter diesen befand sich auch unser Kommandant, Herr Lucas.

Es war Abends 5 Uhr, als das Gefecht entschieden aufgehört hatte. Ich ging im Schiffe umher, wo Alles das Bild der schauerlichsten Zerstörung darbot. Ich hatte noch nicht jene Art Gleichgültigkeit erlangt, welche die Gewohnheit solcher Auftritte dem älteren Krieger verleiht; daher der namenlose Schmerz, der sich meiner beim Anblick der entsetzlichen Scene bemächtigte. Ich entfernte mich nassen Auges, um die Leiden der Verstümmelten nicht mehr zu sehen, ihr herzzerschneidendes Jammern nicht mehr zu hören, und dagegen in den Gesichtern der dem Tode Entgangenen dem Ausdrucke verhaltener Wuth und stiller Verzweiflung zu begegnen. — Allmählig nahm man sich der Verwundeten an und Abends kamen englische Schaluppen, um den geringen Ueberbleibsel unserer Mannschaft abzuholen und auf ihren Schiffen zu vertheilen. Ich ward auf den Victory gebracht; hier erfuhr ich Nelsons Tod. Eine Musketenkugel, welche an der rechten Schulter eingedrungen war, hatte das Rückgrat tödtlich verletzt. Als man ihn den Wundärzten übergeben, befahl er dem Doktor Betty, ihm ohne Schonung seine Lage zu entdecken. Wie er hörte, daß er nur noch Eine Stunde zu leben habe, ließ er ohne Bestürzung den Flaggen-Kapitän Hardy kommen, und nachdem er ihn um die Lage der zwei Geschwader gefragt hatte, verbot er seinen Tod der englischen Flotte bekannt zu machen und befahl, nach dem Gefechte auf demselben Platze, auf dem es stattgefunden, zu ankern. Herr Hardy versprach, diese Befehle pünktlich zu befolgen, konnte aber hernach die Ausführung derselben doch nicht auf seine Verantwortung nehmen, sondern verkündete den Tod des Helden. Collingwood übernahm das Kommando und hielt wegen des in der Nacht sich erhobenen Windes nicht für gut, am Orte des Gefechtes zu ankern.

Nelsons Tod ward von den Engländern mit Recht für ein allgemeines Unglück angesehen, das durch den errungenen Sieg entfernt nicht ausgeglichen werde; denn Britannien verlor seinen größten Helden zur See.

Ergraute Matrosen weinten um ihn, wie um einen Vater, die

Offiziere wie um den Anführer, dessen Talente den Ruhm und den Wohlstand ihres Vaterlandes begründet hatten und den auf lange Zeit kein anderer Admiral zu ersetzen vermöchte. Der Mann, um den eine ganze Nation klagte, den alte, dem zarteren Gefühle wenig zugängliche Krieger beweinten, mußte selbst seinen Feinden Theilnahme einflößen. Als Mensch konnte ich mich auch nicht enthalten, an der auf dem Victory herrschenden Betrübniß einigermaßen Theil zu nehmen, als Franzose aber mußte mich ein Ereigniß befriedigen, das mein Vaterland von seinem talentvollsten Gegner zur See befreite. Der Augenblick, in dem Nelson verwundet wurde, der Ort der Verwundung — alle Umstände bewiesen mir unzweifelhaft, daß er von meiner Hand gefallen sei.

Wenn nun gleich die Kugel, die ihn traf, meinem Vaterlande einen wichtigen Dienst leistete, war ich doch weit entfernt, dieser Handlung mich zu rühmen; bei der furchtbaren Verwirrung, die um uns herrschte, konnte jeder Andere dieselbe sich zueignen; ich fürchtete die Scherze meiner Kameraden und hielt es daher für besser, weder mit ihnen, noch mit den auf der Victory befindlichen Offizieren darüber zu sprechen. Und so haben mich Sorglosigkeit und falsche Scham mehr als einmal um Vortheile gebracht, die ich mit gutem Gewissen hätte ansprechen können.

Abends erhob sich ein starker Wind, der die Trümmer unserer Niederlage hinwegspülte. Den folgenden Tag lag die See hellglänzend vor uns, und nichts kennzeichnete den Schreckensort des gestrigen Gräuels. Jetzt erfuhren wir auch den Verlauf der Schlacht auf den übrigen Schiffen. Fünf Schiffe unserer Seits hatten an derselben nicht Theil nehmen können, der größere Theil der spanischen hatte nicht Theil nehmen wollen; die übrigen hatten sich — bei einem nun ungleich gewordenen Kampfe, denn die englischen Schiffe kamen alle zum Gefecht — mit dem größten Muthe geschlagen. Der Dreidecker Trinita, vom Admiral Gravina befehligt, wurde, nachdem er sich lange gegen drei englische Schiffe vertheidigt hatte, in den Grund gebohrt. Der Admiral rettete sich und starb nach wenigen Tagen in Cadix an seinen Wunden.

Das französische Schiff „Adler“ — von 74 Kanonen — schlug sich ebenfalls gegen drei englische Schiffe, ward endlich genommen und scheiterte in der Nacht an der spanischen Küste, wo Engländer und Franzosen ihren Tod im Meere fanden. — Der Indomptable versank mit 1500 Verwundeten, ohne daß man auch nur einen Einzigen hätte retten können. — Der Intropide, befehligt vom tapfern Infernet, versank, vom schweren Geschütze gewaltig beschädigt, ebenfalls, nachdem er gegen mehrere englische Schiffe, die ihn nacheinander angriffen, mit erstaunlicher Bravour sich vertheidigt hatte. Infernet und einer seiner Söhne wurden aus den Wellen gerettet und auf ein englisches Schiff gebracht, wo jener Alle durch seine Offenheit und Derbheit, durch seinen Muth und seine Eigenthümlichkeit in Verwunderung setzte.

Der Achill, auf dem sich ein Theil unseres 67. Regiments befand, gerieth mitten im Gefecht in Flammen; die Engländer, die gegen ihn fochten, entfernten sich von ihm. Von den 800 Mann, aus denen seine Truppe bestand, vermochten sich nicht 20 zu retten. Als man kein Mittel mehr sah, das furchtbare Feuer zu löschen und der Tod Aller unvermeidlich schien, schossen sich mehrere Offiziere eine Kugel durch den Kopf, andere stürzten sich in die Flammen des Vordercastells; mehrere Seeleute stiegen in den Schiffsraum und beraubten sich bei den Rumfässern des Bewußtseins ihrer nahen furchtbaren Zukunft. — Um 6 Uhr ergriff das Feuer die Pulverkammer. Als hätte das Meer den schrecklichsten Vulkan geboren, so leuchtete die unermeßliche Flamme auf, das Krachen ließ den fürchterlichsten Donner hinter sich, das Meer und die Luft erbebten in unendlichen Kreisen, und aus der dunkeln unermeßlichen Rauchwolke stürzten die Trümmer des Schiffes und die Leichen der Unglücklichen. Unter anderen Umständen hätten diese wohl gerettet werden können, allein unter den jetzt vorwaltenden waren alle anderen Schiffe nur darauf bedacht, in der nöthigen Ferne eines das andere zu vernichten.

Den folgenden Tag brachte man den Viceadmiral Villeneuve an Bord des Victory. Er hatte eben so viel Talent als Vaterlandsliebe bewiesen; die Engländer empfingen ihn deßhalb auch mit all' der Achtung, welche der Tapferkeit und dem Verdienste im Unglücke gebührt. Er war an der rechten Hand verwundet, schien über seine Niederlage im höchsten Grade bestürzt und sehr wenig gerührt von der ehrerbietigen Aufmerksamkeit, die man ihm bezeigte. Noch am nämlichen Tage erkundigte er sich nach einem Manne, dem er diktiren könne, und ich erbot mich dazu. Nachdem er einige Fragen an mich gestellt, sagte er, daß ich bis auf weiteren Befehl sein Sekretär sein und mich täglich auf seinem Zimmer einfinden solle.

Den 22. Oktober segelte der Victory mit der übrigen Flotte nach England ab. Die Fahrt war langwierig und mühselig. Mein Dienst bei dem Admiral ersparte mir viele Unannehmlichkeiten, denen meine Kameraden ausgesetzt waren, und erwarb mir bei unseren Feinden einige Achtung. Ich sah den Admiral täglich und brachte oft den ganzen Tag bei ihm zu, um das ausführliche Memoir, das er über die Schlacht von Trafalgar veröffentlichen wollte, niederzuschreiben. Am 27. November ging der Victory bei Portsmouth vor Anker, den folgenden Morgen segelte er nach London, nachdem man die Gefangenen auf die auf der Rhede liegenden Pontons vertheilt hatte. Die Offiziere erhielten Pässe, um auf ihr Ehrenwort in verschiedenen kleinen Städtchen zu leben. Der Admiral begab sich nach Alresford in Devonshire, und erhielt die Begünstigung, mich und seinen Diener Prieur mitzunehmen.

So traurig endete für Frankreich und Spanien, so weit des letzteren Schiffe Antheil nahmen, die riesige Seeschlacht von Trafalgar, die aber

auch England den größten Seehelden kostete, den je die Gewässer trugen. Die blutigen Annalen der Schlachten werden dieses große Ereigniß noch fernen Geschlechtern und Jahrhunderten erzählen. —

Die Marienthaler.

(Von Gutwill.)

„Conrad! Ich weiß nicht, ob ich das Erbieten meines Kindes annehmen soll. Wilhelm thut es herzlich gerne, aber doch konnte er sich der Thränen nicht erwehren."

„Bah! Kleinigkeit! Wie oft hast Du das Nöthigste für Deinen Sohn entbehren müssen, und jetzt sollte er nicht gerne einer nutzlosen Freude entsagen, sobald es die Wohlfahrt seines Vaters gilt?"

„Ein Pathengeschenk bleibt immer ein nützliches Andenken sowohl an den Geber, als auch an die Veranlassung der Gabe. So oft Wilhelm die zehn Marienthaler betrachtet, welche er von seinem Taufpathen empfangen" — —

„Ich bitte Dich, Thomas! verschone mich mit einer Predigt! das Geld, mag es herrühren, von wem es will, frommt Niemanden, so lange es im Kasten liegt. D'rum hättest Du die Thaler schon längst für Wilhelm in der Sparkasse der Hauptstadt anlegen sollen. Nun dieß nicht geschehen, kommen sie Dir zu Gute, um dadurch Deine Schuld an mich abzutragen."

„Leider sehe ich: Du bestehst auf baldigster Zahlung. So sei es in Gottes Namen! Ich wollte gerade zu Dir nach Reichau gehen, um Dich zu befriedigen, falls Du mir keinen Aufschub gewähren solltest. Da Du mir indessen auf halbem Weg begegnet bist, so gehen wir zusammen in Dein Dorf. In Deiner Behausung zahle ich Dir die zehn Marienthaler, und Du gibst mir den Schuldschein heraus."

„Höre, Thomas! Du hast nach Hause eine kleinere Strecke, als nach Reichau. Zudem steht ein Gewitter am Himmel, und du kannst leicht Ballingen erreichen, bevor der Sturm losbricht. Gib also sogleich die zehn Thaler! Bei meinem nächsten Besuche in Ballingen erhälst Du dann den Schuldschein."

„Eilt's so sehr? Konrad! Wenn Dich das Wetter nicht auch zur Rückkehr nach Reichau nöthigt," —

„In der Waldmühle habe ich ein Geschäft abzumachen. Dort warte ich, bis das Wetter vorüber ist."

„Gut, dann komme ich nächsten Sonntag zu Dir in's Haus."

„Und läßst Dir lieber im einsamen Walde, wo Dir während eines Gewitters kein ehrlicher Mensch begegnen wird, das Geld von einem Spitzbuben abnehmen, als Du es mir vertraust, der Dir so oft aus der Noth geholfen hat."

„Wenn Du das denken solltest, so nimm das Geld!"

Conrad nahm die zehn Thaler, welche ihm Thomas anbot, und betrachtete sie während des Nachzählens mit geldgierigem Blicke. Dann schieden beide Bauern. Conrad schritt auf die Waldmühle zu. Thomas eilte nach Ballingen, da sich der Himmel schon ganz überzogen hatte und der Regen in einzelnen schweren Tropfen zu fallen begann.

„Du kehrst bald zurück, Thomas!" sagte Susanna zu ihrem Gatten, als derselbe in die Stube trat; „bereits glaubte ich, Du müßtest den Wald passiren, während das Gewitter am heftigsten tobt."

„Ich lief nach Mannes Kräften, um nicht vom Regen bis auf die Haut durchnäßt zu werden. Unfern der Waldmühle hatte ich vorher Conrad getroffen, den sein Weg dorthin führte, und weil der reiche Mann hartherzig genug war, das Opfer meines Kindes anzunehmen, sparte ich den weitern Weg, und wir machten das Geschäft mit kurzer Hand ab. Jetzt, lieber Wilhelm! laß Dich umarmen! Ein schweres Opfer hast Du gebracht, allein auch eine seltne Probe kindlicher Dankbarkeit abgelegt."

Thomas umarmte und küßte seinen Sohn, welcher beiläufig acht Jahre zählen mochte. Dann sagte er: „Nun wollen wir zu Tische gehen, denn da uns ein Stein vom Herzen gewälzt ist, schmeckt erst das Essen vortrefflich."

Die Freude der guten Leute sollte nur einige Tage währen. Da kam der Gerichtsbote in's Haus mit einer amtlichen Ladung.

„Wie!" rief der erschrockene Thomas. „Was sollte ich vor Gericht thun?"

„Conrad hat Euch verklagt wegen des Darleihens, das Ihr ihm schuldet," entgegnete der Bote; „die Verfallzeit ist schon seit vierzehn Tagen um, und öfter hat er Euch gemahnt, schriftlich wie mündlich."

„Und ich bin diesen Mahnungen nachgekommen. Vor sechs Tagen habe ich die Schuld getilgt auf dem Wege zwischen Ballingen und Reichau."

„Habt Ihr etwas Schriftliches hierüber, oder einen Zeugen?"

„O ich Thor!" schrie Thomas, „daß ich mir die zehn Thaler abschwatzen ließ, bevor die Herausgabe des Schuldscheins möglich war."

Der geprellte Landmann sollte seine Leichtgläubigkeit bitter büßen. Es kam zum Prozesse und im Prozesse zum Eide. Conrad schwur, vom Empfange des Geldes Nichts zu wissen. Schon sollte dem armen Schuldner eine Kuh aus dem Stalle verstrichen werden, da fanden sich mildthätige Nachbarn, welche die geschuldete Summe vorschossen, weil Thomas als fleißiger und redlicher Mann im ganzen Dorfe geschätzt war. Vor der Eidesabnahme hatte der Beklagte keine Mühe gespart, dem Kläger gewisse Umstände in's Gedächtniß zurückzurufen, deren Erinnerung das Vergessenhaben der geschehenen Zahlung unmöglich machten. Unter Anderem hatte er gesagt: „Conrad, entsinne Dich Deiner Worte. „Das Geld fromme Niemanden, so lange es im Kasten liege!"

Conrad hatte damals entgegnet: „Gerade die Unmöglichkeit dieser

Aeußerung spricht für mich. Denn wenn ich den Empfang des Geldes gegen besseres Wissen abschwören würde, so müßte ich ja entweder die zehn Marienthaler im Kasten liegen lassen, und sie würden mich Nichts nützen, oder ihre Verausgabung könnte die Entdeckung eines geleisteten Meineides veranlassen."

Dieß Gespräch war unauslöschlich in Conrads Gedächtniß geblieben und peinigte ihn mit der beständigen Furcht, daß eine gerichtliche Haussuchung, oder ein andres unvorhergesehenes Ereigniß seinen Besitz der zehn Marienthaler an's Tageslicht fördern würde, ungeachtet er dieselben sehr wohl verborgen hatte. Er mußte also das Geld ungenützt liegen lassen und hatte nebstdem keine frohe Stunde, so lange er es nur im Hause wußte.

Zwei Jahre waren vorübergegangen, und der Prozeß von Allen, die Betheiligten abgerechnet, so ziemlich vergessen worden. Da entschloß sich Conrad, die zehn Marienthaler in die nahe Hauptstadt zu tragen und sie dort bei verschiedenen Geschäftsleuten umwechseln zu lassen. Der Weg führte ihn durch Ballingen und also an der Waldmühle vorbei. Wie er derselben nahe war, kam ihm unwillkührlich der Gedanke, wie er sich hier von Thomas verabschiedet, nachdem er die zehn Thaler empfangen, welche ihm im Herzen und gleichsam auch in der Tasche brannten. Tief seufzend blickte er zum Himmel auf. Siehe, der Himmel hatte sich überzogen gerade wie damals, und schon begann der Regen in einzelnen schweren Tropfen. Da hallten ihm innerlich die Worte wieder, welche er damals zu Thomas gesprochen: „Du läßt Dir lieber im einsamen Walde, wo Dir während eines Gewitters kein ehrlicher Mensch begegnen wird, das Geld von einem Spitzbuben abnehmen."

Da rauschte es im nahen Gebüsche. Ein Fieberfrost packte und schüttelte ihn, und er lief, als ob ihn das tobende Wetter vor sich hertriebe. Plötzlich fühlte er einen Schlag im Genicke und stürzte zu Boden. Dann schwand ihm das Bewußtsein. Als er wieder zum Leben zurückkehrte, waren Thomas und der Waldmüller im Begriffe, ihn auf eine Tragbahre zu legen und in die nahe Mühle zu schaffen. Der Himmel war wieder heiter geworden.

„Du hier Thomas?" schrie Conrad und verhüllte das Gesicht mit beiden Händen.

„Du bist überfallen und ausgeraubt worden," begann Thomas: „allein tröste Dich, die Landjäger verfolgen schon den Thäter, welcher nicht weit entfernt sein kann."

„Und sie werden ihn bekommen?" fragte Conrad mit ängstlicher Hast und fiel von Neuem in Ohnmacht.

Wie er zum zweiten Male erwachte, lag er in der Mühle. Ein Arzt war mit ihm beschäftigt. Der Ortsvorstand von Ballingen, der Waldmüller und Thomas weilten gleichfalls an seinem Lager. Bald darauf trat ein Landjäger ein und meldete dem Ortsvorstande: Ein der

That verdächtiger Bursche sei bereits aufgegriffen und ein lederner Geldbeutel bei ihm vorgefunden worden.

„Der Ortsvorstand hielt dem Kranken den Beutel vor die Augen mit der Frage, ob er ihn als sein Eigenthum anerkenne.

„Die Hand des Herrn ruht schwer auf mir" — lispelte Conrad. Dann sprach er laut: „Der Beutel ist mein, die zehn Marienthaler jedoch, welche sich darin befinden, gehören Thomas. Ich habe sie ihm vor Gericht abgeschworen."

So war ein Verbrechen des Meineides durch ein Verbrechen des Raubes entdeckt worden. Bedenklich krankte Conrad an den Wunden des Körpers, welche er beim Raubanfalle empfangen hatte, weit bedenklicher aber noch an den Wunden des Gemüthes, welche ein nagendes Gewissen, das beschämende Gefühl, vor seinen Bekannten als ehrlos zu gelten, sowie die Furcht vor einer mehrjährigen Zuchthausstrafe hervorgebracht hatten.

Diese körperlichen und geistigen Leiden führten seine baldige Auflösung herbei. Er starb mit tiefer Reue über seine begangenen Missethaten, und nachdem er Thomas den ihm zugefügten Schaden reichlich vergütet hatte.

Die letzte Erzählung.

(Von Dr. C. Barth.)

Vor nicht gar langer Zeit lebte in einem armen, aber niedlichen Dörfchen, unweit der großen Stadt Köln am Rheine, ein alter ehrwürdiger Pfarrer. Die Sorge um das Wohl seiner lieben Familie (so nannte der redliche Greis die Gemeinde, der er seit zehn Jahren Vater war), wie die Beschwerden des Alters hatten seine Locken gebleicht und die letzten Spuren jugendlicher Kraft aus den Zügen seines Gesichtes verwischt; aber noch drang ein freundlicher Blick zum Herzen, und wer ihn sah in dem bunten Kreise der Alten und Jungen, wie er ermahnte und lehrte, tröstete und half, der mußte dem frommen alten Manne recht im Innersten gut sein. Vor allem fanden die Kinder an den schönen lieblichen Geschichten, die er ihnen von Zeit zu Zeit zur Ermunterung und Belohnung ihres Fleißes erzählte, und die er stets mit den nützlichsten und sinnreichsten Lehren zu durchweben verstand, die aufrichtigste Freude. Wollte er ihnen einmal den hohen Werth der Tugend recht vor Augen stellen, oder glaubte er, sie vor irgend einem eingerissenen Laster besonders eindringlich warnen zu müssen, so war es immer eine Erzählung, was ihn am sichersten und schnellsten zu seinem Ziele führte; und um den Eindruck auf die jungen Seelen recht bleibend zu machen, vertheilte er Sonntags darauf nach der Kirche die Abschrift.

Der Abend, wo eine solche Erzählung zum erstenmale vorgelesen wurde, war dann in jedem Hause ein Fest, und jedesmal von Neuem segneten die Eltern den Freund und Führer ihrer Kinder. Jetzt, wo seine Augen schwach geworden waren, und seine Hand zitterte, wurden die Erzählungen seltener, und die Kinder mußten sich ihre Abschriften selbst besorgen. Es war dieß eine neue Freude für sie, und auch der Pfarrer wurde immer mit Rührung erfüllt, wenn er an einem heiteren Nachmittage die sonst so munteren Knaben geduldig an den engen Tischchen seines Zimmers herumsitzen und wetteifernd schreiben sah, um nur wieder etwas von ihrem lieben Lehrer mit nach Hause zu bringen.

Am liebsten aber verweilte er bei dem kleinen Wilhelm, der erst vor einigen Monaten als ein Waise in das Dorf gekommen und von den menschenfreundlichen Bewohnern desselben liebreich aufgenommen worden war. Er war kaum acht Jahre alt, und mußte sein bischen Brod von den guten, selbst armen Leuten, abwechselnd der Reihe nach zusammenbetteln; aber es liebten ihn alle wie ihre eigenen Kinder, denn er war dankbar und voll guten Willens.

Dabei hatte er ein so zartes und gefühlvolles Herz, daß er keinen Leidenden zu sehen vermochte.

Schon der Gedanke an seine früh verlornen, von ihm gewiß recht herzlich geliebten Eltern brachte ihn zu Thränen, und schrieb er in dem Hause des Pfarrers, so lockte jede schöne Stelle ihm die hellen Zähren in die Augen. Diesen selbst aber, der sich gerne mit ihm unterhielt, und ihm öfters die schönen Lehren und Gleichnisse Jesu erklärte, gewann er so lieb, daß er nichts sehnlicher wünschte, als ihm etwas zu Gefallen zu thun. Einmal, als der Geistliche eben wieder eine neue, besonders rührende Geschichte vorgetragen hatte, kam Wilhelm auf den Gedanken, sie gleich aus dem Stegreife nachzuschreiben, und es gelang ihm dieses, da er ganz Ohr gewesen war und ein vorzügliches Gedächtniß ihn unterstützte, über Erwarten.

Er brachte sie dem Herrn Pfarrer, und hatte die Freude, von diesem, der die regelmäßige und gleiche Schrift nicht weniger als die schnelle Fassungsgabe des Kindes bewunderte, in der Folge nicht selten eine kleine, seinen Kräften gemäße Beschäftigung zu erhalten, durch die er sich das Lob und die Zufriedenheit seines Wohlthäters in immer höherem Grade erwarb. Die Erzählungen, deren schriftliche Abfassung von nun an dem fleißigen Wilhelm ausschließlich oblag, wurden wieder häufiger, und verloren von ihrer ursprünglichen Anmuth in dem Munde des kleinen Erzählers so wenig, daß die Buchhändler der nahen Stadt, denen der Pfarrer die besseren gewöhnlich für weniges Geld überließ, nur ungern den armen Knaben vor sich vorübergehen sahen.

Der Herbst war verstrichen, und ein rauher Winter trat an dessen Stelle. Die Bäume standen gleich im Anfange kahl und entlaubt da, und so groß war die Kälte, daß auch die kleinen schwachen Hütten sich

nicht mehr vor Frost zu schützen vermochten. Der bitterste Mangel beherrschte das Dorf, und die Meisten lagen krank darnieder. Da offenbarte es sich deutlich, was Walther, so hieß der Pfarrer, durch zehnjährige Liebe in den Herzen seiner Untergebenen gewirkt hatte; der Arme half dem Armen, der Kranke dem Kranken, und über des Andern Unglück vergaß ein Jeder das Seine. Der Pfarrer gab Allen das Beispiel. Voll unermüdeten Eifers durchwachte der Greis die Nächte an den Sterbelagern der Väter und Mütter, und gab am Tage milden Trost den verlassenen Wittwen und Waisen. Von seiner Baarschaft begrub er die Todten. Aber was seinen Geist erhob, vermochte sein Leib nicht zu tragen; ein hitziges Fieber, die Folge der durch die Anstrengung überreizten Nerven, heftete auch ihn an die Stätte der Schmerzen. Es war ein harter Schlag, der jetzt die unglücklichen Dorfbewohner getroffen hatte; die Hand des Vaters war ihnen entzogen in der Zeit der Noth, er selbst ein Opfer der Treue. Wie gerne hätten in diesem Augenblicke die Wenigen, die nicht mehr die Hoffnung des nahen Grabes mit ihm theilten, ihrem Retter vergolten; wie sehnten sie sich, ihren besten Freund in diesem Leben noch einmal zu sehen! Aber mit Gewalt trieb sie der Arzt hinweg, damit sie nicht angesteckt würden, und sie konnten nichts für ihn thun, als beten und weinen. Nur Wilhelm, der kleine Wilhelm, vermochte durch keine menschliche Kraft von dem Bette des Sterbenden entfernt zu werden; nicht die Vorhersagungen des Arztes, nicht die Bitten des Pfarrers selbst, der nur selten aus dem Vorgefühle des bevorstehenden Todes zum Bewußtsein des Lebens zurückkehrte, und, seiner Himmelsgesinnung getreu, auch dann nicht die Sorge für das Schicksal der Seinen vergaß, waren im Stande zu bewirken, daß er nicht bis an's Ende bei seinem Wohlthäter verharre. „O daß ich sie alle versammeln könnte," so seufzte oft Walther, „noch einmal, ehe ich hingehe zu dem Herrn, in dieser Prüfung, auf daß sie vertrauten auf Gott und die Liebe. Wüßte ich, daß sie vertrauen, ich schiede im Frieden." —

Dann entschwand ihm von Neuem die Stimme, und Schlummer umhüllte ihm wieder die Augen. Zwei Monate waren auf diese Weise wieder vergangen, und nie war Wilhelm von seiner Seite gekommen. Da durchdrang erneuerte Wärme den fliehenden Athem, der Puls schlug höher, und die Regungen des Herzens wurden wieder fühlbarer; mit der Macht des Winters war die Gefahr der Krankheit gebrochen. Der Knabe weinte vor Jubel und Entzücken. Bisher hatte er nur gewacht und getrauert, nun sollte recht eigentlich die Pflege beginnen; nichts wollte er, dieß versprach er sich selbst im Stillen, unterlassen, was immer er zur völligen Wiederherstellung der Gesundheit seines Lehrers vermöchte. Aber ach, von Allem hatte der milde Sinn des Geistlichen ihn entblößt, was ihm jetzt so nothwendig, so heilsam gewesen wäre. „Nur eine Flasche Wein, wenn ich Euch zu verschaffen wüßte," jammerte der Arzt, „sie würde Euch wunderbar stärken!" Walther schwieg, und vertraute

auf Den, der Alles vermag. Er hatte ihm das Leben erhalten; wie konnte er ihn darben lassen? Eines Morgens erwachte er von einem besondern wohlthätigen Schlummer. Der Arzt stand am Bette. „Wo ist Wilhelm?" fragte ihn der Pfarrer verwundert, und eine leise Ahnung durchbebte sein Herz. „Ist es auch krank geworden, das arme Kind?" Da stürzte Wilhelm frohlockend und außer Athem in's Zimmer — „Wein, Wein!" rief er, „das ist Wein!" und nahm ein zierliches Körbchen vom Arme, in dem sich einige Flaschen und ein hölzerner Becher befanden. Diesen schenkte er voll, und reichte ihn mit kindlicher Freude dem Pfarrer. „Gott möge Dir's vergelten," sprach der gerührte Greis, und seinen Augen entfiel eine Thräne. Und als er getrunken hatte, segnete er den Knaben, und betete wieder: „Er möge Dir's vergelten, in diesem und jenem Leben!" „Amen!" versetzte der Arzt, und weinte.

Nach mehreren Tagen hatte Walther die letzte der Flaschen geleert. Sie waren ihm wie ein Geschenk des Himmels, sein Wilhelm ein Engel; er fragte nicht weiter. Indeß warf die Sonne die ersten Strahlen durch das Nebenfenster des Häuschens, Leben kehrte in die Hütten des Dorfes. Gestützt auf seinen Knotenstock und von Wilhelm begleitet, pilgerte der Pfarrer von Ort zu Ort, seiner Lieblingsplätzchen wurde keines vergessen. Er überließ sich ganz den Gefühlen für die neu gewonnene Schöpfung. Wilhelm betete im Schatten einer Hecke, und der Name „Vater" entfloh seinen Lippen. Er hatte Gott für die Erhaltung des Greises gedankt. „Ja, dein Vater!" lispelte Walther, und küßte die Stirne des Knaben. „Zwar Gold und Silber habe ich nicht," fuhr er fort, und schaute gen Himmel, „aber was ich habe, das will ich dir geben." — Darauf gingen sie an den Hütten vorüber. Der blaue Himmel und die schimmernde Sonne hatten deren Bewohner in's Freie gelockt; das Dörfchen glich einer ausgestorbenen Gemeinde. Der sorgsame Wilhelm bemerkte den Eindruck, den dieß auf die Seele des Pfarrers verübte, und war im Begriffe, auf einem Nebenwege das Dorf zu verlassen, als Walther vor einer kleinen Pforte verweilte, die durch die Reihen der Gräber in's Innere der Kirche geleitet. Wie Kinder um die liebende Mutter, so ruhen die Hüllen der Todten hier um die Stätte des Friedens, und gerne wandelt der Landmann, wo die feurigen Kreuze des Thurmes die Grüfte der Seinen vergolden. Den Eingang des göttlichen Hauses beschatten die Zweige einer hundertjährigen Linde, und unter dem kühlenden Laube sind zierliche Rasen für des Wanderers-Ruhe bereitet. Dorthin berief gewöhnlich der Pfarrer die Kinder und erzählte ihnen seine Geschichtchen; es war seine liebste Erholung. „Willst Du zur Linde, mein Vater?" so fragte ihn jetzt sein kindlicher Führer; er nickte und trat durch die Thüre. Kein Laut unterbrach das heilige Schweigen, und traurig standen die Hallen der Kirche.

Aber als sie die Ecke verließen, da staunten sie beide — das ganze Dorf war um die Linde versammelt, und horchte, was Jakob, der jüngste

von Allen, ein kleines Buch in der Hand, ihnen vortrug. Es war der Ausgang einer Erzählung, die eben, als der Pfarrer und Wilhelm erschienen, mit einem bekannten Lieblingsreime des Erstern sich schloß. „Ja," wiederholte der Greis! überrascht von dem unerwarteten Anblick der ganzen Gemeinde, „ja, wer auf Gott vertraut, der hat auf festen Grund gebaut," und stand in der Mitte des Kreises. In freudigem Schrecken erhoben sich Alle, und umschlangen seine Kniee, und priesen Gott, und des Jubels war kein Ende. Denn sie hatten nicht gehofft, in diesem Augenblicke ihn wieder zu sehen. Er aber umarmte die Kinder, und segnete sie, und weinte mit ihnen. Da nahm das kleinste der Mädchen das Büchlein vom Boden, und brachte es Wilhelm. „Du auch lesen," rief es, „geweint haben," und wischte sich mit dem Schürzchen das Auge. Die Andern aber winkten dem Jakob, und unterredeten sich heimlich. Dann ersuchten sie den Pfarrer um Erlaubniß, das Büchlein noch einmal zu lesen. „Wenn Ihr bei uns seid," sagte Jakob, „und wir Euch immer dazu in die Augen sehen können, verstehen wir das Schöne, was in dem Büchlein ist, ja doch um viel besser." Da lächelte Walther, und drückte dem guten Manne die Hand. Darauf setzte er sich mit in den Kreis, und das Büchlein wurde gelesen.

Der Inhalt der Geschichte war kurz und einfach; aber sie war so natürlich, so rührend geschrieben, und mit so vielen schönen und guten Lehren geschmückt, daß man sie immer gerne zum zweitenmale las. Sie enthielt die letzte Erzählung eines Mannes, der, wiewohl noch nicht sehr bei Jahren, die traurigsten Tage verlebt und sich zuletzt als Einsiedler in der Gegend eines Dorfes niedergelassen hatte, wo er sie jetzt, durch Kummer und Gram dem Tode genähert, den guten Leuten mittheilte, von deren Erbarmen er lebte, und die den frommen Alten nicht selten besuchten. Als der erstgeborne Sohn eines rechtschaffenen und wohlhabenden Kaufmanns hatte er alle Vortheile einer sorgfältigen Erziehung genossen, und durch das reiche Erbe seines Vaters und eigenen Fleiß ein Vermögen erworben, das ihm die Aussicht auf ein ruhiges, glückliches Leben in unbeschränktem Grade gewährte. Allein sein Geist war von der Nacht des Zweifels befangen, und durch schlimme Gesellschaft, verbunden mit Lesung gefährlicher Schriften, dem Gedanken an Gott und das Bessere in der Folge gänzlich entfremdet. Er hatte den Glauben an Tugend und Wahrheit verloren, und seine Seele verschmähte reine Freuden. Vergebens bekämpfte sein jüngerer Bruder, der sich dem geistlichen Stande ergeben, mit Wort und Beispiel die verderblichen Sätze, die Jener so tief und innig ergriffen, und die sein an sich nicht verworfenes Innere, wie seine Weise zu handeln, mit allen Irrthümern des Lasters erfüllt hatten.

Vergebens hoffte er, indem er ihm die in Natur und Leben überall verbreiteten Spuren des göttlichen Waltens bemerkbar machte, das Vertrauen auf ein höchstes Wesen und dessen Güte, die Grundlagen alles Guten in ihm zu erwecken. Es bedurfte eines härteren Mittels, das

durch Zeit und Gewohnheit eingewurzelte Uebel zu heilen. Er heirathete ein reiches Mädchen und ward Vater. Sein Emil, dessen Geburt ihn zum Wittwer machte, verstand, die beinahe erloschenen Funken des schönsten der menschlichen Gefühle von Neuem in ihm zu erregen, und lallte ihm bereits die ersten süßen Laute entgegen, als jener verheerende Krieg, der ganz Deutschland in Jammer versetzte, auch jene Gegend den blutigen Gräueln, die ihn allenthalben begleiteten, unterwarf. In einer stürmischen Nacht überfielen die Feinde die Stadt, und plünderten sie. Wer Schätze besaß, erlag ihrem Grimme. Nur Emils Vater entkam mit dem größeren Theile seiner Habe, indem er, von dem augenblicklichen Drange gezwungen, sein Kind in den Armen des Bruders, dessen Fassung und Ruhe bei dem allgemeinen Elend er erstaunte, zurückließ. Aber nur wenige Meilen von der Gränze entfernt, entdeckte ihn ein Zufall den Nachzüglern des feindlichen Heeres; mit seinem ganzen Reichthum mußte er sein Leben und seine Freiheit erkaufen. Er irrte trostlos in fernem Lande umher, bis die Unterwerfung der Feinde und der geschlossene Friede die Rückkehr in das Vaterland ihm möglich machte, und eilte dann, von Sehnsucht getrieben, auf dem nächsten Wege zur Heimath, den Verlust seines Alles in dem Anblicke seines Einzigen zu vergessen. Allein er fand eine Brandstätte, und statt seines Sohnes empfing ihn die Nachricht, daß er in den Trümmern des brennenden Hauses begraben worden sei. Mit dem Brande der Stadt hatte der Feind sich den Rückzug gedeckt. Von seinem Bruder wußte ihm Niemand zu sagen. Da bemächtigten Wuth und Verzweiflung sich seiner, er haßte sich selbst und die Menschheit; aber aus dem Samen des Leidens entsprang die Blume des Heils. In Wäldern und Wüsten wollte er dem Gedächtniß seines Unglücks entfliehen, und in Wurzeln und Kräutern bestand seine Nahrung. Matt und abgezehrt von der ungewohnten Speise, blieb er in einem Dorfe liegen, demselben, in dessen Nähe er hierauf den kurzen Lebensrest vollbrachte. Hier war es, wo sein Geist sich wieder fand, und die Tugend einen neuen Jünger gewann; im schönen Bilde des Zusammenwirkens einer edlen Gemeinde trat ihm das Christenthum entgegen, Freundschaft und Liebe thaten das Ihre, und durch die Lehren der Einsamkeit ward die Bekehrung vollendet. Er hatte sie einsehen lernen die Nichtigkeit der irdischen Dinge, und mit Gold wäre ihm keine Freude mehr zu machen gewesen; seinen Emil aber fand er wieder, er wußte es gewiß, in einem besseren Leben ohne Trennung und Schmerzen. Wie dankte er jetzt Gott für sein Unglück, die Quelle des Glückes, und schauderte vor dem Gedanken der Möglichkeit, daß er auch Emil in sein Verderben gerissen, auch ihn statt der himmlischen Hoffnung an die vergängliche Erde gekettet hätte. Er, der im Uebermaße des Glückes gezweifelt, vertraute jetzt in dem Abgrund der Leiden. „Ja!“ rief er, nachdem er dieß alles den Genossen seiner letzten Tage erzählt, und besonders die Kinder derselben, in seinem Beispiele die Wege der Gottheit verehren zu lernen,

ermahnt hatte, „ja, Herr! ich stehe an der Gränze des Lebens, von dem ich bald werde hingenommen werden, und Niemand ist, der mir die Augen zudrücke; aber ich vertraue auf Dich und Das, was Du uns verheißen hast.“ Dann fiel er auf die Kniee nieder, und betete mit geschlossenen Augen. „Ich vertraue!“ stammelte er noch einmal, und — „Vater, Vater!“ erscholl es an seinem Halse. „Ich bin dein Emil, Vater! — „Mein Emil!“ stöhnte der Büßer, und erblickte den Knaben, der ihn mit den Händchen umschlang; er drückte ihn fester an seine Brust, welche die unermeßliche Freude nicht faßte, und lallte noch einmal: „Mein Emil!“ Dann sank er bewußtlos zu Boden. In Himmels-Entzücken war seine Seele der Erde entflohen. — Mit Lebensgefahr hatte der Geistliche Emil gerettet, und ihn, da er selbst gleich darauf in Folge der Ansteckung todtkrank darniederlag, nebst dem Aufschlusse über seine Geburt einem Freunde vertraut, der fern von dem Getümmel des Kriegs eine friedliche Stätte sich suchte, und eben in jenem Dorfe sie fand, wo er jetzt aus seiner Erzählung den Vater des Kleinen erkannte, von dessen Rettung er aller Nachforschungen ungeachtet nie mehr etwas hatte erfahren können. Die Gemeinde aber erbaute da, wo Emils Vater gestorben war, eine Kapelle, in welcher Emil, nachher der Wohlthäter des Dorfes, an der Seite seines Vaters ruht, dem er frühe gefolgt ist, und über den Gräbern liest man bei einem auf das Leben Beider sich beziehenden Gemälde die einfache Inschrift:

Wer auf Gott vertraut,
Der hat auf festen Grund gebaut.

Die Vorlesung war zu Ende. Stumm und unbeweglich, wie er die ganze Erzählung hindurch gewesen, saß der Pfarrer noch da; man sah es ihm an, daß etwas Großes in ihm vorgegangen sei. „Ach, es sollte auch Eure letzte Erzählung sein,“ unterbrach endlich Jakob das Schweigen, und Alle umringten den Pfarrer, „aber Gott hat sich unser erbarmt, wir wollen ihm danken!“ Sie knieeten nieder und beteten im Stillen: Da erwachte auch der Pfarrer aus seinem Traume, entblößte das Haupt und sprach: „Ja wahrlich, da ist Gottes Haus, und ich wußte es nicht.“ Darauf nahm er das Büchlein und küßte es, und Jakob mußte ihm erzählen, wie er dazu gekommen sei. Dieser hatte es bei einem kranken Freunde, der bei einem Buchhändler der Stadt in der Lehre stand, und den er während der letztern Tage verpflegte, gesehen, und da es, wie Jener behauptete, die letzte Erzählung seines Pfarrers enthalte, und er es nicht kannte, aus Dankbarkeit von demselben zum Geschenke bekommen. Gleich auf dem Rückweg zum Dorfe begann er zu lesen; schon der Titel und die auf den ersten Seiten enthaltene väterliche Mahnung bewegten ihn zu Thränen, und als er, eben am Ende des Weges, zum letztenmale umschlug, da weinte er laut, denn er wußte noch nichts von der Genesung des Pfarrers, und hielt das Büchlein für dessen Vermächtniß. Er eilte zur Linde, wo, wie er sich erinnerte, um diese Stunde die Gemeinde freiwillig für ihren Vater zu beten sich vereinte, und erfuhr dort die glückliche Wen-

dung der Dinge. Jetzt lasen sie freudig das Büchlein. — „Die Erzählung ist nicht von mir, lieber Jakob!" nahm nun Walther, der sich indessen gesammelt hatte, das Wort, „meine Hand weiß nichts davon, und doch ist's meinem Herzen, als müßt' ich sie selbst geschrieben haben; so lieb, so bekannt ist mir Alles. Aber gehe noch einmal in die Stadt, Jakob, ich bitte dich darum, und ich will dich begleiten, damit ich es erfahre." — „Besinnt Euch doch, Herr Pfarrer," unterbrach ihn der Landmann, der lange schon mit unruhigen, besorgten Blicken ihn betrachtet hatte, während die Uebrigen noch von allem dem nichts verstanden, „besinnt Euch, Ihr habt die Erzählung geschrieben; Wilhelm selbst" — „Wilhelm! mein Wilhelm!" schrie Walther, von dem Klange dieses Namens plötzlich zu einer mächtigen Ahnung erregt, und breitete die Arme weit gegen ihn aus; in kindlicher Scham lag der Knabe vor ihm. Auf das Tiefste hatte es ihn immer ergriffen, wenn der Pfarrer vergeblich sich sehnte, noch einmal die Seinen im Vertrauen auf Gott und die Tugend zu stärken, und, durch die Länge der Zeit mit der Art und Weise des Geistlichen innig vertraut, hatte er, unterstützt von der Lebendigkeit seiner Gefühle, es gewagt, in dem Gewande einer Erzählung die letzten Lehren seines Wohlthäters zu hinterlegen. Als ein Andenken des Verblichenen wollte er sie nach seinem Tode in dem Dorfe vertheilen, und wenn er in den Stunden der Nacht, an dem Bette des Schlummernden sitzend, bei einem armseligen Lämpchen daran schrieb, fand er selbst den süßesten Trost und die reichste Erholung. Er konnte ja seinem sterbenden Freunde vergelten. Mit der glücklich überstandenen Gefahr aber war auch seine Erzählung vergessen, und er vollendete sie erst dann in einer einsamen Stunde, als er, den Mangel des Pfarrers zu lindern, jedes mögliche Mittel ergriff. Ihr dankte er den Wein und das Brod, womit er an jenem Morgen den Kranken erquickte. „Und die Geschichte?" — war Walthers hastiger Ausruf, als Wilhelm Alles gestanden. „Ist die Geschichte meines Vaters," erwiederte dieser, und faltete die Hände über dem Herzen. „Gott segne Emil, meinen Vater!" — „Und den Sohn meines Bruders," jubelte Walther dazwischen, und umarmte den staunenden Kleinen. Die Andern aber frohlockten, und theilten die Freude. Da wandte sich der Pfarrer zu ihnen, und sprach: „Seht, so spricht Gott zu den Seinen. Er hat Euch vertrauen gelehrt. Aber auch dieß möget ihr erkennen aus dem Winke des Herrn, daß jede gute That sich selbst belohne. Er hat es Euch schon hier auf Erden gezeigt. Wie ich den Sohn meines Bruders gerettet habe, so hat jetzt sein Enkel mich gerettet, und wie Wilhelm durch seine Erzählung mich gestärkt hat, so hat er durch sie einen Oheim gefunden." Sie dankten Gott, und die Erinnerung dieser Begebenheit schwand nie aus ihren Herzen. Wilhelm verharrte bei dem Pfarrer bis zu dessen Tode, und sie schrieben noch manche Erzählung, die schönste aber blieb doch immer

„Die letzte Erzählung."

Inhalt.

Seite

A. Biographieen.

1. Die heiligen Apostel 3
2. Die Zeit der Martyrer 9
3. Das Leben und Wirken des heil. Bonifazius, des Apostels der Deutschen . 17
4. Karl der Große 47
5. Johannes Gutenberg 65
6. Michel Angelo Buonarotti 75
7. Georg Friedrich Händel 76
8. Johann Sebastian Bach 81
9. Johann Michael Sailer, Bischof von Regensburg 86

B. Aufsätze geschichtlichen Inhaltes.

1. Die Katakomben Roms 94
2. Pompeji 107
3. Das geistliche Schauspiel des Mittelalters 113
4. Die Niederlage der Ungarn auf dem Lechfelde bei Augsburg . . . 130

C. Aufsätze gemeinnützigen Inhaltes.

1. Ueber die Geschichte der Pendel-Uhren 144
2. Etwas über die neue Li-gro-ine- oder Petroleum-Gas-Lampe . . . 234

D. Aufsätze pädagogischen Inhaltes.

1. Wesen und Zweck der christlichen Familie 238
2. Pädagogische Aehrenlese aus den Schriften der heiligen Väter . . . 264

E. Reisebeschreibungen.

Die Nordpolarländer 285
Das obere Lechthal 317

F. Erzählungen.

Ja und Nein 336
Eine Porzellantasse 341
Das Turnier 344
Die Seeschlacht bei Trafalgar 349
Die Marienthaler 356
Die letzte Erzählung 359